Die Magyaren.

Die Völker Europa's

Johann Georg Kohl, A. Kretschmer

Vet. Ger. III C. 76

Die Völker Europa's.

Von

J. G. Kohl.

Mit Vignetten und Farbendrucktafeln.

nach Aquarellen von A. Kretschmer.

Hamburg, 1868.

Vereinsbuchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 6 OCT 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Der vorliegende Versuch, die Völker Europa's in kurzer und populärer Weise zu schildern, entstand aus einer Reihe von Vorlesungen, die ich im Verlaufe von zwei Wintern vor einem kleinen Publikum von Herren und Damen aus den gebildeten Ständen in meiner Vaterstadt Bremen hielt.

Mein Plan bei diesen Vorlesungen war folgender: Nach einer allgemeinen Schilderung unseres Continents, so wie nach einem Hinblick auf die benachbarten Welttheile Afrika im Süden und Asien im Osten und die Einwirkung ihrer Bevölkerung auf Europa, gruppirte ich die Völker Europa's in zwei große Abtheilungen, eine östliche und eine westliche.

An die Spitze der östlichen Gruppe stellte ich die Betrachtung der Griechen, ihrer Nachbarn und Nachfolger, ging dann zu den Slavischen und weiterhin den Finnischen Völkern über, indem ich dieser östlichen Gruppe zugleich die Juden und Zigeuner anschloß.

An die Spitze der westlichen Gruppe stellte ich die Bewohner Italiens, ließ ihnen die anderen Romanischen Völker folgen, und schloß das Ganze mit einer Charakterschilderung der Deutschen, des Herzens und der Mitte Europa's, um die ich mich gleichsam im Kreise herumbewegt hatte.

In jedem der einem besonderen Volke gewidmeten Abschnitte bemühte ich mich zuerst, nach einer kurzen Schilderung der Natur und Begränzung des Wohnsitzes, die frühesten Urbewohner, über die wir mit unserer mangelhaften Geschichte nicht hinaus können, nachzuweisen, — dann die wichtigsten der geschehenen Einwanderungen, welche gleichsam die Bestandtheile oder Elemente zu der mit ihrer Hülfe sich ausbildenden Nationalität hergaben, hervorzuheben, — und endlich das aus diesem Werde-Processe fertiggewordene Volk selbst zu porträtiren, — dabei seine Grund-

und Haupt-Anlagen und die ihm anerzogenen Eigenschaften anzudeuten, und endlich die Rolle, welche es in Folge davon in unserer Culturgeschichte gespielt hat und die Stellung, welche es in unserm Europäischen Concerte behauptet, in den wichtigsten Momenten zu bezeichnen.

Bei diesem Unternehmen, über dessen Schwierigkeiten ich hier nichts weiter sage, benutzte ich zum Theil die eigenen Beobachtungen, die ich auf verschiedenen Reisen gesammelt hatte, und die Ansichten, die sich in mir von Land und Leuten gebildet hatten. Weit nützlicher aber noch waren mir dabei die Werke anderer Schriftsteller, Geographen, Historiker und Reisenden, deren Aussprüche ich, wenn sie mir treffend schienen, meinen Auslassungen einverleibte. Das Werk gehört daher kaum zur Hälfte mir selber an. Es kann größtentheils nur als eine Zusammenstellung der Meinungen Anderer gelten, bei der ich mich indeß bestrebte, nicht unkritisch zu verfahren. Häufig habe ich meine Gewährsmänner genannt. Wenn es nicht immer geschehen ist, so mag dieß darin eine Entschuldigung finden, daß es mir hier kaum möglich war, alle Werke, denen ich etwas entlehnte und verdanke, auch nur dem Titel nach zu bezeichnen.

Bremen im October 1867.

Der Verfasser.

Europa.

„Dies alte Europa langweilt mich!“ soll einmal Napoleon gesagt haben. Und viele „Europamüde“ haben es ihm später nachgesprochen.

Jener große Mann that seinen berühmten Ausspruch vermuthlich auf der Höhe seiner Triumphe, als er den ganzen Welttheil sich zu Füßen sah, und ihm nichts zu erstreben übrig schien. Und die Europamüden sagten es, weil sie hoffnungslos in dem alten Lande nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hatten.

Es ist ein trübsinniger Spruch, der entweder von der Uebersättigung oder von der Verzweiflung erzeugt und eingegeben war. Weder die Geschichte noch eine kühle Erwägung der Verhältnisse lädt uns ein, ihm beizupflichten, vielmehr ermuthigen uns beide zu der erfreulichen Annahme, daß unser gutes Europa weder langweilig, noch, wie die Amerikaner es so gern nennen, *altersschwach* sei.

Auf dem ganzen Erdenrund giebt es bis auf die neusten Tage herab, kein für Herz und Geist unterhaltenderes Schauspiel, als die Betrachtung des Lebens und Treibens der rührigen Europäischen Nationen, nirgendswo sonst *mehr* Hoffnung auf Jugend, auf Fortschritt und stets neue Gestaltungen, als auf unserem kleinen Continente, der *zwar* schon *alt* ist, aber stets noch lebensfrisch blieb. —

Von den Zeiten der Athenienser an war das große Leben der Welt in Europa. „Mit dem Christenthum,“ sagt unser alter Arndt, „sind alle Geister dahingezogen. Es ist das Herz der Weltgeschichte geworden. Columbus nahm es und setzte es ein in den Mittelpunkt des Erd-Organismus, und seitdem kann man fast mit Gewißheit sagen, es werde für alle Zeiten das geistige und leibliche Centrum unseres irdischen Sternes bleiben.“

Diese Gewißheit befestigt sich in uns bei einer Betrachtung des wundervollen und auf Erden einzigen Planes, nach welchem der Schöpfer unsern Continent gebaut hat, so wie bei einer Erwägung der glücklichen Naturanlage, welche den europäischen Völkern seit den ältesten Zeiten her eigen gewesen und in der Hauptsache auch geblieben ist.

Wenn die Griechen dem Gotte des Regens und der Wolken und seinem Bruder dem Erderschütterer Poseidon, dem Gotte des Meeres, das oberste Regiment zutheilten, und die Göttin des Erdreichs nur als empfangende leidende Frau darstellten, und wenn ihr großer Dichter Pindar eine seiner Oden mit dem berühmten Spruche begann: „Das Wasser aber ist das Beste," so zeigt ein Blick auf die Erdkugel, von wie richtiger Erkenntniß dieser wie jene dabei geleitet wurden. —

Alle alten und jungen Culturländer der Welt haben unsern des Wassers gelegen. Von China über Indien nach Persien, Arabien, Egypten und Europa bilden sie einen langen Gürtel von meerumschlungenen Halbinseln. Im tieferen Innern der großen Continental-Massen, fern von dem munteren Anhauche des Meeres, außerhalb des Bereichs seiner befruchtenden Wolken, abseits von den schiffbaren Strömen, hat überall die Barbarei gethront.

Das in zahllose Landstückchen aufgelöste und stets barbarische Oceanien, wo die Insel-Brocken mit kleinen wilden Völkerstämmen sich in der Wüste des Meeres verlieren, beweist zwar, daß es auch in dieser Hinsicht des Guten zu viel geben könne.

Es scheint, daß bei der Vermählung zwischen Festland und Flüssigem beide wie Eheleute mit etwas gleichartiger Kraft sich gegenüber stehen müssen. Im Innern der unermeßlichen Oceane, wo Gaea (die Erde) wie eine Zwergin lebt, sieht es eben so unheimlich aus, wie im Innern gränzenloser Ländermassen, zu denen Neptun's elektrischer Dreizack nicht hinaufreicht.

In keinem Welttheile aber ist das Flüssige und Feste so günstig und vortheilhaft gegen einander abgewogen, wie in Europa.

Auf drei Seiten vom Wasser umspült, wird es von breiten Meerbusen in eine Menge kräftig entwickelter Länder zerschnitten. Es ist, so zu sagen, aus lauter großen Halbinseln zusammengesetzt. Es hat einen sehr zierlichen und doch compakten Gliederbau, eine schlanke proportionirte Gestalt, mit deutlich entwickeltem Kopfe, wohlgeformter Brust, knapper Taille und stark gebildeten Armen.

Mit Recht hat man daher Europa's Physiognomie der menschlichen Figur verglichen und seinen Namen von dem einer göttlichen Jungfrau entlehnt, als ob die Natur selbst schon die hohe Bestimmung dieser Weltpartie vorbildend habe andeuten, als ob sie habe sagen wollen: Du sollst der Mensch sein unter den Menschen, die Königin der Erde!

Die Gestaltung der anderen Welttheile Asien, Africa ꝛc. erscheinen im Vergleich mit unserem Europa als breite, plumpe ungeschlachte Massen, die man nie mit menschlicher Form, höchstens, wie die indischen Sagen es bei Asien thun, mit den Gehäusen mächtiger Schildkröten, oder mit auf dem Welt-Ocean schwimmenden riesigen Pflanzenblättern verglichen hat.

Die glatten, kühlen, salzigen, länderverknüpfenden Wogen, in denen Europa sich badet, umspülen der Jungfrau in Spanien und Frankreich das Haupt und die Brust, sie kräftigen in England und Italien ihre nervigen Arme. Sogar tief im Schwarzen Meere und nordwärts im Weißen netzen sie ihr den Fuß, und gleich wie die Liebesgöttin geht sie munterer, gesunder und schöner aus diesem Bade hervor.

Der Altwater Ocean, in dessen Schooße Europa liegt, hat, so beweglich er ist, doch einen gewissen Gleichmuth als Grundstimmung seines Charakters. Da er unähnlich der leidenschaftlichen Frau Gaea nicht leicht von der Sonne erhitzt wird, und selbst im Winter auch noch eine gewisse Wärme im Blute bewahrt, so mäßigt er überall, wo er nahe hinzutritt. Er bricht den Pfeilen des südlichen Sonnengottes die Spitzen ab, und zugleich schmeidigt sein milder Anhauch die steifen Glieder des nordischen Boreas.

Digitized by Google

In Europa thut er dies in Folge einer ganz besonderen Gunst ausnahmlicher und zusammentreffender Umstände mehr als in irgend einer andern Erd-Partie. —

Unser Erdtheil kehrt nämlich sein Angesicht jener merkwürdigen oceanischen Strömung zu, die als ein heißer Fluß unter dem Namen Golfstrom aus dem Meerbusen von Mexico hervorbricht und, von Amerikas Küsten zurückgeworfen, als ein sanft gewärmter Strom aus südwestlicher Richtung sich zu uns heranbewegt.

Mit feuchten Wolken beladen und von milden Westwinden, den blüthentreibenden Favonius und Zephyr der Alten, begleitet, dringt er durch die Säulen des Herkules (Gibraltar) in das Mittelmeer ein, das uns von dem Glühofen Afrika trennt. Wie im Süden kühlend, so erscheint er im kalten Norden wärmend. Er circulirt in dem Biscaischen Golf, er erhöht die Temperatur der Großbritannischen Inseln, er führt längs Norwegens Küsten streifend eine Masse von Wärmestoff bis zum Nord-Cap hinauf, und hält Jahr aus Jahr ein die Meere bis nach Spitzbergen offen.

Diesem wohlthätigen Golfstrom, unter dessen (bis auf die neueste Zeit herab verkannten) Einflusse das gesammte Europa und seine Civilisation lagen und liegen, haben die Skandinavier es zu verdanken, daß sie wie Europäer zu leben vermögen, daß sie mit großen Schiffen aus ihren Häfen, in denen er das Eis schmilzt, fast eben so bequem, wie die Italiäner aus den ihrigen hervorschiffen können, daß ihre Wiesen, die des Golfstroms Dünste netzen, fast so schön, wie die von Deutschland ergrünen, daß selbst bei ihnen noch Ackerbau und Wälder gedeihen, in einer Polnähe, wo sonst auf Erden — in Amerika, wie in Asien und wie im Australlande — überall schon der Eiskönig sein rauhes Scepter schwingt oder höchstens noch Esquimos oder Päscheräs ein kümmerliches Leben fristen.

Von den nördlichsten Birkenwäldern Norwegens bis zu den südlichsten Pinien-Hainen Griechenlands und Italiens ist ein Abstand von fast 40 Breitengraden. Auf der ganzen Erdkugel läßt sich außerhalb Europas sonst nirgends in den gemäßigten Zonen ein Erdabschnitt finden, wo in einer gleich großen Entfernung die climatischen Verhältnisse so wenig wie in dem bezeichneten verschieden wären.

In Asien wie in Amerika, auch im Südlande contrastiren die Enden einer solchen Linie wie Leben und Tod. Am hochnördlichen Tornea-Strom ist noch eine der fruchtbarsten, anmuthigsten und bevölkertsten Gegenden Schwedens, wo Kornfelder mit lieblichen Triften wechseln, auf denen das Gras dicht gedrängt und ellenhoch wächst. Ja am eben so nördlichen Alten-Elf schießen noch Fichten von 60 Fuß Höhe empor, wo auf demselben Breiten-Cirkel außer Europa nur noch Moose und krüppelhafte Gesträuche dürftig gedeihen. Im Osten an den Europäischen Gehängen des Ural längs der Oka und Wolga ziehen sich die schönsten und fruchtbarsten Landschaften des Russischen Reichs hin, treffliche Weiden, reiche Getreidefluren, jetzt die Kornkammern Ost-Europas und die prächtigsten Eichenwälder wechseln dort mit einander ab. Auf den östlichen oder Asiatischen Abhängen des Ural bricht dies Bild schnell ab. Dort hört auch alsbald der echt Europäische Baum, die männliche, königliche Eiche auf, der bei uns überall gedeiht, den die Europäischen Völker heilig hielten, und den sie sich alle, Griechen, Celten, Germanen, wie im Wetteifer als ihren National-Baum, als das Symbol lange dauernder Kraft, erkoren.

Vielleicht müssen wir in jener oceanischen Strömung das allerwesentlichste und entscheidenste Moment der Weltlage Europas erkennen, denn vielleicht ist auch eben diese Stromrichtung aus Südwesten, die in früheren Epochen der Erdbildung viel heftiger fließen mochte, eben diejenige Gewalt, die unsere Küsten so busenreich, unser Festland so bunt gestaltet, so aufgeschlossen und zugänglich gemacht, mit einem Wort jene Jungfrau-gestalt gleichsam herausgemeißelt hat. Man könnte daher vielleicht den Golfstrom, als einen der höchsten unter den physikalischen Einflüssen bezeichnen, welche die Geschicke der Europäischen Menschheit bestimmt haben. Da durch ihn unserem Erdtheile die Eigenschaften eines Treibhauses ver-

liehen wurden, so hat man ihn wohl auch geradezu den eigentlichen Erzeuger der abendländischen Civilisation genannt.

West- und Südwest-Winde, die mit dieser Strömung ziehen, sind die vorherrschenden in Europa. Sie führen die Dünste und Nebel des Oceans über den ganzen Continent hin, feuchten ihn überall an, speisen reichlich seine Brunnen und Flüsse, und lassen ihn als eine wohl bewässerte und quellenreiche Regenzone erscheinen, namentlich im Gegensatze zu jenem breiten wasserlosen Erdgürtel, der sich im Süden durch Persien, Arabien und Afrika um ihn herumzieht.

Schiffbare, befruchtende, munter arbeitende Flüsse, diese Bilder und Vorbilder energischer Thätigkeit, pulsiren wie ein Netz lebendiger Adern in allen Winkeln und Gliedern unserer großen Europäischen Heimath. Sie treiben selbst im hohen Norden noch die Mühlen und Kunsträder der Schotten und Skandinavier und tragen ihre Barken das ganze Jahr hindurch, wo sie unter derselben Polhöhe in anderen Continenten, mit ewigem Eise gepanzert, fast nur als Bilder der Trägheit und Grabesruhe erscheinen.

Der Regen und die Flüsse befruchten auch noch die südlichsten Ausläufer Europa's, die Länder am Mittelmeer, während in dem nahen Gürtel der Wüste Sahara mit dem verrinnenden und vertrocknenden Wasser alles Leben, auch das des Menschen, abstirbt. —

Dort in jenen regenlosen Zonen hat die Bodencultur eine viel schwächere natürliche Grundlage. Sie konnte nur durch künstliche Bewässerung und durch zeitweilige Ueberanstrengung der Bewohner gedeihen. So wie man in diesem Fleiße nachließ, mußte alsbald, wie dies in neuerer Zeit geschehen ist, die künstlich getriebene Culturpflanze verwelken.

In dem stets genetzten, stets vom Himmel begossenen Europa wird es so leicht keine alternden und absterbenden Länder und Culturen geben, wie dort. Es hat das Element einer ewigen Jugend in sich. Es wird so lange frisch bleiben, als der Ocean, der Golfstrom und die rückkehrenden Passatwinde ihm erfrischendes Naß zuführen.

Wie das heilbringende Naß der Wolken, so entfaltet sich auch ein ackerbarer Boden allverbreitet über den ganzen Welttheil. Die Decke der fruchtbaren Ackerkrume verzweigt sich bis in die innersten Thäler der Gebirge.

Europa ist der einzige unter den großen Abschnitten der Erde, der keine dem Menschen uneroberliche Wüstenstriche birgt, an denen Nord- und Südamerika, Afrika und Asien einen so großen Ueberfluß haben. Die Steppen Rußlands, die man so genannt hat, verdienen diesen Namen großentheils nur ihrer Einförmigkeit wegen. Sie, wie auch selbst die Sümpfe Polens, zeigen sich bei einiger Nachhülfe fruchtbar und dankbar. Und wenn man in den Sandebenen Preußens von einer natürlichen Wüste sprach, so war es eine, die, mit dem Beistande des Regens, Fleiß und Industrie in einen Garten zu verwandeln vermochten.

Eine nur sporadisch, d. h. hie und da — durch Eis, kahlen Fels, oder Moräste von geringer Ausdehnung — unterbrochene Pflanzendecke überzieht das ganze immergrüne Europa, in dessen Gemälde die Farbe der Hoffnung den Grundton bildet. —

Die gesammte Bodenmasse Europas fällt in den Gürtel der gemäßigten Zone. Nur mit einem unbedeutenden Zipfel beim Nordkap taucht sie in die kalte hinein und von der heißen wird sie durch ein schönes Meer in ihrer ganzen Länge geschieden.

Auch darin stehen wir einzig da unter den fünf Welttheilen. Alle übrigen ragen theils, wie Afrika und Süd-Amerika, mit ihrer ganzen Körpermasse in die Gluth der Aequatorial-Gegenden hinab, theils legen sie, wie Asien und Nord-Amerika, ihre breite Brust dem unbarmherzigen Norden weit offen.

Mit Recht hat man auch in diesem Verhältniß einen Hauptgrund der munteren Entwickelung der Europäischen Nationen gefunden.

Wo, wie bei den Erdpolen, den härtesten Anstrengungen gar kein, oder ein nur sehr dürftiger Lohn zu Theil wird, da verfällt der Geist wie die Natur in ewigen Winterschlaf.

Wo, wie zwischen den Tropen, ein Dutzend Brodbäume hinreichen, eine Fa-

milie zu ernähren, da erstirbt im Ueberfluß die Energie des Menschen, „der nichts schwerer erträgt, als eine Reihe von glücklichen Tagen."

Wo aber, wie in unserer gemäßigten Zone, eine sparsame und doch nicht undankbare Natur zum strebsamen Kampfe aufruft, dieser Kampf aber nicht zu hart ist, da wird die Seele geweckt, da blüht die Arbeit, die Mutter der Aufklärung.

Wie poetisch, wie anregend, wie ergreifend ist nicht schon die unserer gemäßigten Zone eigenthümliche Naturerscheinung des Wechsels der Jahreszeiten. In den Gegenden, wo der liebliche Sonnengott nimmer in seinem vollen Glanze erscheint, — wie in denen, wo er in eintöniger Pracht ewig lächelnd strahlt, trägt er kaum dazu bei, den Menschen wach zu erhalten. Mit uns Europäern aber spielt er ein stets anregendes Scheiden und Wiedererscheinen.

Welch bedeutungsvolles Bild des eigenen Lebens führt uns nicht dieser reizende Tanz der Horen (Stunden-Göttinnen) vor die Seele. Wenn der junge Frühling naht und mit ihm das erneute Licht, wenn die erweckten Vögel zwitschern und die Erde frohlockt, „wem schweiften da nicht immer wieder die alten Jugendträume und Paradiesesahnungen um's Herz"?

Und nicht bloß das wiedererwachende Leben des Frühlings oder des voll entfalteten Sommers, auch das allmählich versinkende Finale des Herbstes ergreift unser innerstes Empfinden in anregender Weise.

Wie belebend, wie bildend muß das Schauspiel eines so zauberischen Wechsels auf das Gemüth unserer Völker gewirkt haben, die einen steten Krieg und Sieg der Elemente vor Augen hatten, die dadurch gleichsam in Stand gesetzt wurden, auf der Scholle ihrer Heimath, und ohne zu reisen, alle Zonen der Erde zu durchleben und von allen Klimaten zu kosten.

Sommer-, Herbst- und Frühlings-Gedichte bilden wohl die Hälfte der Poesie der Europäischen Völker. Ja, wenn man bedenkt, wie die Griechen den im Schmucke des Lenzes wiederkehrenden Apollo zum Beschützer der Dichter machten, und wie auch im Norden Europas die Gesänge der Landeskinder im Mai gleich dem Liede der Lerche von Neuem erschallen, so mag man wohl geneigt sein, eben in diesem Wechsel der Jahreszeiten eine Urquelle und einen Hauptanlaß zu aller unserer Dichterei zu erkennen.

Die schönsten und rührendsten Sagen und Ideen nicht nur der Römisch-hellenischen, sondern auch der Slavisch-germanischen Götterlehre beziehen sich auf den Wechsel der Jahreszeiten, der alle Europäer zum Nachdenken, zu Vergleichungen und zur Erkenntniß des menschlichen Lebens und ihrer selbst anregte.

Und die Bibel selber spricht das Lob des Einflusses des Zeiten-Wechsels aus, wenn sie verheißt: „so lange die Erde steht und so lange die Menschen auf ihr leben, soll nicht aufhören Säen und Ernten, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht."

Ist nicht selbst der Stifter der Religion, welche wesentlich die Europäische geworden ist, stets mit der Erwägung dieser Dinge beschäftigt, hat er nicht von ihnen viele der uns verständlichsten Bilder und der eindringlichsten Lehren genommen?

Es sind lauter Bilder und Vergleiche und Lehren aus dem Schooße der gemäßigten Zone, dieses launenvollen Erdgürtels, der seine Kinder bald in Feuer, bald in Wasser badet, der die Gemüther derselben stets in Spannung erhält, ewig ihre Neigungen, ihre Sehnsucht oder ihr Bedauern rege macht, ihnen jetzt Trauer, dann Jubel und Freude einflößt, und der daher allein mit solchen Phönix-Völkern erfüllt ist, wie es die europäischen sind, die gleich jenem Vogel stets von Neuem sich ihr zerstörtes Nest erbauen, und bei denen man nie an einer Wiedergeburt zu verzweifeln braucht.

Wie in den äußeren Umrissen des Continents und ihrer der Belebung des Verkehres günstigen Verschmelzung mit dem Meere, wie in dem den Extremen abholden Klima, in der wüstenlosen, überall ziemlich anbaufähigen Bodendecke, so zeigt sich auch sonst in der ganzen übrigen Natur Europas, in seinen ursprünglichen Produkten, in seiner Pflanzen- wie in seiner Thierwelt, ein gewisses Nütz-

lichkeits-Princip, eine gewisse, äußerst heilbringende Mäßigung. Nirgends ist Indischer Ueberfluß, Asiatische Pracht und Tropische Fülle. Aber fast überall ist das Nothwendige und Brauchbare zu haben oder doch zu erzielen.

In andern Welttheilen, z. B. in Süd-Amerika, giebt es Länder, in denen auf einem Flächenraum, fast so groß wie ganz Europa, kein einziger fester Stein gefunden wird, in denen Pflaster- und Bausteine so rar wie Diamanten sind. In Europa steht das alte Knochenwerk der Erde überall reichlich aus dem Boden hervor oder ist doch in Trümmern über seiner Oberfläche verstreut, damit die europäischen Völker ihren Witz daran üben und, Steine brechend, dauernde Werke daraus gestalten.

Von Haus aus sind wir arm an Perlen, Edelgesteinen, Gold und Silber. Dagegen sind wir reich an dem mächtigen Metall, mit dem sich diese Schätze am sichersten erwerben lassen. Das Eisen ist allverbreitet in unserm Welttheile. Es steckt in den Sümpfen Finnlands, wie in den Gebirgen Skandinaviens und Großbritanniens und in den Felsen und Inseln der Mittelmeerländer.

Aus ihnen zogen die Europäer ihren Grabscheit, ihre Pflüge, ihre Schwerter, ihre Maschinen hervor, mit denen sie sich den Erdball unterthänig machten.

Mit diesen seinen Eisenstufen, die sie ihm überall entgegenbringt, spricht Europa zu ihren Kindern: „Arbeitet und herrscht!“

„Arbeiten ist königlich“, das war der berühmte Ausspruch eines eisenbekleideten Europäischen Herrschers; „eine ächt Europäische Königsidee, ein Bonmot, welches kein asiatischer Nebukadnezar dem Macedonischen Alexander vorweg nahm. Es steht in grellem Contraste mit dem in Asien ersonnenen und verbreiteten Wahlspruch: „Ruhen ist besser als gehen, schlafen ist besser als wachen, und der Tod ist das Beste von Allem.“

Wie das Eisen, so findet sich auch das Salz in allen Theilen unseres Continents. In Afrika wird das Salz mit Gold aufgewogen und als Geld gebraucht. In dem salzarmen Amerika giebt es viele Völkerstämme, die des Salzgenusses so wenig gewohnt sind, daß sie erkranken, wenn sie es nach dem Maaße eines Europäers genießen. In unserem Erdtheil ist das Salz gemeiner, als irgend wo. Wir schöpfen es aus unseren Quellen, wir brechen es in den Gebirgen, wo es in großen Krystallmassen aufgespeichert liegt. Es ist, als wenn die Natur schon von Haus aus angedeutet hätte, daß Europa das Salz der Erde sein sollte.

Auch der Charakter der Thierwelt entspricht der angedeuteten Physiognomie des Continents im Großen. Wie in der Weise des Gliederbaues desselben ein schönes und behendes Maaß gehalten ist, keine solche lähmende Zerstückelung wie in Oceanien, keine solche colossale und unbehülfliche Massenhaftigkeit wie in Afrika und Asien, so fehlen auch in der Thierwelt ungeheuerliche Bildungen und Formen gänzlich. Elephanten, Rhinoceros und andere wilde Thiere gab es in unserem Europa in nachsündfluthlichen Zeiten nie. Die wenigen Löwen und Tiger, die einst Griechenland genährt haben soll, hat der Europäische Hercules bald erwürgt.

Weder in ihren Gattungen, noch in ihren Individuen sind die dem Menschen furchtbaren Geschöpfe bei uns je zahlreich gewesen. Der Wolf, der Luchs, der Bär, nebst einigen anderen kleineren sind die einzigen, die wir als einheimisch bezeichnen könnten, während in anderen Gegenden der Welt der Mensch sich kaum des reißenden und raubenden Wildes erwehrt und einen steten und erfolglosen Kampf mit ihm führt.

Die Gifte sind fast ganz aus unsern gesunden Wäldern verbannt: die anderswo so zahlreichen giftigen Pflanzen, wie die giftigen Schlangen und schreckhaften und monströsen Kriechthiere.

Unsere Vögel stehen denen der anderen Zonen an Größe und Farbenpracht nach, dagegen zeichnen sie sich mehr als anderswo durch liebliche Stimmen aus.

Kein Welttheil ist so reich an Singvögeln, wie Europa. Zwitschernd durchziehen die kleinen gefiederten Minnesänger unsere Berge und Gehölze und erfreuen durch das Ohr den Geist, während die Flamingos und Kakadus der

Digitized by Google

Tropen durch ihr Farbenfeuer das Auge blenden. Es ist, als wäre die Natur selber in Europa schon geistiger und weniger auf körperlichen Luxus und Prunk erpicht, als anderswo.

Auch in der Pflanzenwelt geht das Anmuthige dem Prachtvollen, das Nützliche und das den menschlichen Zwecken Dienende dem Glänzenden vor.

Die brodgebenden Nährpflanzen, den erfreulichen Wein, viele erfrischende und heilsame Obstsorten, die der Schöpfer in Adam's Paradies setzte, hat Europa willig angenommen, und sie sind in dem großen Treibhause des europäischen Kunstfleißes mit der Hülfe unseres gemäßigten Klimas, noch in so hohem Grade veredelt, daß schwerlich ein gebildeter Geschmack dem Bouquet unseres Rebensaftes, dem zartgefärbten Aroma unserer Aepfel, Birnen, Pflaumen und Citronen die übersüßten, starkgewürzten und leckern Früchte des Südens vorziehen möchte.

Die bei uns von Haus aus einheimischen Wald- und Wiesenblumen prangen und spreizen sich Freilich nicht, wie die Ziersträucher anderer Welttheile, gleich üppigen Schönen in allen Farben des Regenbogens.

Unsere echt Europäischen Nachtviolen und Vergißmeinnicht, unsere Myrthen, Reseda's, unser Lavendel, unsere kleinen Rosmarin, Schneeglöckchen und Maiblumen verstecken sich fast. Sie müssen entdeckt, ihre bescheidenen Reize müssen erkannt und können fast nur mit Ueberlegung genossen werden. Sie haben nicht das sinnberauschende Aroma Arabiens. Doch begeistert ein Europäisches Veilchen oder ein lieblich hauchendes Jelängerjelieber einen Dichter wohl eher, als eine prunkende Kaktus-Glocke oder eine grob duftende Magnolie.

Kurz, überall, wohin wir blicken, zeigt sich, daß die goldene Mittelstraße mitten durch Europa sich hinzieht. Die Natur hat es nirgend gänzlich vernachlässigt, aber sie hat auch nirgend ihr Füllhorn darüber verschwenderisch ausgeschüttet. Und gerade in diesem Maaßhalten der Europäischen Schöpfung besteht ihre eigentliche Kraft. Einen kleinen Anfang hat die Natur überall gemacht, eine Anlage hat sie allenthalben gegeben, den Eingebornen die Benutzung und die Ergänzung der Arbeit überlassend.

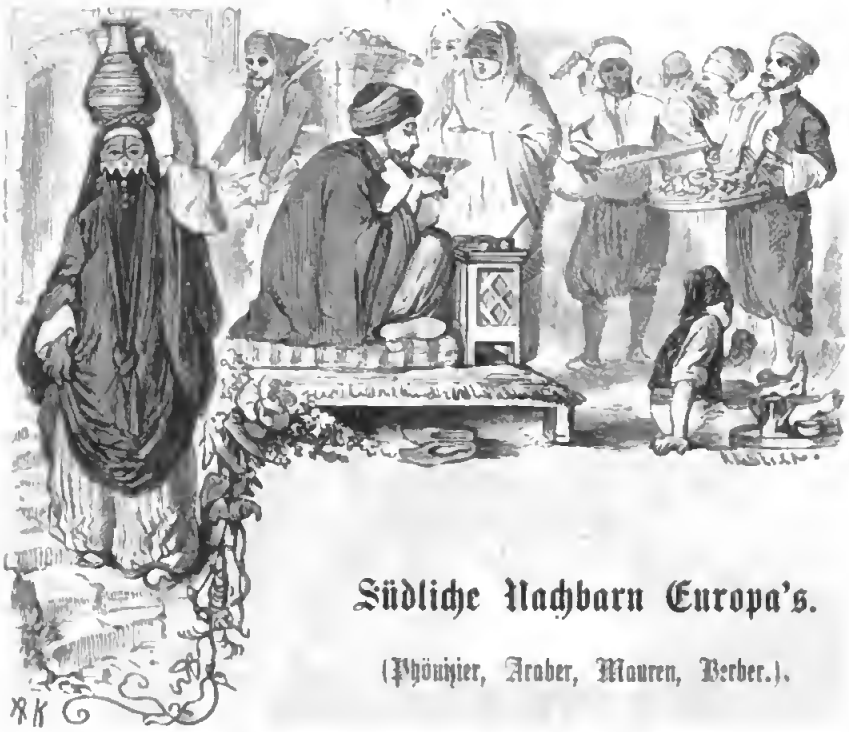
Den Stickrahmen und den Stickgrund hat sie sehr vortheilhaft gestaltet, die Stickerei selbst aber nur vorbereitet. Der Europäische Mensch mußte sie erst vollenden.

Sem, der Asiate, war Noah's Erstgeborner, gleichsam der große Majorats-Erbe der Schöpfung, der auf dem Erbhofe sitzen blieb und der alten Ueberlieferung der Vorfahren folgte. Japhet aber, der Europäer, war der jüngere Sohn, der wenig erbte, der hinaus mußte ins Leben, der sich aber das Königreich in der Welt eroberte.

Digitized by Google

ARABER [illegible]AUREN.

Digitized by Google



Südliche Nachbarn Europa's.

(Phönizier, Araber, Mauren, Berber.)

Die lange Kette anbaufähiger Landschaften, die sich nördlich zwischen der Wüste Sahara und dem Mittelländischen Meere hinzieht, sondert sich vielfach, sowohl in physischer, als in kulturhistorischer Hinsicht von dem breiten Welttheile Afrika, dessen nördlichen Küstensaum sie bildet, ab. Es gab vielleicht eine Zeit, wo sie gänzlich davon geschieden war, nämlich, als das jetzt gehobene Becken der Wüste Sahara noch Meerwasser füllte.

Sie schließt sich in vielen Beziehungen den Ländern des südlichen Europa an, mit denen sie vielleicht einst auch zusammenhing, als die Straße von Gibraltar noch nicht durchbrochen war. Jetzt liegt sie mit ihnen wenigstens längs desselben Meeresbeckens — theilt mit ihnen ein ähnliches Klima und dieselbe Vegetation und ist mit ihnen dann auch häufig denselben Eroberern und Königreichen und derselben Herrschaft anheimgefallen, und hat mit ihnen bis auf unsere Tage herab — bis auf das Erscheinen der afrikanischen Turcos unter französischem Banner in Ober-Italien im Jahre 1859 und bis auf das erneuerte Eindringen der Spanier in Marocco im Jahre 1862 — Krieger, Colonien, Bevölkerung und Kultur ausgetauscht.

Aus diesen Verhältnissen entwickelt sich die für unsern Gegenstand zunächst so wichtige Frage: welche Volks-Elemente, welche Einflüsse auf ihren Charakter und ihre Kultur, welche Wandlungen in Sitte, Wesen und Sprache haben die Europäer von dieser Seite her empfangen und erlitten, und welche Eindrücke und Ueberreste davon besitzen wir Europäer unter uns noch heutigen Tages?

Die Länder des nördlichen Afrika fallen noch, wie Europa, in die gemäßigte Zone und gehen, durch dieselbe wie unser Erdtheil, lang hingestreckt von Osten nach Westen. Sie stehen noch, obgleich in nicht so hohem Grade, wie dieser, unter dem Einflusse des über den Atlantischen Ocean zurückkehrenden Südwest-Passats, und sie sind daher — zum großen Theil wenigstens — wie Europa ein Regenland.

Sogar die südliche Grenzlinie des in gleicher Höhe mit der Meeresoberfläche fallenden Schnees streicht durch

Digitized by Google

einige Zipfel des nördlichen Afrika. Hie und da gehen diese Erscheinungen bis an den Fuß des Atlas und der andern Gebirge des Innern und bis an den Rand der stets regenlosen und dem heißen Gürtel angehörigen Sahara, des großen Sand-Meeres ohne Wasser.

Wie der Charakter des Klimas, so ist daher auch die Physiognomie der Vegetation Nord-Afrikas derjenigen von Europa weit ähnlicher, als der des Innern von Afrika selbst.

Ja, dieses Nord-Afrika bildet geradezu mit dem südlichen Europa eine und dieselbe botanische Provinz. Es theilt mit ihm die wichtigsten Laubhölzer und Fruchtbäume, unter andern den nützlichen Oelbaum, die saftigen Citronen, Pomeranzen und andere europäische Südfrüchte.

Es ist auch noch ein Weinland, doch streicht die südliche Grenze des Weinstocks hart an der südlichen Grenze dieser Küstenlandschaften hin. —

Vor allen Dingen ist es auch noch ein dankbares Getreideland, und die Kornarten, welche wir vorzugsweise die Europäischen nennen, finden hier noch so günstige Verhältnisse, daß Nord-Afrika, welches sich im Angesichte Europas entfaltet, zu Zeiten eine der vornehmsten Kornkammern unseres Welttheils gewesen ist. Theilte Nord-Afrika mit uns unsere Getreidearten, so konnte umgekehrt das tropische Zuckerrohr, die Baumwollenstaude und die Dattel-Palme nach Spanien und Sicilien hinübergepflanzt werden, und an den Sümpfen einiger Flüsse dieser Insel wuchert noch heutiges Tages die am Nil heimische Papyrus-Staude.

Wie mit der Vegetation, so ist es in gewissem Grade auch mit der Thierwelt, obgleich in dieser Beziehung beide Länder weiter auseinandergehen. Manche Thiere und Thierchen bewohnen den Nordsaum von Afrika in gleicher Weise, wie die südlichen Spitzen Europas. So, um nur aus den vielen Beispielen einige zu wählen, der Damhirsch, das Kaninchen, der Kranich, mehrere Raubvögel und noch zahlreichere Reptilien, Insekten, Schmetterlinge. Und dabei ist wohl zu bemerken, daß dieselben südwärts nicht über den Südrand dieser Mittelländischen Küstenlandschaften Afrikas hinaus flattern und wandern.

Daß wir Europäer jährlich viele zwitschernde Wanderzüge von Singvögeln und auch die uns so heimathlichen Störche mit Nord-Afrika austauschen, ist allbekannt und ebenso, daß eine Colonie Afrikanischer Affen auf den Felsen von Gibraltar angesiedelt ist, sowie, daß in alten Zeiten wenigstens — der Afrikanische Löwe in Europa brüllte, wo ihn in Griechenland die Keule des Herkules traf.

Im Hinblick auf alle diese Verhältnisse haben daher sogar manche alte griechische Erdbeschreiber keinen Anstand genommen, das nördliche Afrika unter dem Namen Libyen geradezu noch mit zu Europa zu rechnen und es von dem übrigen Afrika, das sie vorzugsweise Aethiopien (das Land der Schwarzen) nannten, gänzlich zu scheiden.

Die menschlichen Urbewohner Afrikas, die schwarzen Kinder Ham's, die von der Sonne an Haut und Hirn versengten Negerstämme, obwohl sie unserm Erdtheil auf langen Strecken in eben so hohem Grade benachbart sind, wie die mongolischen Nomaden Asiens, haben es sich nie in den Sinn kommen lassen, Europa zu bekriegen, zu verwüsten oder sich hier zu ansiedeln.

In uralte Barbarei tief versunken, haben diese unzählbaren energielosen Völker nichts für die übrige Menschheit geleistet, nichts für sie erdacht oder erfunden. Gleich den Fluthen eines großen finsteren Binnenmeeres wogten seit dem Anbeginn der Welt die Volks-Wellen bei ihnen einförmig auf und ab. Jede Woge, wie sie stieg, verlief sich auch innerhalb der Grenzen dieses Beckens, und nirgends schäumten sie unternehmungslustig über.

Die wollhaarigen Neger haben keine Geschichte. Wir erblicken nichts bei ihnen, als zahllose gleichartige Veränderungen und stets in derselben Weise wiederholte grausige Umwälzungen. Nie ein fröhliches Wachsthum, nie großartige Bildungen und einen umfassenden Fortschritt. Sie sind unserm Welttheil weder gefährlich, noch nützlich geworden.

Ja, sie haben, so weit das Licht der Geschichte uns zu blicken erlaubt, nicht einmal auf dem von uns hier ins

Auge gefaßten Nordsaume ihres eigenen Continents festen Fuß gefaßt. Auch hier erscheinen sie nur (wie dann und wann in Europa), als Sklaven in Begleitung kräftigerer Rassen, und von diesen geknechtet.

Wir mögen die Neger-Völker in einer Schilderung der Bewohner Europas mithin völlig ignoriren.

Nord-Afrika hat von jeher seine Herren, seine Bebauer und Einwohner theils von Europa, theils von den Gegenden von Hasch oder Asch, d. h. dem Lande der Sonne — Asien — aus erhalten, vornehmlich und am häufigsten von diesem, insbesondere in der Urzeit, wo alle Verbreitung des Menschengeschlechts und der Cultur von dort her aus Osten nach Westen gerichtet war.

Wenden wir uns daher dem Verhältnisse Nord-Afrikas zu Asien zunächst zu.

Beide sind durch eine höchst merkwürdige Brücke, den die Landenge von Suez und deren Fortsetzung in Syrien, mit einander verknüpft. Sie sind auch auf der ganzen Strecke der schmalen Kluft des Rothen Meeres, das leicht zu durchschiffen ist und sogar, der biblischen Sage nach, von Völkern durchwatet wurde, nur schwach auseinander gehalten. Afrikanische und Asiatische Natur mischen und verschwistern sich hier mannigfaltig.

Durch Arabien, eine östliche Fortsetzung der Sahara und durch Persien und Beludschistan dringt diese Verschwisterung bis zum Indus, bis an die ostindische Halbinsel vor.

Alte Schriftsteller haben daher auch oft gefragt, ob man nicht einen Theil von Nord-Afrika, namentlich Egypten und das ganze Nilthal, noch zu Asien rechnen müsse, und andere haben wieder umgekehrt Theile von Asien, namentlich Arabien, zu Afrika gezogen.

Und wir unserer Seits mögen hier auch diese Gegenden und diese Völker gleich mit in den Kreis der Betrachtung ziehen und den Begriff der Nordküste Afrikas auch auf Syrien, Phönizien, Arabien und ihre Nachbarländer ausdehnen.

Die beglaubigte Geschichte zeigt uns das nördliche Afrika zu wiederholten Malen von dorther überfluthet und colonisirt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Alles, was an Bevölkerung die Nordküste Afrikas unserm Europa gegeben hat, ursprünglich aus Arabien und andern nachbarlichen asiatischen Gegenden gekommen ist, und daß der nord-afrikanische Länderstreifen dabei nur die Rolle eines Vermittlers, eines Passage-Landes oder einer Völkerbrücke spielte.

Dies scheint zugleich sehr wohl zu passen auf das östlichste Afrikanische Küstenland, auf welches dabei unsere Blicke zunächst fallen, auf die älteste Wiege westlicher Cultur, auf das räthselvolle Land der Sphinxe und uralten Ruinen, aus dessen Tempeltrümmern und Gräbern 5 Jahrtausende zu uns reden.

Die Aehnlichkeit der Gebäude, welche die alten Egypter aufführten, mit denen der noch älteren Hindostanen, ihre Priesterherrschaft und Kasteneintheilung, so wie andere charakteristische Züge ihrer Volks- und Staatsverfassung scheinen es mehr als bloß wahrscheinlich zu machen, daß sie als Colonisten aus dem asiatischen Osten betrachtet werden müssen.

Vermuthlich kamen diese Colonisten zu Schiff zunächst nach dem Süd-Ende Arabiens, zu dem sogenannten glücklichen Arabien, und durch die Straße von Bab el Mandeb Thor des Todes), die in Bezug auf die Einwanderung östlicher Kultur besser Thor des Lebens getauft worden wäre, zunächst zu den nahen östlichen Partieen des mittleren Nilthals.

Von diesen mittleren Gegenden, wohin uns alle ältesten Ueberlieferungen der Egypter als den Anfangspunkt ihrer Cultur weisen, schwenkten sich ihre Colonien und ihre Reiche nordwärts längs des ganzen Nil hinab bis zum Mittelländischen Meere, wo im üppigen Delta des Stromes der egyptische Palmbaum seine Krone entfaltete, und dann wieder südwärts bis tief in Abyssinien und und Aethiopien hinauf.

In das Nilthal eingekastet, an seiner Ader haftend, blühte die egyptische Kultur — eine abgeschlossene Welt für sich — ungemessene Zeiträume hindurch. Endlich wurden einige ihrer Gesäme und Ableger über das Mittelmeer nach Europa hinübergeführt, wo sie auf einen höchst

fruchtbaren, nämlich auf griechischen Boden fielen.

Ein Egypter (Kekrops) gründete Athen, ein Egypter (Danaus) baute die Königsburg von Argos. Der Gesetzgeber Creta's, Minos, hatte vielleicht mehr als blos seine Namensverwandtschaft mit dem alten egyptischen Staatenordner Menes gemein. Ja, ein egyptischer König, Sesostris, soll kriegend und erobernd einmal die ganze griechische Halbinsel bis zur Donau und bis ins Skythenland durchzogen haben.

Durch Griechenland — dessen alte Kunst, so lange sie sich noch nicht auf eigenen Fittigen in freiere Räume geschwungen hatte, offenbar aus der egyptischen Wiege genommen war, dessen denkende Männer zu den Egyptern wanderten, an den alten Quellen dortiger Weisheit zu schöpfen — (Plato unter andern, der, wie Herodot, Solon und Pythagoras, Egypten besuchte und dort studirte, räumte den Egyptern ohne Rückhalt den höheren Rang ein, nannte sie die Erfinder der Rechnenkunst, der Meß- und der Sternkunde; nach Diodor stammt die ganze Religion der Griechen, ihre Götter- und Heroen-Sagen aus Afrika von den Egyptern her, nur daß sie Alles, was in Egypten geschehen, so darstellten, als ob es sich in Griechenland zugetragen hätte) — durch diese Griechen, welche anfänglich von den Egyptern: „Kinder", ganz junge Völker und ungeschulte Barbaren gescholten wurden, ward die empfangene Kultur dann dem übrigen Europa weiter mitgetheilt, und so kommt es, daß wir neueren Europäer, deren heutige Jahresrechnung egyptischen Ursprungs ist — die wir die Sternbilder jetzt noch mit egyptischen Namen benennen — noch heutiges Tages ein wenig den egyptischen Stempel an uns tragen, und daß unsere Gedanken auf Bahnen rollen, an Telegraphenschnüren sich bewegen, deren Anfänge am Nil liegen.

Alexander der Große und nach ihm die Römer brachen später dem alten austernartig verschlossenen Egypten den Busen ganz auf und ließen es fast mit Europa verschmelzen. Egyptische Priester bauten ihre Tempel in Italien, und europäische (griechische und römische) Philosophen errichteten ihre Schulen am Nil, so wie ihre Handelsleute und Krieger bis tief in Aethiopien hinein im Lager standen.

Durch die Byzantinischen Kaiser und darauf durch die Türkischen Padischas, welche noch später Egypten und ganz Nord-Afrika, eben so wie es Alexander und Rom gethan hatten, eroberten, sind denn wiederum die Nil-Anwohner, wie zu Sesostris' Zeit, bis an die Donau geführt worden, und an diesem Flusse kann man unter dem Halbmonde noch heutiges Tages die Gesichter brauner Egypter und dunkler Aethiopier unsern deutschen Truppen gegenüber stehen sehen.

Mit den Einwirkungen der Egypter auf Europa stehen sowohl der Zeit, als der Art nach, in einem gewissen Gleichheits-Verhältnisse die eines andern merkwürdigen Volks, die der sogenannten Purpur-Leute (oder Phönizier), der Bewohner der Küste Syriens, das sich gleichsam als ein östliches Anhängsel, als ein Seitenflügel Egyptens und Afrikas darstellt, und das einen der interessantesten Abschnitte der hier in Betrachtung gezogenen südlichen Küste des Mittelmeeres ausmacht.

Die seekundigen und handelslustigen Kinder Syriens, Schüler des alten weisen Babylons, haben frühzeitig das Mittelmeer durchsegelt und dort auf Afrikanischer, wie auf Europäischer Seite Cultur und Colonien durch das ganze große Wasserbecken verbreitet, welches auch jetzt noch bei den Orientalen von ihnen den Namen trägt und das Syrische Meer (Bahr el Scham, das Wasser von Scham) genannt wird.

Schon 1500 Jahre vor Christo kamen Phönizische Schiffer, Colonisten, Handelsleute, Pflanzer und Eroberer nach Griechenland. Ihr Führer (Kadmus) baute Theben in Böotien und brachte die Phönizische Buchstabenschrift nach Griechenland, von der nachher alle andern Europäischen Alphabete abgeleitet sind. Auch führten die Phönizier, was mindestens eben so wichtig ist, zuerst den Gebrauch des Eisens und der eisernen Instrumente im südlichen Europa ein.

Creta, Rhodus, Cypern wurden von ihnen besetzt, ja fast alle Inseln des später erst griechischen Inselmeeres. Sie

drangen noch viel weiter nach Westen vor und bauten in der Gegend des jetzigen Tunis ihr weltberühmtes „Kart chadata“ (Neustadt), welches die Römer „Carthago“ nannten. Mit den siegreichen Flotten und Heeren der Phönizier und ihrer mächtigen Pflanzstadt drangen der Semitische Volksstamm, und in seiner Begleitung auch andere unterworfene Bewohner Afrikas, in Spanien ein. Sie überschwemmten und eroberten fast die ganze Pyrenäische Halbinsel, bebauten sie und beuteten sie aus, und wie sie, so auch die europäischen Inseln Sicilien, Sardinien und Corsika, auf denen sie mehre Städte gründeten.

Ihre Wanderungen und Seefahrten gingen sogar weit über die Säulen des Hercules hinaus nördlich bis nach Großbritannien, wo ihr Name sich den Bewohnern so mächtig eingeprägt hat, daß noch heutiges Tages viele Irländer wähnen, ihr Volk stamme direkt von den Puniern oder Phöniziern ab.

Punische und Afrikanische Völker durchzogen unter Hannibal sogar das südliche Frankreich und Spanien, wie wir denn noch in unsern letzten Tagen unter der Fahne eines Napoleon aus denselben Gegenden in denselben Ländern dieselben wilden Afrikanischen Krieger gleich den Soldaten Hannibals mit den Franzosen über die Alpen marschiren sahen.

Daß auf diese und andere Weise durch die Vermittelung der Phönizier und ihrer Sprößlinge Europäische und Nord-afrikanische Bevölkerung vielfach durch einander gemischt wurde, ist unter anderm auch daraus ersichtlich, daß sie einen großartigen Sklavenhandel durch das ganze Mittelmeer hin organisirt hatten, und dabei, wie behauptet wird, die in Europa geraubten Sklaven gewöhnlich nach Afrika, die Afrikanischen aber nach Europa zu verhandeln und zu verpflanzen pflegten.

Daß die Phönizier in Europa spurlos verschwunden, daß sie bei uns ganz todt und völlig abgestorben seien, läßt sich nicht behaupten; zum Beispiel schon um deßwillen nicht, weil die zwar bedeutend umgestalteten Buchstaben jener Schreibmeister Europas noch jetzt unter unserer Hand und Feder sich erneuern. Blicken doch die Manen dieser Erfinder des Glases sogar noch täglich, so zu sagen, durch unsere Fensterscheiben in unsere Häuser hinein!

Von den Egyptern und Phöniziern gehe ich nun zu den weiter westlich gelegenen Ländern und Völkern auf der Südseite des Mittelländischen Meeres über.

Die Jahrbücher Egyptens berichten uns von mehreren Einfällen der alten Landesfeinde aus Osten, der Hirten-Völker, die sie „Hykfos“ nennen. Es sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorväter unserer Araber. Sie überschwemmten Egypten und einen großen Theil der Nordküste Afrikas — ein Mal nachweislich schon 2000 Jahre vor Christi Geburt. Die Perser und Meder und mit ihnen auch wieder Arabische Nomaden-Stämme rückten, unter Cambyses, in's Land, unterjochten Egypten und auch andere Theile der afrikanischen Nordküste.

Wir haben in späteren Zeiten ein ähnliches Hereinbrechen aus denselben Gegenden erlebt, über das wir wohl unterrichtet sind. Andere Einfälle mögen vor den mohamedanischen Arabern und vor dem Cambyses und auch vor den sogenannten „Hykfos“ stattgefunden haben, von denen die Geschichte und auch selbst die Sage schweigt.

So lange wir die Völker kennen, welche Nord-Afrika im Westen Egyptens bewohnen, und welche die Europäer Nasamonen, Getuler, Numidier, Berber, Mauritanier oder Mauren nannten und nennen, so lange sehen wir in ihnen eine von den südlichen Afrikanern, den Negern, völlig verschiedene Rasse, verschieden von ihnen in Körperbildung, Farbe, Haarwuchs, in geistigen Anlagen, in Sprache und Sitte.

Sie gleichen in allen diesen Dingen weit weniger den Schwarzen als den Arabern und den andern Rassen des südwestlichen Asiens, die, wie gesagt, vermuthlich schon in den allerfrühesten Zeiten ihre Bewegung nach dieser Erdgegend hin begonnen haben.

Bereits die alten Griechen behaupteten diesen Ursprung der Eingeborenen Nord-Afrikas aus Asien. Hercules, so sagten sie, dieser gewaltige Wanderer, dieser Halbgott, dem sie alle großen

Dinge zuſchreiben, habe die Aſiaten aus Indien über Arabien nach Afrika geführt. Auch der Römer Salluſt, der lange Zeit Proconſul im weſtlichen Afrika war und die hiſtoriſchen Bücher des Hiempſal, eines alten Königs der Numidier, überſetzen ließ, meinte, daß die Mauren und Numidier Nachkommen eingewanderter Armenier, Perſer, Meder und Araber ſeien.

Der Name „Mauritanier" oder „Mauren", mit dem die Römer und nach ihnen die Spanier und Portugieſen wohl alle Nordafrikaner, ohne Unterſcheidung der Raſſe, zu bezeichnen pflegten, ſoll aus Aſien ſtammen, und ſelbſt der alte Name des ganzen Continents „Afrika" und die ſchon von den Griechen erwähnten einheimiſchen Benennungen des mächtigen nordafrikaniſchen Gebirges des „Atlas" laſſen ſich aus der Arabiſchen Sprache herleiten.

Freilich ſind jene in der Urzeit in Afrika einziehenden Aſiaten nachher, wie die früheſten Aſiatiſchen Einwanderer in Europa, zu ſehr verſchiedenartigen Stämmen und Völkern ausgeartet und umgewandelt worden. Wir mögen in ihnen die über und durch einander gewälzten Niederſchläge und Ueberreſte vieler Einwanderungen und Colonienſtiftungen aus Aſien zu erkennen haben.

Der letzte und auch für uns jetzigen Europäer bedeutungsvollſte Völkereinbruch aus Aſien nach Nord-Afrika war der, der von Mohamed in Bewegung geſetzten und zum Islam bekehrten Araber. Sie ergoſſen ſich ſeit dem Ende des 7. Jahrhunderts über die Küſten in ihrer geſammten Ausdehnung, über das ganze Land hin, welches ſie ihr Weſtland (Magreb davon Maroceo) nannten. Sie kamen mit ihrer Herrſchaft bis an den atlantiſchen Ocean, bis an die Straße von Gibraltar, über die ſie in das nahe Spanien einbrachen. Es war eine ähnliche Bewegung, wie es einſt die der Hykſos und der Vorväter der alten Libyer und Berber geweſen war.

Die Araber und in ihrem Gefolge die Mauren und andere Afrikaniſche ihnen von Alters her verwandte Völker eroberten, ebenſo wie es einſt ihre Vorgänger, die Phönizier und Karthager, gethan hatten, faſt die ganze Pyrenäiſche Halbinſel. Zur Zeit der höchſten Blüthe und Ausdehnung ihres Kalifats, beſaßen ſie auch wieder alle vornehmſten Inſeln des Mittelländiſchen Meeres, Cypern, Kreta, Sicilien, Sardinien, Korſika und die Balearen, von denen ſchon die Griechen behauptet hatten, daß ſie in älteſten Zeiten Einwohner aus Afrika empfangen hätten, und die auch, wie ich ſagte, einſt die Phönizier und die Karthager bewältigt hatten. Ueber dieſe Europäiſchen Inſeln wie über Spanien iſt daher gar manche Völkerfluth aus dem nördlichen Afrika dahingegangen.

Sehr merkwürdig iſt es, daß die mohamedaniſchen Araber und Mauren zur Zeit ihrer weiteſten Ausdehnung ziemlich genau gerade ſo viel von Europa inne hatten, wie die Phönizier und Karthager zur Zeit ihrer größten Macht. Beide kamen bleibend nicht über die Pyrenäen hinaus. Beide wurden in Gallien und Italien von den Europäern geſchlagen; die Punier von den Römern unter den Scipionen, die Araber von den Germaniſchen Franken unter Karl Martell. Bei beiden Gelegenheiten ſchien Europa in Gefahr, von Afrika aus übermannt und afrikaniſirt werden zu ſollen.

Die Einwirkungen, welche dieſer Afrikaniſch-aſiatiſche Einbruch unter der Fahne Mohameds auf die modernen Europäiſchen Völker hatte, ſind viel bedeutender geweſen, als die irgend einer früheren Völkerwanderung aus denſelben Gegenden. Schon deßwegen, weil ſie uns der Zeit nach weit näher ſtehen, und auch der langen Dauer der Arabiſchen Herrſchaft wegen. Auch laſſen ſich jene Einwirkungen, über die wir beſſer unterrichtet ſind, deutlicher nachweiſen.

Die trockenen und lebhaften, mageren und leidenſchaftlichen Araber, nachdem ſie nach allen vier Windrichtungen die ſchönſten und reichſten Länder der Welt in wilder Haſt durchſtürmt hatten, „nachdem ſie mehr Feinde geſchlagen als ſie zählen, mehr Land unterjocht, als ſie beſchreiben konnten", fingen an bei größerer Ruhe die Künſte und Wiſſenſchaften zu cultiviren. Sie bemächtigten ſich der von den Griechen und Römern aufgeſpeicherten Gedankenſchätze, ſammelten die Schriften ihrer be-

rühmten Weisen, übersetzten sie in's Arabische, bauten auf dieser Grundlage weiter und zeigten darin mehr Talent und Schnelligkeit als die langsamen Indogermanischen Völker, bei denen eine Durchdringung mit dem classischen Geiste des Alterthums und seiner Wissenschaft erst viel später eintrat.

Die Araber, indem sie die Fackel der Gelehrsamkeit, die bei den übrigen Völkern nur noch kümmerlich leuchtete, an sich rissen, führten die erste weitgreifende Renaissance oder Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste herbei. Sie hatten das merkwürdige und großartige Sprichwort: „Die Menschen sind entweder Gelehrte oder Lernbegierige. Alle übrigen Menschen sind geringe Mücken." Bis in die Tatarei und die Mongolischen Länder hinaus, ja bis in das abgeschlossene China verbreiteten sich durch sie die edelsten Kenntniß- und Ideen-Schätze des menschlichen Geistes. Und eben so entzündete ihr Beispiel die Europäer, unter denen sie in Spanien, in Sicilien und anderswo weitleuchtende Schulen des Geschmacks und der gelehrten Bildung stifteten.

Diese Arabischen Akademien, in denen sie den Musen eine neue Heimath bereiteten, z. B. die von Cordova, Sevilla und Granada in Spanien, die Schule von Salerno in Italien, welche Arabische Gelehrte, die alle todten und lebenden Sprachen der Welt lesen und schreiben konnten, auf den Gipfelpunkt ihres Glanzes und Ansehens brachten, wurden im elften und zwölften Jahrhundert nicht blos von Mohamedanern aus allen Theilen Afrikas sogar aus dem Innersten von Fez und Marocco, sondern auch von Christen aus allen Gegenden Europas, selbst von Männern, die einst die dreifache Krone des Papstthums zu tragen bestimmt waren, in ähnlicher Weise besucht, wie später das Italiänische Bologna und dann Paris oder die Deutschen Universitäten. Die, welche von den Arabern gut geschult und mit reichen Kenntnissen und Geistesgaben, zurückkehrten, wurden unter den unwissenden Europäern Magier genannt und zuweilen als Hexenmeister verfolgt. Im Anfang des 14. Jahrhunderts errichtete man in verschiedenen Europäischen Städten, in Paris, Bologna, Oxford und Rom Lehrstühle der morgenländischen Sprachen, zur Ausbeutung der gelehrten Fundgruben der Araber.

Die entschiedensten Verdienste erwarben sich die Araber in der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Arzneikunde, in welchen Gegenständen sie wohl in noch höherem Grade die Lehrer Europas geworden sind, als die Griechen und Römer es gewesen waren.

Die Algebra und die Chemie nennen wir noch heutiges Tages mit Arabischen Namen. Jene hat den ihrigen von Geber, einem der größten Arabischen Mathematiker. In der Astronomie, einer Wissenschaft, die unter dem klaren Himmel in der brillanten durchsichtigen Atmosphäre Nord-Afrika's, Egyptens und Arabiens ihre Wiege hatte, brauchen wir noch täglich die Arabischen Worte: „Nadir", „Zenith", „Azimuth", „Almanach" und andere.

Die Rechenkunst haben wir fast ganz von den Arabern, und so vor allen Dingen auch die vielleicht in Indien erfundene Bezeichnung der Zahlen, die so viel zweckmäßiger, als die bei den alten Römern und Griechen übliche war, daß sie von allen Europäern adoptirt wurde. Auch der Name „Cipher" ist arabischen Ursprungs, so wie die Zeichen selbst von der Figur des Kamels hergenommen sein sollen. Auch in den chemischen Wissenschaften sind uns als Zeugen ihres Arabischen Ursprungs die Worte: „Alkohol", „Alkali", „Elixir" und viele andere Arabische täglich von uns gebrauchte Ausdrücke geblieben.

In vielen Künsten waren den Arabern durch die Satzungen Mohameds zwar die Hände gebunden, wie z. B. in der Malerei und Skulptur, wo ihnen der höchste Vorwurf der Darstellung, — die Nachbildung des Antlitzes, der Hülle des menschlichen Geistes versagt war.

Doch leisteten sie auch auf diesem Gebiete, wo sie sich frei entfalten durften, wie z. B. in der Baukunst viel Schönes und Großes. In den von ihnen und nach ihren Ideen gebauten Tempeln in Asien (z. B. der großen Moschee von Damascus) — in Afrika (z. B. der prachtvollen Moschee von Kairwan) und in Europa (z. B. der berühmten Moschee

von Cordova) fügten sie den sieben Wundern der alten Welt noch einige ganz neue hinzu.

Durch Spanien wirkten ihre bewunderten Baumeister auch auf das übrige Europa ein und Manches in Dem, was wir gothischen Baustyl und Geschmack nennen, ist eigentlich nur Arabische Idee und Erfindung.

Die Sprache der Araber wurde, wie das bei diesen Bestrebungen nicht anders sein konnte, für alle Zweige des menschlichen Wissens und Könnens höher ausgebildet und verfeinert, als irgend eine andere jener Zeit. Nur wieder in der Musik, die weder aus ihren religiösen Satzungen noch aus ihren National-Anlagen fördernde Einwirkung empfing, scheinen sie wenig geleistet zu haben. Von jeher waren die Araber mehr Redner und Dichter als Sänger, Musiker und Künstler.

Für Classicität, Rhythmus und Melodie in der Sprache hatten die Araber, deren Volkspoesie höchst originell und uralt war, die mit dem Glanz der Landschaften Yemens leuchtete, und von den Wohlgerüchen des Orients duftete und das eigenthümliche Gepräge ihres glühenden und phantastischen National-Temperaments trug, stets die feinste Empfindung und darin machten sie denn auch das noch rauhe Ohr der Europäer zuerst wieder empfänglich.

Die limosinische oder provenzalische Dichtkunst, welche als die erste Morgenröthe neu-europäischer Poesie und Literatur im 12. und 13. Jahrhunderte aufblühte, „wurde den europäischen Nachbarn der Araber von diesen ihren Feinden gleichsam aufgedrungen und aufgesungen." Wie jene so entzündeten sich die catalonischen und die sicilischen Dichter-Schulen, die Quellen der andern spanischen und italienischen Poesie an den Berührungspunkten der christlichen mit der arabischen Welt.

Und wie in dieser „gaya ciencia" (der heitern Kunst), wie in ihrem Baustyle, wie in der Mathematik, Medicin und Chemie, so wurden die Araber auch in manchen der bei ihnen entwickelten Volks-Anstalten zum Muster genommen.

Sie brachten nicht blos die schönsten Pferde-Rassen nach Europa, — sie waren nicht nur selbst die gewandtesten Reiter und Ritter. — sie, die damals durch die ganze Welt, Heldenthaten verrichtend, abenteuerten, sie förderten auch vielfach in Europa jenen abenteuerlichen, thatenlustigen, ritterlichen Drang. Bei ihnen entwickelte sich (zum Theil wenigstens) das, was wir den romantischen Geist nennen, was wir aber fast eben so gut als den Arabischen bezeichnen könnten.

Die Satzungen unseres Europäischen Ritterthums waren mehrfach Nachahmungen von Dingen, die längst bei den Arabern Geltung gehabt hatten. Und wenn auch unser Ritterthum in der Hauptsache ein Germanisch-romanisches Institut gewesen sein mag, so wurde es doch erst vervollkommnet, als nordische Manuhaftigkeit sich mit der glühenden Begeisterung, mit dem Glanze und der Höflichkeit orientalischer Verfeinerung vermählt hatte.

Selbst die Kriege, welche die Europäer auf ihren Kreuzzügen im Occidente und Oriente mit den Arabern führten, zwangen sie, unwillkürlich Vieles von der Kriegsweise, den militärischen Sitten und der Kriegskunst der Araber anzunehmen. Alle unsere christlichen Ritterorden sind zuerst an dem Rande der weiten Grenzlinie des Kampfes mit den Saracenen in Spanien, in Egypten oder im Heiligen Lande aufgekeimt. — Die Tempelherren bekannten es offen, daß sie ihre Ordens-Vorschriften von den Muselmännern entlehnt hätten. Auch die Wappenkunst ist uns von den Arabern und Mauren zugekommen, und unter andern soll nach des Vicomte de Beaumonts Forschungen selbst die berühmte Lilie in Frankreichs Wappen morgenländischen Ursprungs sein.

Die von den Orientalen ersonnenen Märchen, jener in „Tausend und eine Nacht" geerndete Schatz höchst poetischer und phantasievoller Dichtungen, wurde auch schon damals den Europäern, deren erste sogenannte Romane nur etwas umgewandelte Nachbildungen Arabischer Muster zu sein scheinen, erschlossen, und er ist noch jetzt ein Quell, in dem sich unsere Phantasie wie in einem köstlichen Bade, erfrischt und erlabt.

Fast nicht weniger merkwürdig und

weitgreifend waren die von den Arabern ausgehenden Einwirkungen auf den Handel und die Industrie der Europäer. Arabische Seefahrer, Handelsleute und ihre Flotten segelten und verkehrten im 9. und 10. Jahrhunderte durch alle drei Theile der Erde, auf der einen Seite in dem Atlantischen Ocean und auf der andern bis nach Ostindien und China hinaus.

Sie verknüpften die Enden der Welt, und tauschten die Produkte der entlegensten Länder von Volk zu Volk. Sie waren die Führer der Karawanen im Innern von Afrika, sie geleiteten auch die Karawanen in's Herz von Asien.

Die Handelsbranchen fast aller anderen Völker der Erde, namentlich auch der Europäischen waren gleichsam nur Zweige dieses großen Arabischen Welthandels. Ihm waren die Genuesische, die Venetianische Handlung gleichsam aufgepfropft.

Auch der Handelsverkehr durch Rußland längs der Wolga bis nach dem alten Nowgorod und dem in der Nachbarschaft der Samojeden blühenden „Biarmien" war ein Ableiter dieser mächtigen Strömung, und dort an den Ufern des Eismeeres und der Ostsee lesen wir zum Zeugniß davon noch jetzt Arabische Münzen auf.

Wie einst diese Münzen, so cursiren noch jetzt unter uns, als bei allen Europäern durchweg angenommene Bezeichnungen, eine Menge kaufmännischer und Schifffahrtsausdrücke, welche die Araber in Gang gebracht haben, und die unseren Sprachen durch die Vermittelung der Italiäner und Spanier zugeführt worden sind: „Admiral", „Arsenal", „Tarif", „Magazin", „Karawane", „Bazar" sind einige der hieher gehörigen Wörter, so wie unter andern auch die Namen der berühmten Winde: „Monsun", „Seiroeco", „Samum", mit denen die Arabischen Schiffe segelten.

Auch viele der allgeläufigsten Waaren und Produkte haben für alle Zeiten Arabische Benennungen erhalten, so der Zucker (al zucar), den zunächst die Araber zu krystallisiren uns lehrten, der Kaffee (Kawe), den sie seit uralten Zeiten im glücklichen Arabien bauten, der Kampfer und der Lack, die ihre Kaufleute aus Indien herbeischafften, so auch der „Safran", die „Artischocke", der „Jasmin", die „Tamarinde", die „Baumwolle" (cotton coten) und die aus ihr gewebten Stoffe „Muslin" und „Calico".

Desgleichen sind die „Gazelle", die „Giraffe", die „Zibetkatze" und noch einige andere Thiere in den Europäischen Wörterbüchern unter Arabischen Namen verzeichnet.

Auch in mehreren Industriezweigen sind die Araber Vorbilder und Lehrer der Europäer geworden. So waren sie namentlich während eines Theiles des Mittelalters die vornehmsten und geschicktesten Verarbeiter der Seide. Die Arabischen Seidengewebe aus Almeria in Spanien, zu denen Marocco den Rohstoff lieferte, waren hoch berühmt.

Es ist bekannt, daß schon die Alten ihre kostbarsten purpurgefärbten Gewande aus Phönizien bekamen. Und so war es denn auch wieder im Mittelalter. — Goldtressen und Borden, schön gefärbte Teppiche, Gold- und Silber-Brokat, kostbare Gewebe, in die mit Goldfäden zierliche Muster eingewebt waren, kamen fast nur von den sogenannten Saraeenen d. h. den Arabern und ihren Genossen.

Die Normännischen Könige in Unter-Italien und ihre Hohenstaufischen Nachfolger hatten große und weitberühmte Musterfabriken in Palermo. Die zeichnenden Künstler und die Arbeiter in diesen Fabriken waren Saraeenen. Der Orientalische Geschmack in den Verzierungen, die eingewebten Arabischen Sprüche geben dies genugsam zu erkennen.

Aus diesen Fabriken gingen die Prachtgewänder für die Könige und Großen Europas hervor. Aus ihnen stammt unter anderm auch ein Theil des Krönungs-Ornats unserer Deutschen Kaiser, der noch heutiges Tages in Wien bewahrt wird. Auf eben solche zart und künstlich gewirkte Brokat-Stoffe, in welche sie die Könige Europas hüllten, stickten sie mit goldenen Lettern die gekrönten Werke ihrer Dichterfürsten und hingen sie in diesem Schmuck in dem Tempel zu Meeca auf.

Die arabischen Anstalten von Palermo wurden die Musterschulen für Seiden- und Teppich-Webereien von Ober-Italien.

Digitized by Google

Und von hier aus kamen diese ursprünglich arabischen Künste im fünfzehnten Jahrhundert nach den Niederlanden, wo sie zu außerordentlicher Blüthe und Vollendung gelangten.

Auch mit der Kunst, Wohlgerüche anzufertigen, mit der Destillation der Weine haben die Araber uns Europäer beschenkt, und Jedermann weiß, daß die erste mechanische Uhr, welche nördlich vom Mittelländischen Meere gesehen wurde, aus Arabien stammte, so wie vermuthlich auch die erste Einführung des Schießpulvers und des Compasses, diese in der Culturgeschichte so außerordentlich wichtigen Erfindungen, den Arabern zugeschrieben werden.

So sieht man aus diesem Allen, daß, wie die damaligen Dichter Europas arabische Märchen und Rittergeschichten in ihre Romane verwebten, so auch unsere Künstler und Arbeiter in ihren Produktionen arabische Phantasien zum Thema nahmen, daß, wie in den Versen der Provenzalen und Troubadours arabische Bilder und Reime wiederhallten, so auch unsern Kaisern und Königen arabische Stickereien und Schmucksachen um Schultern, Brust und Gürtel glänzten, und daß, wie die Ritter und Krieger, so auch die Gelehrten und Weisen Europas von den aus Afrika hervorgebrochenen Eroberern Sitte und Gesetz empfingen.

Die Europäer haben sich aber bei dieser, durch alle Zeiten wiederkehrenden Verschmelzung der beiden im Süden benachbarten Continente nicht immer blos passiv verhalten. Sie haben die Punier, die Egypter, die Saracenen nicht blos bei sich erwartet. Zu allen Zeiten sind sie selbst an vielen Punkten in das weite Vaterland derselben eingedrungen und haben sich dadurch, daß sie wiederholt verschiedene Abschnitte der nord-afrikanischen Küstenlandschaften mit ihren europäischen Stammländern verbanden, mit ihnen in noch innigeren Zusammenhang gebracht und afrikanisches Wesen und Blut sich von da herübergeholt.

Die lang nach Süden gestreckten europäischen Halbinseln von Griechenland, Italien, Spanien, waren vorzugsweise die Brücken, auf denen ihrerseits die Europäer nach Afrika hinüberkamen.

Man könnte diese Halbinseln und die Inselkette Sardinien, Corsika und Sicilien gewissermaßen mit großen Tropfsteinen vergleichen, die von dem Hauptkörper Europas in die weite Höhle des Mittelländischen Meeres hinabhangen. Die einförmige geradlinige Küste Afrikas wäre dann der flache Boden dieser Höhle. Wie nun das Kalkwasser an den Tropfsteinen herabtröpfelt, und wie sich auf dem Höhlenboden dann entsprechende Figuren bilden, so haben auch stets die Völker Europas längs jener Länderzacken hinausgestrebt, und unter den Spitzen an ihrem Fuße hat sich dann ein afrikanisches Griechenland, ein afrikanisches Italien oder Spanien gebildet.

So kamen gleich in den ältesten Zeiten, bereits nach der Zerstörung Trojas, Hellenen auf die afrikanische Halbinsel Barca hinab, die gerade unter ihrem Lande liegt und gründeten hier ihre berühmte Pflanzstadt Cyrene. So kamen auch die Römer schon bald in den ersten Zeiten ihres mächtigen Wachsthums mit dem Stücke von Afrika in Collision, das gerade unter ihrer Halbinsel Italien lag. Ueber Sicilien hinwegschreitend, griffen sie nach Afrika hinüber, zerstörten Carthago und machten sich dies afrikanische Land unterthänig. So sind ebenfalls die Spanier — auch in unseren Tagen wieder — über die Meerenge von Gibraltar in die ihnen zunächst liegende Partie von Afrika, die sogenannte tingitanische Halbinsel, eingerückt, und haben sie oft als ein Zubehör ihres Stammlandes besessen, das auch wohl den Namen Hispania Transkretana (das Spanien jenseits der Meerenge) trug.

Hatten die Europäer erst an einem solchen benachbarten Punkte festen Fuß gefaßt, so breiteten sie sich dann, gleich den aus Asien kommenden Eroberern, über die ganze Nordküste oder doch über große Abschnitte derselben hin aus. Die Griechen stifteten von Cyrene aus viele andere Colonien längs dieses Küstensaumes hin, und diese afrikanischen Griechen, die nach dem ausdrücklichen Zeugniß der alten Schriftsteller alle doppelsprachig waren und neben ihrer europäischen Muttersprache auch eine afrikanische sich angeeignet hatten, die auch

in ihren Sitten und Wesen zwitterhafter Natur, halbe Europäer und halbe Afrikaner, wurden, bildeten lange ein bedeutsames Mittelglied zwischen den beiden Welttheilen.

Nach den Griechen unterwarfen sich die Römer die gesammte Nordküste des Festlandes von Egypten bis Marocco, erfüllten sie mit einer Reihe blühender Colonien und theilten sie in eine Menge nach europäischer Weise verwalteter und bebauter Provinzen. Sie machten sich dort so heimisch, daß fast kein Unterschied war zwischen den römischen Provinzen auf der nördlichen und denen auf der südlichen Seite des Mittelländischen Meeres. Sie drangen auch tief ins Innere des Landes ein und holten von da die getulischen und numidischen Reiter, die sie ihren Armeen inkorporirten, hervor, schifften sie nach Europa hinüber und kriegten mit ihnen in allen Theilen unseres Continents.

Ihre afrikanischen Legionen, ihre Zuaven-Regimenter, in denen afrikanische Römlinge und afrikanische Eingeborene gemischt waren, bewiesen in vielen auf europäischem Boden gefochtenen Schlachten eine vorzüglich wilde Tapferkeit und ein besonderes Geschick, die sie sich auf den Löwenjagden und in den ewigen Guerillaskriegen der Wüstenstämme in den Felsengebirgen Getuliens angeeignet hatten.

Nach den Römern, in den Zeiten der Völkerwanderung, mischten sich mit den Afrikanern sogar, wenn auch nur vorübergehend, die Bewohner des Nordens von Europa, die Germanen. Die Vandalen wurden von der Oder über Spanien bis nach Mauritanien hinausgeworfen, und sie beherrschten einmal sowohl die europäischen Länder im Norden der Säulen des Herkules, als die afrikanischen Reiche im Süden derselben, ostwärts bis über Carthago hinaus.

Unter ihrem Könige Genserich kehrten sie, von Afrikanern begleitet und selbst vermuthlich zum Theil afrikanisirt, nach Europa zurück, indem sie der Hauptstadt unseres Welttheils von *demselben* Hafen aus (von Carthago) Verderben brachten, dem einst die Europäer von Rom aus ein so hartes Schicksal bereitet hatten. Noch in späten Zeiten hat man in einigen blondhaarigen Bergvölkern Afrika's einige Kabylen-Stämme, Nachkommen dieser Germanen, erkennen wollen.

Zur Zeit der Blüthe der arabischen Macht, die der deutschen Völkerwanderung auf dem Fuße folgte, war die Herrschaft der Europäer mehr als je von Afrika ausgeschlossen.

Nachdem aber das große arabische Kalifat, wie das Römerreich, in Trümmer zerfallen war, zur Zeit der Kreuzzüge, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, stürzten sich, so zu sagen, die Völker Europa's wieder mitten in den Süden und in den Orient hinein. In Syrien, Palästina, auch auf der eigentlichen Nordküste von Afrika, in Egypten, in Tunis und Marocco, erschienen sie, unter dem Banner Ludwig's des Heiligen und anderer Könige, bis auf die Zeiten Kaiser Karl's V. und Sebastian's von Portugal, unzählige Male und brachten von da aus, heimkehrend, südliche Gewohnheiten, Ansichten, Sitten, Natur- und Kunst-Produkte nach Europa.

Unter der lange dauernden Türkenherrschaft verfiel dann wieder die ganze Kette der schönen nord-afrikanischen Länder, deren Kultur einst sowohl unter den Carthagern, als unter den Griechen und Römern und dann später auch unter den Arabern so europäisch, und selbst zum Theil schöner, als Europa, geblüht hatte, wieder in die Zustände der alten Barbarei. Es bildeten sich die Reiche der sogenannten Raubstaaten aus, und Europäer betraten mehrere Jahrhunderte hindurch den Boden von Afrika nur als Sklaven und Kriegsgefangene. Dies hat sich endlich erst in unserem neunzehnten Jahrhunderte wieder gewendet, denn *jetzt* haben die romanischen Völker abermals angefangen, sich über diese ihnen gegenüber liegenden Küsten von Neuem zu ergießen.

Seit den dreißiger Jahren sind die Franzosen, die sich zuweilen wie die Erben der Römer geberden, in's Land gerückt und haben dort ein europäisch-afrikanisches Colonien-Reich begründet. Sie haben dahin, wie jene, die Nachkommen jener einst hier furchtbaren Ger-

manen eingeführt, den industriösen deutschen Ackerbauer, der in Algerien nun durch Fleiß und Wohlthaten die Uebelthaten seiner vandalischen Vorfahren vergessen macht.

Seit einigen Jahren sind den Franzosen, auch die Spanier, desselben Weges gefolgt. Sie haben mit Begeisterung den alten Hader und die selten unterbrochene Eifersucht zwischen Europa und Afrika wieder aufgenommen, und scheinen, eingedenk der früheren Ueberlieferungen ihres Landes, ihr afrikanisches Spanien zurück erobern zu wollen.

Napoleon hat von dort seine afrikanischen Legionen, die Regimenter der Zuaven oder der afrikanisirten Europäer und die Horden der wilden Tureos, der eingebornen Löwenjäger des Landes, nach unserem Welttheil herübergeführt und mit ihrer Hülfe im Jahre 1859 seine raschen Siege in Italien errungen.

Dies etwa ist eine kurze Uebersicht der großen Reihe von Ereignissen, welche zu Verflechtungen und Verschmelzungen europäischer und afrikanischer Volks-Elemente geführt haben. Die Resultate mancher dieser Verschmelzungen sind zwar wieder verwischt, oder doch, so zu sagen, in der Atmosphäre Europas so ganz zerflossen, daß sie sich nicht mehr auffummiren und genau nachweisen lassen. Es giebt aber auch Striche in unserem Welttheil, in denen die Einwirkungen jenes langedauernden Verkehrs mit Afrika noch mehr oder weniger handgreiflich sind und die wir gewissermaßen wie ein Stück Sarazenenland mitten in unserm Welttheile oder wenigstens wie einen sichtbaren afrikanischen Farben-Anflug auf der Physiognomie unserer Bevölkerungen betrachten können.

Ich will es zum Schlusse versuchen, diese noch jetzt mehr oder weniger afrikanisch heraus geschminkten Partien Europas anzudeuten.

Bei unseren europäischen Türken ist die arabische Sprache das Organ der Religion und der Gelehrsamkeit. In dem türkischen Stamm selbst lebt noch viel verkapptes arabisches Blut und in ihren Armeen am Hellespont wie an der Donau dient mancher Araber, Egypter und Maure. Auch erscheinen in ihren Handelshäfen nicht selten arabische Kaufleute, sowie auf ihren Galeeren Sklaven und Gefangene aus allen den Ländern im Norden der großen Wüste.

In dem übrigen außertürkischen Europa giebt es einige Punkte, wo die Sarazenen noch heutiges Tages, so zu sagen in Person, obwohl mit bedeutend veränderter Nationalität und Sitte existiren. Auf Malta z. B. herrscht unter dem Volke bekanntlich ein arabischer Dialekt, und Aehnliches läßt sich von den Balearischen Inseln bemerken, die so oft in den Händen der Afrikaner waren und deren Wesen und Sprache noch immer ein wenig arabisch gefärbt ist.

Die Bevölkerung Süd-Italiens und auf den großen Inseln Sicilien, Sardinien, Corsika, welche im Laufe der Zeiten so oft und so lange unter dem Einflusse der afrikanischen Rassen standen, weist noch jetzt manche arabische und afrikanische Elemente auf.

„In der Provinz Calabrien an der äußersten Grenze Italiens" sagt ein deutscher Geschichtschreiber, „leben Menschen, dem übrigen Europa nur wenig bekannt und fast so wild, wie die Bewohner der gegenüber liegenden Küste Afrikas, voll eines ungebildeten Genies, mit natürlichem Verstande begabt, muthig, aber zügellos, und rachsüchtig gegen ihre Feinde, wie die Kinder des Südens."

Manches bei den heutigen Bewohnern Siciliens und der benachbarten Abruzzen mahnt eher an den Orient, als an Europas christliche Lande. Halbbarbarische Stammhäuptlinge, Palikaren und Klephten kommen hier unter verändertem Namen vor.

Die Bewohner der Berge des Innern von Sardinien beschrieb zur Zeit der Römer Strabo ungefähr so, wie wir jetzt die Kabylen von Nordafrika kennen. „Kultur," sagt er, „ist in Sardinien bloß auf der Küste zu finden. Die Bergbewohner aber leben nur von der Viehzucht und vom Raube und sind roh und scheu, wie das Wild." Und was dieser Römer von der halb-afrikanischen Natur der alten sardinischen Bergbewohner vor 2000 Jahren sagte, das gilt von ihnen mehr oder weniger noch heutzutage.

Auch die Corsikaner, mit deren Volks-

namen man die Benennung des Gewerbes der „Corsaren" in Verbindung gebracht hat, waren im Innern ihrer Insel von jeher nicht viel kultivirter, als die alten Urbewohner des nördlichen Afrika. Raubsucht, Blutrache, Hirtenrohheit, Haß und Verachtung aller Neuerungen und Reformen, herrschen bei ihnen noch zu dieser Zeit, obgleich sie nun schon seit einem Jahrhundert wieder einem sehr civilisirten Staate angehören, und obgleich Frankreich Alles gethan hat, ihre Verhältnisse nach demselben Zuschnitte zu regeln, wie die der übrigen Franzosen. Der bräunliche Gesichtsteint, die Haarfarbe, die Physiognomie und das ganze körperliche Wesen aller dieser genannten italienischen Insulaner scheint darauf hinzudeuten, daß sie in gewissem Grade ein Uebergangsglied aus Afrika nach Europa darstellen.

Und was endlich die Völker von Spanien und Portugal betrifft, so sind sie, namentlich in ihren südlichen Partien, noch heutiges Tages mehrfach mit afrikanischen (maurischen) Elementen geschwängert. „Wie viel von dem Araber, wie viel Orientalisches in den ritterlichen Ernst des Spaniers hinübergestossen ist, das wird man zwar nicht mehr einzeln herauslesen können, aber gewiß liegt doch in der adlichen Gravität, womit auch der ärmste Mann dieses Landes sich gelegentlich in die Brust wirft, viel von der orientalischen Färbung. Es scheint dieselbe Gravität, derselbe persönliche Unabhängigkeits-Sinn zu sein, mit welchem der arabische Scheich vor sein Zelt tritt und sich als Herr und König des von seinem Wüsten-Horizonte umschlossenen Gebietes präsentirt.

Trotzdem, daß die späteren christlichen Könige von Spanien die härtesten und grausamsten Verfolgungen über die Mauren und Moriscos ihrer Lande ergehen ließen und obwohl es ihnen gelang, ihr Reich von denen, welche ihrem Glauben treu blieben, wie sie es nannten, zu „säubern", so haben sie doch den maurischen oder afrikanischen Charakter in den Bevölkerungen von Andalusien, Granada, Murcia, Valencia nicht zerstören können. Es ist ein zum Theil uralter und schon seit den Zeiten der Phönizier und Carthager hier eingewurzelter Charakter. Arabische Industriezweige, wenn auch kümmerlicher, als zur Zeit der Abderhamans, blühen dort noch jetzt, und unter der tiefen Verschleierung und Umhüllung der schönen Damen von Cadix und Sevilla, die im Schnitt und Façon arabischen Ursprungs ist, blitzt dieselbe Gluth der dunklen Augen hervor, welche schon arabische Dichter besangen.

Sehr Vieles in der Lebensweise, der Tracht, den Sitten, den Tänzen und den Volksliedern der Bewohner des südlichen Theiles der pyrenäischen Halbinsel hat seinen Ursprung in Afrika. Viele noch heute geltende geographische Namen in jenen Gegenden sind arabische Bezeichnungen, die von den Spaniern verunstaltet wurden. Solche Namen haben dort die Flüsse, z. B. der Guadalquivir, arabisch Wad el Kebir (das große Wasser); die Städte, z. B. Gibraltar, arabisch Dschebel Tarif (der Fels des Tarif); Provinzen, z. B. Algarve, arabisch El Tagar; Gebirgszüge, z. B. die Alpujarras, arabisch Alboscharrat. Ein sehr berühmtes Gebirgsland heißt noch jetzt das Maurische, die „Sierra Morena".

Am Ende finden wir sogar solche geographische Spuren und Monumente der Völkerwanderungen aus Afrika nach Europa noch viel weiter nach Norden hinauf, z. B. in einem Thale der helvetischen Alpen. Im Canton Wallis ist noch heutzutage eine ganze Reihe von Namen für Bergpfade, Höhlen, Gebirgsmauern und Dörfer in Gebrauch, die ihren arabischen Ursprung an der Stirn tragen. Piz del Moro (die Spitze des Mauren), Monte Moro (der Mauren-Berg), Fontane Moro (die Mauren-Quellen) und die Orts-Benennungen Allalie, Alangel, Alagabi, sind einige dieser arabischen Namen jenes Landes. Zur Zeit, als die Araber und Mauren in Spanien und Süd-Frankreich mächtig waren, so sagt man, habe sich eine Partie Sarazenen aus Nord-Afrika in den Engpässen der Alpen und namentlich in den Schluchten des St. Bernhard niedergelassen, von wo aus sie den Süden und Osten der Schweiz unablässig bekriegten, bis 954, in welchem Jahre sie sogar

St. Gallen bedrohten. Von ihnen sollen jene arabischen Namen dieses abgeschiedenen Erdstücks herrühren, dessen schwarzhaarige Bewohner, von bräunlichem Teint, nach den Bemerkungen eines Reisenden, noch jetzt ihre arabische Abstammung verrathen, obwohl sie sonst in Sitte, Sprache und Lebensweise von ihren hellfarbigen deutschen und französischen Nachbarn nicht mehr abweichen. Ja, bei dem wallisischen Dorfe Saas benutzen diese Thalbewohner noch jetzt zur Bewässerung ihrer Alpenmatten eine alte Wasserleitung, welche die Sarazenen dort hoch über dem Dorfe und über seinen Baumgruppen in dem Felsen ausgehauen haben.

Dies wäre dann wohl einer der am weitesten in's Innere unseres Welttheils eingedrungenen Vorposten jener merkwürdigen Wanderungen, Eroberungen und Einflüsse aus Afrika, — die unserm Deutschland nächste Spur jener Verschmelzung und Verflechtung zwischen den beiden Welttheilen und ihren Bevölkerungen, welche ich hier nachweisen könnte. Und mit ihr schließe ich daher dieses Capitel.

Oestliche Nachbarn Europa's.

Tataren, Mongolen ꝛc.

Es ist eine wohlbegründete Vermuthung, daß einst nicht nur der Kaspische und der Aral-See eine zusammenhängende Wassermasse bildeten, sondern daß dieses große Binnenmeer sich auch im Norden vom Kaukasus herumschwenkte und mit dem Asowschen und Schwarzen Meere vereinigte, indem es im Westen die Ränder der Fruchtebene des östlichen Europa und im Norden den südlichen Fuß des Ural bespülte. Im Osten reichte es bis an die Vorhügel der central-asiatischen Hochgebirge.

Hätte dieses vorhistorische Mittel-Meer Bestand gehabt, so wäre unser Welttheil durch eine mächtige, den nomadischen Reitervölkern fast unüberwindliche Naturgrenze von dem Innern Asiens geschieden gewesen.

Die uns unbekannten Naturereignisse, in Folge deren das Schwarze, Asowsche, Kaspische und Aralische Meer sich in gesonderte Bassins auflösten und innerhalb der engen Grenzen, die sie jetzt haben, sich zurückzogen, haben bewirkt, daß seitdem Europa in seinem Süd-Osten mit Asien vielfach verkettet und verschmolzen war.

Vom Kaukasus her konnten nun die Gebirgsvölker trockenen Fußes zum Westen hinabeilen. Vor allem aber stellte sich dadurch ein großer, breiter, offener Eingang zwischen dem nördlichen Ende des Kaspischen Meeres und dem südlichen Fuße des Ural her, und derselbe ist von jeher eines der merkwürdigsten Völkerthore für Europa gewesen.

Die Caspische See, indem sie ihren tief eingesenkten Meeresboden entblößte, hinterließ ein weites und ödes Land, das in seiner Beschaffenheit noch heutiges Tages seine ehemalige Wasserbedecktheit bezeugt.

Es ist ein gleichartig weitausgestreckter, baumloser, salziger Steppenboden, überzogen mit Sand, Kiesschutt, Muschelbänken und zahllosen Salzseen, den Ueberresten der ehemals hier walteuden Meereswogen. Und diese unwirthliche Steppen-Natur zieht sich südlich fort bis zu den Ebenen Persiens, östlich bis an die Vorkette der hohen Bergmauer des

Belortagh, von dem zwei große Ströme herablommen, die berühmten Fruchtland-Oasen des alten Baktriens zu netzen.

Im Nord-Osten dehnt sich diese unerquickliche Boden-Gestaltung ohne bestimmte Grenze weit und breit nach Sibirien aus, und im Norden endet sie am Südfuße des bewaldeten- Ural. Im Westen dringt sie zwischen Ural und Kaspi-See durch das Gebiet der nuteren Wolga in Europa ein, wo der wüsten Tiefebene ein fruchtbares Land entgegentritt, das wenigstens etwas über der Meeresoberfläche erhaben ist.

Jenes ganze, weite Becken, in dessen Mitte der Aral-See liegt, und in welches das Kaspische Meer sich vom Kaukasus her hinüberkrümmt, ist eine der eigenthümlichsten Tiefbildungen des Erdbodens. Es liegt mit allen seinen Seen und Flüssen noch jetzt merklich unter der Oberfläche des Schwarzen und Mittelländischen Meeres.

Alexander von Humboldt und andere Gelehrte haben daher von einem „Schlunde" des Caspischen Meeres gesprochen und haben das ganze unserem Europa gleichsam ins Schlepptau gegebene Wüstengebiet als einen colossalen, weit aufgeschlossenen „Krater" bezeichnet. Sonst pflegt man es nach den beiden Hauptgewässern, die noch jetzt seine tiefsten Stellen bedecken, auch wohl das „Aralo-Caspische Bassin", oder endlich nach einem alten persischen Worte, das so viel bedeutet als „das Land der Finsterniß", im Gegensatz zu Persien oder Iran selbst, d. h. zu „dem Lande des Lichts", die „Tiefebenen von Turan" zu nennen.

Aus dem „Schlunde" des Kaspischen Meeres erheben sich zu bestimmten Zeiten des Jahres verschiedene Arten von Fischen: Schaaren von Lachsen, Belugen, Hausen und anderen großen Wasserbewohnern, und steigen durch die mächtigen Kanäle des Wolga-Stromes tief in den Westen und Norden Ost-Europas hinauf, wo sie sich in den Nebenzweigen dieser Länder vertheilen.

Eben so zieht aus jenen südlichen Niederungen beständig eine ungeheure Menge von Land- und Wasservögeln nach Westen und Norden durch. Sie kommen aus der Nachbarschaft des Kaspischen und Aralischen Meeres, passiren das bezeichnete große Länderthor zwischen diesem See und dem Ural und verbreiten sich im Frühling durch ganz Rußland, von wo sie im Herbste zu denselben Gegenden zurückkehren.

Auch die verheerende Wanderheuschrecke, die mit anderen minder zu fürchtenden Heuschrecken-Arten dort ihr Vaterland hat, fliegt, Verderben bringend, häufig und in rauschenden Zügen durch jenes Thor aus Asien nach Europa hinüber.

Mit einem Worte, ein großer Theil der lebendigen Natur scheint hier auf einer Wanderung aus Süd-Osten nach Nord-Westen und Westen begriffen zu sein.

Wie die Thiere, so waren es auch von jeher die Menschen.

Mit Ausnahme einzelner fruchtbarer Fluß-Marschen und oasenartiger Ackerstriche im Osten und Süden, die schon in alten Zeiten die Kultursitze seßhafter Völker waren und in denen die Städte Taschkent, Samarkand, Buchara, Chiwa und ihre alten Vorgängerinnen blühten, war das Ganze stets von dem Gewoge beweglicher Nomaden erfüllt.

Schon in ältesten Zeiten, im Jahrhundert des Cyrus, werden uns als solche die Massageten genannt, und nach ihnen unzählige andere Stämme, die längs ihrer südlichen Grenze mit den Culturvölkern von Iran oder Persien in unvordenklichem Hader lagen.

Jenseits der hohen Gebirge im Osten, nach dem Innern von Asien zu, giebt es andere wüste Bassins, die dem Aralo-Kaspischen ähnlich sind und die auch, wie sie, seit den frühesten Zeiten von Nomaden bewohnt waren: die Wüste „Gobi", die von „Schamo" oder die von den Chinesen so genannten „Sandmeere".

Oft ritten die Nomaden dieser östlichen „Sandmeere" durch die Pässe der trennenden Gebirge in das westliche Bassin am Kaspischen See hinüber, den dortigen Bewohnern neue Zufuhr an

Bevölkerung und neue Herren bringend. Oft machten sich umgekehrt die westlichen Nomaden auf, ihre Nachbarn im Osten heimzusuchen.

Noch häufiger aber geschah es, daß sie sich beide vereinten und durch das uralisch-kaspische Völkerthor, gleich jenen wandernden Vögeln, in Europa einzogen und gleich den Heuschrecken-Zügen dort verheerend sich verbreiteten.

Es ist, als wenn die Menschen auf diesem entwässerten Meeresgrunde, die unruhige Natur der einst hier tobenden Salzwogen angenommen hätten. Wie das Meer, so wüthet und stürmt ihr Geist Jahrhunderte hindurch und lächelt nur dann und wann einmal in arkadischem Frieden, — wie zuweilen allerdings auch das Meer.

Der kleinen Ueberfluthungen und Einbrüche sind hier seit dem Beginn der Geschichte zahllose gewesen.

Aber dann und wann sehen wir es, wenn wir den Lauf der Jahrhunderte überblicken, anschwellen, sich auftürmen und losbrausen, wie eine zweite Sündfluth, die civilisirten Länder überschwemmend, die ganze Welt von China bis Rom erschütternd, als sollte, wo nicht das Menschengeschlecht vertilgt, doch alle Blüthe der Bildung von dem Erdenrund abgestreift werden.

In Folge solcher gewaltigen Aufregungen ist China zu wiederholten Malen von einem Ende zum andern den aus dem Innern von Asien hervorbrechenden Nomaden in die Hände gefallen, hat sich aber immer wieder durch die unverwüstliche Jugendkraft und Zähigkeit seines Characters und seiner Verfassung aus dem Schutt hervorgearbeitet und, indem es die fremdartigen Stoffe umwandelte, sich in seiner Eigenheit wieder hingestellt.

Eben so haben auch die andern Cultur-Halbinseln Asiens, Indien, Persien, Klein-Asien, zu wiederholten Malen neue Bevölkerung und neue Tyrannen aus jenen vulkanischen Nomaden-Gebieten empfangen, sind durch sie für lange Zeiträume in ihren inneren Verhältnissen zerrüttet worden und haben nur nach großen Kämpfen ihre Unabhängigkeit und die ihnen eigenthümliche Bildung, wie China, wieder herstellen können.

Unser Europa, dem selbst unsere Naturforscher zuweilen nicht einmal den Rang eines eigenen Welttheils zugestehen, das sie vielmehr nur als ein großes Anhängsel Asiens, eine der asiatischen Halbinseln, — („so wie die Bretagne ein Anhängsel von Frankreich ist," sagt Humboldt) — betrachten wollen, dieses Europa scheinen jene Nomaden ebenso von jeher nur als ein Stück von Asien angesehen und behandelt zu haben, und sie sind darin eben so oft ein- und ausgezogen, wie in die Halbinseln von China und Indien, als bildete es nur einen Theil ihres Stammlandes und Weidegebietes.

Gewöhnlich haben diese Einbrüche zwar nur die östlichen Partien unseres Welttheiles, insbesondere die Völker der weiten Ebenen des jetzigen Rußlands, die den Nomaden besonders bequem sein mußten, betroffen.

Nur zweimal haben sie, ausnahmsweise, so tief in das Herz unseres Continents eingegriffen, daß es schien, als würden sie dort Alles, wie in Asien, mongolisiren.

Einmal, im Anfange des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als in Folge eines an den Grenzen von China ausgebrochenen Gezänkes unter den Hirten, Rom mit Verderben überzogen wurde, als Attila, die Gottes-Geißel, die Völker bis nach Frankreich und Italien hinein in Aufruhr brachte und sie, wie ein Sturm die Wolken, vor sich her jagte, indem er sie wie Spreu- und Blätter-Haufen bis nach Spanien und Afrika hinein auseinander trieb.

Und ein zweites Mal, am Anfange des 13. Jahrhunderts, als Dschingis-Chan und seine bluttriefenden Nachfolger durch alle Wolga- und Donauländer hinauf tobten und noch an der Grenze von Deutschland die Ackerfelder von den Hufen ihrer Pferde zertreten ließen.

In beiden Fällen haben deutsche Anstrengungen unseren Welttheil vor der drohenden Mongolisirung bewahrt. Das erste Mal die Westgothen unter Aëtius auf den Ebenen von Chalons, und das zweite Mal die deutschen Ritter, unter Heinrich dem Frommen, von Schlesien, auf dem Kampfplatze am Fuße der Sudeten bei Wahlstatt, wo noch jetzt jährlich

in einem Kirchlein die vor 620 Jahren den Barbaren geliefernte und für die Bevölkerung so merkwürdige Schlacht gefeiert wird.

Da jene beiden Einbrüche der Asiaten, die der Zeit nach beinahe ein Jahrtausend aus einander liegen, für Europa die folgenreichsten und berühmtesten geworden waren, so sind auch die Namen, unter denen die Nomaden in diesen beiden Epochen erschienen, die dauerndsten und am weitesten verbreiteten.

Die Reiter des Attila nannten sich Hunnen. Es war ein Name, den sie von der chinesischen Grenze mitbrachten, wo sie auch von den Geschichtsschreibern des Himmlischen Reiches „Hungnu" oder „Hiongnu" genannt wurden, und da sie unter diesem Namen der Schrecken der von ihnen erschütterten römischen Welt und der von ihnen aufgeregten Germanen wurden, so hat man lange nachher alle von Asien herkommenden ähnlich gesitteten Barbaren unter dem Namen hunnische Völker zusammengefaßt, eben so wie in älteren Zeiten die Griechen dieselben wilden Geschlechter mit dem allgemeinen Namen Skythen bezeichnet hatten.

Aehnlich machte man es wieder bei dem zweiten großen Einfalle der Nomaden unter Dschingis-Chan. Damals war in Asien der Name „Tata" oder „Tatar" sehr berühmt unter ihnen geworden.

„Tata" war ursprünglich nur die alte Special-Benennung eines kleinen Nomaden-Stammes, breitete sich aber mit dem Ruhm und der Macht dieses Stammes immer mehr aus, wurde zuerst bei den Chinesen, dann bei den Persern und Arabern gebräuchlich und kam endlich, als, wie gesagt, die Nomaden sowohl das russische Kiew, als auch die polnische Königsresidenz Krakau erstürmten und als, das heisere Geschrei ihrer häßlichen Kameele sogar an der Oder vernommen wurde, auch in Europa in Schwung.

Hier schob man dem Namen, der ächt asiatisch bloß „Tata" lautet, der aber die Europäer in Laut und Bedeutung an den Tartarus erinnerte, noch ein „r" ein. „Seid getrost," hatte der König Ludwig IX. von Frankreich zu seiner Mutter Blanche gesagt, die, um Beistand flehend, im Namen der von den asiatischen Unholden geplagten Christenheit zu ihm kam: „Seid getrost, denn des Himmels Gnade wird in allen Fällen mit uns sein, sei es, daß wir diese Uebelthäter in den Höllenschlund des Tartarus, aus dem sie hervorgingen, zurückwerfen, sei es, daß sie selbst uns vernichtend zum Paradiese empor senden." Und man nannte sie seitdem Tartaren, — dehnte diesen Namen auf alle Völker aus, die mit dem Dschingis-Chan kamen, so verschiedenartig dieselben auch in Sprache und Herkunft sein mochten, und bezeichnete seitdem auch wohl noch bis auf unsere Tage herab, sämmtliche Nomaden Mittel-Asiens mit dieser zusammenfassenden Benennung, in der Weise, wie die Orientalen den gesammten Europäern, welches Landes sie auch sein mögen, den Namen „Franken" geben. Später erkannte man, daß es unter jenen Nomaden zwei sehr verschiedene große Geschlechter mit ganz abweichenden Sprachen und National-Physiognomien gäbe. Eine mehr westliche Rasse, für die der Name der Türken aufkam, und eine mehr östliche Gruppe, die den Namen der Mongolen erhielt. Diesen letzteren Namen brachte Dschingis-Chan selbst in Schwung, anfänglich nur als einen Ehrentitel der Elite seiner tapfern Begleiter. „Ich will," sagte er, „daß dieses mein, einem edlen Krystall vergleichbare Volk, welches mir in jeder Gefahr so treu war, Mongol, d. h. die Trotzigen oder Unerschrockenen, heiße und von Allem, was sich auf Erden bewegt, das erhabenste sei."

Bald nachher rühmte sich ein jeder der östlichen Tartaren dieses ehrenvollen Titels, der durch die neue Gottes-Geißel verherrlicht ward. Mongolen und Mongolei wurden die Namen, weitverbreiteter Völker und Reiche, und man hat damit am Ende sogar eine der fünf Haupt-Rassen des Menschengeschlechts bezeichnet.

Wenn man dem Gange dieser gewaltigen Völkerbewegungen und mächtigen Monarchien, die weiter und breiter anschwollen, als je die römische, und dem Ursprunge der zahlreichen berühmten Gesetzgeber, Länderbezwinger und Völkervernichter, die aus dem asiatischen „Tartarus" hervorbrachen, nachfolgt, so gelangt

man, wie bei den Riesenströmen der Erde, die viele Landschaften durchziehen, gewöhnlich zu einer in entlegenen Gegenden versteckten kleinen Quelle, zu einer sehr unbedeutenden Veranlassung des Aufruhrs.

In dem räucherigen Filzzelte eines tatarischen Edelmannes, mitten auf öder Steppe, wird ein Knäblein geboren, das, wie tausend andere, seine Mutter im einfachen Hirtenleben nach der Väter Sitte erzieht. Da Mutter und Vater sterben und der Jüngling ihre Heerden erbt, werden einige Knechte und Vasallen seiner Familie ihm widerspenstig. Er bändigt ihren Ungehorsam, geht triumphirend aus dem mit der Faust entschiedenen Kampfe hervor, und hiebei erwacht in dem gereizten und siegestrunkenen jungen Pferdehirten ein weiterstrebender Heldengeist.

Er findet in seiner Nähe noch mehr streitige Fragen über Weidegerechtigkeiten und Heerdengebiete zu berichtigen.

Er berichtigt sie, — sammelt die Auserlesensten seines Volks um sich. Sie fangen an, ihn in ihren Liedern zu besingen.

Bald bringen die Häuptlinge der Hirtenstämme von nah und fern ihre Angelegenheiten vor sein Tribunal. Er entscheidet sich für die eine Partei, erklärt die Gegenpartei für Rebellen und rottet sie, wenn sie Widerstand leisten, aus mit Feuer und Schwert.

Freiwillig und aus Furcht unterwerfen sich dann viele andere Stammhäupter diesem Hirten-Jüngling, Temudschin mit Namen, der ursprünglich wie ein Lamm in seinem Gehege aufwuchs und dessen Stimme bald wie die eines Löwen auf dem Gefilde erschallt.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los," und die auf den Grassteppen erregten Leidenschaften und angefachten Begierden setzen, alle Grenzen überschreitend, den Erdboden in Flammen.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.

Temudschin bewegt sich bald wie ein junger Aar in weiteren und immer weiteren Kreisen. Er streift bis an die chinesische Grenze, durchzieht mit seinen Tartarus-Söhnen die wundervollsten Thäler, plündert mit ihnen die reichsten Städte, führt sie zu unbekannten Strömen, läßt sie unter imposanten Feierlichkeiten von dem Wasser dieser Ströme trinken und schwören, daß sie, wie er sich zierlich ausdrückt, „das Herbe wie das Angenehme dieses Lebens mit ihm theilen wollen."

Ein heiliger Einsiedler, ein Sohn der Wüste tritt hinzu und verkündet dem in einem großen „Kuraltai" (einem mongolischen Reichstage) versammelten Volke, daß die Götter diesem Temudschin alles Land gegeben haben, welches längs des Stromes liegt, und daß er von nun an Chakan (Fürst der Fürsten) oder Dschingis-Chan, (großer Chan) heißen solle.

Bald trinkt nun dieser Dschingis-Chan perlenden Wein aus den Hirnschalen seiner Feinde, (der Könige von Asien), die er, als Denkmäler seines Zornes und seiner Strafgerichte, in Silber und Gold gefaßt mit sich führt.

„Ich will meinen Bügel nicht verlassen," so schwört er, da er abermals zu Pferde steigt, „bis daß ich ganz Asien wie einen Hand-Mühlenstein um mich herum drehe."

Die halbe Welt macht er sich unterthan. Alte, durch Waffenmacht berühmte, durch Künste und Wissenschaften und weise Gesetzgebung verherrlichte Reiche, werden in den aus jener dunstigen Filzjurte entsprungenen Wirbel mit hineingezogen, und sechs Millionen Menschen, so hat man nachher berechnet, sinken dabei, wie das Gras hingemäht, in die Grube.

Aehnlich wie diese Erzählung vom Dschingis-Chan (aber mit mancherlei Variationen), lauten auch die Traditionen von den Entstehungsweisen anderer jener welthistorisch gewordenen Nomaden-Tumulte.

So schnell, wie die von ihnen gestifteten Reiche zusammenkamen, so rasch sind sie auch gewöhnlich wieder zerfallen. Gleich Gebirgsströmen sind sie mächtig und schrecklich angewachsen, haben eine Zeit lang gedräut und getobt, und gleich Staublawinen sind sie wieder zerstoben. Die Attilas und Dschingis-Chans haben keine Nachfolger gehabt.

Es hat bei ihnen keine solche Reihenfolge von Gewaltigen gegeben, wie sie

Digitized by Google

die langen Verzeichniſſe römiſcher Kaiſer oder chineſiſcher Himmelsſöhne darbieten.

Die großen Hirten-Kaiſer ſtehen wie einſame Koloſſe mitten in der Wüſte da. Plötzlich gipfelte ſich die erregte Völkerwoge zu ihnen empor, und bald nachher war die Fluth wieder „wie gewonnen, ſo zerronnen.“ Sie errichteten keine Gebäude auf der dauernden Grundlage tief wurzelnder Grundſätze und feſt geregelter Gewohnheiten.

„Ihre Geſchichte bietet keinen Stoff dar, aus welchem ein Tacitus oder Gibbon ein den Verſtand feſſelndes Werk bereiten könnte.“ Thatſachen ſind zwar in Maſſe vorhanden, aber ſie gruppiren und verketten ſich kaum. Es findet kein organiſches Wachsthum ſtatt; auch kein naturgemäßes Abſterben. Höchſtens ein Steppendichter mag ein wildes Lied darauf ſingen. Nur über die Cultur-Reiche, in denen ſie ſchon ſolche alte Grundlagen vorfanden, und wo ſie ſich ihnen allmälig anpaßten dauerte die Herrſchaft ihrer Nachfolger länger.

Auf den Heimathsſteppen brach, nachdem das Alles überſchattende Genie, der große Comet, mit dem über das halbe Himmelsgewölbe hinziehenden Schweife, verſchwunden und wie z. B. Dſchingis-Chan unter einem einſamen Baume mitten auf nackter Steppe ohne Denkſäule und Monument beerdigt war, alsbald unter den widerſpenſtigen Elementen wieder Zwietracht aus. Schon unter den nächſten Nachfolgern trat Hordenſpaltung ein, und die alten chaotiſchen Zuſtände ſtellten ſich wieder her.

Wie ein zuſammenbrechender Krater ſtürzten jene Weltreiche von ſelbſt in den Tartarus zurück, in den König Ludwig von Frankreich ſie mit Gewalt bannen zu können verhofft hatte.

Sämmtliche einander ſo ähnliche Völkerergüſſe aus Oſten durch den Lauf der Jahrhunderte hier der Reihe nach zu verfolgen und dem Leſer alle die Stämme, die, unter vielfach auftauchenden und wieder verſchwindenden Namen, durch jenes Kaspiſch-Uraliſche Völkerthor bei uns Europäern einrückten, einzeln zu ſchildern, kann hier nicht meine Abſicht ſein.

Für uns, die wir hauptſächlich nur das jetzt noch unter uns in Europa Exiſtirende ins Auge faſſen wollen, würde wenig dabei gewonnen werden, denn faſt keiner jener zahlloſen Stürme greift mit ſeinen Folgen zu uns herab. Davon macht nur die letzte gewaltige Ausſchüttung unter Dſchingis-Chan eine Ausnahme. Durch ſie hat die Bevölkerung des öſtlichen Europa eine bleibende, noch jetzt nicht unwichtige tartariſche Beimiſchung erhalten, weil nach dem Zerfall des großen Dſchingis-Chan'ſchen Reichs ſeine europäiſchen Beſitzungen noch Jahrhunderte lang unter beſonderen tartariſchen Gewalthabern blieben.

Zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung umfaßte dieſes europäiſche Tartaren-Reich oder das von ihnen ſogenannte „Chanat von Kiptſchak“ die größere Hälfte des jetzigen Rußlands, vom Kaspiſchen Meere an der Wolga hinauf bis nach Niſchnei-Nowgorod und Moskau, und weſtwärts bis an den Dniepr, an die Grenzen von Litthauen und Polen. Es war ein Stück von Europa, vier bis fünf Mal ſo groß als Deutſchland. Es wurde auch wohl das Reich der goldenen Horde genannt, weil das fürſtliche Zelt des Chans, das in dem Hauptlager „Sarai“ an der unteren Wolga bei dem jetzigen Aſtrachan ſtand, mit goldenen Brokatſtücken überzogen oder geſchmückt war.

Dieſe Ausdehnung hatte die Tartarenherrſchaft in Europa ungefähr während 200 Jahre, vom Jahre 1224, in welchem in der Schlacht an der Kalka die Ruſſen aufs Haupt geſchlagen wurden, bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, in welchem die Ruſſen ſich wieder ermannten und die erſten großen Siege über die Tartaren auf dem Kulikowſchen Felde am Don unter Dimitri Donskoi (im Jahre 1380) erfochten.

Nicht daß während dieſer langen Zeit das geſammte ſüdöſtliche Europa innerhalb der angegebenen Grenzen gänzlich von Tartaren erfüllt und bevölkert geweſen wäre. Seine rein tartariſche Bevölkerung mochte ſich auf die ſüdöſtlichſten und öſtlichſten Partien beſchränken, aber was es an finniſchen und ſlaviſchen Bewohnern in dieſem Reiche gab, war den Tartaren unterthan und miſchte ſich vielfach mit ihnen. Tartariſche Murſen, Beamte und Tribut-Einnehmer, durchzogen

das Land in allen Richtungen, wohnten auch unter den unterworfenen Völkern, und europäiſche Fürſten mußten in jenes goldene Lager an der Wolga reiſen, um dort vor dem die Peitſche ſchwingenden Chane als Vaſallen den Rücken zu beugen.

Als Hülfstruppen finden wir die Tartaren ſogar häufig unter den Polen und Litthauern, mit denen ſie oft gegen die Ruſſen verbündet waren und mit denen ſie ſich auch theilweiſe als Anſiedler und Nachbarn vermiſcht haben.

Auch erhielten die europäiſchen Tartaren während dieſer Zeit noch zuweilen wieder Zuzüge aus der großen Tartarei in Aſien.

Das letzte bedeutende Tartaren- und Mongolen-Heer, welche durch das Kaspiſch-Uraliſche Völkerthor einzog, war das des „hinkenden Mannes mit dem eiſernen Fuße," oder des Tamerlan oder Timurlenk, der ſich von einem Eiſenſchmiede und Räuber, anfangs nichts beſitzend, als ein mageres Pferd und ein hinfälliges Kameel, zum Herren von Aſien aufgeſchwungen hatte.

Indeß kam dieſer Tamerlan nicht weit in das ihm arm und kalt erſcheinende Europa hinein. Er begnügte ſich, die Tartaren von Kiptſchak, die ſich ihm widerſetzt hatten, zu demüthigen, rückte nur eine Strecke weit längs der Wolga hinauf und kehrte bald nach Aſien zurück, wo er, der Plünderer des von Fülle triefenden Indiens und Perſiens, in ſeiner Hauptſtadt Samarkand, die in der Mitte jenes Kaspiſch-Araliſchen Schlundes lag, weit größere Schätze geſammelt hatte, als ihm Rußland und Europa gewähren konnten.

Dieſer Zug des Tamerlan nach Europa hat aber eher dazu gedient, die Macht der Tartaren in unſerem Welttheile zu brechen, als ſie zu ſtärken. Denn die europäiſchen oder kiptſchaker Tartaren wurden dabei zu Tauſenden hingeſchlachtet und nach Timurs Abzuge und wenige Jahre darauf erfolgtem Tode löſte ſich das große Reich der goldenen Horde in mehrere kleinere Chanate, in die Fürſtenthümer von Kaſan, von Aſtrachan und von der Krim auf.

Doch machten dieſe kleinen tartariſchen Reiche, obwohl unter ſich in Fehden verwickelt, den Ruſſen noch ein Jahrhundert lang viel zu ſchaffen. Ihre wilden Reiterſchaaren ängſtigten Moskau und andere ruſſiſche Städte noch häufig. Aber endlich, nach einer Reihe gewaltiger Kämpfe im Sommer des Jahres 1552, fiel die tartariſche Königsſtadt Kaſan an der Wolga in die Hände der Chriſten. Und nur zwei Jahre nach dem Falle Kaſan's, im Jahre 1554, ſegelte zum erſten Male ein ruſſiſches Kriegsheer die ganze Wolga hinab und unterwarf, Aſtrachan erobernd, die tartariſchen Länder bis an die Mündung des Stromes, bis an die Ufer des Kaſpiſchen Meeres. Dadurch war die Hauptpulsader des Lebens im Oſten unſeres Welttheils *für Rußland* und für die Europäer gewonnen.

Das tartariſche Chanat der Krim beſtand noch faſt zweihundert Jahre länger, als Kaſan und Aſtrachan. Und von jener Halbinſel aus wurde dann auch noch ein Mal im Jahre 1571 die Stadt Moskau von nomadiſchen Reiterſchaaren überfallen, eingenommen und verbrannt. Es war dies aber die letzte Zerſtörung der ruſſiſchen Hauptſtadt durch die Nomaden.

Von nun an dehnte Rußland ſeine Koſaken-Linien, ſeine Landbefeſtigungen und Militär-Grenzen ſtets weiter gegen die Aſiaten aus und beſchränkte dieſe auf ein immer engeres Gebiet.

Nach Peter's des Großen Plan, wurde endlich im Jahre 1738 die Uraliſche Linie gerade quer durch jenes oft genannte Völkerthor zwiſchen Aſien und Europa gezogen und die Stadt Orenburg, in der Mitte jener Lücke, als Wächter unſeres Continents und ſeiner Kultur gebaut.

Das Entſtehen und Emporkommen dieſer Stadt und Feſtung, mit der gleichſam jenes unheilvolle Loch verſtopft wurde, bezeichnet die Begründung der europäiſchen Herrſchaft an jener Pforte, deren Schlüſſel jetzt Rußland in die Hand bekam. Von da an hatte Europa — zum erſten Male in der Geſchichte — *eine feſte Grenze gegen Aſien*.

Seitdem hat kein neuer zerſtörender Erguß aſiatiſcher Hirten nach Europa ſtatt gehabt, die große tauſendjährige

Nomadenwanderung aus Osten hörte auf, der kleine isolirte Rest derselben in der Krim, der keine Zufuhr und Hülfe mehr von dort erhielt, fand sich bald, kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, unschädlich gemacht und dem russischen Scepter unterworfen.

Manche der auf die oben geschilderte Weise in Europa hineingedrängten Tartaren wurden in Folge der russischen Eroberungen zum Christenthum bekehrt, selbst einige ihrer Fürsten wurden im Verlaufe der Ereignisse getauft, und diese gingen daher in der Russischen Nationalität unter.

Die Mehrzahl aber behielt ihre mohamedanische Religion, ihre Sprache und Sitte, und verlor nur ihren alten kriegerischen Sinn und ihre Unabhängigkeit. Als Gegenden, in welchen sie noch jetzt die mehr oder weniger überwiegende, nun aber mit Russen vielfach untermischte Grundbevölkerung bilden, mögen wir 1) den Länderstrich am linken Wolga-Ufer, zwischen der Wolga und der Ural-Kette und 2) die Gebirgsthäler und Steppen der Krim bezeichnen, die man sonst auch wohl die kleine Tartarei zu nennen pflegte.

Nach den Berichten des Barons von Herberstein und anderer alter Reisenden scheint es, daß ehemals (vor etwa 300 Jahren) der unschöne mongolische Typus in der leiblichen Bildung bei den höheren Klassen dieser kasanschen, astrachanschen und krimschen Tartaren noch ziemlich stark hervortrat.

Damals waren noch viele ihrer Mursas (Edelleute) und ihre Chane mongolischen Geblüts. Alle ihre Fürsten wollten von Dschingis-Chan abstammen. Dies ostasiatische oder mongolische Element hat sich aber allmälig verwischt und verloren. Spätere Reisende schildern jene Tartaren als von den Mongolen viel merklicher verschieden, und jetzt zeigen sie einen sehr edel und schön gebildeten türkisch-tartarischen Menschenschlag.

Man wird diese Umwandlung, diese Türkisirung der europäischen Mongolen leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß bei dem ganzen sogenannten Mongolen-Einbruche nur der Anstoß von den Mongolen ausging. Schon in denjenigen Heeren, mit denen Dschingis-Chan, Batu und Tamerlan über Europa herfielen, bildeten vielleicht von Anfang herein die türkischen oder westlichen Tartaren die Mehrzahl. Mongolisch oder osttartarisch waren nur die Prinzen, die Heerführer, die Elite der Truppen.

Da die Ursitze der Mongolen unserem Welttheile sehr fern sind, das von jeher mit türkischen Stämmen erfüllte Turan, jenes Aralo-Kaspische Tief- und Kraterland denselben aber nahe zur Seite lag, so mußten die neuen Mannschaften, Rekruten und Kolonisten, welche ihm beständig zuflossen, immer mehr türkisch-tartarischer Herkunft sein.

Wie das mongolische Geblüt, so hat sich auch (zum großen Theil wenigstens) der nomadische Sinn bei diesen Rußland unterworfenen Tartaren verloren.

In den Mittelpunktsorten des Wolga-Lebens, in Kasan, Astrachan, Simbirsk, die sie gemeinsam mit den, jetzt neben ihnen dort eingewanderten Russen, bewohnen, betreiben sie nunmehr allerlei städtische Gewerbe und sind namentlich berühmte Lederarbeiter. Aber auch selbst in den kleinsten tartarischen Dörfern fehlt es nicht an den nöthigen Handwerkern, Gerbern, Schmieden, Zimmerleuten.

Ihre fleißigen Weiber spinnen Wolle, Hanf und Flachs, auch werden die tartarischen Bauern, wo sie Land erwarben, als sorgfältige Ackersleute gerühmt. Vor allem aber ist Bienenzucht ihre Liebhaberei. Ueberall trifft man unter ihnen geschickte und wohlhabend gewordene Bienenväter.

Es würde wohl kaum richtig sein, zu glauben, daß die Tartaren alle diese Künste des Friedens sich erst seit der Unterwerfung unter Rußland angeeignet hätten.

Uns Europäern haben diese Völker früher, so zu sagen, nur die rauhe Kehrseite zugewandt. Aber im Rücken ihrer Reiterschaaren, die unsere Städte in Wüstenstaub und Rauch hüllten, trieben auch immer wieder, — es versteht sich dies, ich möchte fast sagen, von selbst — nachrückende Kaufleute und Handwerker ihr Wesen. Die Russen veränderten da-

rin weiter nichts, als daß sie den Reitern und Bogenschützen der Tartaren die Kriegsfackel aus der Hand nahmen und das auch ihnen innewohnende friedliche Element herauskehrten und conservirten.

Da die Tartaren nach ihrer Unterwerfung als mit den Uebrigen gleichberechtigte Unterthanen in den russischen Reichsverband eingetreten sind, da sie, wie die Russen selbst, in allen Theilen dieses großen Reichs handeln und wandeln können, so findet man denn nun auch fast in allen großen russischen Städten, in Moskau, Petersburg, Nowgorod, kleine Colonien von ihnen, die dort in jenen christlichen Residenzen sogar ihre mohamedanischen Bethäuser besitzen. Sie greifen daselbst als Dienende in mancherlei Lebensverhältnisse ein, und namentlich sind sie, diese alten Pferde-Liebhaber, als Fuhrleute vielfach beim Waarentransport des Reichs und in den Häusern der Vornehmen als sehr beliebte Kutscher und Stallmeister beschäftigt.

Es giebt selbst auf dem flachen Lande im Innern von Rußland, mitten in einer sonst ganz slavischen Bevölkerung, kleine von Tartaren bewohnte Distrikte, die vereinzelt östlich von Moskau versprengt sind. Vermuthlich sind es die Nachkommen tartarischer Kriegsgefangenen, welche die Zaaren hie und da unter ihren Leuten im Reiche ansiedelten.

Eine ziemlich dichte Bevölkerungs-Gruppe tartarischen Namens fand sich wie erwähnt noch bis auf den heutigen Tag in der Krim. Dort bewohnen sie vor allen Dingen alle die reizenden Thäler des kleinen Gebirgsstrichs, der die südliche Hälfte der taurischen Halbinsel erfüllt und der mit dem schönen von den Russen hochgepriesenen, sogenannten „Süduser" in's schwarze Meer hinabfällt. Dort haben die Tartaren an allen Berghängen ihre kleinen Dörfer mit flachen Dächern und ihre fleißig besuchten Moscheen und Minarets gebaut, in denen sie mit einem bewundernswürdigen und höchst gewissenhaften Eifer die Gebete und die oft schweren Pflichten ihrer Religion verrichten. Dort ziehen sie in ihren Gärten die schönsten Obstgattungen, die weit nach Moskau und Petersburg versandt werden. Dort treiben sie ihre Schafheerden friedlich wie unsere Aelpler auf die Hochweiden des „Tschatirdag" und der andern hohen Gipfel des taurischen Gebirges.

Dort steht auch noch, von Gärten und Gräbern umgeben, in der malerischen Hauptstadt Baktschisarai der alte Palast, das sogenannte „Raubnest," der einst von den Russen so gefürchteten Krimschen Chane aus dem mongolischen Geschlechte des Dschingis-Chan.

Es ist merkwürdig, wie das ganze Leben und Treiben in diesen kleinen Ortschaften der krimschen Tartaren so sehr dem gleicht, was man in Constantinopel und in den Städten der Osmanen in Kleinasien und Europa sieht. Der Häuserbau, die Waaren-Läden, die Handwerker-Butiken, die Kleidung, die Umgangsweise, Sitten und Physiognomie der Leute, Alles ist ganz wie in der Türkei. Und doch sind diese tartarischen Türken im Norden des schwarzen Meeres auf einem ganz andern Wege, in Folge ganz anderer Ereignisse, zu einer ganz andern Zeit in ihre jetzigen Sitze gelangt, als die im Süden dieses Meeres, haben auch mit ihnen nie denselben Reiche angehört und haben in der Verbindung mit den Mongolen ganz verschiedene politische Schicksale gehabt. Sie haben mit den Osmanen nur die Ur-Abstammung gemein, die sie einst vor vielen hundert Jahren in den Steppen Turans verknüpfte. Aber die asiatischen Völker haben eben das Merkwürdige, daß sie in Rasse und Sitte unwandelbar, wie die Felsen, scheinen, während ihre politischen Schöpfungen Sand und Staubhügeln gleichen.

Fast alle Turk-Tartaren innerhalb der Grenze des europäischen Rußlands, sind jetzt ansässige Städte- und Dörferbewohner. Von der nach einem ihrer Anführer sogenannten Nogaischen Horde, giebt es nur noch einige bewegliche und wandernde Ueberreste auf den Steppen im Norden des Kaukasus und der Krim.

Was die Vettern der Turk-Tartaren, die ächten Mongolen, betrifft, so blicken auch diese noch jetzt ein wenig in Europa hinein, aber gleichsam nur mit einem Auge durch einen ihrer vielen Stämme,

die sogenannten Kalmücken oder Kalimk, d. h. die Abtrünnigen. Es sind indeß diese europäischen Mongolen, die sich selbst „Oeloeth" nennen, nicht eigentlich als zurückgebliebene Trümmer der frühern mongolischen Einbrüche zu betrachten, vielmehr sind sie eine ganz junge Erscheinung. Sie gelangten erst im Anfange des 18. Jahrhunderts, zur Zeit Peter's des Großen, in unsern Erdtheil, und zwar nun nicht mehr mit Weltzerstörungs-Gedanken, sondern als schutzsuchende Flüchtlinge. Es scheint, daß es unter den asiatischen Nomaden jedes Mal, wenn die großen Culturreiche an ihren Grenzen wieder erstarkten und um sich griffen, Aufruhr, Bedrängniß und Bewegung gab. Die Horden, um der mit der Cultur kommenden Abhängigkeit zu entgehen, flohen dann nicht selten in entlegene Gebiete. Eine solche Bewegung, eine solche Flucht trat unter den Mongolen im 17. Jahrhundert, in Folge der Erstarkung der chinesischen Mantschu-Kaiser, ein.

Da aber gleichzeitig mit dieser Macht im Osten auch im Westen das große europäische Cultur-Reich der Russen gewaltig gegen Asien vorschritt, so wurde den Nomaden das eigentlich freie Gebiet im Innern immer enger, und wir sehen daher seit dieser Zeit die versprengten Horden wiederholt von einem jener Reiche zum andern, von China nach Rußland oder von Rußland nach China ziehen, je nachdem sie glaubten, bald hier oder dort mehr von ihrer alten Freiheit retten zu können.

Diesen Umständen verdankt denn nun auch Europa seine heutigen Mongolen, die besagten Kalmücken oder Oeloeth. Auf dem Rückzuge vor dem Mantschu-Kaiser und im Kampfe mit andern Völkern auf ihrem Wege, waren sie immer weiter westwärts zum uralischen Völkerthor hinausgeschoben und kamen dort endlich im Jahre 1703 in der Nähe des russischen Gebietes an.

In dem Zustande der Schwäche, in welchem sie sich befanden, ergaben sie sich der russischen Oberhoheit. Peter der Große wies ihnen ein Weidegebiet an der untern Wolga an, und seitdem haust diese mongolische Colonie an den Pforten und Scheiden Asiens und Europas und streift noch innerhalb der natürlichen Grenzen unsres Welttheils.

Ihre Anzahl war anfänglich bedeutend, wurde aber im Jahre 1771 durch ein sehr merkwürdiges Ereigniß wieder verringert und fast auf die Hälfte reducirt.

Die dem indischen Buddhadienste ergebenen Kalmücken fühlten sich nämlich auch in Rußland nicht befriedigt, hatten ihr Heimathland in Asien nicht ganz vergessen und wurden endlich auch durch geheime Botschafter der Kaiser von China zur Rückkehr nach ihren Gebieten aufgestachelt und überredet.

Plötzlich, als ihr Entschluß gereift war, thaten sich die Familien von 50,000 Kalmückischen Kibitken, — an Zahl, wie sie sagen über 300,000 Mäuler, — zusammen, erhoben ihre Standarten und flüchteten mit ihren Weibern und Heerden wieder ostwärs nach China, um, wie der chinesische Kaiser Khienlong, der diese Heimkehr in einem von den Kritikern klassisch genannten Gedichte besungen hat, sagt — „nicht achtend der „Noth und Gefahren einer großen Reise, „der Ueberfälle und Kämpfe auf dem „weiten Zuge, die Klarheit des Himmels „in der Nähe des Reichs der Mitte und „das Glück der Vasallenschaft des größ„ten Monarchen des Universums zu ge„nießen."

Diese große Kalmückenflucht ist deswegen interessant, weil sie eine der wenigen asiatischen Völkerbewegungen ist, die wir in ihren Motiven und nähern Umständen etwas genauer kennen, und weil sie uns daher auch die Ursachen und Vorgänge bei anderen alten Völkerwanderungen dieser Art verständlicher macht.

Jene ostwärts geflüchteten Kalmücken hausen noch jetzt am Altai in Abhängigkeit von China.

Die in Europa (Rußland) Zurückgebliebenen, denen man, um sie zu fesseln, nun auch mehr Raum und Gunst zu Theil werden ließ, sollen noch jetzt eine Volksmenge von 300,000 Seelen darstellen. Da sie in wüsten und für den Ackerbau fast nutzlosen Gegenden eine blühende Viehzucht treiben und

einige tausend wald- und wasserlose Steppen in einen reichen Pferde- und Viehhof für das russische Reich verwandelt haben, so sind sie sehr werthvolle und nützliche Unterthanen geworden. Das Talg und die Wolle ihrer Heerden hilft den Europäern des nördlichen Rußlands ihre dunkeln Winternächte erhellen und erwärmen.

Die Wolgaschen Kalmücken am Südost-Ende Europas zeigen ganz den Charakter und das Wesen der unverwüstlichen mongolischen Natur. Sie sind von mittler Statur, mager und breitschultrig. Ihr Gesicht ist so flach, daß man den kalmückischen Schädel auf den ersten Blick von jedem andern unterscheiden kann. Die Augen sind schmal mit langen spitzen Augenwinkeln. Sie haben dicke Lippen, eine kleine aufgespitzte, bei der Wurzel eingedrückte Nase, hervorstehende Backenknochen, ein kurzes Kinn, dünnen Bart, regelmäßige und weiße Zähne wie Perlen, abstehende und große Ohren und durchgängig schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist rothbräunlich, die Haut der Weiber von hellerem Teint und sehr zart. Ihre Beine sind krumm, weil sie von Jugend an auf dem Pferde sitzen, wie denn diese Krummbeinigkeit schon von den ältesten griechischen und römischen Schriftstellern als eine auffallende Eigenthümlichkeit aller nomadischen Reiter aufgeführt wird.

Als in der Neuzeit ihre wilden auf zottigen Rossen berittenen Bogenschützen, in Begleitung der russischen Heere, sowohl während des siebenjährigen Krieges, als auch während der Napoleonischen Kriegswirren in Deutschland und im übrigen Europa erschienen, erregten sie dort fast eben so viel Aufsehen, wie einst ihre Vorfahren unter Dschingis-Chan und Attila.

Man beschrieb sie, wie Unholde, man gab ihnen schuld, sie äßen rohes Fleisch, sogar Menschenfleisch, und sie hätten keine andere Kochkunst, als die, ihre Braten unter dem Sattel mürbe zu drücken.

Solche schreckhafte Dinge zerfließen in Dunst, wenn man diese guten Leute in ihren eigenen Lägern besucht. Da entdeckt man, daß sie wohl ein wenig Fleisch und Fett unter ihre Sättel zu legen pflegen, um etwaige Wunden ihrer Pferde zu heilen, aber so wenig Freunde des rohen Fleisches sind, daß sie sich weit mehr darüber verwundern, wie die Europäer rohen Schinken essen können.

Da findet man weiter, wie diese Barbaren von ihrem Religionsstifter Buddha ein so schönes, mildes und verständiges Gesetzbuch empfangen haben, daß es fast mit unserer christlichen Sittenlehre wetteifern könnte. Leider aber hat ihr Gesetzgeber Dschingis-Chan, recht im Gegensatz zu dem für Reinlichkeit so besorgten Mohamed, ihnen verboten, sich mit dem Waschen ihrer Kleider und Kochtöpfe aufzuhalten. Und leider beobachten die Kalmücken auch diese Verbote sehr gewissenhaft.

Sie bedienen sich einer Sprache, der alten Mongolischen, deren Malerei der Töne, deren Kraftausdrücke und eigenthümliche Schönheit in andern Sprachen wiederzugeben, man sich vergebens bemüht hat. „Die melancholischen Dich„tungen und Gesänge der Räuberhir„ten," sagt ein chinesischer Schriftsteller, „wenn sie in den stillen Stunden der „Nacht auf den weiten Steppen ertönen, „pressen den Zuhörern Thränenströme „aus, so einfach und unkünstlich sie auch „sind."

Obwohl von alten Zeiten her bloße Hirten, haben sie doch eine sehr eingewurzelte Aristokratie und Classificirung des Ranges und der Stände und ein sehr ausgebildetes System von Umgangs-Ceremonien. Sie sind so große Etiketten-Menschen, daß dies sogar auf ihre Sprache und Grammatik einen bedeutenden Einfluß geübt hat. Sie bauen nach ihren Umgangs-Vorschriften auch die Perioden ihrer Rede und classificiren die Wörter, wie die Menschen, nach ihrer Wichtigkeit, nach Stand und Rang, so daß das vornehmste Wort immer zu Anfang ihrer Sätze kommt; das weniger Gewichtige folgt später, und das ganz Unbedeutende bleibt zu allerletzt.

Hinter diesen merkwürdigen Kalmücken, schon ganz in das Caspisch-Uralische Tiefland hinein, wohnen die räuberischen Kirgisen in drei zahlreichen Horden, in weit ausgestreckten Gebieten. Da sie mit ihren Kibitken (kleine Fuhr-

werke) nur selten bis an die europäische Grenze heranstreifen, so will ich von ihnen hier bloß bemerken, daß sie als ein aus Mongolen und Türken gemischter Volksstamm betrachtet werden; sie sollen aber einen reineren türkischen Dialekt sprechen, als die Osmanen in Konstantinopel. Theilweise erkennen sie die Oberhoheit des Zaaren, theilweise die des Himmelssohns zu Peking an und berauben, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, die Unterthanen beider großen Reiche. Wegen ihrer blonden Haare haben einige Geschichtsschreiber diese Kirgisen für Verwandte unserer gothischen Vorfahren gehalten.

Außer den genannten türkischen und mongolischen Stämmen, welche die Völkerstürmer aus Asien auf europäischen Boden verpflanzten, haben sie zu Zeiten auch noch Proben und Trümmer anderer asiatischer Völker mit sich geführt, nicht wenige von den Grenzen Persiens und sogar eine kleine Colonie aus dem entfernten Hindostan.

An den nördlichen Grenzen Persiens in den Acker-Land-Oasen des südlichen Turans gab es von jeher mitten unter den Nomaden ein ansäßiges, städtebewohnendes und cultivirtes Volk, die alten „Sogdianer" und „Baktrianer", bei denen Handel, Künste und Gewerbe blühten. Ihr Verkehr mit den nomadischen Steppenvölkern, an die sie ihre Kunstprodukte verhandelten, ist uralt. Sie begegnen uns in der Geschichte des asiatischen Handels unter verschiedenen Namen.

Von den roheren Mongolen, die unter Dschingis-Chan ihre alten Städte und Fürstenthümer eroberten und ihre Bibliotheken verbrannten, wurden sie „Buchar" d. h. die unterrichteten Männer genannt, und unter diesem von den Mongolen eingeführten Namen sind sie noch heutigen Tages unter uns bekannt.

„Bochara" heißt noch jetzt eine ihrer Hauptstädte, und ihr ganzes Land nennen wir „die Bucharei." Als ihre Krämer, ihre Karawanenführer und zum Theil als ihre Finanzmänner und Fabrikanten, zogen die Bucharen mit den Mongolen in die Welt hinaus und verbreiteten sich, als eine merkwürdige Kaste wandernder Kaufleute, auf allen Kriegswegen ihrer Oberherren, bis nach China hinein, kamen auch mit ihnen nach Kiptschak oder Europa.

Noch heute nach dem Verschwinden des Mongolen-Reichs besuchen sie — jetzt unter russischem Schutze — dieselben Gegenden an der Wolga und am Don, die großen Jahrmärkte von Nowgorod, Charkoff, Kasan, und kommen auch nach Moskau und Petersburg, ja sind sogar auf unserer Leipziger Messe wohlbekannte Gäste.

Diese Bucharen sind von Körperbau ein schlankes gutgebildetes Volk, von frischer und lebhafter Gesichtsfarbe, mit großen schwarzen und sprechenden Augen, edel gebogener Habichtsnase, mit feinen schwarzen Haaren und dichtem Barte, von Temperament gelassener, biegsamer und weniger stolz, als die türkischen Tataren, der Viehzucht und dem Nomadenleben abgeneigt, zu den Künsten des Friedens aufgelegt, durch Industrie und Handel wohlhabend.

Sie nennen sich selbst „Tadschiks", und dies ist der uralte Name der Perser. Da sie auch allgemein die persische Sprache reden, so sind sie wohl ohne Zweifel nicht, wie man sonst sagte, türkischer, sondern persischer Herkunft.

Gewöhnlich erscheinen sie in Europa nur auf flüchtigen Besuch und kehren nach Abmachung ihrer Geschäfte in ihr Heimathland, im Süden des Aral-Sees, zurück. Doch giebt es in Astrachan, Kasan und einigen andern russischen Städten auch reich gewordene Bucharen, die sich dort angesiedelt haben.

Endlich, wie gesagt, sehen wir sogar die ferne hindostanische Völkerwelt, — so zu sagen, mit einer äußersten Fingerspitze — unsern Welttheil berühren. Es existirt an der Wolga in Astrachan eine kleine Colonie der dem Brahmadienst ergebenen Hindus. Man glaubt, daß sie erst am Schlusse des 14. Jahrhunderts, in Folge des Mongolen-Einfalls unter Timur, dahin gekommen seien, demselben Timur, dessen nächster Nachfolger auch die Zigeuner aus Indien aufgescheucht und nach Europa geführt haben soll.

Die Summe sämmtlicher, als Nachkommen der durch das Uralisch-Kaspische Völkerthor eingeflutheten mittelasia-

tischen Völker und noch jetzt unter uns lebenden Menschen, der Hindus, der Bucharen, der Kalmücken, der Kasanschen, Astrachanschen und Krimschen Tataren, mag sich höchstens auf 2 Millionen belaufen.

Wir würden aber den Einfluß dieser Völkerbewegung auf europäische Verhältnisse zu gering anschlagen, wenn wir ihn bloß nach dieser Summe, im Vergleich mit der Gesammt-Bevölkerung des Welttheils, abschätzen wollten.

Die Tataren und Mongolen haben noch viel weitgreifendere Reste und Spuren ihrer Anwesenheit bei uns zurückgelassen, als es jene direkten kleinen Blutsnachkommenschaften sind. Abgesehen davon, daß sie mehrere unserer ursprünglich finnischen Nationen, die Bulgaren, die Tschuwaschen, die Baschkiren, mehr oder weniger durch Beimischungen türkisirt oder mongolisirt, ihnen auch zum Theil ihre Sprache und selbst ihre Religion, den Islam, aufgedrängt haben, — (von diesen türkisirten finnischen Völkern werde ich bei der Betrachtung des finnischen Volksstamms reden) — abgesehen hiervon, haben die Tataren und Mongolen auch eines unserer größten europäischen Völker und Reiche, das der Russen, in gewissem Grade beeinflußt und sind mit demselben verschmolzen. Die einst den Tataren unterworfene russische Nation offenbart sowohl in ihrer politischen Verfassung, als in ihrem physischen und psychischen Typus manche Züge, Tendenzen und Institutionen, deren Vorbilder wir wahrscheinlich im Innern von Asien bei den Nomaden der Mongolei und des kaspischen Tieflandes suchen müssen.

Die völlig unumschränkte Herrschaft ihrer Zaaren gleicht vielfach der Regierungsweise jener asiatischen Befehlshaber. Die Härte der bei ihnen üblichen Strafen erinnert an die Handhabung des Bambusrohres bei den chinesischen Mongolen. Die Geringschätzung und verschwenderische Aufopferung des menschlichen Lebens auf Kriegszügen und bei anderen Gelegenheiten ist bei ihnen nicht viel geringer, als sie es bei den Kriegszügen der Mongolen war. Ihre peinliche Rangordnung, ihr sogenannter „Tschin," scheint in That und Name eine Copie mongolischer und chinesischer Etiketten-Muster zu sein. Ihre melancholisch-rührenden Volksgesänge vermögen auch dem Zuhörer Thränen auszupressen, wie jene ähnlich gefärbten der Mongolen.

Viele Tataren, Mongolen, Kalmücken und andere Asiaten wurden von jeher, wenn man sie taufte, wenn man sie als Kriegsgefangene im Innern von Rußland ansiedelte, wenn die Zaren sie mit russischen Ehren belohnen oder gewinnen wollten, in den Schooß der russisch-slavischen Nationalität aufgenommen. Selbst unter den vornehmsten Familien des Reichs entdeckt man noch Namen, die uns auf den ersten Blick die tatarische Abkunft des Geschlechts verrathen; so, um nur eines anzuführen, der Name der bekannten jetzt russischen Fürsten Kotschubey d. h. „der kleine Bei." Vielleicht mag den Leser auch der Name der Fürsten-Familie Dundukoff-Korsakow zuweilen vorgekommen sein. Es sind jetzt russische Magnaten, deren Stammbaum ursprünglich aber in einer kalmückischen Jurte keimte.

Die Schädelform und die Gesichtszüge des mongolischen Typus, der viereckige Kopf, die hervorstehenden Backenknochen, die kleine aufgestülpte Nase, die langgezogenen Augen, das flache Angesicht, wenn sie auch nicht so auffällig wie bei den eigentlichen Mongolen sind, schimmern auch bei den russischen National-Zügen unter den sonst mehr rundlichen und ovalen Linien des indo-europäischen Stammes sehr bemerkbar durch.

Und wenn man nun endlich bedenkt, daß dieselben Formen des Angesichts auch bei allen Stämmen des chinesischen Reichs, die ganz entschieden den mongolischen Typus zur Schau tragen, wiederkehren, daß ferner auch selbst die Indianerstämme Nord-Amerika's in ihrer körperlichen Beschaffenheit wiederum nur ein etwas gemäßigter Aus- und Abdruck desselben Modells zu sein scheinen, so muß man über die außerordentliche Ausbreitung dieses Typus auf dem Erdboden in der That erstaunen, und man kann fast sagen, daß wohl ein Drittel des ganzen Menschengeschlechts der tatarisch-mongolischen oder mongolenartigen Rasse angehöre.

Ja, ſogar in den inneren Gebirgen des mittleren Europa, in dem ſüdöſtlichen Zipfel unſeres Deutſchlands, hat man, — und mit dieſer Bemerkung will ich dieſe Betrachtung ſchließen, — Spuren von Mongolen und mongoliſchem Typus finden wollen. Am Fuße des Ortles, in den oberen Thälern des Etſch-Thales, im ſogenannten Vintſch-Gau, iſt nach Dr. Goldrainer's Unterſuchungen der Schädelbau der dortigen jetzt deutſchredenden Bewohner Mongoliſch. Man hat geglaubt, es ſei hier in den Gebirgen einſt ein verſtreuter Trupp der Soldaten des Attila zurück geblieben, und man hat verſucht, die dortigen wunderlichen und undeutſchen Ortsnamen „Tſchars, Tartſch, Latſch, Compatſch" ꝛc. aus den aſiatiſchen Sprachen zu erklären. Die Schweizer glauben, daſſelbe von einem fremdartigen Völkchen in Anniviers, einem Thale des oberen Wallis, ſechs Stunden von Sitten, welches ſie „Huunen" (d. h. Mongolen) nennen, von dem aber freilich ſlaviſche Alterthumsforſcher glauben, daß es von Slaven (vielleicht aber doch wenigſtens von Slaven, die dem Attila folgten und ſich von ſeinen Heeren in den Bergen trennten?) abſtamme.

Ich habe ſchon in dem vorigen Capitel darauf aufmerkſam gemacht, daß man in dieſem ſelben Kanton Wallis auch die öſtlichſten Spuren faraeniſcher oder arabiſcher Völkerzerſtreuung nachweiſt.

Und ſo wäre denn dort eine ſehr merkwürdige Lokalität, in welcher ſich noch heutiges Tages die äußerſten erkennbaren Spitzen und Ausläufer zweier großer Völkerſtrömungen im Herzen Europas einander gegenüberſtänden, der einen, welche von Arabien und Weſt-Aſien und von der Nordküſte Afrika's, dem Glühofen Europa's, her über Spanien heranfluthete und ſich in Frankreich und gegen die Alpen verlor, und der andern, die aus den Eingeweiden Aſiens, aus jenem Europa im Oſten angehängten Tartarus ſich ausſchüttete, das uraliſche kaſpiſche Völkerthor paſſirend, zu wiederholten Malen das ganze öſtliche Europa überſchwemmte und ebenfalls gegen Frankreich und die Alpen hin erſtarb, wo ſie mitten in den Bergverſtecken jene Fußſtapfen zurückließ.

TAYLOR INST. OXFORD

Die Hellenen und Neugriechen

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Creta ist das viereckige Becken eines kleinen Binnen-Meeres von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen.

Dieses Wasser-Viereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größeren Meeres-Partien führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulkanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen Europa's gleichstellen können.

Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämmtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Trauben-Gelände, Oliven- und Citronen-Haine, und von süßem Honig träufelnde Bienen-Gärten dar. Und fast alle haben sichere Häfen, wie man deren sonst selten so zahlreich nebeneinander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festland-Kreises umher sehr buntgestaltet.

Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken hinein. Tiefe schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen in's Innere des Landes und laden überall zur Schifffahrt ein.

Fast möchte man das ganze Aegäische Meer wegen seines Reichthums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen großen Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesammte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen.

Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, durch seine wundervolle Verkettung des Flüssigen und des Festlandes allen anderen Theilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa.

Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen andern Völkern der Welt in Schifffahrt, Handel, Verkehr, Thätigkeit, Energie,

Digitized by Google

Cultur und Wiſſenſchaft zuworthun mußten, ſo war, ſcheint es, das Aegäiſche oder Griechiſche Meer von Haus aus dazu beſtimmt, die erſte Wiege und Schule dieſer europäiſchen Thatkraft und Blüthe zu werden.

Wann und wie ſich die erſte menſchliche Bevölkerung in dieſes wundervolle Becken, über jene anmuthigen Inſeln und Halbinſeln hin, ergoß, iſt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Doch iſt aus der Sprache der Hellenen ſo viel erſichtlich, daß ſie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die „Pelasger" zu nennen pflegt, aus Oſten über Kleinaſien gekommen ſind und dem großen indo-germaniſchen Völkerſtamme angehören, der unſerm Europa alle ſeine vornehmſten und geiſtreichſten Völker gegeben hat.

Ihre Sprache zeigt ſie uns innig verwandt mit den keltiſchen, romaniſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Völkern. Wie dieſe, ſo haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalayah.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umſtänden und Begebenheiten, ſich die Altvordern der Hellenen, die ſogenannten Pelasger, von dort ablöſten, wie ſie ſich ſchon in dieſer ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie ſie ſich dann durch die Aſiatiſchen Weſtländer und durch Kleinaſien hindurchſchlugen, dies Alles hat uns Niemand ſo genau überliefert, wie z. B. ein Moſes die erſten Anfänge und Urſprünge der Israeliten.

Gerade die beiden Völker, welche im Alterthume die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer theilen das Schickſal, daß über ihre Ur-Geſchichte und über die früheſten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrſcht, als über manche andere minder cultivirte Raſſen, und dies iſt zum Theil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitigen gereiften Cultur und Blüthe, die Alles vorgefundene und vor Alters geweſene Barbariſche verdunkelte, überſtrahlte, verachtete und bald in Vergeſſenheit brachte.

Ja wir haben ſogar eine höchſt unklare und zweifelhafte Vorſtellung von der Art und Weiſe, wie ſich die Hellenen, in Sprache und Geiſt, aus dem größeren Mutterſtamme ihrer pelasgiſchen Großväter oder Vorgänger hervorhoben und ſich als ein ſelbſtſtändiges Volk hinſtellten und fühlen lernten.

Solche Dinge ſind in der Menſchengeſchichte oft ſo wenig zu ergründen, wie z. B. in der Natur die Art und Weiſe, wie und mit welchen chemiſchen Qualitäten aus der Wurzel des Roſenſtocks *der* Tropfen, der beſtimmt iſt, die Knospe zu bilden, emporſteigt, ſich feſtigt, und wie ſich aus dem Knöspchen die ſchöne Blume entfaltet. Alsbald ſteht die volle Centifolie duftend da, ehe wir noch zu zeigen vermögen, wie und warum ſie ſo und nicht anders wurde. —

Alles was wir ſagen können, iſt: daß die ſogenannten Pelasger, namentlich aber ihre Nachfolger oder Kinder, die „Helleuen", ein von vornherein mit trefflichen Anlagen verſehenes Barbaren-Geſchlecht geweſen ſein müſſen, und daß ſie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwickelung ſolcher trefflichen Grundeigenſchaften ſo günſtig, wie möglich, eingerichtet war, nämlich in jenes bunt geſtaltete Becken des Aegäiſchen Meeres, das ich mit einigen Zügen charakteriſirte. —

Trotz dieſer Gunſt und Gaben ſcheint es nichts deſto weniger, daß ſelbſt auch bei den Griechen, wie bei allen andern europäiſchen Völkern, die *zündenden* Funken von außen kommen mußten.

Die Sagen der Hellenen weiſen auf Einwanderungen hin, als auf ſolche Ereigniſſe, welche ihnen die Anregungen zum ſittlichen Leben gaben: auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe ſtiftete, den Feigenbaum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Oelbaum, — auf einen ausländiſchen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer zu betreibenden Künſte lehrte.

Selbſt den Gebrauch des Eiſens empfingen ſie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunſt des Spinnens und Webens, werden dem Poſeidon, dem Gotte des Meeres, zugeſchrieben, d. h. wohl nur: ſie kamen zu Schiff übers Waſſer zu dem noch unkundigen Inſelvolke.

Eben so gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Egypten durch Kadmus, Danaus, Pelops, die ersten Gesetzgeber, Staatenbegründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ihre Orakel, ein großer Theil ihrer Götternamen und ihrer religiösen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Gesittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu.

Ihre Cultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beschaffenheit Griechenlands gemäß wuchs sie dann auch bei ihnen durch Hülfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen selbst ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteste Name der Landeskinder „Pelasger" soll auch (wenigstens nach der Meinung Einiger) vom griechischen Pelagos (Meer) abzuleiten seien und nichts anders als „Seeleute" bezeichnen.

Nach dem großen Gotte des allumfassenden Himmels, dem eingebornen Zeus, war Poseidon, der Gott der Gewässer und Winde, bei ihnen der erste. Er waltete über ihre Schicksale mächtiger und eingreifender als die andern. Zu ihm stiegen in den zahlreichen auf den Inseln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigsten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit, Aphrodite, auf, und im Meere hatte selbst der Sonnengott Helios seinen Palast, wo er in den Armen der unter dem Wasser waltenden Thetis ruhte.

Die ersten bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen der Griechen, in denen sie sich als ein einiges Volk bethätigten und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojaner-Krieg, waren große Flotten- und See-Expeditionen, und wie damals zur Zeit des Agamemnon sich ganz Griechenland aus dem Aegäischen Meere erhob, so hat es aus diesem selben Meere, seinen Inseln, seinen Häfen, seinen Schiffen noch oft wieder frische Kräfte gezogen, — eine Wiedergeburt zu Wege gebracht.

Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus, der stets von seiner Mutter, der Erde, neues Leben empfing, so ist Griechenland, wenn es niedergeworfen war, (selbst wieder in unseren Tagen) aus seiner Mutter, der See, wieder erstanden.

Ihre ältesten und bei ihnen am meisten volksthümlich gewordenen Gesänge, die Dichtungen Homers, haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schifffahrt zum Gegenstand. Es sind Poesien, die noch heutigen Tages, wie vor 3000 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, ebenso wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Thätigkeit in allen Richtungen des menschlichen Schaffens.

Zum Enthusiasmus — es ist ein schönes Wort griechischer Erfindung! — geneigt, mit Phantasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstenthäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften, überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt.

Sie lernten die Götter verehren, und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde classisch und geheiligt. —

„Alle Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum."

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Contraste. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten Begebenheiten und hätte allein schon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wildbewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen reizenden und friedlichen Heimathen in den Inselverstecken, die häuslichen Heerde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arcadien.

Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Contrasten dichterisch erregt fühlen. Sie griffen

Digitized by Google

in die Lyra, und sie haben gespielt und gesungen, wie keine Anderen nach ihnen.

Nach dem Muster der von den Egyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden, stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge, rings um den Archipelagus herum.

Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sicilien mit ihren Colonien, steckten Leuchthürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des schwarzen Meeres aus, umfaßten auch damit, wie mit einer goldnen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika, impften von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Cultur ein, ja segelten sogar aus den Säulen des Herkules in den Ocean hinaus.

Indem sie auf diese Weise die Größe der Welt kennen lernten, fingen sie, deren Geist eben so idealer, als praktischer Natur war, an, über das Weltall zu spekuliren, und es traten mitten auf ihren mit Waaren erfüllten Märkten und in ihren von Geschäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben so scharfe, als tiefsinnige Denker, Naturforscher und Philosophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanschauung, eine Fülle von Systemen, Schulen und Sekten begründeten.

Der Handel mit den verschiedenartigsten Völkern erzeugte bei ihnen Reichthum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausschmückung des Altagslebens erwachen und die schönen Künste sich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden sich ein, unter deren Händen der Marmor sich gestaltete und belebte, die herrlichsten Tempel und Hallen erwuchsen und die Schöpfung auf der Leinwand sich frischfarbig abspiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchischen Alles ausschließlich bedingenden Nil, keinen kolossalen gebieterischen Ganges, kein unermeßlich weit gestrecktes und einförmiges Mesopotamien gab, wie da im Gegentheil Alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert war, eine leicht zuhandhabende und den Menschen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, schmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge, und dabei doch Alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verschmolzen, so ist auch dem entsprechend die Natur des griechischen Volksgeistes selbst eine vielgliederige, ein auf allen Seiten geschliffener Edelstein geworden.

Ganz im Gegensatze zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Masse, welche der russische Land- und Volksgeist uns heutzutage bietet, stellen die Hellenen einen in sehr viele Zweige auseinandergegangenen Baum mit gefälliger Gruppirung der Partien dar.

Ihre Sprache spaltete sich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geschlechter, die alle sehr verschiedene Eigenschaften und doch alle aus gezeichnete Grundtugenden besaßen, und die auch alle trotz ihres Hinausstrebens in oft sehr entgegengesetzten Richtungen doch, wie ihre Inseln durch das dazwischen ausgegossene Meer, von dem Bande gemeinsamer Sympathien und Zwecke unter einander umschlungen und verknüpft wurden.

Dieselben Verhältnisse, welche die verschiedenen Dialekte, Bausthle und Philosophenschulen der dorischen, der jonischen und äolischen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben so eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen und bürgerlichen Zustände.

In dieser Hinsicht haben sie innerhalb ihres Lebenskreises so zu sagen alles Denkbare erschöpft. Demokratien, Monarchien, Oligarchien und Aristokratien, Geld- und Pöbelherrschaft, Militärdespotie und Priestergewalt wechselten unter ihnen je nach Abstammung, Zeit und Ort.

Die ganze übrige große Welt bietet keine Form des Staates, wofür die kleine Griechenwelt nicht ein Muster geliefert und für welche auch die griechische Sprache nicht bestimmte Ausdrücke ausgeprägt hätte, die noch jetzt bei allen civilisirten Völkern der Erde gelten.

Der Grieche Aristoteles, obwohl er nichts als die politischen Schöpfungen seiner Landsleute und ihrer nächsten Nachbarn kannte, philosophirt über die unzähligen möglichen Formen der Staatsverfassungen, als hätte er, wie wir, alle politischen Verfassungen der Welt vor Augen gehabt.

Vergleicht man die Verfassung, das bürgerliche Wesen und die politischen Tendenzen nur zweier griechischer Staaten, z. B. des ernsten, harten, kriegerischen, monarchischen oder aristokratischen, so zu sagen etwas britischen Sparta's und des feinen, witzigen, industriellen, brillanten, luxuriösen, demokratischen ein wenig französischen Athens mit einander, so hält man es fast für unmöglich, daß Erzeugnisse von so grell contrastirendem Charakter aus dem Geiste und Herzen von Leuten hervorgehen konnten, welche dieselbe Sprache redeten und sich dieselbe Nationalität zuschrieben.

Man glaubt vielmehr das Fremdartigste — Südpol und Nordpol so zu sagen — in Steinwurfsnähe neben einander hausen zu sehen. Die Extreme der Zustände, zügellosefte Freiheit und unbarmherzigste Tyrannei unter dem Joche eines Einzigen, scheinen sich unter den Griechen fast die Hände zu reichen, und zwischen beiden Extremen in der Mitte giebt es dann wieder eine Fülle von Staatsschöpfungen, die aus der umsichtigsten Ueberlegung, aus der allseitigsten und sorgfältigsten Berücksichtigung der menschlichen Natur und der verschiedenen Elemente der Gesellschaft, hervorgingen.

Die Revolution und der Wechsel der Herrschaft waren bei diesen rastlosen und neuerungssüchtigen Leuten permanent. Und man sieht sich in ihrer stets *stürmenden* Geschichte fast vergebens nach einem solchen ruhigen sonnigen Zeitpunkte um, wie ihn z. B. die Geschichte Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger darbot, in welchem die Künste des Friedens und die Wissenschaften nach *unsern* Begriffen *gemächlich* hätten blühen können.

Mit dem Schwerte umgürtet, schrieben die energischen Hellenen Geschichte in einer Weise, wie sie später so markig nie wieder geschrieben worden ist

Den Giftbecher trinkend, den die unduldsamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechischen Weisen moralische Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergessen sind.

Mitten im irdischen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums, spekulirten ihre Philosophen ruhig und unbeirrt über die überirdischen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteiengezänke und blutigen Waffengeklirre huldigten ihre Dichter und Künstler den Grazien und schufen so vollkommene wohlklingende und harmonische Sprachgebilde, wie sie keinem friedlichen Volke wieder gelungen sind. Zwischen ihren Lippen wurde die griechische Rede zu der schönsten, stattlichsten, mannhaftesten und zugleich geschmeidigsten Sprache ausgebildet, in der je Menschen gedacht, und gedichtet haben, zu einer überaus reichen, deren Worteompositionen so leicht gefügt, so gut geölt sind, die für die Zunge so angenehm zum Gebrauch ist, für den Verstand so bezeichnend und so eng zusammenfassend, und die allen jetzigen Sprachen theils mittelbar, theils unmittelbar zum leuchtenden Muster gedient hat. — Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im Ganzen überschaut, so glaubt man tollkühne geniale Männer zu sehen, die es verstanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulkanen und die den Musentempel gebaut haben am Rande stets tobender Lavaströme.

Ebenso, wie in dem Mutterlande Hellas, ging es auch in den Colonienländern her. Die griechischen Tochterstädte entstanden meistens in Folge innerer Zwietracht und leidenschaftlicher Parteiausbrüche, und diese Colonien selbst, mit denen sie die barbarischen Gestade des Mittelmeeres eivilisirten, scheinen ebenso viele Krater gewesen zu sein, die das Land umher, wie der Aetna, zugleich verwüsteten und wundervoll befruchteten.

An dem einzigen kleinen Meerbusen von Tarent in Großgriechenland hatte ein halbes Dutzend solcher feuer- und blumenspeiender Vulkane: das stolze Crotona, das üppige Sybaris, Heraclea, Hegapontos, Tarentum und noch einige andere Städte unvergeßlichen Namens, Wurzel gefaßt. Wie Athen und Sparta in Hellas, wie Ephesus und Milet auf der Küste von Kleinasien, wie die volkreichste und mächtigste aller griechischen Colonien, Syracus, und das stets vom Aetna zerstörte und stets wieder blühende Catana auf Sicilien, lagen diese Städte in ewigem Hader, und ihre Bürger zogen, so lange sie sich rühren konnten, gegen einander zu Felde und führten gegenseitig die unbarmherzigsten Razzias in ihren Gebieten aus. Man

Digitized by Google

glaubt zuweilen, es müßten diese griechischen Republiken ebenso viele halbwilde Montenegros gewesen sein. Nichts von Dem, was später Türken gegen Christen verübt haben, blieb von diesen Hellenen in der fast nie gestillten Parteienwuth unversucht. Mord, Brand, Verwüstung, harte Sklaverei, ja Vertilgung bis auf den letzten Mann und Stein.

Und dennoch waren diese Städte zu Zeiten reich, groß, ja schwelgerisch-luxuriös, zählten ihre Bürger nach Hunderttausenden, und steckten voll von Dichtern, Malern, Bildhauern und Schülern des Pythagoras.

Es lag vermuthlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen begründet, daß die ganze Zeit ihrer höchsten Blüthe, ihres schönsten Schaffens, nur kurz war, und daß sich alle ihre schöpferische Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberschwebenden Augenblick zusammenfaßte.

Zur Zeit des Perikles, im 5. Jahrhunderte vor Christi Geburt, standen sie auf dem Gipfel. Um die Person dieses „hellenischsten aller Hellenen" gruppiren sich die ausgezeichnetsten griechischen Namen, die durch ihre Leistungen in der ganzen Welt herrlich geworden sind.

Man hat die Griechen eine Jünglingsnation genannt. Ja, unser Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Dasein und Treiben „als eine einzige Jünglingsthat." Man könnte ihr nationales Gesammtleben mit der eigenartigen Existenz anderer genialer hochstrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der eines Raphael, der sich in der heißblütigen Entwicklung seiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbschaft von Werken vermachte, an welchen sie sich für alle Zeiten erfreuen können.

Mit einer solchen Erbschaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenossen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeist der alten Griechen sich stets bis auf uns herab mächtig und einflußreich erwiesen, obgleich seit Perikles Tode bei ihnen nur eine fremdartige Eroberung der andern folgte, und obwohl sie nie wieder zu einer so kraftvollen Selbstständigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da sie ungestraft unter einander streiten und nach der Palme ringen durften.

Zuerst kamen Philippus und Alexander mit den Macedoniern über sie. Doch hellenisirten sich diese barbarischen Könige des Nordens, huldigten dem Geiste der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieselbe und jenen Geist mit ihren Eroberungen über den ganzen Orient.

An den Grenzen von Indien und der Mongolei und dann wieder am Nil gründeten sie Reiche, die man, der in ihnen vorherrschenden Sprache und Kultur nach, als griechische Stiftungen betrachten muß.

Die Macedonier wurden, wie in der Weltherrschaft, so auch in der Obergewalt über Griechenland von den Römern abgelöst, und wie jene, so wurden auch diese die Schüler ihrer hellenischen Unterthanen.

Wenn die Römer auch nicht, gleich den benachbarten Macedoniern, ganz die Sprache und Sitte der Griechen annahmen, so mußten sie dieselben doch, da sie selbst nichts Besseres zu erzeugen vermochten, in allen höheren menschlichen Bestrebungen als Meister und Muster betrachten.

Das gefangene Griechenland nahm selbst seine wilden Gebieter gefangen und brachte die Künste in das bäuerische Land der Lateiner. Bei griechischen Rednern gingen die römischen in die Lehre. Ihre Dichtungen waren nur ein Nachhall der griechischen Gesänge, ihre Musiker, ihre Pädagogen waren griechische Sklaven. Ihre Tempel, ihre Städte, ihre Markthallen schmückten und belebten sich mit dem aus dem Ruin Griechenlands hervorgegangenen, ewiges Leben athmenden Statuenvolke.

Auf den Flügeln des römischen Adlers verbreitete sich griechische Civilisation über den ganzen Occident, wie der macedonische Phalanx ihr bis zum Indus und Himalayah, bis zu dem Urquell alles hellenischen und indogermanischen Lebens, Bahn gebrochen hatte.

Mit dem geistigen Golde, das sie aus Griechenland holten, haben die Römer, so zu sagen, die ganze Welt vergüldet, und die Griechen sind so im Gefolge der über die Erde marschirenden macedonischen und römischen Infanteristen auch in das Innere aller Länder gekommen, wohin sie, als ein altes Schiffer- und Küstenvolk, allein vielleicht nie gelangt wären.

Digitized by Google

Die den Griechen von Haus aus benachbarten und stammverwandten Macedonier waren, wie ich sagte, mit Sprache, Geist und Sitte in den Griechen, so zu sagen, aufgegangen. Wo sie geboten und blieben, geboten auch die Griechen selbst. Die Römer dagegen, Leute aus einer andern großen Halbinsel und von einem fremden Geschlechte, obgleich in allen den angedeuteten Rücksichten die Zöglinge der Griechen, blieben dabei doch immer Römer und verbreiteten das Empfangene auf ihre Weise.

Daher wohl kam es, daß die Griechen im Occidente, wo sie fast nur als Diener erschienen, doch nie in der Weise sich heimisch machten, wie im Oriente, dem Schauplatze der macedonischen Thaten.

Ja, die Römer romanisirten dort sogar ganze Gebiete, in denen früherer Zeit griechische Sitte, Sprache und Blut vorgewaltet hatten, z. B. Süditalien, Sicilien.

Und daher geschah es denn auch, daß, als das römische Weltreich sich in zwei große Hälften spaltete, von diesen beiden Hälften, West-Rom und Ost-Rom, die eine am Ende ein völlig romanisirtes, die andere ein vorherrschend gräcisirtes, mit macedonisch-griechischen Bildungselementen geschwängertes Ländergebiet darstellte. —

In dem oströmischen Reiche, in welchem Neu-Rom oder Byzanz die Hauptstadt wurde, gewannen bei der Trennung griechische Sprache, griechischer Volksstamm, griechischer Geschlechtsadel, griechische Bildung alsbald wieder die Oberhand, und man kann diese Theilung des Reichs gewissermaßen als eine politische Wiedergeburt der Griechen betrachten, obwohl das wiedergeborene Kind von da an doch fast immer nicht nur bei den orientalischen Völkern den Namen Rom, (Rum, Rumili) trug, sondern sogar die Griechen selber Jahrhunderte hindurch sich „Romaier", ihre griechische Sprache die romaiische nannten.

Da das Griechische im ganzen Oriente damals vorzugsweise die Sprache der Literatur und der Gebildeten war, so wurde sie denn auch von vornherein die Trägerin des zur Zeit der Blüthe der römischen Macht aufkeimenden Neuen Glaubens. Das Christenthum, sobald es Jerusalem verließ, wurde in der Welt zuerst durch die griechische Sprache verbreitet.

Das Becken des Archipelagus mit seinen Inseln und Länderzacken, gleichsam wie ein nach Osten geöffnetes Netz ausgespannt, fing die ersten von Phöniziens Küsten ausschiffenden Apostel des Christenthums auf, wie es einst tausend Jahre früher eben so die von da ausseglenden Professoren altägyptischer Weisheit für Europa empfangen hatte.

Das griechische Volk bot dem großen Säemann zuerst ein Terrain dar, wo seine Körner nicht auf steinigten Boden fielen, wo sie vielmehr alsbald in Corinth, Thessalonich, Ephesus und anderen Städten gedeihliche Wurzel schlugen. Auch in den asiatischen Städten bestanden die ersten christlichen Gemeinden fast durchweg aus Griechen. In ihrer Sprache wurde überall zu einem Gott gebetet, das Evangelium verkündet, und die ersten Predigten der Missionäre gehalten. In ihrer Sprache wurden unsere heiligen Bücher geschrieben. Auch wurde sie die Sprache der ersten christlichen Concilien.

Griechen brachten das Christenthum nach Rom und verbreiteten es in dem übrigen Europa, und daher sind denn auch noch bis auf den heutigen Tag in ganz Europa die meisten Ausdrücke für kirchliche Gegenstände, der Name der Kirche selbst und auch der des Buchs der Bücher, der Bibel, ebenso griechischen Ursprungs, wie die für Politik, Aesthetik und Poesie.

Von allen christlichen Kirchen ist die griechische die älteste; von Griechenland aus wurde die heidnische Welt vom Christenthum zuerst unterminirt und am Ende zu der Zeit der Stiftung Neu-Roms oder Constantinopels gänzlich über den Haufen geworfen.

In den Barbarenstürmen, welche der Theilung Roms bald folgten, erhielt sich das östliche Kaiserreich der Griechen viel länger, als das der westlichen Römer. Die starren, spröden Römer, die ihr Reich in der Hauptsache auf Tapferkeit und physische Uebermacht begründet hatten, mußten zusammenbrechen, als ihnen jene Tapferkeit zu fehlen, eine noch größere physische Uebermacht entgegenzutreten anfing.

Die Griechen, die in der Zeit ihrer Blüthe neben ihrem patriotischen Muthe von Haus aus sich auch eine hohe Geistescultur, eine ungemeine politische Gewandtheit und andere verwandte Qualitäten angeeignet hat-

ten, bewahrten, nachdem der unbändige Uebermuth und Freiheitssinn verraucht war, doch diese nachhaltigeren Eigenschaften und blieben, wie die Chinesen in ihren Kämpfen mit den Mongolen, noch selbst nach ihren Niederlagen vielfach die Sieger.

Während der ganze Westen Europas von den Barbaren des Nordens überschwemmt und auf Jahrhunderte lang in tiefe Finsterniß gestürzt wurde, empfingen freilich auch die Griechen viele weit in ihr Land eindringende Horden. Doch wußten sie, gleich geschmeidigen Kämpfern, den Stößen auszuweichen und sie häufig von sich abzuleiten, oder, wenn sie ihnen zu Zeiten erlagen, so standen sie doch, gleich dem von Stürmen gepeitschten Krummholze der Hochgebirge, mit immer neu ausschlagenden Zweigen wieder auf.

Seit dem 5. und 6. Jahrhundert zog die große Slavenfluth mit Uebermacht in die griechische Halbinsel ein. Sie drang in alle europäischen Festland-Provinzen des griechischen Reichs, bis nach Athen und bis in den Peloponnes hinab. Die Slaven kamen dahin nicht etwa nur als Soldaten und Gebieter. Mit Weibern, Kindern und Heerden ließen sie sich in den Ländern heimisch nieder, fingen nach einiger Zeit an, den Boden zu bebauen, stifteten eine Unzahl von slavischen Dörfern und Flecken und benannten die Länder, die Gebirge, die Thäler, die Flüsse, jedes Bächlein, jede Schlucht, mit einem slavischen Namen.

Aber an den Küsten blieben in dieser ziemlich allgemeinen slavischen Ueberschwemmung überall rings um das Aegäische Meer herum, selbst in den schlimmsten Zeiten, doch die Städte und Häfen im Besitz der griechischen Bürger und der byzantinischen Besatzungen.

Da die Slaven keine Schiffe hatten, so ließen sie die Inseln im Innern des Aegäischen Meeres größtentheils unberührt. Selbst in den Momenten der größten Bedrängniß, wenn Avaren, Bulgaren und Serben Constantinopel bestürmten, und dazu wohl auch noch die Perser auf der asiatischen Seite des Bosporus bei Scutari im Lager standen, selbst in solchen Momenten, in denen Alles verloren schien, behaupteten die Griechen sich doch auf ihrer Flotte, mit deren Hülfe die Verbindung zwischen dem Reichsmittelpunkt und den Inseln und Küsten kaum einen Augenblick unterbrochen, und somit auch in den verzweifelten Umständen die äußern Umrisse und das rohe Gezimmer dieser uralten Hellenen-Wiege, des Archipelagus (d. h. des Hauptmeeres), mit seinem Zubehör gerettet wurde. — Um diese Wiege herum erhielt sich also stets ein Rest des Hellenenthums, und von dieser alten Heimath und Geburtsstätte aus, das heißt von den Schiffen aus, von den Hafenorten Korinth, Thessalonich, Patras, Monembasi und vielen anderen, verbreitete sich dieses Hellenenthum abermals im 9. Jahrhundert.

Nachdem die Einwanderung der Slaven ihren anfänglich so stürmischen Charakter im Laufe von 200 Jahren verloren hatte, nachdem sie aus Räubern, Zerstörern und Plünderern, Ackerbauer und Besitzer geworden waren, zeigten sie sich empfänglich für die von den griechischen Küsten landeinwärts dringende Kultur.

Auch die griechischen Waffen, namentlich unter der Regierung des Kaisers Basilius I. in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, waren wieder glücklich gegen sie, und viele von den Slaven besetzte Provinzen und Landschaften wurden damals von den Griechen zurückerobert.

Eine taufende und griechisch redende Klerisei zog in die neu bekehrten Provinzen ein. Man baute Klöster und Kirchen, legte neue Städte und feste Plätze an, in denen sich vorzugsweise wieder Griechen niederließen.

In Folge dieser und anderer Umstände geschah es, daß ein großer Theil der eingewanderten Bulgaren bald sowohl Slavisch, als Griechisch verstanden und sprachen, und daß im Peloponnes und an den Küstenstrichen von Thessalien, Macedonien und Thracien die slavischen Namen wieder entweder verdrängt, oder doch hellenisirt wurden. Das neue von Griechen oder griechisch redenden Leuten bevölkerte Griechenland, das sich auf diese Weise wiederherstellte, zeigte in der Hauptsache ungefähr dieselben Umrisse, wie das einst von den alten Hellenen besetzte Land.

Es ist damals in Griechenland etwas ganz Aehnliches vorgegangen, wie zu derselben Zeit (nach Karl d. Gr.) in Deutschland. Auch in Deutschland, wie in Griechenland, hatten die Slaven in der Periode

ihres ersten wilden Auf- und Ueberschäumens eine Menge uraltdeutscher Gegenden, fast die ganze Osthälfte des alten Germaniens besetzt und mit ihren Stämmen erfüllt. Aber auch dort gab es einen Rückschlag. Karl der Große und die ihm nachfolgenden deutschen Kaiser stellten, indem sie die eingedrungenen Slaven unterjochten, tauften, und zur Annahme deutscher Sitte und Sprache zwangen, die Grenze des alten Germaniens ebenso wieder her, wie Basilius und die ihm nachfolgenden griechischen Kaiser den Bezirk des alten Griechenlands.

Gegen die weiten Landschaften im Innern der byzantinischen Halbinsel zeigte sich das von den Küsten ausgehende Gräcisirung minder erfolgreich.

Dort blieben die großen Massen barbarischer Ansiedler bei ihrer Sprache und Eigenthümlichkeit. Nur hin und wieder saßen bei ihnen die Griechen in den Städten und Festungen. Auch dies war wieder ganz so, wie zu der Zeit der alten Hellenen, nur daß jetzt, statt der damaligen Macedonier, Thracier, Illyrier, die slavischen Bulgaren, Serben und Kroaten ꝛc. die alten stets barbarischen Sitze einnahmen, die nie von den griechischen Schiffen und Küstenleuten in Masse erfüllt worden sind.

Im Grunde ist denn dies auch mit geringem Wechsel der Stand der Dinge bis zu der folgenden großen Völkerüberschwemmung, welche Griechenland betraf, bis zum Einbruche der Türken geblieben.

Die zwischen beiden großen epochemachenden Invasionen, der slavischen seit dem 6. Jahrhundert und der türkischen seit dem 14. Jahrhundert, in der Mitte liegenden Einbrüche der westlichen Völker Europa's, die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind, können in einer solchen Geschichte des griechischen Volksstammes, wie ich sie hier zu skizziren versuche, eigentlich nur als eine Episode betrachtet werden. Denn sie haben auf Sprache, Sitte und Blut der Nation verhältnißmäßig einen nur geringen Einfluß geübt.

Man muß in dieser Hinsicht die allgemeine Bemerkung vor Augen haben, daß die Griechen überhaupt als die Orientalen Europa's zu betrachten sind, und daß sie als solche von jeher weniger von den Westeuropäern haben annehmen wollen, als selbst von den Asiaten.

In den ältesten Zeiten waren die Westeuropäer, die Italer ꝛc., rohe Barbaren, und die griechische Kultur stand mit der der damals hochkultivirten Asiaten in viel näherem Rapport.

Die Bewohner Italiens, obwohl sie Griechenland zu verschiedenen Zeiten ganz oder theilweise beherrschten, haben die Nationalität dort nur sehr wenig gemodelt. — Selbst die Römer nicht, die in Griechenland über 400 Jahre lang die Zügel des Regiments in Händen hatten, die dort doch ganze volkreiche Städte, z. B. Corinth, ausrotteten und wieder mit italischen (römischen) Bürgern bevölkerten. Man findet jetzt, und man fand schon bald nach dem Aufhören ihrer Oberherrschaft kaum ihre Spur mehr in Griechenland.

Sie haben keinen Strich des Landes bleibend italienisirt oder romanisirt. Kein Rest ihrer Sprache läßt sich in Hellas nachweisen, wie dies doch im Lande der Daken oder jetzigen Wallachen bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Alle römischen Colonisten in Griechenland wurden schnell beseitigt oder zu Griechen.

Dasselbe nun läßt sich auch von der Invasion jener kreuzfahrenden Italiener und der andern Westeuropäer behaupten, die im Anfange des 13. Jahrhunderts das byzantinische Reich zertrümmerten und auf eine Zeit lang unter sich theilten.

Venetianer, Genuesen, Franzosen und Adelsgeschlechter aus andern westeuropäischen Völkern haben in Folge dieser Ereignisse sich in Griechenland freilich niedergelassen, haben auf den Inseln und an den griechischen Küstenorten viele kleine Fürstenthümer gegründet und dieselben mehr oder weniger lange inne gehabt.

Ja, die Venetianer brachten sogar in der Zeit ihrer größten Macht, den ganzen Peloponnes, die meisten Inseln des Aegäischen Meeres, mehrere Küstenstriche in Nordgriechenland, auch Cypern und Creta, mit einem Worte also, so zu sagen, das ganze Stammgebiet der Griechen unter ihre Herrschaft. Und nichts desto weniger ist die Herrschaft auch dieser Westeuropäer in Griechenland an dem Charakter, der Sprache und dem Blute des Volks ohne bedeutende Nachwirkungen vorübergegangen.

Nur auf den joniſchen Inſeln zeigt ſich der Volksdialekt allerdings durch viele italieniſche Beimiſchungen verderbt, und auf den Cykladen haben ſich noch bis auf den heutigen Tag einige Nachkommen italieniſcher und franzöſiſcher Familien erhalten, die der römiſch-katholiſchen Kirche treu geblieben ſind.

Auch dieſe römiſch-katholiſche Kirche der Weſt-Europäer hat eben ſo, wie die Sprachen und Sitten derſelben, trotz aller außerordentlichen Anſtrengungen der Päpſte nie bei den Griechen Wurzel faſſen wollen. Und bei dieſer Gelegenheit mag ich denn auch noch gleich die Bemerkung nachholen, die einer weiteren Ausführung fähig wäre, daß eben ſo die Germanen, ſo oft ſie auch in Griechenland zu verſchiedenen Zeiten erſchienen ſind, zuerſt als Gothen, welche ganze Provinzen der Halbinſel inne hatten, dann als Normannen, die oft als kaiſerliche Trabanten, als Seeräuber, als Bedräuer Conſtantinopels unter den Griechen weilten, endlich in der Neuzeit, als Baiern, die das junge Königreich Griechenland des 19. Jahrhunderts organiſirten, gar keine ſehr bedeutende Spur im Volksſchlage und National-Charakter zurückgelaſſen haben.

Nach den erſten Einfällen der Türken in Griechenland, im 14. Jahrhundert, und nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Osmanen, im Jahre 1453, erlagen die Griechen wie geſagt abermals der Obergewalt eines fremden Stammes und zwar eines Volkes aſiatiſcher Herkunft.

In Bezug auf politiſche Unabhängigkeit war dies eine ſo vollſtändige Niederlage, wie die Griechen ſie nur erſt ein Mal, nämlich von den Römern, erlitten hatten.

Die Türken brachten in Aſien wie in Europa, faſt ohne Ausnahme, ſämmtliche Gegenden und Lokalitäten, wo nur irgend Griechen anſäſſig waren, unter ihre Füße.

Das türkiſche Reich umfaßte ungefähr Alles, was das oſtrömiſche oder byzantiniſche Kaiſerthum zur Zeit ſeiner größten Blüthe umfaßt hatte. Und der erſte Akt bei der Einnahme Conſtantinopels ſchien die Griechen als ein völlig vernichtender Schlag treffen zu ſollen. Kurz nach der Uebergabe der Stadt ließ der Eroberer Muhamed II. alle Würdenträger und Primaten des von ihm zu Boden geſtreckten Reiches der Griechen, die er noch zuſammentreiben konnte, unbarmherzig niedermachen, und er ſtellte überall Osmanlis auf die Plätze der Gemordeten. Es ſchien damals, und auch ſpäter, wenn bei Freiheitsverſuchen die Griechen niedergemetzelt wurden, ſchien es noch oft ſo, als ſeien die beklagenswerthen Griechen in die Höhle des Cyklopen gerathen, und als ſollten ſie alle vertilgt und ausgerottet werden, wie die Gefährten des Odyſſeus. Allein wie dieſer gewandte Held, ſo iſt auch das geſchmeidige Griechenthum lebendig aus dieſer Höhle wieder hervorgegangen.

Kaum hatte jener türkiſche Sultan Muhamed hinterdrein beſchloſſen, daß Conſtantinopel doch kein Schutthauſen, daß auch die Griechen wenigſtens als Sklaven und Gehülfen geduldet und daß ein neues Staatsgebäude auf den Grundlagen des alten aufgeführt werden ſollte, da ſah er bald ein, wie ſehr er dazu der mit den Verhältniſſen des Landes vertrauten, in Regierungskünſten erfahrenen Griechen nöthig habe.

Griechiſche Dollmetſcher zur Verſtändigung mit dem neuen Volke waren gleich ein erſtes und weſentliches Bedürfniß. Der Reichs-Oberdollmetſcher wurde daher alsbald ein ſehr bedeutſames Amt, das natürlich in die Hände der Griechen kam.

Von eben ſolchen einflußreichen griechiſchen Dollmetſchern, Sekretären und Zwiſchenhändlern waren allmählich die türkiſchen Paſchas in den Provinzen umgeben. Von der innern Verwaltung der chriſtlichen Kirche verſtanden die mohamedaniſchen Türken noch weniger als anfänglich von der Lenkung der Staats-Angelegenheiten in den ihnen neuen Gebieten. Sobald die Sultane entſchloſſen waren, die griechiſche Kirche neben dem Islam zu dulden, ja ſogar ſie gegen den Papſt und gegen das katholiſche Weſt-Europa in ihrem eigenen Intereſſe zu unterſtützen, mußten ſie auch die Leute hervorziehn, welche fähig waren, dieſen mächtigen und weit verbreiteten Körper in Bewegung zu ſetzen.

Sie ſtellten den griechiſchen Patriarchen und die obere griechiſche Geiſtlichkeit, in

deren Angelegenheiten ſich zu miſchen, die Türken ſogar für eine verächtliche Sache hielten, ſo frei hin, wie ſie vermuthlich von keiner erobernden katholiſchen Macht hingeſtellt worden ſein würden. Die Griechen beſetzten daher ſelbſt unter der Herrſchaft der Türken nach eigenem Gutdünken aus ihrer Mitte nicht nur alle die obern Aemter der Kirche in den eigentlich griechiſchen Städten und Landſtrichen, ſondern auch bei den unterworfenen Völkern nichtgriechiſchen Stammes. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Albaneſen, Serbier und Bulgaren waren faſt immer und ſind noch heutzutage meiſtens aus griechiſchen Familien, während nur die niedere Geiſtlichkeit aus den ſlaviſchen Landeskindern ſelbſt beſteht.

Eben ſo wenig konnten die Griechen, die von uralten Zeiten her das Meer auszubeuten äußerſt geſchickt waren, auf der türkiſchen Flotte entbehrt werden. Sie bildeten dort ein ſehr weſentliches Element. Der Großdragoman der kaiſerlichen Flotte, ein ſehr wichtiges Amt, war faſt immer ein Grieche. Die Handels-Marine blieb natürlich von ſelbſt in ihren Händen. Aus allem dieſen mag man ſchließen, daß die Griechen ſtets ſogar in der türkiſchen Abhängigkeit ein ſehr einflußreiches Volk darſtellten.

Ja man kann gewiſſermaßen behaupten, daß mit der fortſchreitenden Vergrößerung des osmaniſchen Reichs ſich auch das Gebiet des Einfluſſes der Griechen und ihrer Sprache ſogar noch erweitert habe, in ähnlicher Weiſe, wie ſie ſich einſt in Begleitung der Triumphzüge des macedoniſchen Alexanders ausgedehnt hatten.

Die Türken fanden unter den Griechen in Byzanz manches für Politik und Intrigue ſehr geeignete Talent, das ſie auch in ihren aſiatiſchen Angelegenheiten benutzen konnten, und als ſie die großen Donaufürſtenthümer Moldau und Wallachei gänzlich von ſich abhängig gemacht hatten, da wurden alsdann die Fürſtenkronen dieſer Länder, länger als ein Jahrhundert hindurch, griechiſchen Familien aus dem ſogenannten Phanar, d. h. aus dem Theile von Conſtantinopel, wo alle die angeſehenen griechiſchen Familien bei einander wohnten, ertheilt. Das Griechiſche wurde in Folge deſſen ſogar die gewöhnliche Sprache des Hofes und des Adels in dem ganzen alten Dacien, und als ſolche drang ſie nördlich bis in die Bukowina hinauf bis in das jetzt Oeſterreich gehörende polniſche Königreich Galizien hinein, wo ſie auch noch heutzutage geſchrieben und geredet wird.

So weit war die griechiſche Sprache als Umgangsſprache eines Volks (oder doch einer Klaſſe) ſelbſt zur Zeit Alexander's nicht in's Seythenland hinaufgekommen.

Als endlich die Pforte allmählig mit Europa etwas mehr verwuchs und in gewiſſem Grade als ein Glied der europäiſchen Staatenfamilie betrachtet wurde, da boten ſich ſehr häufig auch wieder die Griechen als die gewandteſten diplomatiſchen Agenten an den Höfen von Paris, London und Wien dar.

Auf vielen Gruppen der griechiſchen Nation laſtete das türkiſche Joch in gewöhnlichen Zeiten nichts weniger als ſchwer. Mehre der griechiſchen Inſeln, ſo die, welche nur den Frauen des kaiſerlichen Harems einen leichten Tribut als Nadelgeld zahlten, verwalteten ſich im Uebrigen ſelbſt nach altem griechiſchen Herkommen. Die griechiſchen Klephten mit ihren Palikaren lebten hie und da in den Gebirgen Theſſaliens und Böotiens ſo frei, wie Könige. Andere griechiſche Gemeinden, wie z. B. die Nachkommen der alten Spartaner, die Mainoten, ſind den Türken nie ganz unterwürfig geworden.

Da die Osmanen, wie man ſich auszudrücken pflegt, in Stambul, wo ſie ihr Lager aufgeſchlagen hatten, nur „campirten", da ſie in dem Innern der Länder nur vereinzelt als Soldaten, als Beamte, als Beſatzungen in den Feſtungen und allenfalls als Spahis oder Gutsherren erſchienen, da ſie ſich nur als ſtolze Eroberer betrugen, ſelten ſich dazu herabließen, ſtädtiſche oder Ackerbaugeſchäfte zu betreiben, da ſie mit einem Worte durchaus nicht mit dem friedlichen, die Völker am gründlichſten unterjochenden Ackerwirthſchaftsapparate in alle Verſtecke des Landes eindrangen, und immer nur gleichſam wie die Klammern oder Nägel in dem ganzen Bauwerke der Völker ihres Reiches erſchienen, während

das Gebäude selbst aus dem ursprünglichen Material aufgeführt blieb, so kann man sich dem Allen nach denken, daß durch sie die Ursitze der Griechen in ihren Hauptumrissen wenig verändert wurden.

Und in der That, vergleicht man diese Umrisse, wie sie heutzutage existiren, mit denen, wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus, zur Zeit des Perikles, darstellten, so findet sich, daß beide noch jetzt fast völlig mit einander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, theilweisen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen, darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben.

Noch jetzt — man kann auch sagen jetzt wieder — wie damals umzingelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das Aegäische Meer. Griechen oder doch Griechen gewordene, also griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa ꝛc., und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Macedonien und Thracien. Bei Konstantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thracischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf, und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thracischen Bosporus.

Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Colonien vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt, längs des Nordrandes von Kleinasien, und andererseits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einrahmen.

Ferner bewohnen sie, als die vorherrschende Bevölkerung, alle Inseln des griechischen Archipelagus, auch Creta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den jonischen Inseln den Hauptstoff der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres, in Sicilien, das einst fast so griechisch war, wie Cypern und Creta, in Süditalien, wo einst ein blühendes griechisches Colonienland, das sogenannte Großgriechenland, existirte, und weiter hin in Corsica und Südfrankreich, Spanien ꝛc. haben sich die alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, so wie auch in einem ärmen verkommenen Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des dorischen und jonischen Wesens zu erkennen.

Dagegen haben nun in neueren Zeiten wieder die Griechen, wie ihre Vorfahren vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen andern Gegenden Europas, wenn auch nicht solche mächtige freie Republiken, wie ihre Vorfahren, doch wenigstens Handelsniederlassungen, Comptoire und Faktoreien gestiftet.

Diese im ausländischen Europa verstreuten Niederlassungen der Griechen datiren zum Theil schon aus den Zeiten der Kreuzzüge, welche einen lebhaften Verkehr der Griechen mit dem Abendlande veranlaßten. In Venedig gab es zu allen Zeiten seiner Existenz griechische Schiffer und Kaufleute.

Seit dem 17. Jahrhundert begründeten sie Niederlassungen in Moskau, und bald auch in Wien, wo noch jetzt einige der bedeutendsten Banquiers dieser Nation angehören, und bis wohin sich durch ganz Ungarn und Siebenbürgen ein weitläufiges Netz griechischer Comptoire hinzieht.

In den Häfen Südrußlands, Odessa und Taganrog, spielen griechische Häuser noch jetzt oder jetzt wieder so sehr eine Hauptrolle, daß man meinen sollte, es sei in diesen Städten nur das alte griechische „Olbia" mit verändertem Namen wieder auferstanden, das einst vor Christi Geburt hier im Skythenlande blühte.

Auch giebt es seit Chatharina's Zeiten in der Krim griechische Dörfer, sowie eine ausschließlich von Griechen bewohnte Stadt, das in dem letzten russischen Kriege sooft genannte Balaclava, und endlich am Asowschen Meere einen kleinen Landstrich, der mit ackerbauenden Colonien von Griechen besetzt ist.

Daß seit der Erhebung des griechischen Volks und seit der Neubelebung seines Handels und seiner Bildung Griechen auch in anderen Gegenden Europas häufig erschienen sind, in London und Paris, selbst in unserm deutschen Leipzig und auf

andern großen Märkten und Punkten des Verkehrs, als Vermittler des Handels mit dem Oriente, so wie in den französischen und deutschen Musen-Sitzen als Schüler und Zöglinge, darf ich als eine allgemeine bekannte Thatsache betrachten.

Wie in der Umgränzung ihres ursprünglichen Wohngebiets am Aegäischen Meere, dessen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt, noch verschüttet wurden, und noch jetzt die schönsten des Morgenlandes sind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiste, der sie stets in die Welt hinaustrieb, so sind die heutigen Griechen auch in vielen andern Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geistigen Anlagen, in ihrer Sprache und ihren Charakter-Eigenheiten vielfach die Alten verblieben.

Noch heute finden wir, und zwar nicht bloß bei den deßwegen so oft gepriesenen Insel-Griechen, die schönsten Gestalten und Körperformen, und sehen unter ihnen nicht selten den echt hellenischen viel gelobten Grundzug gerade so erscheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene „tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen" der „edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknospende Oberlippe, das vollrunde feste Kinn, die geradwinklige Senkung der Stirn und Nase, der breite feste Nacken, über dem Allen der von Aphrodite selbst gescheitelte und gelockte Haarschmuck" — dies Alles ist noch jetzt keine außergewöhnliche Erscheinung.

Nicht weniger Antikes giebt es bei den Neugriechen in dem Costüm, mit welchem sie die schlanke Form ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bildwerke beweisen uns hinlänglich, daß, was wir jetzt orientalische oder neugriechische Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts anderes ist, als die auch schon bei den alten Hellenen übliche Costümirung.

Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren scheinen mit den zottigen Chlamyden der Alten identisch zu sein.

Die rothen Käppchen der heutigen Griechen und der Feß der Türken stammen von den antiken Schiffermützen her, die eben so geformt und mit derselben rothen Farbe gemalt auf alten Vasen vorkommen. Die uralte sogenannte Phrygische Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien.

Die aus schuppenartig über einander genähten Silbermünzen gebildeten Brustlatze, welche die bräutliche Aussteuer der Jungfrauen in Livadien bilden, erinnern lebhaft an den Brustpanzer der Minerva, der uns aus unsern Museen bekannt ist.

Die Form der Ohrringe, der Halsbänder und Armspangen der neugriechischen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu bestreuen, dies Alles und noch sonst Vieles in dem weiblichen Putz nähert sich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben sie noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem röthlichen Stoffe, ohne daran zu denken, daß schon Homer die „rosenfarbenen Finger" der Aurora besungen hatte.

Die alte Phrygische Tracht, die bei den griechischen Colonisten in Kleinasien vorherrschte, gleicht zuweilen, selbst in den kleinsten Details, dem, was wir jetzt Türkisch oder Neugriechisch nennen, z. B. kommen schon auf alten Gemälden, welche das Thun und Treiben des Achilles darstellen, die noch jetzt üblichen gelben und rothen Farben der türkischen Pantoffeln vor. Selbst die bekannte aus Tüchern und Shawls gebildete Kopfbedeckung, der sogenannte Turban, war bei den Griechen schon lange vor Ankunft der Türken bekannt. Die heftige und plötzliche Einwirkung der Sonne in jenen Ländern hat von jeher die Hauptbedeckung mit Zeugstoff auch bei Männern nothwendig gemacht.

Nicht minder, wie in den Trachten, lassen sich auch in anderen Gebräuchen und Sitten der Neugriechen so bedeutende Ueberreste aus dem Alterthum nachweisen, daß man oft glauben möchte, es habe sich in vieler Beziehung seit 2000 Jahren bei ihnen kaum etwas geändert.

Sogar kirchliche und religiöse Handlungen wie z. B. Hochzeits- und Begräbnißgebräuche, die man bei dem Wechsel der Religion doch gerade vorzugsweise verwischt und umgewandelt zu finden erwarten sollte, enthalten mehrere solche Ueberreste aus dem Heidenthum.

Wie in alten Zeiten, so wird noch jetzt dem Brautpaare, als Symbol des Familienglücks, eine Granate überreicht, und, wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim

Eintritte ins Haus mit Reiß beſtreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre ſo viele werden möchten, wie die Zahl der Körner.

Wie ehemals, werden, bei dem jährlichen Feſte zur Feier der Verſtorbenen, Gerſte, getrocknete Weinbeeren, Backwerk und Wein als Todtenopfer dargebracht und auf die Gräber hingeſtellt. An den Kopfenden werden kleine Kerzen befeſtigt, dergeſtalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufſtrebenden Flämmchen illuminirt erſcheint.

Der alte Charon iſt noch jetzt, wie ſonſt, die Perſonifizirung des Todes. Auch ſind noch die alten Ausdrücke „Hades" und „Tartarus" in gewöhnlichem Gebrauche, und finden ſich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetiſchen und abergläubigen Hirten, welche im Sommer die Hochthäler des Parnaſſos durchziehen.

Die Anſicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt der chriſtlichen Lehre vom Paradieſe und der Hölle gänzlich gewichen zu ſein, zeigt ſich vielmehr in der Poeſie jener Naturkinder als vollkommen antik, und dies Alles läßt ſich nur aus einem direkten, mit ſeinen Ueberlieferungen durch die Jahrhunderte herabreichenden Zuſammenhange mit dem heidniſchen Alterthum erklären.

Die alten helleniſchen Tänze werden noch jetzt faſt alle geübt, ſowohl die kriegeriſchen Waffentänze, als auch der Chortanz der Hirten und der Tanz der Ariadne oder der ſogenannte „Geranos".

Dieſer letztere, jetzt „die Romaika" genannt, iſt einer der merkwürdigſten Ueberreſte althelleniſcher Schauſtellung. Die Tanzfiguren, die von Geſang begleitet werden, erinnern noch heute, wie vor Chriſti Geburt, an die Irrgänge des Labyrinthes, in welchem Theſeus, am Faden der Ariadne geleitet, gegen das Ungeheuer loszog. Die Angſt der Geliebten des Theſeus giebt ſich lebhaft kund in den ſprechenden Pantomimen der jungen Vortänzerin, welche ein weißes Tuch ſchwingend die lange Reihe ihrer Genoſſinnen anführt und die Blumenkette der Mädchen, deren Haupt und Blüthe ſie iſt, bald auseinander, bald zuſammen wickelt. Homer beſchreibt dieſen Tanz in herrlichen Verſen, als einen der Gegenſtände, welche auf dem Schilde des Achilles bildlich dargeſtellt waren.

Wie die Tänze der Jungfrauen, ſo ſind auch noch die Spiele der Knaben dieſelben z. B. das ſogenannte Aſtragalus-Spiel bei dem es derbe Schläge ſetzte, und bei welchem einſt Patroklus, als er es mit dem Sohne des Amphidamas ſpielte, das Unglück hatte, dieſen zu erſchlagen, weßhalb er flüchtig werden und im Hauſe des Königs Peleus Schutz ſuchen mußte, wo er dann ſeine ſo berühmte Freundſchaft mit dem Achilles, dem Sohne des Königs, ſchloß. Nach dem Zeugniß unſers vielbetrauerten Landsmannes, Profeſſor Ulrich, ſpielen die neugriechiſchen Kinder am Helikon noch heutzutage dieſes in den Dichtungen verherrlichte Spiel, nach denſelben Regeln und mit denſelben harten elaſſiſchen Stößen und hiſtoriſch gewordenen Püffen.

Zaubermittel bereiten die alten griechiſchen Weiber noch jetzt wie ehemals, und wie ſonſt ſind die Theſſalierinnen als beſonders geſchickt in dieſer Kunſt berühmt oder berüchtigt. Der Knoblauch, den ſchon Hermes in Homers Odyſſee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechiſchen Kindern unſerer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um das verhexende Auge gegen ſie unſchädlich zu machen.

Die Ackerbau-Inſtrumente und häuslichen Geräthſchaften der Neugriechen haben ſo ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechiſchen Bauerhütten unſere Muſeen mit den echteſten Muſtern derſelben verſehen könnten.

Und ſelbſt die Schäferhunde dieſer neugriechiſchen Bauern gleichen den berühmten moloſſiſchen Heerdenwächtern, die wir in den Galerien von Florenz und des Vatikan von alter Meiſterhand nachgeahmt und dargeſtellt erblicken. Die Waſſergefäße der jetzigen Theſſalierinnen ähneln auffallend den antiken Vaſen und tragen zum Theil auch noch dieſelben Namen.

Wie dieſe Dinge, ſo iſt unter anderm der runde Handſpiegel mit Griff, den wir in den Händen ſo mancher marmornen Venus erblicken, unverändert geblieben Ebenſo die Handmühlen, deren ſich die Griechinnen auf den Inſeln, indem ſie ihre Arbeit mit Geſang begleiten, zum Mahlen des Getreides bedienen, und noch unzählige andere Dinge des Alltagslebens.

Was aber noch wichtiger und intereſſanter als dieß Alles iſt: Auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus dieſem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen zugleich und wohltönenden Idioms, des ſchönſten, edelſten und reichſten, das ſich je zwiſchen menſchlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neu-griechiſche oder romaiiſche Sprache gleich einer ſchönen Statue, die Jahrhunderte lang im Boden vergraben lag und von den Elementen zerfreſſen wurde, mancherlei Veränderungen erfahren; ſie hat auch einige Beimiſchungen aus dem Slaviſchen, Türkiſchen und auch aus dem Italiäniſchen aufgenommen.

In ihrer Syntax iſt ſie verbildet und umgebildet. Auch wird ſie mit einem fremdartigen Aeeente — vielleicht nach Weiſe der Slaven — ausgeſprochen. Sie hat, bemerkenswerth genug, alle Spuren der alten Dialekt-Verſchiedenheiten verloren. Sie ſoll ſich nach der Anſicht einiger Gelehrten bloß aus dem Aeoliſchen Dialekte entwickelt haben. Nichtsdeſtoweniger aber iſt ſie im Weſen dieſelbe geblieben, und zwar kann ſie in weit höherem Grade die alte Griechiſche genannt werden, als z. B. das jetzige Italiäniſch dem alten Römiſchen gleich genommen werden darf.

Unſer jetziges Deutſch ſteht dem alten Gothiſchen, und das heutige Ruſſiſche dem alten Slaviſchen merklich entfernter, als der Dialekt der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenoſſen des Homer.

Sie wird noch mit denſelben Buchſtaben geſchrieben, wie ehemals. Ja die griechiſchen Dorfſchreiber bringen ſie noch in derſelben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die ſie zuſammenrollen, wie die Alten.

Es werden noch jetzt in dieſer ſchönen Sprache Volkslieder gedichtet und geſungen, von denen unſer Goethe geſagt hat, „daß keine andere Nation ein Gleiches aufweiſen könne". Die Freiheitshymnen, welche am Anfange des jetzigen Jahrhunderts ein Rigas ſang, ſind ihrer Zeit weithin berühmt geworden. Neronlos, Panagos, Soutzos ſind einige im Auslande bekannt gewordene neugriechiſche Dichter.

In dem Dialekt vieler neu-griechiſchen Thalbewohner haben ſich nicht nur altgriechiſche Worte erhalten, welche die Umgangsſprache der byzantiniſchen Griechen nicht mehr kennt, ſondern es finden ſich auch bei ihnen ſogar manche Wurzelwörter, welche älter ſind, als die uns bekannte alt-griechiſche Schriftſprache ſelbſt.

Die griechiſche Sprache ſteht in allen dieſen Beziehungen faſt einzig in Europa da. Sie iſt in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert, als irgend eine andere. Denn während derſelben Zeit, in welcher das Griechiſche ſich in ſo hohem Grade dauerhaft gleich blieb, haben viele der anderen europäiſchen Sprachen nicht nur mehrere Male ihre Alphabete abgelegt, ſondern ſich auch ſonſt erſtaunlich umgewandelt, und manche von ihnen haben ſich unterdeſſen erſt gebildet. —

Dieſer Umſtand allein beweiſt hinreichend, daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug echte Griechen übrig ſein mußten, um dieſe Ueberwältigung möglich zu machen.

Selbſt die Sagen, Mythen und Märchen, welche ſich das Volk in ſeiner Sprache erzählt, der ganze dichteriſche Stoff, den es mit ihr auskleidet, ſind noch heutiges Tages vielfach die alten. Im Peloponnes z. B. tragen ſich die Bauern noch jetzt mit den Geſchichten von den Thaten und Verrichtungen des Herkules herum, die ſie an die Höhlen und Sümpfe ihrer Nachbarſchaft knüpfen, und die aus ihrem Munde noch jetzt ein griechiſcher Dichter als Thema für eine „Herakleide" eben ſo gut ſammeln könnte, wie die alten Mythendichter ſie aus dem Munde ihrer Vorfahren geſammelt haben. Den Namen des Herkules vertauſchen ſie dabei freilich mit dem eines chriſtlichen Heroen, nämlich mit dem des heiligen Johannes. Am wenigſten will man den hohen, enthuſiaſtiſchen, patriotiſchen, der ſchönſten Tugenden fähigen Nationalgeiſt der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen als verſchmitzt verſchrienen, im Handel und Wandel übelberufenen Neu-Griechen wieder erkennen.

Allein auch hierin giebt es wohl weit mehr Aehnlichkeit mit dem Antiken, als die allgemeine Stimme es zugeben will.

Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neu-Griechen Jeder beilegt, und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slavenjoche zuschreibt, waren nach Homers Zeugnisse auch schon den alten Hellenen im hohen Grade eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war mit allen jenen Anlagen, und dazu noch mit betrügerischem Diebessinn, Raubluſt, hinterlistiger Ueberredungskunst, und je nach Umständen schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Neu-Griechen sind schon althergebracht.

Auf der anderen Seite sind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neu-Griechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantaste, Beweglichkeit des Gemüths, Schärfe des Geistes und Frohsinn, wie die Alten, ausgezeichnet.

Liebe zu ihrer Berg- und Insel-Heimath und dabei doch ein damit verbundener großer Wandertrieb, wie die Wellen des Meeres, bewegt sie, gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmüthiger aufopfernder Vertheidigung des Vaterlandes hat es weder in alten, noch in neueren Zeiten gefehlt, eben so wenig wie an Antrieben zur größten Eifersucht, Parteienwuth und zur leidenschaftlichsten Racheübung.

„Neben den größten Intriganten findet man zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten festen Willen, ja sogar den großherzigsten Heldenmuth". Andreas Miaulis, dessen Gebeine neben dem Denkmale des Themistokles ruhen, Lazarus Konduriotti, sind Namen, die noch vielen von uns aus unsrer Jugend als die Namen von festen, tapferen, treuen und gerechten Männern verehrungswürdig sind.

Einen Johann Kolettis haben selbst seine Feinde für den edelsten Charakter Griechenlands erklärt, so wie einst in alten Zeiten den Perikles. Ja in der Asche fast jeden neu-griechischen Stammes, wenn er von einem großen Unglück ergriffen wurde, ist ein Funke von Heroismus aufgeglüht, der deutlich genug bewies, daß der alte Geist noch keineswegs verraucht war.

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Sinn zu keiner Zeit völlig erstorben, und es hat, selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendrucks in Constantinopel, immer ein Häuflein Griechen-Abkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntnisse traditionell waren, und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Occident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es haben sogar in der Finsterniß türkischer Oberherrschaft alle Reisende bei der dürftigen Anwohnerschaft der Akropolis einen Nachklang und einen Nachgeschmack des berühmten alten attischen Salzes und Witzes entdeckt.

In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, so weit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben, und Hoch- und Volksschulen, wie ehemals, in ihrem Schooße erzeugt. — In allen Ländern der großen griechisch-illyrischen Halbinsel, selbst wo man noch nicht zu politischer Unabhängigkeit gelangte, üben jene einen mächtigen Einfluß auf die Cultur. Sie verbreiten dort Kenntnisse, und durch sie erhält der Handel der dortigen slavischen Bewohner seinen Schwung.

Auch in Bezug auf die Künste ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben. Die Neu-Griechen haben auf diesem Gebiete alsbald nach ihrer Freiwerdung sich einigen neuen Ruhm erworben.

Als die geschicktesten Stickerinnen der Türkei waren die Griechinnen stets anerkannt, und als Kunstgärtner weit berühmt ihre Männer, die aus ihren sorgfältig gehaltenen Obstpflanzungen wahre Gärten der Armide zu gestalten und damit mancher orientalischen Stadt schöne Spaziergänge zu verschaffen wußten.

Die aristokratische Kunst des Praxiteles, die einst der Ruhm und das Entzücken der alten Griechen war, ist den Nachkommen nie völlig fremd geworden.

Ein Zweig der Skulptur wenigstens, der in Griechenland stets in Ehren gehalten wurde, ist die Kunst, in Holz zu schneiden. Die Muse der griechischen Malerei hat im Schatten der Kirche zwar nur ein kümmerliches Dasein gefristet. Dennoch aber war sie im Mittelalter begabter, als ihre Schwestern in allen übrigen Landen der Christenheit, und als am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Franzosen, die Venetianer und die andern das Kreuz führenden westlichen Barbaren ein Mal für kurze Zeit das griechische Byzanz eroberten, da fingen sie bald darauf an, mit Farben zu dichten. Die brillanten italiänischen Malerschulen des 14. und 15ten Jahrhunderts, verehren jene griechisch-byzantinische Muse als ihre Mutter. Und jetzt wieder in der Neuzeit, seit dem Freiheitskampfe, werden mehrere griechische Jünger dieser Muse selbst im Auslande mit Ehren genannt. Sogar eine Griechin, die Tochter eines Primaten der Insel Spezzia, Bukuris, hat in Italien für ihre Gemälde Bewunderer gefunden, und in der Musik hat unter andern der Grieche Chalkiopulos Compositionen geliefert, die auf allen griechischen Inseln gesungen werden.

Allerdings jedoch mag man diese Leistungen und Talente der Neu-Griechen in Vergleich mit dem, was ihre Altvorderen uns hinterließen, vorläufig noch als sehr gering bezeichnen und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf welchem einst ein so imposanter und so blüthenreicher Garten und Musenhain stand.

Sehr begreiflich ist es daher auch, daß die heutigen Neu-Griechen in ihren Ueberlieferungen von den Verrichtungen ihrer Vorväter, wie von den Thaten eines Titanengeschlechtes reden, und daß sie in ihren Sagen alles Das, was ihnen von diesen überkam, mit den Mythen von den weltstürmenden Cyklopen und Riesen vermischen.

Die Neu-Griechen zeigen auf einem ihrer Vorgebirge das Grabmal eines solchen alt-griechischen Titanen, den sie „Hellenos" nennen. Der Geist dieses Hellenos, ich meine der gewaltige Riesengeist des alten Hellas, — auf den uns hier zum Schlusse die Betrachtung noch ein Mal zurückführt — der so unvergänglicher und ewig jugendlicher Natur zu sein scheint, wie die Götter Griechenlands selber, ist bis jetzt auf Erden noch immer nicht ohnmächtig verweht.

Vielmehr ist er Herkules-Thaten, größer und schöner als Alexander verrichtend, wie ein Held, im Auslande umhergezogen, und hat überall, selbst während sein eigenes Volk schlummerte, die Nationen, wo sie ihm ein Asyl bereiteten, und wo sich ihr Sinn mit dem Seinigen verbündete, erquickt, erfreut, beglückt und gestärkt.

War doch die ganze Blüthe der Weisheit und Cultur der Araber im Mittelalter vorzugsweise aus einer Vermählung mit jenem alten hellenischen Geiste hervorgegangen. Die alten Griechen waren die Lehrer der Araber, welche die Werke derselben in den von ihnen eroberten Provinzen auf dem Wege fanden, sie lasen, in ihre Sprache übersetzten und in ihre Schulen einführten.

Und war doch das Licht, welches damals von dem maurischen Spanien her auf das barbarische Europa fiel, nichts als ein reflectirter und entlehnter Abglanz der hellenischen Sonne.

Wie bei der arabischen Cultur, so war bei der europäischen sogenannten Wiedergeburt der Wissenschaften im 15. Jahrhundert jener ins Ausland vertriebene Titane Hellenos der Geburtshelfer, oder selbst der Erzeuger und Vater.

Denn als die Türken im Jahre 1453 Constantinopel eroberten, und als der flüchtige Grieche Laskaris von dort die Werke des Hesiod, des Euripides, des Sophokles, des Aeschylus, des Aristophanes, des Plato, die das ungelehrte Europa fast nur aus arabischen Uebersetzungen kannte, in der reinen Ursprache nach Italien brachte, woselbst sie bald gedruckt wurden, da entzündete sich endlich auch in Europa ein ganz neues strahlendes und wärmendes Licht.

Die Menschheit, die nun aus dem Urborn des griechischen Gedankens schöpfte, warf das Mittelalter bei Seite, und es begann, abermals mit Beihülfe des Sokrates, des Plato und ihrer Landsleute, diese gebildete, diese sanftere, diese viel christlichere Neuzeit.

Digitized by Google

Seitdem hat uns jener Geiſt des Hellenos nicht wieder verlaſſen. Seitdem ſind die Griechen, die das Göttliche im Menſchen tiefer, als irgend ein anderes Volk, empfunden und dargeſtellt haben, in ſo vielen Dingen wieder ein Muſter geworden, und das alt-claſſiſche, griechiſche Weſen iſt ſo ſehr mit unſerm ganzen Leben verwachſen, „daß es den Anſchein hat, als wenn wir es gar nicht entbehren könnten und nur zum Nachtheil für uns entbehren würden.“

Wir müßten Gefahr laufen, Rückſchritte zu thun, wenn wir mit dem griechiſchen Alterthume nicht in ſteter Verbindung blieben. Um von unſern Hiſtorikern, denen Thukydides ſtets ein unerreichtes Vorbild war, um von unſern Philoſophen, die von Plato und Pythagoras die Impulſe zu ihren neuen Ideen und Syſtemen erhielten, um von unſern Aſtronomen, für die ſchon ein Grieche, Ariſtarch, 300 Jahre vor Chriſtus das copernikaniſche Sonnenſyſtem, mit der Sonne in der Mitte, als Hypotheſe hingeſtellt hatte, um von unſern Naturforſchern, die alle ihre Kunde lange und faſt ausſchließlich aus Ariſtoteles und Ptolemäus bezogen, und noch jetzt von ihnen Neues nnd Unbeobachtetes lernen, — um, ſage ich, von allen dieſen und andern zu geſchweigen, ſteht nicht der Griechen Geiſt ſelbſt unſern Politikern, unſern Staatslenkern, unſern Parlamentsrednern mit ſeinen Inſpirationen zur Seite, und verſichern uns nicht täglich, um ein recht ſchlagendes Beiſpiel zu wählen, die beſten und allerpraktiſcheſten und mächtigſten dieſer Redner, die des britiſchen Parlaments, daß ſie im Bade der griechiſchen Hippokrene erſtarkten, und im Streite für Freiheit und Recht kampfluſtiger wurden?

Doch die größten Wunder hat der wandernde und raſtlos Thaten verrichtende Hellenos, dieſer ewige Grieche, dieſer himmliſch ſtrahlende Bruder des finſteren Ahasverus, des ewigen Juden, dieſer ſtets reichen Samen und Segen ausſtreuende Lebenswecker für die Neubelebung der Künſte bereitet.

Ja, in dieſer Beziehung, auf dieſem ihnen ſo ganz eigenen Felde, ſind die alten Hellenen faſt noch großartiger, aber leider auch noch unerreichter geblieben, als auf irgend einem andern. Sie haben in Wort und Farbe, mit Pinſel und Meißel eine ſolche Fülle ſchöner Werke erzeugt, daß, wenn wir ſie alle beſäßen, wir unſern ganzen Welttheil damit ſchmücken und reichlich befruchten könnten. Was ihr Pinſel ſchuf, was ihre Lyra melodiſch geſtaltete, iſt faſt Alles verblichen und verhallt, und ſelbſt von ihren ſteinernen und ehernen Werken ſind uns nur wenige Brocken, Säulenknäufe und Torſos geblieben.

Und dennoch ſpricht aus dieſen Trümmern ihrer Schöpfungen eine ſo vollendete Schönheit, ein ſo mächtiger Geiſt, daß faſt jede Entdeckung und Ausgrabung eines ſolchen Brockens, eines einzigen Torſo's, einer Venus von Milos, eines Apollo von Belvedere, oder eines Laokoon jedes Mal eine ergreifende Senſation in der ganzen gebildeten Welt bewirkt, ja, man könnte faſt ſagen, einen Abſchnitt, eine Epoche in unſerer Kunſtentwicklung bezeichnet oder gemacht hat.

Die geſammte und ſo erfreuliche neueſte Blüthe europäiſcher Kunſt iſt in der Wurzel eben ſo, wie die macedoniſche, die römiſche und arabiſche Geiſtesblüthe, wie auch jene italiäniſchen Malerſchulen des dreizehnten Jahrhunderts, wie die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften im funfzehnten Jahrhunderte es geweſen ſind, weiter nichts, als abermals ein Produkt des aus ſeinen Gräbern geſtiegenen Geiſtes der Hellenen.

In der That, die Größe der Leiſtungen dieſer Griechen muß uns wahrhaft in Erſtaunen ſetzen, wenn wir die Summe deſſen betrachten, was ſie insgeſammt zur Ausbildung des Menſchengeſchlechts beigetragen haben, und unſere Bewunderung wird um ſo größer, wenn wir erwägen, wie ſie ſelber dabei von außen zwar einige, aber doch im Ganzen ſo wenige Hülfe hatten, wie ſie vielmehr, da ſie die Helfer und Retter von uns Allen wurden, faſt Alles urſprünglich aus ſich ſelber, aus ihrer eigenen Seele ſchöpften und alsbald raſch und energiſch, den ganzen Olymp gleichſam im Sturmſchritt erobernd, bis zur höchſten Vollendung brachten.

In Wahrheit mögen wir es ausſprechen, während wir zum Schluß unſerer

Betrachtung noch ein Mal auf jenes kleine Meeresbecken, an deſſen Ufern ich dem Leſer die Wiege und die alten Sitze der Griechen zeigte, hinblicken: dort am Archipel, da begann unſer Europa, da liegen die Wurzeln unſerer Bildung, von dieſem, ich möchte ſagen, heiligen Meere (Agio-Pelagos), wo für uns Geiſtes-Leben, Freiheit, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt aufgegangen, ſind die Geſäme der Humanität hinausgeweht bis in den äußerſten Norden und Weſten unſeres Welttheiles, und dann weiter hinaus bis über die neue Welt und über unſern ganzen Stern.

Und in neuerer Zeit, in unſerm Jahrhundert ſind nach einem weiten Umkreiſe die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimath eingezogen, um von da aus neuerdings, wie einſt zu Alexanders Zeiten, auch in den jetzt ſo verkümmerten Orient leuchtend wieder einzudringen.

Die Südſlaven und die Albaneſen.

Alle die langeſtreckten Uferlandſchaften auf der Südſeite der mittleren und unteren Donau, ferner das ſüdliche Ungarn, der ſüdweſtliche Zipfel von Deutſchland, und die nördlicheren und mittleren Provinzen der europäiſchen Türkei, ſind jetzt von einer Reihe von Völkern ſlaviſchen Stammes beſetzt.

Sie haben das ſieggekrönte Vaterland Alexander des Großen (Macedonien), das ſangreiche Land des Orpheus (Thracien), die ehemaligen römiſchen Provinzen, das von ſteten Truppenmärſchen erbebende Möſien, Illyrien, Pannonien und einen Abſchnitt des von den letzten Ausläufern der Alpen erfüllten Noricum (Steiermark und Krain) inne.

Sie bilden einen wichtigen Theil der Bevölkerung von Ungarn und Oeſterreich und ſtellen die bei weitem überwiegende Mehrzahl der europäiſchen Unterthanen des türkiſchen Sultans dar.

Sie formiren eine geſchloſſene durch keine fremde Nationalität geſpaltene compakte Gruppe Slaviſcher Stämme, die ſowohl geographiſch durch ihre Nachbarſchaft, und ethnographiſch durch eine gleichartige Abſtammung, als endlich auch hiſtoriſch durch Gemeinſamkeit der Geſchicke mit einander zuſammenhangen.

Sie ſind dagegen von dem übrigen großen Körper der Slaven durch einen langen Streifen dazwiſchen geſchobener Völker geſchieden.

Von den Ruſſen im Oſten ſind ſie durch die Walachen oder Rumänen getrennt, von den Polen und karpathiſchen Slaven durch die Magyaren oder Ungarn, und von ihren weſtlichen Brüdern, den Mähren und Tſchechen, durch einen breiten Keil der Deutſchen Bevölkerung in Oeſterreich.

Nicht nur in Bezug auf ihre geographiſche Stellung ſondern auch in Race und Naturell bilden ſie mit den übrigen Slaven einen ziemlich ſtarken Contraſt, obgleich ſie ſich allerdings den nördlichen Slaven (den Ruſſen) mehr anſchließen, als den weſtlichen (den Polen und Tſchechen).

Da ſie auf dieſe Weiſe in vielen Beziehungen eine vollkommene iſolirte Bevölkerung-Maſſe für ſich bilden, ſo hat man auch eine eigene Bezeichnung für ſie zu finden getrachtet.

Weil ſie die am weiteſten nach Süden vorgeſchobenen aller Slaven ſind, nennt man ſie gewöhnlich die Süd-Slaven.

Doch laſſen ſich alle Stämme dieſer Süd-Slaven nach Dialekt und Volkscharakter in der Hauptſache wieder unter zwei

große Namen zuſammenfaſſen. Nämlich unter die der Bulgaren und der Serben.

Der Name Bulgaren bezeichnet die öſtliche Abtheilung der Süd-Slaven an der untern Donau und am Schwarzen und Aegäiſchen Meere, mit den Provinzen Möſien, Thracien, Madeconien.

Der der Serben dagegen die weſtliche Hälfte von der mittleren Donau und am Adriatiſchen Meere oder die Bewohner der alten illyriſchen Lande.

Beide große Abtheilungen der Süd-Slaven, die bulgariſche und die ſerbiſche, ſind ſowohl in Bezug auf Volkszahl, als in Bezug auf die Größe des Bodens, über den ſie ſich ausbreiteten, faſt gleich ſtark.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß die Hauptmaſſe dieſer ſüdlichen Slaven erſt zur Zeit der großen Völkerwanderung, ganz insbeſondere im 6ten Jahrhundert, während der Regierung des Kaiſers Juſtinian, in ihre jetzigen Sitze einzogen.

Und für eben ſo ausgemacht hält man es, daß ſie hier großen Theils ganz andere, ihnen fremdartige Bewohner, die Nachkommen der alten „Thracier", „Macedonier", „Illyrier" vorherrſchend fanden.

Eine andere Frage, über welche die Stimmen nicht ſo einig ſind, iſt es aber, ob nicht doch einige Slavenſtämme ſchon längſt und von uralten Zeiten her in den Gebirgen des Hämus, des Rhodope, am macedoniſchen Strymon, an der thraciſchen Maritza und in dem illyriſchen Gebirgslabyrinthe mitten unter jenen Ureinwohnern hauſten.

Mehrere uralte ſchon von den Hellenen dort genannte Namen von Bergen, Städten und Flüſſen, die ganz ſlaviſchen Urſprungs ſind, ſcheinen dies anzudeuten.

Eben ſo weiſen die jetzigen Sitten, Gebräuche und die Lebensweiſe dieſer Slaven darauf hin. Vieles darin ſtimmt vollkommen mit dem überein, was die Alten von ihren nördlichen Nachbarn, jenen „Thraciern" und „Illyrern" berichten.

Man kann es kaum glauben, daß ein ganz fremdartiges, völlig neues und aus fernen Gegenden friſch eingewandertes Volk ſich mit Beibehaltung ſeiner Sprache ſo völlig in die Lebensweiſe und Sitte des Landes hinüber- und eingelebt habe. Es dürfte wahrſcheinlicher ſein, ſich vorzuſtellen, daß die ſogenannte Einwanderung der Slaven im 6ten Jahrhundert nichts vollkommen Neues in's Land brachte, daß ſie daſelbſt vielmehr ſchon homogene verbrüderte, aber unterdrückte Bevölkerungsbeſtandtheile vorfand, dieſe nur ſtärkte und unter der vorherrſchenden Maſſe der nicht Slaviſchen Thraciſchen und Illyriſchen Völker zur Geltung brachte.

Wie immerhin wir uns das ſo plötzliche und gewaltige Hervortreten der Süd-Slaven in den Ländern im Süden der Donau zu denken haben, ſei es als den Einbruch eines völlig neuen Elements, ſei es als eine innere, von außen her verſtärkte Ausfluthung aus längſt exiſtirenden Quellen, ſo viel iſt gewiß, daß bei dieſer Slavenfluth andere eben ſo lange exiſtirende Völker, decimirt, ſtrichweiſe vernichtet wurden, in der mächtigen Slavenmaſſe zerſchmolzen, oder in die Gebirge getrieben und auf ein engeres Gebiet beſchränkt wurden.

Von dieſen ehemals entweder einzigen oder wenigſtens dominirenden Urbewohnern der griechiſch-türkiſchen Halbinſel haben wir jetzt nur noch in dem alten Epirus einen bedeutenden Reſt: das Volk der ſogenannten Arnauten oder Albaneſen. Da ihre Geſchichte und Geographie dem Geſagten zufolge mit der der „ſüdlichen Slaven" innig verflochten iſt, ſo können wir ihre Schilderung am bequemſten gleich mit der dieſer ihrer Nachbarn und National-Feinde verknüpfen.

Und dieſem nach werde ich Alles, was ich in dieſem Abſchnitt über die Süd-Slaven vorzutragen habe, unter folgende drei Haupt-Abtheilungen gruppiren:

1) Die Bulgaren.
2) Die Serben.
3) Die Albaneſen oder Arnauten.

Bulgaren.

Von allen ſüdlichen Slaven ſind die ſogenannten Bulgaren die am weiteſten verbreiteten.

Ihre Anzahl beläuft ſich wohl auf 5 Millionen, und ſie bewohnen jetzt, als Grundbevölkerung, faſt das ganze alte Macedonien, den größten Theil von Thracien oder Rumilien, und die alte Donau-Provinz Möſien, die jetzt ausſchließlich Bulgarien genannt wird.

Nach dem, was ich ſagte, iſt es möglich, daß in dieſen Gegenden ſlaviſche Stämme ſchon ſeit uralteſten Zeiten geſeſſen haben, ohne ſich indeſſen beſonders hervorzuthun. Erſt nach der großen Völkerwanderung, ſeit dem 5ten Jahrhundert, regten ſie ſich, und da viele ihrer ſlaviſchen Stammesgenoſſen aus dem Norden zu ihnen ſtießen, ſo wurden ſie unter dem Namen „Sklabänen", „Slaven" oder „Anten" den Oſt-Römern gefährlich; ſie machten im 6ten Jahrhundert verheerende Einfälle in's byzantiniſche Reich, auf denen ſie ſogar bis nach Athen und in den Peloponnes herabkamen.

Dieſe „Sklabänen" kamen über die Donau-Mündungen aus dem weiten Gebiete der Ruſſen herbei, und ſo erſcheinen denn auch noch heutiges Tages ihre Nachkommen in Sprache, Weſen und Sitte als wahre Zwillingsbrüder der Ruſſen und namentlich der Kleinruſſen aus der Gegend von Kiew und der Ukraine.

Der Name Bulgaren war anfänglich unter ihnen unbekannt.

Wie häufig alle andere Slavenſtämme, ſo fielen auch die Slaven des Balkans ſehr bald unter die Herrſchaft eines anderen kräftigen Volkes. Es waren die finniſch-tatariſchen Bulgaren, die am Ende des 7ten Jahrhunderts vom Ural und der Wolga her den Slaven folgten, wie ſie über die Donau gingen, und daſelbſt am Fuße des Balkan in ähnlicher Weiſe ein großes Reich ſtifteten, wie etwas ſpäter ihre Brüder, die Magyaren es in Ungarn thaten. — Ihr Name Bulgaren ſoll vom Namen des großen Fluſſes Wolga abſtammen und ſo viel als Wolgaren, Wolga-Anwohner, bedeuten.

Die größere Maſſe der Unterthanen dieſes Bulgarenreichs bildeten jene Slaven, die Könige und der Adel aber waren finniſch-tatariſchen Stammes.

Unter der Anführung der fremden Herrſcher, in deren Heeren ſie die gemeinen Soldaten abgaben, haben die Balkan-Slaven faſt alle Urbewohner macedoniſchen und thraciſchen Stammes in jenen Gegenden vernichtet oder in ſich aufgenommen und ſich überall bis nach Theſſalien hin an deren Stelle geſetzt.

Das Reich der Bulgaren, die vierhundert Jahre lang mit den byzantiniſchen Kaiſern faſt ununterbrochen blutige Kämpfe führten, umfaßte zur Zeit ſeiner größeſten Ausdehnung nicht nur die obengenannten Provinzen im Süden der Donau ſondern auch das alte Dacien (Siebenbürgen) und einen großen Theil von Ungarn, welches letztere ſie aber bald an die Magyaren verloren. Wie Siebenbürgen an die Magyaren, ſo fielen die ſüdlichen Provinzen Macedonien und Thracien zuweilen an die byzantiniſchen Kaiſer, wenn ſie ſich einmal ermannten, zurück, ohne daß dabei jedoch die eingedrungene fremde Bevölkerung ausgerottet wurde. Am dauerndſten behaupteten ſich die bulgariſchen Könige in der Donau-Provinz Möſien, wo ſie in ihrer Königſtadt Tirnowo, dem Moskau der Bulgaren, reſidirten. Daher iſt dieſem Striche bis auf den heutigen Tag vorzugsweiſe der Name Bulgarien geblieben.

Die finniſch-tatariſchen Bulgaren am Balkan haben ein anderes Schickſal gehabt, als ihre in Ungarn einrückenden Brüder, die Magyaren.

Während dieſe ſich mitten unter Slaven bis auf unſere Zeit herab als ein eigenthümliches Volk erhalten haben, gingen die Bulgaren nach und nach in der Maſſe ihrer ſlaviſchen Unterthanen auf. Sie nahmen die Sprache, die Lebensweiſe und auch die griechiſch-chriſtliche Religion der Slaven an und verwandelten ſich in Slaven.

Dies geſchah während des 8ten und 9ten Jahrhunderts.

Nichts blieb von ihnen, als der Tatariſche Name „Bulgaren", den alle die einſt dem großen Reiche ihres Chans im Süden der Donau unterworfenen Slavenſtämme als ihren allgemeinen National-Namen adoptirt haben, in ähnlicher Weiſe, wie die alten Gallier den germaniſchen Namen der Franzoſen von ihren in ihrer Nationalität aufgegangenen Gebietern, den Franken, annahmen.

Seit dem 10ten Jahrhundert erinnert bei den Bulgaren nur noch Weniges an die Finnen und Tataren. Sie erſcheinen vielmehr in Sitte und Weſen als ziemlich entſchiedene Slaven. Ihre Sprache zeigt nur noch im Bau und der Syntax einige tatariſche Spuren. Auch ſcheerten ſie ſich wie die Tataren den Kopf und ließen, wie dieſe, nur auf dem Scheitel einen langen Haarbüſchel ſtehen. Die bulgariſchen Slaven rühmen ſich unter allen Slaven die erſten geweſen zu ſein, welche das Chriſtenthum annahmen, eine Schriftſprache und eine Literatur entwickelten. Ohne Zweifel ward ihnen dieſer Vorzug in Folge der Nachbarſchaft ihrer Wohnſitze bei der alten Cultur-Stadt Conſtantinopel. Die Bibel wurde zuerſt unter allen ſlaviſchen Dialecten in das Bulgariſche überſetzt. Das Altbulgariſche, von dem indeß das jetzige Neubulgariſche etwas abweicht, hatte die Ehre, die heilige Kirchenſprache der Ruſſen und aller anderen nichtkatholiſchen Slaven zu werden.

Es ſcheint aber, daß mit der Auflöſung des kräftigen fremden tatariſch-finniſchen Elements, mit der Slaviſirung des bulgariſchen Adels und der Könige und mit der Annahme des Chriſtenthums, auch die wilde Energie des Volkes ſchwand.

Zwar beſtand noch das alte bulgariſche Königreich zu Tirnowo in Möſien innerhalb beſchränkter Grenzen einige Jahrhunderte lang fort, führte auch noch manche Kriege mit den Byzantinern mit den Serben und anderen Nachbarn.

Doch war die Mehrzahl der ſlaviſchen Bulgaren meiſtens dieſen Nachbarn unterworfen und wurde endlich auch ſeit dem 15ten Jahrhundert eine leichte Beute der osmaniſchen Türken. Von allen Europäern haben die Bulgaren das Türkenjoch am längſten getragen, und ſie ſind ſeit dieſer Zeit die verhältnißmäßig friedlichſten, treueſten oder doch geduldigſten Unterthanen der Türken geweſen, denen ſie nie ſo viel Noth bereitet haben, wie ihre Brüder,

Digitized by Google

die kecken Serben, und ihre Nachbarn, die tapferen Albanesen.

Sie sind in eine viel vollständigere Abhängigkeit von den Türken gerathen, als jene. Es giebt unter ihnen keine solche unabhängigen Berg-Republiken, wie es die Montenegriner unter den Serben, wie es die sogenannten Mirditen (d. h. die tapferen Männer) und andere unter den Albanesen sind.

Alle Bulgaren sind unter sogenannte Spahiliks, das heißt Lehngüter, vertheilt, und sie frohnen und zollen dem Spahi, d. h. dem Lehnsherrn, der immer ein Türke ist, — wie die russischen Leibeigenen ihrem Edelmann.

Sie bilden in allen von ihnen besetzten Landstrichen die eigentlichen Landwirthe und Arbeiter. Alle Bodenkultur und Handarbeit wird von ihnen verrichtet. Der Pflug, das Grabscheit, der Bienenkorb, der Viehstall, der Jahrmarkt, das sind die Dinge, die sie vor Allen lieben. Sie ziehen auch, wie unsere sogenannten Hollandsgänger, in Schaaren zu entfernten Provinzen aus, um dort als Tagelöhner die Saat zu bestellen oder die Ernte einzuheimsen. Sie verbreiten sich wie das befruchtende Gewässer über die von den Türken vernachlässigten Landstriche und schaffen in der Wüste blühende Oasen.

Ganz anders, als die kriegerischen Serben und Albanesen, haben die Bulgaren, seit dem Verschwinden ihrer nicht unglorreichen Vergangenheit, d. h. seit mehr als 500 Jahren, das mörderische Kriegsgetümmel über ihren Rücken geduldig hin und her rollen lassen, ohne daran viel activen Antheil zu nehmen.

Sie fürchten Kampf und Krieg, und ihre Soldaten haben selten Heldenthaten verrichtet. Ja der stolze Osmanli hat sie sogar oft verächtlich von seinem Heere, in welchem Bosnier und Albanesen den vornehmsten Platz einnehmen, ausgeschlossen.

Die Bulgaren haben in der Neuzeit nur noch eine Art von Helden gehabt, ihre sogenannten Haiducken, ihre Räuber, die zu allen Zeiten in den Bergen des Balkans zu finden waren und sind, deren Zahl aber in unruhigen Perioden, bei patriotischer Aufregung sich oft zu mächtigen und gefahrdrohenden Schaaren vermehrt hat.

Wenn der Bulgare, die ihm oft von seinen osmanischen Herren zugefügte Unbill nicht mehr zu ertragen vermag, wenn ihm seine Braut entführt, oder sein Grund und Boden geraubt, wenn ihm, wie dem Schweizer Melchthal, von einem brutalen Gewalthaber sein Vater geblendet oder erschlagen wurde, wenn er sich in Verschwörungen zur Befreiung des Vaterlandes eingelassen hat, oder sonst mit dem Gesetze seiner Gebieter zerfallen ist, dann spricht er: „ich mache mich zum Haiducken", d. h. er geht in die öden und entlegenen Theile des Balkan, und führt dort mit Gleichgesinnten, den türkischen Behörden trotzend, ein wildes, freies Räuberleben. Aus dem Schooße dieser patriotischen und rebellischen Haiducken-Genossenschaften sind zuweilen, wenn sie um sich griffen, wenn sie Zugang aus einflußreichen Familien bekamen, große Erschütterungen des Landes hervorgegangen.

Sowohl unter tatarischer, byzantinischer, als unter türkischer Hoheit, unter dem härtesten Drucke und unter hundertjährigen Drangsalen haben die Bulgaren sich ihre angestammten Sitten, ihren slavischen Nationalcharakter und ihre Sprache bewahrt.

Sie sind, wie ich sagte, ein zwar friedliches, aber zähes Volk, geduldig, aber ausdauernd, geschmeidig aber arbeitsam. Ueberall, wohin sie gekommen sind, z. B. auch im südlichen Rußland, das seit Catharina's Zeiten viele Tausende bulgarischer Auswanderer empfing, genießen sie des Rufes als fleißige und industriöse Bodenbebauer und als sparsame Hauswirthe, die sich zuweilen selbst nicht weniger mit Arbeit plagen, als der deutsche Colonist.

Dort in Rußland kann man am besten wahrnehmen, wie sehr sie einerseits in Sprache und Wesen den Russen gleichen, wenn sie auch sonst in politischer Beziehung nicht immer mit dem großen Zaaren sympathisiren.

Die Wohnsitze, die Dörfer und Häuser, welche die Bulgaren auf beiden Abhängen des mit Wäldern verwilderter Kirsch- und Pflaumenbäume bedeckten Balkan, und des alten Rhodope-Gebirges, ja in allen Bergen und Thälern bis an den Fuß des Olympus, bis an die Grenze von

Theſſalien gebaut haben, gleichen in hohem Grade denen der Kleinruſſen und Koſacken im ſüdlichen Rußland.

Wie dort ſind die Wohnungen halb in die Erde hineingegraben und beſtehen im übrigen aus Lehm, Schilf und Flechtwerk. Wie der Koſack, flicht der bulgariſche Hauswirth eine beſondere Behauſung für ſeine Pferdchen, eine andere für die Ochſen, eine andere für die Schafe, oder Ziegen, oder Hühner oder Hunde. Und das Ganze eines ſolchen bulgariſchen Bauern-Gehöftes ſieht — gleich denen der Koſacken — aus, wie eine bunte Sammlung von großen Körben aus Weidenzweigen von verſchiedener Größe und Geſtalt.

In dem Innern dieſer Wohn- und Wirthſchaftskörbe iſt übrigens nach ihrer Weiſe alles zuweilen ganz ſchmuck und ordentlich gehalten, wie ſie denn auch auf ihrem Acker und in ihrem Gärtchen jedes Plätzchen benutzen, bebauen, und jedes Fleckchen mit irgend einer fruchtbringenden Pflanze verſehen.

Wie die Ruſſen und wie faſt alle Slaven, ſuchen auch die Bulgaren durch Geſang ihr vielfach getrübtes Daſein zu erleichtern. Früh, wenn ſie ausgehen, und Abends, wenn ſie in Prozeſſionen vom Felde heimkehren, ſingen die Männer und Weiber ihre melancholiſchen, eintönigen Lieder, die weit über das Gefilde hinmurmeln, und oft auch noch die Nächte mit ſchwermüthigem Getöſe erfüllen.

Auch an der Spitze ihrer Heerden, die ihren Melodien folgen, ziehen ſie mit Geſang aus. Das Inſtrument, mit dem ſie ihre Lieder begleiten, ſcheint ein Abbild der Flöte zu ſein, auf welchem die Hirten des Theokrit bliefen. Die alte griechiſche Doppel-Tibie iſt bei den Bulgaren, wie überhaupt auch bei allen dieſen ſüdlichen Slaven, noch von derſelben antiken Geſtalt. Man erlebt im Innern der von ihnen bewohnten Thäler, Fluren und Gehügel, Momente und Scenen, die an das Leben der Schäfer und Schäferinnen Arkadiens erinnern.

Doch iſt unter ihren antiken, noch bis jetzt erhaltenen Sitten eine der bewundernswürdigſten, die ſogenannte „Probatimſtwo" (die Verbrüderung). Wie die alten Thracier, bei denen ſchon die Griechen dieſe Gewohnheit fanden, und von denen die Bulgaren ſie vermuthlich erbten, nehmen ſie häufig eine geliebte Perſon an Bruder- oder Schweſterſtatt an. Ein Prieſter ſegnet ein ſolches Bündniß, wie die Ehe, ein. Den beiden liebenden Freunden wird dabei über dem Grabe ihrer Eltern ein Kranz auf's Haupt geſetzt. Sie geben ſich dann den Brüderkuß und ſind nun als „Pobratim" (Bundesbrüder) für das ganze Leben in Glück und Trübſal aneinander gekettet. Zuweilen verbinden ſich auf dieſelbe Weiſe auch ganze Familien. Indeß iſt dieſe idealiſch ſchöne Sitte nicht blos ausſchließlich bulgariſch. Man findet ſie auch bei anderen Südſlaven.

Die bulgariſchen Frauen gehören zu den ſchönſten der Türkei. Es ſind hohe, wohlgebildete, kräftige und doch äußerſt zart geformte Geſtalten, die man oft, wenn ſie mit wallendem Haupt-Haar, mit friſchen Blumen geſchmückt, vorüberſchweben, mit Bewunderung in dieſem Barbarenlande erblickt.

Mehr als ein Mal, wenn von einem Osmanli eine ſolche bulgariſche Helena entführt wurde, iſt das ganze Land in Aufregung gerathen, wie einſt Griechenland bei dem Raube der Gattin des Menelaus, und es haben ſich Ereigniſſe daraus entwickelt, die man für eine Wiederholung des Trojaniſches Krieges im Kleinen halten könnte.

Die Mythe von Orpheus, der 1250 Jahre vor Chriſti Geburt die Thiere des Waldes bezauberte, und andere ſolche poetiſche Sagen, welche die Griechen bei den alten Thraciern ſchöpften, kann man auch unter den heutigen Bulgaren wiederfinden, und zu ſolchen idylliſchen Genrebildern, wie ſie Homer und Theokrit uns entwerfen, hätten bulgariſche Dorfſcenen Veranlaſſung geben können, wie die Alltagsereigniſſe im Lande der Prinzeſſin Nauſicaa oder unter den ſikeliſchen Hirten.

Ein deutſcher Gelehrter hat bekanntlich unſere Philhellenen dadurch auf eine grauſame Weiſe aus dem Traume geweckt, daß er ihnen zu beweiſen ſuchte, die jetzigen Griechen ſeien durchaus keine Nachkommen der alten Hellenen, ſondern in der Hauptſache nur Slaven.

Wenn man aber im ſlaviſchen Bulgarien Dinge, wie die obigen betrachtet, ſollte man faſt umgekehrt glauben, daß

ſogar dieſe anderen genannten Slaven noch dieſelben antiken und unveränderten Zeitgenoſſen des Homers ſeien. Es ſcheint faſt, als habe dieſer alte Sänger dieſelben Leute nur unter anderem Namen vor ſich gehabt. Mag dieß auch nur ein Schein ſein, ſo iſt doch in Thracien wie überhaupt vielleicht in jeder andern Erdregion, ein gewiſſer Geiſt, nicht ein Volks-, ſondern ein Landes-Geiſt zu Hauſe, der ſich daſelbſt ſo einheimiſch gemacht hat, daß er alle die Raçen, welche in ſeine Heimath einziehen, ergreift und bewältigt.

Auch in den großen Städten, welche ſie im Lande vorfanden, in Sophia, Varna, Philippopolis ꝛc. ſind die Bulgaren eingedrungen, obgleich ſie darin nicht ſo vorherrſchend wurden, wie auf dem Flachlande, wo ſie Alles überſchwemmten.

Keine dieſer Städte haben ſie ſelber gebaut. Es ſind uralte griechiſche und römiſche Stiftungen, die in der allgemeinen Slavenfluth wie ſtehengebliebene Bäume hervorragen, und in denen als Kern noch jetzt griechiſche Bürger, und neben ihnen Juden und Armenier, und als Haupt über alle ein türkiſcher Paſcha mit ſeinen Spahis und Trabanten, hauſen.

Selbſt in den Städten, welche, wie Adrianopel und Gallipoli, ſchon ganz im griechiſchen Bevölkerungsgebiete liegen, ſind die Marktkrämer, die Handlanger und die kleinen Leute Bulgaren. Und ſogar Conſtantinopel hat eine ſehr bedeutende ſlaviſch-bulgariſche Bevölkerung.

Hier in Conſtantinopel war natürlich von jeher, wie für alle Völker der großen Halbinſel, ſo auch für die Südſlaven, ein weites Feld zur Erlangung von Reichthümern, Einfluß und Macht. Viele Slaven wurden hier zum Islam bekehrt, und ſtiegen dann oft als Renegaten zu hohen Würden auf. Einige der in der Geſchichte der Osmanen ausgezeichnetſten Miniſter oder Großvezire waren ſlaviſchen Urſprungs, ſo z. B. Chosrew-Paſcha unter Murad IV., ſo auch der gewaltige Mehemed Sokoli, der als armer bulgariſcher Sklave nach Stambul geſchleppt und dann in den Dienſt des Staates gezogen wurde, deſſen Stütze er werden ſollte.

Ja ſchon in der Zeit der byzantiniſchen Kaiſer haben ſich nicht ſelten ſolche Slaven von Sklaven oder gemeinen Soldaten zu gekrönten Souveränen aufgeſchwungen.

Mehr als ein berühmter oſtrömiſcher Kaiſer war von ſlaviſch-bulgariſchem Blute. Auch Beliſar, der gefeierte Held und Feldherr Juſtinians, war der Geburt und dem Namen nach ein ächter Slave. Noch jetzt würde in Rußland jeder Bauer das Wort Beliſar (Beloi Zar, der weiße Fürſt) zu deuten wiſſen.

Wie nach Rußland, ſo ſind auch viele Bulgaren bei verſchiedenen Gelegenheiten nach Ungarn ausgewandert, und endlich ſind von Conſtantinopel aus die Bulgaren auch zuweilen zu Hundertauſenden nach Kleinaſien verpflanzt worden. Doch haben wir ihre dortigen Schickſale hier in einer Ueberſicht Europa's nicht zu verfolgen. —

Die Serben.

Merklich verſchieden in Geiſt und und Weſen von den Bulgaren ſind ihre Brüder und Nachbarn im Weſten, die Slaven, ſerbiſchen Stammes, welche man die Illyro-Serben oder die illyriſchen Slaven zu nennen pflegt.

Dieſelben haben unter ſich im Gegenſatz zu den geduldigen, friedlichen, arbeitſamen Bulgaren einige der kriegeriſcheſten und unternehmungsluſtigſten Stämme des türkiſchen Reiches entwickelt, die zugleich die ſchlechteſten Bodenbebauer und Gärtner deſſelben ſind. —

Aus den Slaven dieſes Stammes gingen zuerſt die Bewohner des Fürſtenthums Serbien hervor, die in der Neuzeit durch eine Reihe blutiger Kämpfe ihre Unabhängigkeit errungen haben, — die tapferen Bosniaken, die einſt die beſten Rekruten für das Janitſchareneorps lieferten, — die ungebeugten Montenegriner, ein Häuflein von Bergbewohnern,

die von jeher der Macht der Osmanlis Trotz boten.

Auch die Morlaken und Dalmatier, welche zuweilen als Seeräuber der Schrecken des adriatiſchen Meeres und gewöhnlich auch die beſten Matroſen der Dogen von Venedig geweſen ſind, gehören dieſem kernvollen Slavenſtamme an, und endlich die Kroaten, deren Regimenter unter ungariſchen und öſterreichiſchen Fahnen ſich in fremden Landen oft ſo furchtbar gemacht haben.

Der Name „Serben" war einſt einer der großen National- und Geſammt-Namen aller Slaven. Und auch jetzt noch begegnen wir ihm häufig in ſlaviſchen Landen. Serben oder Sorben nennen ſich auch heute noch unſere Wenden in der Lauſitz. Gleich wie bei uns Deutſchen der Name „Allemannen", der bei den Franzoſen noch jetzt unſer Geſammtname iſt, iſt er nur einer Unterabtheilung der Slaven eigen geblieben.

Die Urſitze der Serben und der ihnen von jeher verbrüderten und benachbarten Kroaten ſollen am Nordfuße der Karpathen in dem jetzigen Königreiche Galizien geweſen ſein, und ſie ſollen von den dortigen Ruthenen oder Kleinruſſen abſtammen.

Noch jetzt weiſt auf jene nördlichen Gegenden ihre Sprache hin, die der der Ruthenen nahe verwandt iſt. Auch die zahlreichen finniſchen und lithauiſchen Ausdrücke, die ſich in der ſerbiſchen Sprache erhalten haben, beweiſen, daß ſie vom Norden der Karpathen, aus der Nachbarſchaft der lithauiſchen und finniſchen Bevölkerung herkamen.

Sie ſollen in ihre jetzigen Sitze, in die ehemalige große römiſche Provinz Illyrien, am Anfange des 7. Jahrhunderts, als damals dort die finniſch-tatariſchen Avaren herrſchten, eingerückt ſein. Die Serben vernichteten in dieſen Gegenden die Herrſchaft der Avaren und die ihnen unterworfene Urbevölkerung, und ſlaviſirten das ganze Land. Hier und da glaubt man jedoch unter ihnen z. B. in den Sitten und im Ausſehen der ſerbiſchen Morlaken Dalmatiens noch jetzt Spuren der tatariſchen Avaren zu erkennen.

Von der Donau und den Gebirgen Illyriens aus, wohin ſie zuerſt kamen, drangen dieſe ſerbiſchen Slaven bis zum adriatiſchen Meere in die Gegend von Venedig vor, und wuchſen dann längs der Drau und Sau, bis an die Grenzen von Tyrol, Salzburg und Ober-Oeſterreich in alle die öſtlichen Alpenthäler hinauf.

Sie verbreiteten ſich alſo von der nördlichen Grenze Macedoniens und Albaniens bis in Deutſchland hinein, durch ein langgeſtrecktes Gebiet, das faſt ſo groß iſt, wie das Königreich Preußen, und in welchem ſich noch jetzt etwa 6 oder 7 Millionen dieſer Slaven vorfinden.

Kein anderes ſlaviſches Volk iſt in ſo viele kleine Unterabtheilungen, Nebenſtämme und Dialekte zerſplittert und ſo bunten Schickſalen anheimgefallen, wie das illyriſche oder ſerbiſche, und es begegnen uns auf ihrem weiten Gebiete eine Menge verſchiedener Volks- und Provinz-Namen. Ihnen allen iſt eine merkwürdig zähe und mannigfaltig gegliederte Familien- und Stammverfaſſung eigen. Wenn ihre Töchter ſich verheirathen, ſo ziehen, nach einer alten, bei ihnen herrſchenden Sitte, die Schwiegerſöhne und auch die Söhne mit ihren Frauen womöglich unter daſſelbe Dach in verſchiedene Stübchen vertheilt. Geht dies nicht mehr an, ſo ſiedeln ſie ſich wenigſtens um das Haus des Familienvaters herum an. Breitet ſich das Geſchlecht noch weiter aus, ſo nimmt es die Aecker in der Nähe des alten Stamnſitzes in Beſitz, deſſen Aelteſter das Haupt des ganzen Geſchlechts bleibt.

So bildet bei ihnen gewöhnlich jedes Dorf eine einzige ſich ſelbſt regierende Familie, die mit der übrigen Welt und mit den Reichsbehörden nur durch ihren Geronten, ihren Alten, ihr patriarchaliſches Oberhaupt, in Beziehung ſteht. Auch die größeren politiſchen Abtheilungen und Diſtricte fallen gewöhnlich mit Geſchlechterverbindungen und Blutsgenoſſenſchaften zuſammen. Jedes Dorf, jeder Diſtrict, hat gemeinſame Blutrache und gemeinſames Eigenthum. Faſt jede Familie, jeder Stamm hat ſein Flußthal, ſeinen Bergkeſſel, ſeine abgeſchloſſene Hochebene für ſich. In entlegenen und verſteckten Winkeln des Landes haben dieſe Geſchlechter oft ſeit alten Zeiten,

den Römern, Byzantinern und Türken getrotzt und haben ſich als freie Männer ihre Unabhängigkeit gewahrt. Wie tief das Sippſchaftsweſen in der Natur dieſer Völker ſteckt, mag man daraus entnehmen, daß bei denen, welche die See befahren, ſogar jedes von ihnen bemannte Schiff, ſo zu ſagen, eine fahrende Sippe, ein ſchwimmender Clan iſt. Vom Capitain bis zum Schiffsjungen herab, beſteht die ganze Mannſchaft aus vornehmen oder armen Vettern.

Aus dieſen Verhältniſſen und Tendenzen, ſage ich, mögen die zahlloſen Stamm- und Volksnamen der illyroſerbiſchen Slaven hervorgegangen ſein.

Doch mag man, um in dem daraus entſtandenen Namen-Wirrwarr einen Ueberblick zu gewinnen, folgende Haupt-Gruppen annehmen: 1) Die Serben im engeren Sinne, zu denen die Slavonier, die Bosnier, die Montenegriner, die Dalmatier und die Unterthanen des jetzt ſogenannten Fürſtenthumes Serbien zu zählen ſind; 2) die Kroaten in der Türkei und Oeſterreich; 3) die ſogenannten Slovenen oder Wenden in Iſtrien, Steiermark und Krain. Verſchiedene Umſtände beweiſen, daß ſie alleſammt einer einzigen großen Abtheilung der Slaven angehören, die ſowohl in ſich gleichartig, als auch von den andern großen Slaven-Zweigen, den Bulgaren im Oſten und den Czechen und Polen im Norden, ſehr verſchieden ſind. Auch iſt es kein Zweifel, daß alle die genannten Stämme dieſer Abtheilung unter einander ſympathiſiren und ſich ſelber zuſammengenommen als eine große Nation betrachten. Selbſt der gebildete öſterreichiſche Officier, der an der Drau unter deutſcher Herrſchaft geboren und erzogen iſt, begrüßt die halbwilden Montenegriner, wenn er zu ihnen in ihre Felſenneſter kommt, als ſeine Brüder und fühlt bei ihren patriotiſchen Geſängen ſein Herz gehoben.

Von jenen drei Abtheilungen der ſlaviſchen Illyrier haben ſich von jeher die erſtgenannten, die Serbier im engeren Sinne, als ein lebhaftes, tapferes, poetiſches und freiheitliebendes Volk am meiſten hervorgethan. Sie beſetzten die Länder der Dardaner, Triballer und anderer wegen ihres unbändigen Sinnes im Alterthume viel genannten Völker, und erbten etwas von den Sitten und dem Geiſte derſelben, wo ſie nicht gar ſchon mit ihnen von Haus aus verwandt waren.

Der berühmte Name der Triballer und der nicht weniger weltbekannte der Dalmatier blieb auch unter dieſen Slaven beſtehen. —

Die ganze Gegend, welche ſie bewohnen, von der Donau bis zum adriatiſchen Meere iſt mit wilden und ſchroffen Gebirgen und den ſchönſten, an mannigfaltigen Bäumen reichen Urwäldern erfüllt, in denen noch jetzt Wölfe, Bären und andere wilde Thiere hauſen.

Zwiſchen den von Kaſtanien-Wäldern umkränzten Höhen, in der Sprache des Landes „Planina“ (ſo viel als Alpen) genannt, liegen hie und da lieblich bewäſſerte, grüne, fruchtbare Thal- und Wieſenkeſſel oder Campagnen, in der Sprache des Landes „Livada“ genannt.

Dieſe beiden Worte „Planina“ und „Livada“, die dem Reiſenden überall wiederkehren, bezeichnen erſchöpfend den Charakter der von den ſerbiſchen Stämmen bewohnten Gefilde.

Gleich den alten Triballern und Dardanern, ſtiegen die Serbier in früheren Zeiten von ihren Bergen herunter und machten, wie die Bulgaren, verwüſtende Züge nach dem Süden bis zum Peloponnes hinab. Die erſten Jahrhunderte ihrer Geſchichte wurden von ununterbrochenen Kämpfen mit den benachbarten Bulgaren und mit den byzantiniſchen Kaiſern erfüllt, denen ſie oft Noth und Gefahr brachten, von denen ſie aber zeitweiſe in Abhängigkeit geriethen.

Die Blüthezeit ihrer Macht fällt in das 14. Jahrhundert. Damals hatten ſie die ganze öſtliche Hälfte Illyrien zu einem Königreiche vereinigt.

Ja für eine kurze Zeit (1336—1356) gehörten zu dieſem ſerbiſchen Königreiche ſogar Macedonien und mehre Provinzen von Griechenland. Dies war unter dem ſerbiſchen Kraal (König) Stephan Dushan, der daher auch den pomphaften Titel „Kaiſer des Morgenlandes“ annahm.

Aber von dieſem Gipfel ihrer Macht ſtürzten die Serben alsbald einem jähen Falle entgegen.

Die Türken brachen in Europa ein, ſchlugen gegen die Serben und die mit ihnen verbündeten Ungarn nnd Wallachen im Jahre 1389 die Schlacht auf dem Amſelfelde, einem jener aumuthigſten „Livadas" oder Thalkeſſel im obern Serbien, der ſo oft mit Blut gedüngt iſt. — Und ſeitdem waren die Serben die — freilich nie ſehr gehorſamen — Unterthanen der Türken.

Noch jetzt iſt bei ihnen die Erinnerung an jene Schlacht auf dem Amſelfelde, in welcher ihr König, ihr Adel, ihre Geiſtlichkeit, die Blüthe ihres Volkes, ihr ganzes kaum erſtandenes Reich von den Türken vernichtet wurden, wunderbar friſch und gegenwärtig. Es bildet dieſes tragiſche Ereigniß das groſze National-Unglück des ſerbiſchen Stammes. „Ihre ganze volksthümliche Poeſie irrte ſeitdem traurig nnd klagend um den einſtigen Grabhügel des Amſelfeldes", ſo wie umgekehrt die Aufgipflung zu ihrer einigen Macht unter jenem genannten Kaiſer Stephan Duſham, den Glanzpunkt bildet, zu dem die Nation getröſtet, triumphirend und ſehnſüchtig aufblickt, wie zu dem Ziele, nach dem ſie wieder hinſteuert.

Bisher aber iſt ihnen auf dieſem Wege noch weiter nichts gelungen, als die Gründung des kleinen Fürſtenthums Serbien in dem Thal-Labyrinthe des Fluſſes Morawa und die Erſtehung jenes merkwürdigen kleinen Räuberſtaates auf den unzugänglichen düſteren Felſengipfeln von Tſchorna-Gora oder Montenegro (Schwarzenberg), wo ein kriegeriſcher Biſchof in einer aus Deſpotie und Republikanismus gemiſchten Regierungsweiſe eine heldenmüthige Gemeinde lenkt und mit den Seinen ein Leben führt, das faſt in allen Einzelheiten ſchon Homer gekannt und in ſeinen Schilderungen der räuberiſchen Phaeaken und ihres Königs beſungen zu haben ſcheint.

Die Serben, als ſie nach Illyrien kamen, waren Heiden. Doch wurden ſie bald von den Byzantinern, wie faſt alle ſüdlichen und öſtlichen Slaven, getauft und für die griechiſche Kirche gewonnen.

Die Mehrzahl des Volks hängt dieſem Glauben, der ſie auch wieder mit ihren Stammesgenoſſen, den Ruſſen und Bulgaren, verknüpft hat, noch jetzt an.

Nur bei einem Stamme der Serben, den Bosniaken, iſt es den Türken gelungen, Anhänger für den Coran zu gewinnen. Die ſlaviſchen Bosnier hatten von jeher einen ſehr ſtolzen Adel, und dieſer Adel ging bei der türkiſchen Eroberung zum Islam über, um ſich unter der neuen Herrſchaft ſeine Privilegien und ſeinen Landbeſitz zu erhalten. Sein Beiſpiel wurde von den Zünften und Kaufmannſchaften der bosniſchen Städte aus demſelben Grunde nachgeahmt.

Und ſo ſtellen denn zur Betrübniß der ſerbiſchen Patrioten die Bosnier mitten in Illyrien einen ſlaviſchen Stamm dar, der in allen ſeinen höhern Schichten, wenn auch nicht türkiſirt, doch mohamedaniſch und zwar, wie alle Renegaten, beſonders fanatiſch mohamedaniſch geworden iſt.

Alle von den türkiſchen Kaiſern in jüngſter Zeit beliebten Neuerungen und Reformen ſind bei dieſen bosniſchen Anhängern des Propheten auf den hartnäckigſten Widerſtand geſtoßen.

Obwohl ſie ihre alte ſlaviſche Sprache durchaus beibehalten haben, obwohl ihr Mohamedanismus noch mit etwas Chriſtenthum gemiſcht iſt, — die Muſelmänniſchen Edelleute Bosniens feiern noch in ihren Familienkreiſen die alten Feſte der von ihren chriſtlichen Vorfahren erkorenen Schutzheiligen, ein St. Elias-, ein St. Georgs- und ein St. Peters-Feſt, laſſen zuweilen vom chriſtlichen Popen an den Gräbern ihrer Väter beten, bezahlen auch noch Meſſen für ihre kranken Kinder, — obwohl ferner ein eigentlicher Osmane kaum in ihrem Lande zu finden iſt, — (die Sultane mußten gewöhnlich eingeborne ſlaviſche Edelleute zu Gouverneuren der Provinz machen; war aber der von Stambul geſandte Vezier ein Osmane, ſo mußte er ſich hüthen, ſeine Citadelle bei Trawnik zu verlaſſen, und durfte ſelbſt in der Hauptſtadt des Landes Bosna Serai nicht länger als drei Tage weilen), — ſo haben doch dieſe fanatiſchen und kriegeriſchen Bosniaken oft ſogar gegen den Sultan ſelbſt im Namen Mohameds und der alten türkiſchen Inſtitutionen ihre Fahne erhoben.

Man hat ſie als die Vendéer der Türkei bezeichnet.

Sie haben von jeher dem Sultan

einige jener beſten Truppen geliefert, und die Janitſcharen, welche Sultan Mahmud in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts mit dem Schwerte und Beile verfolgte und ausrottete, waren zum großen Theile ſlaviſche Bosniaken.

Sie ſind auch bis auf die neueſten Tage herab mehr als ein Mal gegen ihre chriſtlichen, aber von ihnen verachteten und mit Hochmuth behandelten Stammesbrüder im Fürſtenthum Serbien zu Felde gezogen, und haben die vom türkiſchen Kaiſer dieſem Reiche zuerkannten Freiheiten zu vernichten gedroht.

Bis zum Adriatiſchen Meere, zu dem ſeit alten Zeiten Dalmatien und Liburnien genannten Küſtenlande, drangen die genannten ſerbiſchen Geſchlechter und Stämme vor, und ſie haben ſogar alle die zahlloſen Felſeninſeln und Klippen, welche längs der langgeſtreckten Oſtſeite jenes Meeres liegen, mit ihren Familien beſetzt. Dort fanden ſie eine Reihe alter blühender römiſcher Handelsſtädte: Rauſium oder Raguſa, Salona und andere.

Auch in dieſe Städte, ſelbſt in den alten großen Palaſt des Kaiſers Diocletian, der in ſeinen verfallenen Mauern eine ganze Gemeinde, die Stadt Spalatro, aufnahm, drangen die ſerbiſchen Slaven ein und erfüllten ſie ſowohl mit ihren Bürger- als Adelsgeſchlechtern.

Jene im Mittelalter ſo blühende und berühmte Republik von Raguſa war eine ſerbiſche Commune. Man hat ſie das ſerbiſche Athen genannt, und die Patricier-Geſchlechter derſelben ſuchen noch jetzt die Wurzeln ihrer Stammbäume in den Planinas und Livadas von Bosnien und Serbien.

Von jeher aber war dieſe längs des Adriatiſchen Meeres hingeſtreckte Küſte den Einflüſſen Italiens ausgeſetzt. Zur Römerzeit waltete hier natürlich römiſche Sprache und Sitte vor. Seit dem 10. Jahrhundert bis auf die Neuzeit ſtand ſie unter der Oberhoheit des Dogen von Venedig.

Die dortigen Slaven wurden daher ein wenig italiäniſirt und mit herbeigezogenen italiäniſchen Familien gemiſcht.

Die Gebildeteren unter ihnen ſprechen, jetzt unter öſterreichiſcher Herrſchaft, meiſtens beide Sprachen, ſo wohl die italiäniſche Handels- und Literatur-, als die ſlaviſche Bauernſprache.

An dieſen Meeresufern ſetzten ſich dann auch die ſerbiſchen Bergvölker, wie ich ſchon andeutete, zu Schiff.

Sie wurden hier ſo eifrige und geſchickte Matroſen, — erſt Seeräuber, dann im Dienſte der Republiken Venedig und Raguſa Handelsfahrer, — wie es ihre Vorgänger, die bei den Römern berühmten Liburnier geweſen waren. Die Riva dei Schiavoni (das Ufer der Slaven) in Venedig hat von ihnen den Namen.

Auch erſcheinen dort dieſe Slaven noch jetzt wie ehemals im Hafen und auf dem Markte von Venedig, ſo wie auch noch jetzt die Mehrzahl der Schiffs-Commandeure und Matroſen der öſterreichiſchen Kriegsflotte vom Stamme der Küſten-Serben oder wie ſich ſelbſt nennen Morlacken (von mora, das Meer) iſt.

Manche der ſerbiſchen Familien drangen auch in den venetianiſchen Adel ein und ihre italiäniſirten ſlaviſchen Namen ſtehen in dem libro d'oro dieſer Republik verzeichnet. Wie unter den Nobilis der Republik, ſo fanden ſich auch unter den Malern der venetianiſchen Schule manche Künſtler ſlaviſcher Herkunft. Ich will an den bekannten Nicolo Dalmata (Niklaus den Dalmatier) und Moldullo oder Modola Schiavoni, gewöhnlich nur Schiavone, (der Slave) genannt, erinnern.

Auch verſtreuten ſich die Serben vom Adriatiſchen Meere aus ſonſt noch in viele Theile der Welt. Sie kamen als Matroſen in den Dienſt der neapolitaniſchen Könige, und man findet ſie noch jetzt neben den Italiänern in allen Häfen des Mittelländiſchen Meeres; ja es haben ſich von ihnen ſogar in Amerika, z. B. in New-Orleans am Miſſiſſippi, kleine Colonien gebildet.

Die nordweſtlichen Brüder und Nachbarn der eigentlichen Serben, die Kroaten, tauchten noch mehr in die Welt der europäiſchen Weſtvölker hinein.

Sie wurden alle, ſelbſt diejenigen, welche in dem ſogenannten türkiſchen Kroatien, dem weſtlichſten Ende des türkiſchen Reiches wohnen, für die römiſch-katholiſche Religion gewonnen. Es giebt unter ihnen weder Mohamedaner, noch griechiſche Chriſten, oder doch nur ſehr wenige.

Auch die Kroaten hatten ein Mal, wie die Serben, eine Zeit der Blüthe, und bildeten im 10. Jahrhundert unter ihren

Nationalfürſten ein eigenes, nicht ganz kleines Königreich.

Doch dauerte dieſe kroatiſche Herrlichkeit noch weniger lange, als die der eigentlichen Serben. Schon im Jahre 1091 wurden die Kroaten von den Magyaren überwältigt, und ſeitdem folgten ſie faſt immer den Schickſalen dieſes Volkes, war ein Anhängſel von Ungarn. Nur eine kleine Partei wurde den Türken unterwürfig und iſt es bis heute.

Der Name ihres Königreichs figurirt noch jetzt unter den Titeln des Kaiſers von Oeſterreich und Königs von Ungarn. Man kann ſagen, daß ſie die Janitſcharen Ungarns und Oeſterreichs ſind, wie die Bosnier die der Türkei waren.

Kroaten und Serben mochten gleich von vornherein von ihren gebirgigen Stammländern in Illyrien aus nordwärts an der Donau hin und durch die Ebenen Pannoniens ſich verbreiten und feſtſetzen.

Später aber gab es in ihrer unruhigen, von den Türken ſtets bedrängten und an blutigen Rebellionen reichen Heimath Veranlaſſung genug zur Auswanderung. Schon im Jahre 1427 trat der Despot von Serbien, Georg Brankowitſch, dem König Sigismund von Ungarn die Hauptſtadt von Serbien, das berühmte Weißenburg (Belgrad), ab und erhielt dafür in Ungarn mehrere Landſtriche, wohin ſeine bedrängten Landsleute zu Tauſenden auswanderten. Dieſe Auswanderung wiederholte ſich auch bei mehreren folgenden Gelegenheiten, und ſelbſt in den letzten zwei Jahrhunderten ſind während des Aufblühens der öſterreichiſchen Macht zu wiederholten Malen große Schaaren von Serben, Bosniaken und türkiſchen Kroaten auf das öſterreichiſche Gebiet übergetreten, und wurden dort in den weiten Gebieten des Magyaren-Landes angeſiedelt, beſonders in denjenigen Gegenden an der ſüdlichen Theiß und Donau, welche unter der türkiſchen Herrſchaft von ihren andern urſprünglichen Bewohnern entblößt waren.

Außerdem aber hat auch ſelbſt in Friedenszeiten eine fortgehende Ueberſiedlung aus dem Serbenlande nach Ungarn ſtattgefunden.

Wir ſehen daher nicht nur Slavonien und die öſterreichiſche Militärgrenze, ſondern auch das ſogenannte Banat, die egyptiſch fruchtbare Landſchaft an der Theiß, und verſchiedene andere Striche längs der mittleren Donau mit ſerbiſchen Anſiedlungen erfüllt.

Das äußerſte etwas größere Coloniſten-Land der Serben liegt an der Donau theils oberhalb, theils unterhalb Peſth.

Ein Kranz kroatiſcher Dörfer zieht ſich längs der Weſtgrenze Ungarns und am Fuße der ſteiriſchen Alpen weit nach Norden hinauf, und die äußerſten kroatiſchen Colonien liegen in einer kleinen Gruppe am Neuſiedler-See nicht weit von der deutſchen Kaiſerſtadt Wien beiſammen.

Wie am Adriatiſchen Meere, ſo haben dieſe Abkömmlinge des ſerbiſchen Stammes auch an der mächtigen Donau ſich zu Schiffe geſetzt und ſind hier eins der wichtigſten Donau-, Schiffs- und Handelsvölker geworden.

Sie haben faſt auf dem ganzen Strome von Peſth bis Belgrad den für Handel und Schifffahrt wenig aufgelegten Magyaren dieſes Gewerbe abgenommen. Sie verführen hier weit nach Ungarn hinein die Producte ihres eigenen Vaterlandes, namentlich diejenigen bei den Mohamedanern und Juden ſo wenig beliebten Thiere, welche den verſtorbenen Fürſt von Serbien, Miloſch, ſo reich gemacht haben.

Deßgleichen ſind ſie natürlich die Hauptſchiffer auf der Save und Drau. Man nennt die aus Serbien eingewanderten Schiffer und Handelsleute in Ungarn gewöhnlich Razen, ſo wie ihre großen Donauſchiffe „Razinas", nach dem Lande der Raizen oder Raszier, welches der Name einer Provinz von Serbien iſt. Aus dieſem und anderen ſerbiſchen Elementen hat ſich nun faſt jede der ungariſchen Donauſtädte eine von ſerbiſchen Schiffs- und Arbeitsleuten, Krämern und Handwerkern bewohnte, ſogenannte Razen-Stadt angehängt, wie unſere Städte wohl ein Juden-Quartier haben.

Das letzte ſolcher Razen- oder Serben-Quartiere in nordweſtlicher Richtung befindet ſich in Wien, ſo wie das äußerſte in umgekehrter oder in ſüdöſtlicher Richtung in Conſtantinopel zu ſuchen ſein dürfte.

Die geſammte ſlaviſche Bevölkerung des ſüdlichen Ungarns von Peſth abwärts

iſt als eine vorwi.,end ſerbiſche zu betrachten, und ihre Anzahl in Oeſterreich mit Einſchluß der Slavonier, der Kroaten und der ſerbiſchen Bewohner der Militärgrenze und der ſogenannten Woiwodina beläuft ſich wohl auf nahe an 3½ Millionen.

Die weſtlichſte Partie des großen Stammes der Süd-Slaven bilden die Slowenzen oder Winden, in Kärnthen, Krain und Steiermark.

Obgleich die Geſchichte der Einwanderung dieſer Winden dunkel iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ihre Sprache einen Dialekt der ſerbiſchen und kroatiſchen bildet, und daß ſie dieſem ſüdlichen, nicht aber jenem nördlichen Slavenſtamme der Czechen und Polen zugezählt werden müſſen.

Dies beſtätigt auch der Ton und Charakter ihrer Volks-Poeſie, die mit der der Czechen wenig Aehnlichkeit hat. Sie verräth eine ganz andere Ausdrucks- und Anſchauungsweiſe als dieſe. Sie beſitzt, wie die der Serben, etwas Tragiſches und Dramatiſches. Manches an ihr iſt ganz und gar ſerbiſch, beſonders in den Liedern, die in das Gebiet der Geſchichte und der nationalen Vergangenheit ſtreifen, und die auf Volksſagen ſchmerzlich verhängnißvollen Inhalts beruhen.

Schon Karl der Große überzog im 9. Jahrhundert dieſe allzuweit in das germaniſche Gebiet vorgedrungenen Slaven mit Krieg, unterwarf ſie und theilte ihr Land in Grenzmarken; ſie ſind ſeitdem faſt beſtändig den Deutſchen unterworfen geweſen.

Ihr Adel ging in dem der Deutſchen auf und die Bürgerſchaften ihrer Städte Gratz, Laibach ꝛc. haben ſich ganz aus deutſchen Elementen entwickelt; ſie ſelbſt ſind nur noch die friedlichen Hirten, Acker- und Weinbauer des Landes.

Jetzt reichen dieſe weſtlichſten der Süd-Slaven nur bis an's Venetianiſche, bis zum Iſonzo und der hohen Alpenſpitze des Terglou oder Triglowa, eines ſlaviſchen Namens, welcher „Dreikopf" bedeutet, und bis über Klagenfurt hinaus.

Anfänglich aber hatten ſie ſich noch viel weiter vorgedrängt, bis in die Thäler am Groß-Glockner herum und bis nach Tyrol und Ober-Oeſterreich hinein.

Allein hier hat der Rückſchlag aus Deutſchland ihnen die Spitze abgebrochen. In Tyrol, Salzburg, Ober-Oeſterreich und den nördlichen Theilen von Steiermark und Kärnthen ſind alle ſlaviſchen Elemente vom ſiegenden Deutſchthum wieder völlig ausgemerzt.

Wahrſcheinlich hat die geographiſche Stellung ſämmtlicher Süd-Slaven, der Umſtand, daß ſie bis zu der Spitze des Adriatiſchen Meeres, dieſes merkwürdigen hiſtoriſchen und geographiſchen Wendepunktes in dem Gliederbau Europas, hinaufgeſchoben wurden, das meiſte dazu beigetragen, daß ſie ſo verſchiedenartigen Geſchicken anheimfielen.

Wie die Slaven, ſo ſtrebten auch die Italiäner, die Deutſchen, die Ungarn und die Türken zu dieſem natürlichen und wichtigen Grenz- und Angelpunkte hin, und die Schwächeren, die von Haus aus ſchon zerſplitterten Slaven, wurden dabei völlig zerriſſen und zertreten.

Einige wurden, wie ich ſagte, von den Deutſchen germaniſirt, andere von einem italiäniſchen Anfluge überzogen.

Einige wurden den Ungarn annectirt und andere mit tatariſchen und türkiſchen Elementen gemiſcht.

Auch ſpalteten ſie ſich, was eine beſondere Verſchiedenheit und Zwietracht unter ihnen erzeugt hat, in drei Religionen. Einige folgten, wie ich zeigte, dem Islam, andere dem Papſte und wieder andere dem griechiſchen Patriarchen.

Zum Schluſſe will ich hier, wie ich ſchon andeutete, nun noch ein Volk vorführen, welches zwar in Sprache und Abſtammung wenig mit den genannten Süd-Slaven gemein hat, deſſen Schilderung aber dennoch mit dem ihrigen deßwegen am bequemſten verbunden werden kann, weil es dieſen Slaven benachbart, mit ihnen daſſelbe Schickſal theilte, weil es wenn auch nicht in ſeinem Blute, doch in ſeinen Sitten ihnen ſehr ähnelt, und endlich, weil es ein Ueberreſt derjenigen weit verbreiteten alten illyriſchen Völkerſtämme zu ſein ſcheint, die ehemals einen großen Theil der jetzt von den Süd-Slaven bewohnten Ländern anfüllten, und in deren Sitze die Slaven einrückten. Ich meine die ihres kriegeriſchen Sinnes wegen in aller Welt berühmten Albaneſen

oder Arnauten, die ſich ſelber aber Skypetaren (die Felſenkinder) nennen.

Die Albaneſen oder die weißen Männer (d. h. im Sinne der Orientalen, welche alles Königliche und Selbſtſtändige weiß nennen: die freien unabhängigen Leute), jetzt etwa anderthalb Millionen Seelen an der Zahl, haben, als alte Ureinwohner die nordweſtliche Hälfte der griechiſchen Halbinſel inne, oder ein Stück des ſüdlichen Illyriens und die alte Landſchaft Epirus, die von der nordöſtlichen Hälfte (Theſſalien und Macedonien) durch die Bergkette des Pindus geſchieden wird.

Wie Theſſalien zwiſchen dem Pindus und dem Archipelagus liegt, ſo erſtreckt ſich Albanien oder Epirus zwiſchen dem Pindus und dem Joniſchen Meere.

Das Land iſt voll von wilden, ſteinigen und oft mit Schnee bedeckten Gebirgen, dazwiſchen befinden ſich die anmuthigſten und üppigſten mit Orangen, Trauben und Feigenbäumen gefüllten Thäler und einzelne Seebecken; hie und da längs der Felſengräthe die ſetteſten Weiden und Triften, und höchſt fruchtbare, ſchöne Ebenen, von denen eine am Fuße des Pindus noch jetzt, wie im Alterthume, die elyſeiſchen Gefilde genannt wird.

An einem jener Seen lag der bei den Griechen geprieſene heilige Eichenhain von Dodona.

Doch contraſtiren mit dieſen kleinen lächelnden Paradieſen auf furchtbare Weiſe die viel zahlreicheren ſchreckhaften Landſchaftspartien, die finſteren Thalſchluchten, die dem Lande, wie Runzeln, eingeriſſen ſind, und in welche die Griechen den Eingang zur Unterwelt, den Erebos und Acheron verlegten, und die unbeſchreiblich rauhen, zerfreſſenen und durchhöhlten Fels-Labyrinthe, von denen eins auch ſchon im Alterthume mit Fluch belegt war: „infames scopuli Acrokeraunii“, die mit drohenden Klippen in's Adriatiſche Meer hinausſpringen.

Die Stämme, welche dieſe Bergwildniſſe, Thäler und Seeküſten bewohnten, waren von den älteſten Zeiten her ihres wilden Sinnes und ihrer kriegeriſchen Sitten wegen berühmt.

Der Mirmidone Achilles, der unbändigſte der trojaniſchen Heroen, ging aus der Nachbarſchaft dieſes Landes hervor. Nach der Zeichnung, die Homer von ſeiner Kraft und rauhen Tapferkeit giebt, ſcheint er ein echter Albaneſe geweſen zu ſein.

In einer ſpäteren Zeit kam der heldenmüthige König Pyrrhus mit ſeinen Palikaren von dort nach Italien, die Römer zu erſchrecken.

Ein ähnlicher Palikaren-Chef, der vielgeprieſene Georg Kaſtriota oder Skanderbeg, erhob ſich aus jenen acherontiſchen Schluchten, im 15. Jahrhundert, als die Türken dies Bergvolk unterjochen wollten, was ihnen nie völlig gelungen iſt.

Und wieder zu unſerer Zeit haben wir dort einen dritten Pyrrhus, den furchtbaren Ali Paſcha von Janina, aus dem Geſchlechte der albaneſiſchen Tokziden, der Macht des Sultans trotzen ſehen.

Von Achilles bis auf unſere Tage hat derſelbe finſtere Geiſt in dieſem von ewigem Waffengeraſſel erklirrenden Lande, dieſer, wie Lord Byron es nennt, „rugged nurse of savage men“, und ſtets hat dort derſelbe uralte Volksſtamm, derſelbe National-Typus, dieſelbe Sprache geherrſcht.

Selbſt die breite wuchernde Völkerfluth der Slaven, die doch ſlaviſirend bis an den Peloponnes kam, iſt bei dieſem harten Felſenmänner-Stamme vorübergeſchäumt, und hat ihn, wie den alten Wurzelknorren einer einſt weit verzweigten Eiche, wie die Trümmer eines großen Hauſes, in den Gebirgen ſitzen laſſen.

In ihrer äußern Erſcheinung ſind die Arnauten von allen ihren Nachbarn, von den Slaven, den Walachen und den Neu-Griechen ſehr verſchieden.

Sie ſind meiſtens Leute von hoher Statur und kräftigem nervigen Körperbau, mit langem Halſe und hochgewölbter Bruſt. Ihre Geſichtszüge ſchon verrathen die kühnen, nie durch Sclaverei gezähmten Männer, die ſie ſind. Sie zeigen durchaus den Typus der indogermaniſchen Race, der ſie, wie neuerdings ein Gelehrter, (Xylander) auch aus ihrer Sprache nachgewieſen hat, angehören, obgleich dies früher oft bezweifelt worden iſt: ovale Geſichter, rothe Wangen, ein friſches, belebtes Auge, einen wohlproportionirten Mund, und tragen große buſchige Knebelbärte. Ihre Frauen ſtehen in ſchöner und

ausdrucksvoller Bildung den Männern nicht nach. Der Wuchs und Gang dieſer Amazonen haben etwas Stattliches und Gebietendes, und ihre reiche, geſchmackvolle Kleidung trägt nicht wenig dazu bei, ihrer Erſcheinung etwas Maleriſches und Imponirendes zu verleihen. Es iſt dies dieſelbe Kleidung, jene aus hundert Ellen weißer Leinwand zuſammengefaltete Fuſtanella, die über die Bruſt geworfene, knappanliegende, goldgeſtickte Sjelleck (Weſte), die rothe mit wallenden Seiden-Quaſten verſehene Kopfbedeckung (Fes), die in neuerer Zeit als die neu-griechiſche in ganz Europa jedem ſo bekannt und geläufig geworden iſt. Sie mag bei den Arnauten uralt und *von ihnen* auf die Neu-Griechen und Türken vererbt ſein.

In ihrem Heimathslande leben ſie wie die Serben in zahlreiche Clans und Geſchlechter zerſplittert, die in nie endender Blutrache unter einander verfeindet ſind, und die nur zuweilen, wenn ein mächtiger Feind von außen dräute, als ein einiges Volk ſich erhoben. Mehrere von dieſen Stämmen, z. B. die herzhaften Chimarioten in den kerauniſchen Gebirgen, und ihre Nachbarn, die Mirditen (d. h. die Tapferen), haben zu allen Zeiten, gleich den Montenegrinern, ihre Unabhängigkeit von den Türken behauptet. Auch die durch die heldenmüthige Vertheidigung ihres heimathlichen Felſenthales in aller Welt berühmten Sulioten waren ein albaneſiſcher Stamm. Dieſe nie unterjochten Stämme tragen den ſtolzen Namen der Armatolen.

Weil ſie ſtets für den Tod bereit ſein müſſen, entweder ihn zu empfangen oder ihn zu geben, ſo ſind ſie für beſtändig ſelbſt bei ihren friedlichſten Beſchäftigungen und Verrichtungen bis an die Zähne bewaffnet, und Ceres ſchreitet in ihrem Lande mit dem Speere und Schilde der Minerva und ſelbſt Endymion in dem Panzer des Mars einher.

Wie die kaukaſiſchen Völker, hauſen dieſe Leute, die eben ſo gewandte und unerſchrockene Bergkletterer, wie unſere Schweizer und Tyroler Alpenſchützen ſind, in finſtern, höhlenartigen und feſtungsmäßigen Wohnungen, die eher aus Steinblöcken *zuſammengeworfen*, als *gebaut* zu ſein ſcheinen, und die ſtatt der Fenſter mit Schießſcharten verſehen ſind. — Auch iſt ihr Land mit einer Menge kleiner einſamer Wartthürme bedeckt, die auf allen Felſenriffen hervorſchauen, und von denen aus, wie von Adlerhorſten, die Inſaſſen jede Bewegung und Regung im Gefilde überwachen.

Auf den Bergen ſind ſie Schaf- und Ziegenhirten und haben auch vortreffliches Hornvieh. In den Thälern bauen ſie Weinreben, Mais und andere Getreidearten. Schweigt hie und da ein Mal in einem Thale oder auf einer Alp das Kriegsgebrüll und raſtet die Rache und die ſie begleitende Furcht, ſo kann man zu Zeiten auch in *dieſem* wilden Lande mit Luſt die Reize idylliſchen Landlebens genießen, zumal wenn die ſchönen epiroriſchen Bäuerinnen, mit Mairoſen geſchmückt, in das Gehölz ziehen, um dort die Hochzeit der Flora und des Frühlings mit Tänzen zu feiern.

Wenn aber der Sultan oder ein Paſcha Soldaten bedarf und goldenen Lohn verheißt, ſo ſteigen alsdann die arnautiſchen Bulukbaſchis (oder die Stammchefs) von ihren Bergen herunter, werben, jeder nach ſeinen Kräften und nach der Menge des Handgeldes, das er bieten kann, eine größere oder kleinere Rotte junger Hirtenburſchen zuſammen und führen dieſe ihre „Buren" oder „*Pflegekinder*", wie ſie ſie nennen, außer Landes in den Kampf.

Wem ſie ſich verkauft haben, gleich viel wer es ſei, dem dienen ſie mit Tapferkeit und Treue.

Und ſo findet man denn dieſe Landsknechte des Oſtens unter den Fahnen des Sultans, wie in den Serails von Bagdad und Kairo, in den Hallen der moldauiſchen Hoſpodare, auch unter der päpſtlichen Leibwache, im königlichen Schloſſe zu Neapel, ſogar unter den Trabanten der Gebieter von Tunis und Tripolis, wo ſie mehr als einmal die Deys entthronten und einſetzten, und endlich auch vor den Palaſt-Pforten des Kaiſers von Marocco.

Von Kindheit auf mit Waffen ſpielend und mit dem Gebrauch ihrer langen Flinte, des Dolches, des Yatagan und der Piſtolen vertraut, ſind ſie ſchon ausgebildete Schützen und Fechter, wenn ſie ihr Dorf verlaſſen, und daher überall als Söldlinge willkommen.

Muthig und unter lautem Zuruf, obwohl in ungeordneten Haufen, ſtürzen ſie ſich auf den Feind und ſind des Sieges gewohnt.

Ihr Kriegesmarſch, Brokovalas genannt, den ſchon die Gefährten Skanderbegs beim Beginn der Schlacht ſangen, und der vielleicht noch aus Königs Pyrrhus Zeiten ſtammt, ſoll einen wahrhaft niederſchmetternden Eindruck machen und iſt oft genug der Schrecken des Orients und Occidents geweſen.

In ihrem eigenen Vaterlande an ein mühſeliges Leben und an wenige Bedürfniſſe gewöhnt, achten ſie die Beſchwerniſſe der Märſche und des Kriegslebens gering. Leicht befriedigt, nüchtern und rührig ſind ſie auf Reiſen mit etwas gekochtem Reis oder Getreide zufrieden

Geſang und Tanz ſind ihre Erholungen, und man ſieht faſt nie eine Truppe albaneſiſcher Soldaten ohne einen Mandolinen-Spieler oder Sänger. Und außerdem haben ſie auch noch öfters einen geſchickten Erzähler unter ſich. Bei außerordentlichen Gelegenheiten und an hohen Feiertagen wird ihnen eine Kotſche, das heißt eine gebratene Ziege, oder ein Schaf aufgetiſcht, die noch genau ſo zubereitet und verzehrt werden, wie Homer es in ſeinen Geſängen geſchildert hat. Das heißt das ganze Thier wird in ſeiner Haut, an einem aus dem Buſche geſchnittenen Bratſpieße gebraten, ungetheilt aufgetragen. Dann zerſtückelt es Orpheus (ich meine den Bulukbaſcha), vertheilt die „dampfenden Stücke" und das „blühende Fett" je nach Würden an die herumſitzenden „Buren". Dieſe ſpießen es mit ihren Dolchen und verzehren es mit ungezwungener Fröhlichkeit.

Uebrigens iſt die Kriegerkaſte nicht der einzige Stand bei dieſem Volke. Die etwas helleniſirten Albaneſen in den Städten des Landes widmen ſich mit Fleiß nnd Erfolg den Gewerben. Viele von ihnen ziehen häufig als Maurer weit in der türkiſchen Welt umher und helfen die Ortſchaften wieder aufbauen, die ihre Landsleute, die kriegeriſchen Hirten zerſtörten. Auch als Schlächter ſind die Albaneſen weit und breit in der Türkei bekannt.

Sie haben aber eine Kunſt, die ihnen ganz eigenthümlich zu ſein ſcheint. Die in der Türkei berühmte Zunft der Suterazzi (Brunnenmeiſter) ſtammt aus Albanien.

Dieſe Waſſerkünſtler wandern aus den Thälern Albaniens hervor, um die Städte des Orients mit friſchem Quellwaſſer zu verſehen, Brunnen zu graben, Aquaducte zu bauen, Bäder einzurichten.

In Conſtantinopel, das ſie mit ſolchen Aquaducten umgeben haben, hatten ſie einſt große Zunftvorrechte und Privilegien, und in allen Provinzen der Türkei findet man die Spur ihres Wirkens.

Ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung zu beſitzen, verſtehen die Albaneſen die Höhe der Berge, die Entfernung der Orte, die Terrainvortheile jeder Lokalität ſehr richtig und ſchnell zu beurtheilen. Sie üben dabei gewiſſe techniſche Verfahrungsweiſen, die ſie von ihren Vorfahren überkommen haben und die ſie ſtets unverändert und ohne ſie weiter zu vervollkommnen beibehalten.

Ihre oft 5 bis 10 Meilen langen Waſſerleitungen, deren Gefälle ſehr geſchickt berechnet ſind, ſehen einander ſo vollkommen gleich, daß man die von geſtern kaum von den vor 2000 Jahren errichteten unterſcheiden kann, faſt ſo wenig wie die verſchiedenen Werke, welche die Biber ſeit dem Anbeginn der Schöpfung bauten.

Auch als Ackerbauer haben ſich viele Albaneſen in benachbarten Provinzen verbreitet. Sie haben an den Abhängen des Helikon in Böotien kleine Dörfer gebaut. Man findet ſie bei Athen und Attika und ſelbſt auch im Peloponnes verſtreut, wo ſie ſich ſchon am Ende des Mittelalters als Hülfstruppen der vielen kleinen Tyrannen und Herzöge, unter denen Griechenland nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Kreuzfahrer, ſeufzte, verbreiteten, und wo ſie auch ſpäter oft wieder bei verſchiedenen Gelegenheiten Eigenthum erwarben, wenn ſie auf Anſtiftung der türkiſchen Paſcha's die Revolten der Griechen unterdrückten und den eroberten Grundbeſitz unter ſich vertheilten.

Und obwohl viele von ihnen, die dem Islam anhingen, in den griechiſchen Revolutionen aus Arkadien und Lako-

nien vertrieben wurden, ſo ſoll doch jetzt noch über ein Drittel der bäueriſchen Bevölkerung des griechiſchen Königreichs ſkipetariſch oder albaneſiſch ſein.

Ja bei einem großen Theile der griechiſchen Landleute (nicht der Städter) iſt das Albaneſiſche die eigentliche Haus- und Familienſprache.

Sie ſind auch auf einige Inſeln des Archipels eingedrungen und ſo namentlich rühmen ſich die heldenmüthigen Hydrioten und Spezzioten, die in den griechiſchen Revolutionen ſo berühmt wurden, arnautiſchen Geblüts zu ſein. Die ſogenannte griechiſche Erhebung, der das neu-griechiſche Königreich ſeine Exiſtenz verdankt, iſt in gewiſſem Grade auch eine albaneſiſche geweſen.

Dagegen ſind auch umgekehrt wieder viele Griechen in dem alten Stammlande der Skipetaren verbreitet. Man findet ſie dort in allen Städten, namentlich in dem ſüdlichen Theile des Landes, dem alten Akarnanien und Epirus im engeren Sinn.

Das ſüdliche Epirus iſt im hohen Grade gräciſirt, und hat unter andern auch den Glauben und Ritus der griechiſchen Kirche angenommen, während die Arnauten in der Mitte des Landes zum Islam übergetreten, und die im nördlichen Theile durch römiſche Miſſionäre für die katholiſche Kirche gewonnen ſind.

Auch die jetzige kirchliche Spaltung der Arnauten ſcheint auf ſehr alten Unterſchieden und Verhältniſſen zu beruhen. Denn man kann wahrnehmen, daß die griechiſche Kirche jetzt etwa gerade ſo weit herrſcht, wie auch ſchon im Alterthume von den klaſſiſchen Schriftſtellern das alte Epirus als halb gräciſirt, als ein Miſchland von Hellenen und Barbaren bezeichnet wurde.

In den nördlichen Partien der Türkei, in den illyriſchen Provinzen, Serbien, Bosnien ꝛc. findet man von den alten Illyriern, den Vorfahren der Albaneſen, jetzt nichts mehr, als einige alte Namen von Lokalitäten, Benennungen von Flüſſen, Bergen ꝛc., welche noch jetzt die ehemalige Verbreitung dieſes Volkszweiges bezeugen.

Wie der alte epirotiſche König Pyrrhus, ſo ſind auch ſeine ſpätern Nachkommen öfters wieder über das Adriatiſche Meer nach Italien hinüber gegangen. Der obengenannte Albaneſen-Chef, der berühmte Skanderbeg, unternahm einmal einen Zug nach Italien, der ganz dem des Pyrrhus ähnlich ſah. Und wir haben auch noch einen italiäniſch geſchriebenen Brief dieſes Skanderbeg, in welchem er ſich ſelbſt mit Pyrrhus und Alexander dem Großen vergleicht, und ſich bemüht, zu beweiſen, daß die Albaneſen nicht den Scheltnamen „wilde Thiere" und „Gebirgswölfe", welche die Italiäner ihnen gaben, verdienten, ſondern vielmehr die edlen Nachkommen der edlen Vorfahren der Macedonier und Epiroten ſeien. Die Kriege und Einfälle der Türken in Albanien haben bei verſchiedenen Gelegenheiten viele der akrokerauniſchen Felſenbewohner auf's Meer hinausgetrieben, und dieſe haben dann beim Papſte in Rom, beſonders aber im Königreich Neapel, ein Aſyl gefunden, wo ſie in Calabrien und Sicilien noch jetzt in mehreren Dörfern als fleißige Ackerbauer hauſen.

Manche der nach Italien geflüchteten Familien gelangten dort auch zu Ruhm und Auszeichnung, ſo z. B. die erlauchte Fürſtenfamilie Albani, welche im 15. Jahrhundert nach Rom kam, und dem päpſtlichen Hofe ſo viele Cardinäle, der Welt den Papſt Clemens XI., und den Künſten den berühmten Maler Franz Albani und die wundervolle Villa Albani lieferte.

Türkiſche und innere Wirren führten endlich auch eine Colonie dieſes merkwürdigen Volkes nach Oeſterreich. Im Jahre 1740 wanderten mehre Tauſend Albaneſen vom Stamme der ſogenannten Clementi im Gefolge des ſerbiſchen Patriarchen Arſenius Ivannowicz nach Ungarn aus. Sie bauten dort an der Save unweit Belgrad mehre große ſchöne Dörfer, und leben daſelbſt noch jetzt unter dem Namen „Clementiner" mitten unter Magyaren und Serben, ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu, unter der Schutzherrſchaft eines deutſchen Fürſtenhauſes.

Die Magyaren.

Im Südoſten von Europa, in den Gebieten des mächtigſten Stromes unſeres Welttheiles und ſeiner Nachbarſchaft, hat die Natur eine Reihe weiter Gebirgskeſſel ausgebildet, die ſowohl in ihrer phyſikaliſchen Geſtaltung, als in der Art und Weiſe ihrer Bevölkerung einige Aehnlichkeit unter einander haben.

Böhmen, Mähren, Ungarn, Walachei (mit Bulgarien), ſie gleichen ſich alle darin, daß es weite Tiefländer ſind, die nach allen Seiten hin von großen Gebirgszügen umgeben werden, während in der Mitte ſich flache und meiſtens äußerſt fruchtbare Ebenen zeigen, die in den Urzeiten vermuthlich von großen Binnen-Seen erfüllt waren, deren Gewäſſer jetzt aber zu mächtigen Flußadern zuſammengeronnen ſind.

Von allen dieſen merkwürdigen Baſſins iſt Ungarn das großartigſte und war auch ſtets das in volksthümlicher und hiſtoriſcher Beziehung intereſſanteſte.

Im Norden und Oſten ziehen ſich die Karpathen mit einem gewaltig geſchwungenen Halbbogen um daſſelbe herum, und im Weſten und Süden iſt es von den Alpen und ihren Auszweigungen umgeben. Im Nordweſten, wo Alpen- und Karpathenzweige gegen einander ſtoßen, iſt ein Durchbruch, durch welchen in dem Thore von Preßburg die Donau in das Baſſin hineinſtrömt, das ſie als ein mächtiger Canal in ſchräger Richtung durchzieht.

Im Südoſten, wo die Gebirge Serbiens und Siebenbürgens zuſammenſtoßen, iſt ein zweiter Durchbruch, das ſeit alten Zeiten ſogenannte „Eiſerne Thor", wo die Donau in wilden Wirbeln und Strömungen ſich durch eine viele Meilen lange Galerie hoher Felſenwände wieder zum Lande hinausarbeitet.

Von allen Seiten her fallen aus den Gebirgen die Gewäſſer herab und ziehen ſich, zu großen Stromadern vereinigt, dem

Innern und der Donau zu. Aus Weſten die langgeſtreckten Syſteme der Drau und Sau, aus Norden und Oſten das weit ausgreifende Gezweige der Theiß, des fiſchreichſten Stromes in Europa.

Der Wall der Karpathen im Norden und Oſten trennt das Land von der ſarmatiſchen Ebene und bewirkt zwiſchen Ungarn und Polen faſt einen eben ſo markirten klimatiſchen Abſchnitt, wie die Alpen einen ſolchen zwiſchen Deutſchland und Italien machen.

Bei ſeiner Ueberſchreitung aus Norden gelangt man alsbald aus den Fichtenwaldungen und den während 6 Monate beſchneiten und regneriſchen Sumpflanden Polens in ein fruchtbares Weinland, und zwar ſogleich in ein Land ſüdlicher, feuriger Weine, unter einem viel heiterern und trockneren Himmel.

Die zahlreichen Aeſte der Karpathen erfüllen das nördliche Ungarn mit einer Menge anmuthiger Hügellandſchaften. — Sie ſind reich an Gebirgsſchätzen aller Art, an Heilquellen, Mineralwaſſern, an Eiſen, Silber, Kupfer, ſogar auch an Gold, und zwiſchen den erzreichen Bergadern breitet ſich ein Netz fruchtbarer unter einander verketteter Thäler aus, unter ihnen auch der „goldene Garten Ungarns" die große Inſel Schütt in den Armen der Donau.

Die Ausläufer und Zweige der Alpen im Süden und Weſten ſind zwar an metalliſchen Naturproducten ärmer; doch ſind ſie voll von großartigen und lieblichen Landſchaften, und längs ihres Fußes hat die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgeſchüttet.

Die ſämmtlichen Gewäſſer des Landes, das nach Süden hin ſchief abgedacht iſt, haben ſich dort ſeit alten Zeiten aufgeſtaut und wie im Nil-Delta, wie auch in der Walachei, einen fetten Schlammboden abgelegt, der ſich durch die ihrer Fruchtbarkeit wegen ſo berühmten Landſchaften des Banats, der Ratſchka und des Drauthales 50 Meilen weit hinzieht, wo ſogar Mandel- und Oelbäume und ſelbſt die Baumwollenſtaude heimiſch geworden ſind und die zahmen Kaſtanien in prächtigen Wäldern gedeihen.

Die Centralgegenden Ungarns bilden ein großes Flachland, welches von den Revolutionen, die unſere Erdrinde durchwühlten, ſo vollkommen unberührt und undurchfurcht geblieben iſt, daß ſeine Oberfläche auf weiten Strichen dem glatten, wellenloſen Spiegel eines Binnenmeeres gleicht.

Es exiſtirt in dem ganzen gebirgigen Europa dieſſeits der ruſſiſchen keine zweite ſo weite Ebene.

Ueberall, wo man von den Grenzgebirgen kommend dieſe Ebene betritt, glaubt man einen andern Welttheil zu erblicken.

Es iſt, als wenn ſich unſer Europa hier ein Stück des aſiatiſchen Steppenlandes noch mitten in ſeinen Gebirgsnetzen einverleibt hätte.

Alles iſt frei, offen und ſchrankenlos, mit einem unbegrenzten Horizonte. Sandhügel oder ehemalige Dünen ſind die einzigen Höhen. Die Oberfläche iſt durchweg kahl, holz- und waldlos, größtentheils waſſerarm, begraſt oder mit unermeßlichen Heiden bedeckt.

Einzelne Partien ſind fruchtbar und des Anbaues fähig. Beide Striche längs der Ströme Donau und Theiß ſind einen großen Theil des Jahres von ſtehendem Waſſer bedeckt, und bilden weit ausgedehnte Moräſte.

Andere Abſchnitte ſind der Frucht-Erd-Decke und Gras-Narbe faſt ganz beraubt und gleichen kahlen, waſſer-, baum- und ſchattenloſen Sandwüſten. Sie werden ſeit alten Zeiten „Puſten" d. h. Wüſten genannt, welcher Name dann aber auch über die geſammte Binnen-Ebenen Ungarns — Einöden, wie Ackerſtriche — ausgedehnt wird. Wie in den ruſſiſchen Steppen findet man in dieſen ungariſchen Puſten als Reſte des ehemaligen Binnen-Meeres zahlreiche Salz- und Natron-Seen. Wie dieſe ſind ſie der Schauplatz zum Theil ſchreckhafter, zum Theil prächtiger Naturſchauſpiele, namentlich auch der häufig erſcheinenden Fata Morgana.

Auch das Klima dieſer Wüſten gleicht in den Hauptzügen dem der aſiatiſchen Steppen. Es hat eine in hohem Grade trockene Temperatur. Im Sommer glüht über den ungariſchen Puſten die Sonne, wie über der Sahara. Monate lang iſt der Himmel oft wolkenlos, die Luft zum Erſticken heiß und ſtill.

Im Winter dagegen wüthen ſcharfe Winde über das Blachland hin, obwohl

ſie vielleicht in Folge des gegen Norden und Oſten ſchützenden Bergwalls nicht ſo rauh und kalt ſind, wie in den öſtlichen Schweſterländern.

Meiſtens darf man es wagen, die Heerden Sommer und Winter draußen zu laſſen. Ausnahmsweiſe aber brechen aus dem Oſten ſehr harte Winter hervor, und dann gehen die Rinder, ähnlich wie in den Steppen der Tataren nnd Kirgiſen, zu Tauſenden zu Grunde.

Alle allgemeinen und ſpeciellen Züge der Natur und des Lebens in dieſen ungariſchen Puſten harmoniren in ſo hohem Grade mit dem, was man am Kaſpiſchen Meere und am Pontus ſieht, daß man glaubt, es ſei daſſelbe Land, derſelbe Urboden, der dieſſeits der Karpathen wieder zum Vorſchein komme, derſelbe ehemals zuſammenhängende Teppich, von dem jene ſpäter aus den Eingeweiden der Erde auftauchende Gebirgsmauer nur gleichſam zufällig ein Stück abſchnitt und einſchloß.

Es iſt kein Zweifel, daß dieſer Zuſtand einer Steppennatur des Kernes von Ungarn das weſentlichſte Charaktermerkmal des Landes und für ſein ganzes Schickſal das Entſcheidendſte geworden iſt.

Wäre Ungarn, wie das übrige Europa, von Hügeln und Gebirgswällen durchkreuzt geweſen, ſo hätte es eine andere Geſchichte gehabt. Es hätte ſich dann dem Weſten gleichartiger angeſchloſſen.

Als eine unermeßliche von Gebirgen eingeſchloſſene triftenreiche Weide, als ein von den Karpathen umzäunter wundervoller Viehhof, mußte es von jeher bei den Aſiaten berühmt ſein und von ihnen wie ein gelobtes Land erſtrebt werden.

Die aſiatiſchen und nomadiſchen Volkselemente, die ſich von den früheſten Zeiten an in dieſes weite Herz von Ungarn ergoſſen, haben von da aus dem Lande und Volke ſtets das Gepräge und den vorherrſchenden Ton gegeben.

Wir ſehen jetzt dort in der Mitte jenes Viehparks eine Nation öſtlichen Urſprungs herrſchen, die nach allen Seiten hin über die anders gearteten Gebirgsvölker Druck und Herrſchaft ausübt, und ſo iſt es faſt in allen Epochen der Geſchichte geweſen.

Schon im Jahre 50 nach Chriſti Geburt, zur Zeit des römiſchen Kaiſes Claudius, zog aus den öſtlichen Steppen am Schwarzen Meer ein nomadiſches Volk, die Jazygen genannt, herauf, brach über die Karpathen in Ungarn ein und ſetzte ſich in den Niederungen im Herzen des Landes feſt.

Dieſe Jazygen ſchildern uns die Römer als ein wildes und kühnes Reitervolk, die, ohne Dörfer und ohne Städte, ununterbrochen zu Pferde in beweglichen Lagern lebten und, ihre Wagen und Heerden mit ſich führend, nach Belieben nnd Bedürfniß hin- und herzogen.

Sie waren freie Leute und behaupteten ihre Unabhängigkeit lange gegen die Römer. Dagegen hatten ſie ſich ſelbſt die umwohnenden Bergvölker unterthänig und tributpflichtig gemacht.

Man glaubt in dieſen wenigen, von römiſchen Schriftſtellern mitgetheilten Zügen die Andeutung von Zuſtänden zu erkennen, wie ſie noch jetzt im Lande exiſtiren.

Unzählige ihnen ähnliche Reitervölker kamen nach den Jazygen in's Land, und wer weiß wie oft ſchon vor ihnen ähnliche Wogen und Stürme in gleicher Weiſe hereingebrauſt waren.

Welche Sprache jene Jazygen redeten, zu welchem der großen aſiatiſchen Nomadenſtämmen ſie gehörten, wiſſen wir nicht, und ebenſo wenig, welcher Familie die Urſaſſen und Gebirgsbewohner des Landes, die ſie hier vorfanden, beizurechnen ſeien.

Slaviſche Autoren aber glauben, daß die letzteren Slaven geweſen ſeien. Und war dies, wie es wahrſcheinlich iſt, der Fall, ſo hätten wir alſo hier ſchon in den älteſten Zeiten ein Bild des noch jetzt in Ungarn fortdauernden Kampfes zwiſchen anſäſſigen, ackerbauenden, unterworfenen Slaven und den viehzuchttreibenden, freiſchweifenden, im Innern des Landes gebietenden Eindringlingen aus Oſten. —

Zunächſt nach den Jazygen, deren Macht um die Mitte des 4. Jahrhunderts in einem allgemeinen Aufſtande ihrer (ſlaviſchen?) Unterthanen gebrochen wurde, deren Namen aber noch heutigen Tages in der Geographie Ungarns in dem ſogenannten Diſtrikte „Jazygien" an der Theiß verewigt iſt, brachen die Horden der ſogenannten Hunnen in's Land herein, und Attila, der Gebieter derſelben, ſchlug, wie vor ihm die Stamm-Chefs der Jazygen,

ſein Hauptlager mitten in den Ebenen der Donau und Theiß auf.

Seine Erſcheinung war nicht das kühne und vereinzelte Unternehmen eines abgeſchloſſenen Stammes, ſondern die Folge großer Staatsumwälzungen und Völkerbewegungen im Oſten.

Er kam an der Spitze einer mächtigen Lawine, mitten in einer aufgeregten Fluth von Nationen.

Die nationalen Elemente, welche dieſe Fluth in Ungarn ausſchüttete, waren natürlich ſehr verſchiedenartig. Es waren darunter ſowohl mongoliſche als finniſche, türkiſche und vielleicht auch tunguſiſche Krieger, obwohl die erſten die Anführer ſein mochten.

Zu Attila's Zeit, in der Mitte des 5. Jahrhunderts ſpielte Ungarn zum erſten Male eine große aber furchtbare Rolle in der Weltgeſchichte, und es iſt ihm von daher für immer bei den Weſt-Europäern der Name „Hunnenland" oder „Hungarn" (Ungarn) geblieben.

Von den ungariſchen Puſten, von den Reiterlagern an der Theiß aus, wurden damals die erſten erſchütternden Streiche ausgeführt, welche gegen das Römer-Reich gerichtet waren, die Germanenwelt in Aufruhr verſetzten und ganz Europa revolutionirten.

Von dort ritten Attila und ſeine Schaaren nach Deutſchland, nach Frankreich und Italien aus, dorthin zogen ſie wie ein zerſtörender Golfſtrom, die Alpen umkreiſend, mit der Beute des Weſtens beladen, zurück. Daſelbſt in ſeinem Lager an der Theiß empfing Attila die Geſandten der Kaiſer des Weſtens und Oſtens und den Tribut unzähliger Völker.

Nach dem Verfall des Hunnenreichs, der theils durch innere Zwietracht der Nachfolger Attila's, theils durch den Aufſtand ihrer ſlaviſchen und germaniſchen Unterthanen herbeigeführt wurde, fiel die Herrſchaft über Ungern deutſchen Stämmen der Reihe nach, den Longobarden, Gepiden und Gothen zu.

Doch nicht für lange. Denn es brachte nun faſt jedes neue Jahrhundert einen neuen Völkerſturm aus Oſten. Zunächſt im 6. Jahrhundert kamen die Avaren. Sie folgten der Spur der Hunnen, um deren arges Spiel auf dieſelbe aber noch ſchlimmere Weiſe zu wiederholen.

Wie Attila ſetzten ſich ihre Chakans (Horden-Chefs) in den Ebenen an der Theiß und Donau feſt und fielen von da aus, wie die Hunnen, das übrige Europa verwüſtend an.

Man zeigt noch jetzt in Ungarn die Spuren der ſogenannten Avaren-Ringe, große kreisrunde Verſchanzungen, innerhalb deren die Avaren mit ihren Reitern und Heerden im Lager ſtanden.

Ihre Raub-Züge gingen, wie die der Hunnen, hauptſächlich in drei Richtungen, ſüdlich nach Conſtantinopel, weſtlich die Donau hinauf nach Deutſchland, ſüdweſtlich zum Adriatiſchen Meere nach Italien.

Sie behaupteten ſich in ihrer Stellung faſt 200 Jahre lang, bis zuletzt Karl der Große am Ende des 8. Jahrhunderts gegen ſie die Donau hinunterzog, ihre Macht in einer großen Schlacht an der Raab brach und mit deutſchen Coloniſten ſeine „Avaren-Mark" (das jetzige Oeſterreich) gegen ſie aufrichtete.

Den Avaren war ſchon längſt vom Ural her ein anderes finniſch-tatariſches Volk, die Bulgaren, auf dem Fuße gefolgt. Wie gewöhnlich nahmen ſie ihren vorſchreitenden Vorgängern im Rücken die verlaſſenen Provinzen weg, und ſo kamen ſie, nach der Niederlage der Avaren, auch nach Ungarn und herrſchten über dieſes Land von Oſten her, bis an die Donau bei Peſth.

Die Hauptmacht dieſer Bulgaren hatte ſich indeß zu der unteren Donau und nach Conſtantinopel hin gewendet, und ihre Herrſchaft in Ungarn war weder ſehr ausgebreitet, noch dauerte ſie ſehr lange.

Sie erlagen in jenen ihren nördlichſten Beſitzungen an der Theiß und Donau — den Magyaren.

Die Magyaren brachte das Ende des 9. Jahrhunderts in's Land. Wie ihre Vorgänger, die Bulgaren, die Avaren, die Hunnen, die Jazygen, hatten ſie ſich an den Grenzen Aſien's und Europa's aufs Pferd geſetzt, waren kämpfend, Schlachten gewinnend und verlierend, bald ſiegreich, bald von ihren Feinden decimirt, und vor ihnen auf der Flucht, lange den Chazaren unterthänig, auf derſelben großen Völkerſtraße im Norden des Pontus, auf

der alle ihre Vorgänger gekommen waren, westlich gezogen, hatten in denselben Engpässen der Karpathen, im Norden von Siebenbürgen, die Gebirge überstiegen, und machten endlich wie ihre Vorgänger in dem bequemen Heerden-Pferch an der Theiß und Donau Halt.

Daselbst mitten in der Ebene schlugen, wie einst Attila, ihre ersten Heerführer und Herzöge Almus und Arpad ihr Lager auf, und sie und ihre Nachfolger ergossen sich von da aus auf ihren unzähligen kleinen Rossen, wie die Hunnen und die Avaren, auf den seit Alters hergebrachten Wegen und Wanderzügen in das übrige Europa und durchzogen plündernd und verwüstend das byzantinische Reich im Süden, Italien bei der Spitze des Adriatischen Meeres, und Deutschland längs der Donau aufwärts.

Wenn man die Gleichförmigkeit dieser Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Märsche und Wanderungen und ihre Uebereinstimmung in fast allen Stücken in Bezug auf ihr Ziel, wie in Bezug auf die Wege dahin betrachtet, so könnte man fast zu glauben geneigt sein, daß von Volk zu Volk eine Verabredung, oder doch eine Tradition stattgefunden habe, als hätte das Ungarland, der bergumkränzte paradiesische Viehhof an der Donau, weit nach Asien hinein eine große Berühmtheit genossen, und als hätte sich dort von vornherein jedes Reitervolk mit dem Plane eingeschifft, dieses Ziel zu erreichen.

Es mag dies zum Theil wirklich so gewesen sein. Andern Theils aber erklärt sich auch die Aehnlichkeit und Regelmäßigkeit jener Bewegungen ziemlich leicht und natürlich aus der physikalischen Beschaffenheit der Länder.

Der ganze Süden von Rußland ist ein flaches grasbedecktes Weideland, das den Nomaden sehr bequem für ihre Bewegung und fortschreitende Ausbreitung sein mußte. Das rauhe Klima und die dichten Waldungen des mittleren Rußlands waren ihnen hinderlich beim Vorrücken gegen Norden. Südwärts lag aber das Schwarze Meer im Wege.

Sie zogen also am liebsten westwärts. In dieser Richtung trafen sie auf die Karpathen, die in Siebenbürgen einen hohen, breiten und schwer überwindlichen Knoten bilden, die aber von den Quellen des Dniester und Pruth, zu denen der Theiß hinüber, niedrige, schmale Rücken und bequeme Pässe darbieten. Im Norden dieser Gegend steigen die Karpathen wieder zu höheren Massen empor, so daß sich bei der Theiß also gewissermaßen eine niedrige Einsattlung, ein Uebergangspunkt, eine sehr natürliche Einbruchsstation befindet, weit bequemer und natürlicher, als jenes von mir schon oben genannte Eiserne Thor im Süden, durch welches die Donau entschlüpft. Noch jetzt geht dort von Rußland und der Bukowina her einer der hauptsächlichsten Reisewege und Chausseen nach Ungarn hinein.

Die Jazygen, die Avaren, die Magyaren, die, wie gesagt, keineswegs immer als triumphirende Sieger ihre Bahn zogen, vielmehr oft wohl als von andern Horden bedrängte Flüchtlinge am Fuße besagter Karpathen ankamen, wagten dann den Uebergang über die Gebirge, wenn sie von den lockenden Ebenen jenseits hörten.

Hinter den Bergen konnten sie vor ihren Verfolgern wenigstens eine Zeit lang sicher sein, und in jenen Ebenen, wo sie die Reiche ihrer asiatischen Vorgänger oder der dort seit Alters einheimischen Slaven in Zwietracht und Auflösung fanden, mochten sie mit frischem Nomaden-Muthe als Eroberer und Gebieter auftreten.

Daß sie meistens alle an der Donau schließlich Halt gemacht haben, als wären sie nun an ihrem Ziele, in ihrem gelobten Lande angelangt, erklärt sich eben so leicht aus der weiteren Beschaffenheit des westlicheren Europa. Hätte es da noch ferner endlose Ebenen, Weideplätze, Schaftriften, Reitbahnen gegeben, so wären die Nomaden bis an's Ende der Welt gezogen.

Auf ihren Spür- und Raubzügen von den öden Pusten aus entdeckten sie aber allmählig, daß es jenseits nichts als Wald- und Gebirgsländer, voll von Menschen, Städten, Mauern und durchschnitten von Meeres-Armen gab. Sie wurden dort oft mit blutigen Köpfen zurückgeworfen, und sie blieben daher in ihrem Weide-Bezirk, in welchem Niemand sie aufsuchte und der das letzte Stück des Welttheils war, das ihrer asiatischen Heimath glich. Noch heutzutage pflegt wohl in dieser Hinsicht ein Magyar, wenn man ihm die Gebirge und ihre engen Thäler beschreibt, schaudernd zu

ſagen: Das iſt ja ſchrecklich! Da muß ein Ungar wohl erſticken.

Wie in dem Wege, auf welchem ſie im Donaulande einzogen, und wie in den Umſtänden, unter denen ſie ſich daſelbſt niederließen, ſo gleichen ſich jene Völker — bis auf die Magyaren herab — auch alle in ihrem ſchließlichen National-Schickſale.

Unter weit und breit gefürchteten Kriegsführern und ſchrecklichen Gewalthabern lagerten ſie alle eines nach dem andern wie finſtere Gewitterwolken an der Donau, und blitzten von da aus eine Zeit lang nach allen Seiten hinaus. —

Doch faßte kein feſtes Princip, keine Erblichkeit des Fürſtenthrones, keine Fortſchritts- und Bildungstendenz unter ihnen Wurzel und jene Gewitterwolken löſten ſich daher alle wieder in Nebel auf.

Der ungeſtüme Unternehmungsgeiſt verrauchte. Solche große und talentvolle Anführer, wie die Attila's, kehrten nicht wieder, die Horden zerſplitterten ſich in Uneinigkeit, und ſo wurden ſie denn immer wieder die Beute einer andern neu heranrückenden Horde, die noch von ſo friſchem Muthe und von ſo jugendlicher Einigkeit beſeelt war, wie ſie Räubern beim Beginn ihrer Expedition eigen zu ſein pflegen.

Die Magyaren waren die erſten und blieben die einzigen, welche das Talent oder Glück hatten, dieſem gewöhnlichen Geſchicke aller politiſchen Stiftungen der Aſiaten in Europa zu entrinnen.

Sie allein ſind nicht wieder in Nebel verſtoben, ſie allein ſind mitten unter uns ſtehen geblieben, und haben ſich als ein feſtes Glied dem Kranze der andern europäiſchen Völker angeſchloſſen.

Kaum dieſſeits der Karpathen angekommen, begründeten ſie unter ſich eine Monarchie mit erblichem Fürſtenhauſe, und erzeugten eine Reihe von heldenmüthigen Herrſchern.

Bald nachdem ſie wie die Hunnen, und wie die Avaren, von den weſtlichen Völkern für ihre Plünderzüge in blutigen Schlachten beſtraft und zurückgeworfen waren, gaben ſie nicht wie dieſe nach aſiatiſcher Weiſe raſch flüchtend das Feld auf, kamen vielmehr ziemlich ſchnell zur Beſinnung, und entſchloſſen ſich, indem ſie die weſtliche Cultur und das Chriſtenthum — und zwar glücklicher Weiſe das abendländiſche und nicht, wie die Ruſſen das orientaliſche Chriſtenthum — annahmen, als Europäiſirte in Europa zu bleiben, da ſie es als Aſiaten nicht mehr zu terroriſiren vermochten.

Sie legten die ſchwere Rüſtung der weſtlichen Völker an, riefen Deutſche und Italiäner in's Land, errichteten mit Hülfe derſelben Städte und Feſtungen, griffen zum Pfluge und lernten von Deutſchen und Slaven den Ackerbau.

Das unerſchöpfliche Aſien fuhr zwar fort, noch neue Reitervölker wie zuvor weſtwärts zu entſenden. Zuerſt im 10. Jahrhundert die Petſchenegen oder Baſſen, die immer den Ungarn auf dem Fuße waren, dann im 12. die wilden Kumanen oder Polowzer, beide von türkiſcher Herkunft, und endlich im 13. Seculo die gewaltige Völker-Woge der Tataren des Dſchingis Chan.

Wie ihre Vorgänger klopften auch dieſe alle an die Karpathen-Mauer an, ja ſie überſtiegen dieſelbe zum Theil. Aber die ſtark gebliebenen und noch ſtärker gewordenen Magyaren leiſteten ihnen eben ſo geſchickten als kräftigen Widerſtand. Die türkiſchen Petſchenegen und Kumanen gelangten nach Ungarn nur in einzelnen Trupps, und auch dieſe nur als Trabanten und Unterthanen der ungariſchen Könige, die bald in der Maſſe des ungariſchen Volks, mit dem ſie zuſammenwuchſen, verſchwanden.

Selbſt die Tataren des 13. Jahrhunderts wurden in Ungarn, freilich erſt nachdem ſie das ganze Land verwüſtet hatten, ſchließlich überwunden und mußten ſich mit der Herrſchaft der weiten Länder im Oſten der Karpathen begnügen laſſen, wo dann erſt zu einer viel ſpäteren Epoche das zu Kraft ſich erhebende Rußland im Stande war, dieſer aſiatiſchen Einwanderung in ähnlicher Weiſe einen Riegel vorzuſchieben, wie die Magyaren es vor ihnen bereits an der Donau gethan hatten.

Von Deutſchland aus, das nach der Zeit Karl's des Großen und Heinrich's des Vogler's ſich feſt geſtaltete, mit Städten und Mauern rüſtete, durch Ungarn und Rußland hin kann man während des Laufs der Jahrhunderte einen langſamen Kryſtalliſations- und Conſolidirungs-Prozeß der Völker Europa's verfolgen,

der mit Anbau, Cultur, Städtegründung, mit Militärgrenzen, Kosackenlinien u. s. w. allmählig immer weiter nach Osten rückt, gleichsam wie das Eindeichungs-System unserer Marschbauern, den wogenden Völker-Ocean Asiens in immer knappere Grenzen einengt und der den Klüften und Spalten der von ihm ausgehenden politischen Erschütterungen immer weniger tief in den Continent einzuschneiden erlaubt.

Ursprünglich als die Magyaren über die Karpathen in ihr Land einwanderten, soll das ganze Volk nicht mehr als 300,000 Köpfe betragen haben.

Sie vermehrten sich an der Donau zu einigen Millionen und ohne wie die Franken und Gothen in Gallien und Spanien in der vorgefundenen Bevölkerung aufzugehen. Indem sie vielmehr immer bei der Sprache und Volksthümlichkeit ihrer Vorfahren blieben und diese zum Theil auch sogar noch anderen aufzwangen, errichteten sie daselbst ein Reich, das lange bestand und zur Zeit seiner größten Blüthe im 14. und 15. Jahrhunderte fast alle mittleren und unteren Donaulandschaften von den Karpathen bis zum Adriatischen Meere und unter Ludwig dem Großen sogar auch Polen bis zur Ostsee umfaßte.

Unter diesem Ludwig aus dem Hause Anjou und dann unter ihrem gefeierten Mathias Corvinus, der nicht bloß auf den Schlachtfeldern glänzte, der auch Wissenschaften und Künste pflegte, der eine so große und kostbare Bibliothek besaß, wie seiner Zeit kein zweiter Monarch in Europa, und von dem noch jetzt die ungarischen Bauern sprüchwörtlich sagen: „König Mathias ist todt und Gerechtigkeit," — erhoben sich die Ungarn auf die höchste Stufe ihres nationalen Ruhms und Ansehens.

Das Glück und der Fortschritt der Nation wäre vielleicht einer noch größeren Stetigkeit entgegengegangen, wenn nicht von einer andern Seite ein neuer und furchtbarer Abgrund sich eröffnet hätte, ein Abgrund, der so viele europäische Völkerblüthen verschlungen hat. Während die Ungarn sich auf den Gipfel ihrer Macht erhoben, hatten die Türken alle Vormauern der Christenheit im Süden niedergeworfen und standen endlich an der Donau-Grenze.

Jene großen ungarischen Könige, die eine Zeitlang die heroischen Vorkämpfer der Christenheit gegen die Muselmänner waren, hatten unwürdige Nachfolger, welche Krone, Reich und Leben in unglücklichen Kämpfen gegen die Türken verloren.

Mit den verhängnißvollen Schlachten bei Varna (1444), wo König Wladislaus mit seinen Helden erschlagen wurde, und bei Mohacz (1526), wo König Ludwig II. mit den Seinen in einen Sumpf versank, endete die nationale Größe und Unabhängigkeit der Magyaren.

Als Unterthanen oder Verbündete der Türken versanken die Ungarn selbst in einen Sumpf von Ohnmacht und Verwilderung.

Die Türken haben von Ungarn vorzugsweise den eigentlich magyarischen Kern des inneren Pustenlandes fast 200 Jahre lang besessen. Die slavischen Anlande der Karpathen haben sie nie bleibend in ihre Hände bekommen.

Die Magyaren vertürkten unter dem Halbmonde auf merkwürdige Weise, fingen an, sich wie die Türken den Kopf zu scheeren, bedienten sich der orientalischen Bäder, bauten Moscheen in ihren Städten und nahmen auch sonst noch in Sprache, Sitte und Gewohnheit vieles von den Osmanen an. Manche sogar traten zum Islam über, dienten den Muselmännern als Vasallen, stickten auf ihre Fahnen den Halbmond und schrieben darunter: „Für Allah und Vaterland." —

Daß es ihnen nicht ganz so erging, wie den Albanesen und Bosniern, und daß sie doch am Ende auch aus dieser Gefahr die Hauptzüge ihrer National-Eigenthümlichkeit retteten, daß sie, wie einer ihrer Historiker sich ausdrückt, allmählig wieder ein ordentliches Christen-Angesicht zeigen konnten, verdanken sie zum großen Theil den Siegen eines Karl von Lothringen, Prinzen Eugen und ihrer Verbindung mit dem österreichischen Kaiser-Hause, mit dessen Hülfe sie sich im Laufe von drei Jahrhunderten gemeinsamen Kämpfens und Ringens zu neuen Hoffnungen und zu neuer Entfaltung ihrer Nationalität wieder erhoben haben.

Woher jene magyarische Urthümlichkeit und kraftvolle Nationalität eigentlich entsprossen, was sie gewesen sei und welchem

größeren Völkerſtamme die Magyaren beizuzählen ſeien, darüber hat man ſich bis auf den heutigen Tag viel geſtritten.

Die ruſſiſchen Schriftſteller, bei denen wir die erſten Nachrichten über die Ungarn niedergeſchrieben finden, leiteten ſie aus dem Lande Ugrien, dem alten Stammlande der Finnen am Ural ab. Ein ungariſcher Gelehrter, Sainovicz, der im Jahre 1769 mit der berühmten wiſſenſchaftlichen Expedition zur Beobachtung des Durchgangs des Planeten Venus, zum hohen Norden in's Land der Lappen geführt wurde, beſtätigte dieſe Anſicht und ſchrieb ein Buch, in welchem er bewies, daß die lappiſche und finniſche Sprache im Weſen dieſelbe ſei mit der ungariſchen. Und es iſt auch jetzt noch die Anſicht der meiſten Gelehrten, daß die Magyaren urſprünglich die nächſten Verwandten der finniſchen Oſtjäcken, Wogulen und Baſchkiren geweſen ſeien, deren Land im Mittelalter lange Zeit „Groß-Ungarn" genannt wurde. Der berühmte franzöſiſche Reiſende und Geſandte Rubruquis verſichert, daß zu ſeiner Zeit im 13. Jahrhunderte die Sprache der Bewohner dieſes „Groß-Ungarn", der Baſchkiren, dieſelbe geweſen ſei, wie die der Magyaren.

Sowohl eine große Verwandtſchaft beider Sprachen, als auch die alten Traditionen der Ungarn ſelbſt weiſen auf die Gebiete an der mittleren Wolga und der Kama, als derjenigen Gegend hin, von welcher ſie zu ihrem Zuge nach dem weſtlichen Europa ausgegangen ſeien. Auch lebt daſelbſt noch heutzutage ein finniſcher Volksſtamm, der beinah denſelben Namen hat, wie die Magyaren, die Metſcherjaken nämlich. Und endlich finden ſich ſüdlich von jenen Gegenden und ſüdlich von der Wolga am Fluſſe Kilma die Ruinen einer Stadt, die bis auf den heutigen Tag Madſchar genannt wird, und die man für einen der Urſitze oder Stationsplätze der Magyaren hält.

Die bei aller Verwandtſchaft exiſtirende große Verſchiedenheit der jetzigen ungariſchen Sprache von allen finniſchen Dialekten, ſo wie auch die weſentlichen Unterſchiede in der körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit beider Völker hat daher Andere bewogen, den Urſprung der Ungarn anderswo zu ſuchen, und jene Aehnlichkeiten nur aus ihrem mehr oder weniger langen Aufenthalte unter den Finnen zu erklären.

Die byzantiniſchen Schriftſteller nannten die Ungarn von vornherein gewöhnlich „Tourkoi" (Türken). Und da nun die ungariſche Sprache nicht bloß viele Worte, ſondern auch viele Eigenthümlichkeiten in ihrem Bau und Mechanismus mit den Sprachen der zahlreichen türkiſchen Stämme gemein hat, da auch ferner die Körper-Bildung des ungariſchen Volksſchlages mehr ſüdaſiatiſches als finniſches oder gar lappiſches verräth, ſo haben daher viele Gelehrte ſie den Türk-Tataren zugerechnet. Andere wieder haben ſie den alten Hunnen und Mongolen beigezählt.

Weil endlich aber noch ſehr vieles ſowohl in der Sprache, als auch in dem ganzen Weſen der Magyaren übrig bleibt, was weder finniſch, noch türkiſch, noch mongoliſch iſt, und weil namentlich die ungariſchen Patrioten ſelbſt, denen eine Verwandtſchaft mit den Oſtjaken oder Lappen, für deren wiſſenſchaftliche Begründung der Kaiſer von Rußland Orden vertheilte, nicht ſchmeichelhaft genug, oder ſogar gefährlich erſcheinen mochte, ſich immer am liebſten an dies ihr Eigenthümlichſtes, dieſes Etwas, was ſie „Mag" d. h. „den Kern des Volkes" (daher „Magyaren") nannten, hielten, ſo hat ſich in neuerer Zeit endlich einer von ihnen, der junge enthuſiaſtiſche Herr Czoma von Körös, aufgemacht und iſt mitten zwiſchen den Finnen, Türken und Mongolen durch nach dem Urſitze des ganzen europäiſchen Menſchengeſchlechts, nach den indiſchen Hochgebirgen gereiſt, um dort an den Quellen aller aſiatiſch-europäiſchen Völkerſtrömungen die Gebirgsthäler zu entdecken, aus denen der Kern-Block des Magyarenthums entnommen ſein möge.

Doch die Unternehmung dieſes gelehrten ungariſchen Patrioten, der darüber ſein Leben verlor, hat wenig zur Entſcheidung der Frage beigetragen, obwohl er ſelber perſönlich überzeugt war, daß das Stammland der Ungarn ober dem Himalaya bei Tibeth herum zu ſuchen ſei.

Das wahrſcheinlichſte Reſultat, zu dem man indeß, wenigſtens außerhalb Ungarns, ſo ziemlich allgemein gekommen iſt, und

das man wie gesagt, vornehmlich auf jene Urverwandtschaft der magyarischen und finnischen Sprache gegründet hat, ist dieses, daß die Magyaren in ihren ersten Anfängen als ein finnisches Heldengeschlecht zu betrachten sein mögen, dann aber alsbald viel Fremdenartiges sich beigemischt haben, und in dem dann gleichsam durch chemische Mischung und Zersetzung der Elemente, ebenso wie in dem heutigen Mischvolke der Engländer ein ganz eigenthümlicher Geist sich herausbildete und ein ganz eigenkräftiger und selbstständiger Organismus vorwaltend wurde, den wir in keiner der Beimischungen, deren Produkt er ist, wiederfinden und durch keine derselben völlig auflösen und erklären können.

Ohne Zweifel schon ehe sie über die Karpathen stiegen auf ihrer langen Wanderung und ihrem in Absätzen stoßweise erfolgenden und mit Perioden der Ruhe untermischten Fortschreiten vom Ural durch die Steppen Rußlands, haben sie viel Fremdenartiges in sich aufgenommen.

Türkische, slavische Stämme lagen auf dem Wege dieses Häufleins Krieger. In der Knechtschaft der Chazaren und in den Kämpfen mit den Fremdlingen associirten sie sich mit ihnen und rissen Viele von ihnen mit sich hin.

In Ungarn selbst setzte sich derselbe Prozeß noch weiter fort. Denn auch dort fanden sie, wie ich zeigte, sowohl slavische Völker als auch Ueberreste von asiatischen Stämmen.

Von den Avaren, von den alten Hunnen, von den noch älteren Jazygen waren bei ihrem Untergange in dem Innern der ungarischen Pusten immer einige Trümmer geblieben, die unter allen den Revolutionen und dem Herrscher-Wechsel im Lande einen nomadischen Urkern der Bevölkerung conservirten.

Die Magyaren gesellten sich diesem ihnen am meisten zusagenden asiatischen Sauerteige bei. Als sie von den Großthaten der Avaren und der Hunnen hörten, und als darnach sie selber ganz eben solche Großthaten ausführten, da verschmolz denn in dem Volksbewußtsein der Magyaren die Vorzeit ganz mit ihrer eigenen derselben so ähnlichen Gegenwart.

Sie eigneten sich so zu sagen selber den Ruhm und Ruf des ganzen von ihnen eroberten Landes zu. Sie nahmen die Traditionen der Avaren und Hunnen als die ihrigen an. Sie indentificirten sich mit Allem, was von jeher erobernd und zerstörend von Osten her in ihrem Donau-Becken erschienen und von da wieder ausgegangen war.

Attila wurde so ein ungarischer National-Held, dessen Thaten die magyarischen Schriftsteller noch mit größerer Vorliebe und mit mehr Zusätzen von ihrer Erfindung ausgeschmückt haben, als die Deutschen und Franken die Thaten ihres Großen Karl's.

Attila und seine Hunnen, Bajan und seine Avaren waren nach ihrer Ansicht gewissermaßen nur die Avantgarde desselben großen und lange dauernden Völkerzuges gewesen, von dem nun die Magyaren den Nachtrab und Schluß bildeten, indem sie dem ganzen Werke gleichsam die Krone aufsetzten und die schließliche und dauernde Unterjochung und Consolidirung des Landes vollendeten.

Aber bei weitem die Mehrzahl der Bewohner des Landes, in welches die Ungarn wie in ihrer Väter Erbe einrückten, bestand aus Slaven, die, wie ich sagte, rings umher im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen zu finden waren. Größtentheils auf Unkosten dieser Slaven wuchs der neue Sprößling aus Osten zu einem starken Baum empor.

Es konnte nicht fehlen, daß er dabei Vieles auch von diesem Elemente, in dessen Mitte er sich versetzt sah, annahm: fast ein Drittel der Worte in der Sprache der Ungarn ist slavischen Ursprungs, so auch viele ihrer Familien-Namen, z. B. selbst der Name des berühmtesten Magyaren der Neuzeit, Ludwig Koſſut, und ebenfalls wuchsen viele ihrer politischen Institutionen, z. B. ihre Landesabtheilungen oder Comitate, ihre Königlichen Hof-Aemter, ihre bäuerlichen Verhältnisse aus dem slavischen Untergrunde hervor.

Die Deutschen endlich bilden ein drittes Element, das modificirend an dem Charakter der Magyaren gearbeitet hat. Die alten germanischen Herren Pannoniens, die Longobarden, Gothen, Gepiden waren zwar bald wieder verschwunden.

Aber schon mit den Colonisten Karl's d. Gr. in seiner avarischen Mark faßte deutsche Bevölkerung in Ungarn bleibende Wurzel.

Als die Magyaren selbst mit den Deutschen kriegten, und als sie dann von ihnen überwunden und getauft wurden, als nach dem Jahre 1000, — von dem bekehrten Könige Stephan gerufen — deutsche Missionäre und Apostel, und bald nach ihnen deutsche Ritter, Hofleute, Colonisten und Stadtbürger zahlreich in's Land kamen, und als dann diese Einwanderung Deutscher seit dem Jahre 1000 bis auf den heutigen Tag nur mit wenigen Unterbrechungen fast nicht wieder aufhörte, da mußte denn wohl auch viel deutsches Blut, wie deutsche Denkweise, Sprache und Sitte in das magyarische Wesen übergehen. — König Stephan hatte den auf den ersten Blick etwas sonderbaren, aber für Ungarn's Geschichte so charakteristischen Grundsatz aufgestellt: Unius linguae uniusque moris regnum fragile est. (Ein Reich von einer Sprache und von derselben Sitte ist hinfällig). Aber seine Nachfolger achteten diesen Grundsatz fast wie eine heilige Vorschrift, und die Ungarn haben daher immer äußerst gastfrei allerlei Völker bei sich zugelassen. Und es ist demnach wohl ein Wunder zu nennen, daß dieser kleine Hause von Magyaren, mitten unter so vielen auf ihn eindringenden und von ihm herbeigerufenen fremdartigen Einflüssen, trotz der slavischen Mehrzahl, trotz des deutschen moralischen Uebergewichts, trotz türkischer Unterjochung, sich doch bis auf den heutigen Tag in dem Kern seines National-Geistes so viel specifisch Eigenthümliches, das ihn auf den ersten Blick von allen andern Völkern unterscheidet, bewahrt hat.

Sehr begreiflich dagegen ist es, wie sich dabei zugleich doch auch so Vieles in ihrer Race und ihrem Wesen änderte, daß wir in den von den alten Urmagyaren uns überlieferten Porträts kaum die jetzigen wiedererkennen.

Die Chronisten der Deutschen, Slaven und Byzantiner scheinen darüber einig, daß jene Vorfahren der Ungarn an Geist und Körper wahre Mißgestalten gewesen seien. „Von Angesicht", sagt einer dieser Alten, „sind die Ungarn abscheulich, sie haben tiefliegende winzige Augen, winklige und eckige Züge, sie gleichen mit der Axt zugehauenen Schanzpfählen, von Natur sind sie klein und niedrig, in ihrem Benehmen und in ihren Sitten wie wilde Thiere." „Man muß", setzt ein anderer hinzu, „die Geduld und Nachsicht der göttlichen Vorsehung bewundern, welche es zugelassen hat, daß dies so garstige Geschlecht ein so paradiesisches Land für sich hinnehmen durfte." Die Franzosen gaben sogar einem gewissen imaginären Ungeheuer, von dem man voraussetzte, daß es Menschenfleisch fräße, einen von der National-Benennung der Ungarn entlehnten Namen. Sie nannten es „Ogre."

Merkwürdig kontrastiren damit die Aussprüche und Erfahrungen der Reisenden von heute.

Unter den ihr Land bewohnenden Racen, darin stimmen fast Alle überein, ragen jetzt die echten Magyaren — die Kernmänner — besonders hervor und behaupten durch ihre körperlichen wie moralischen Eigenschaften eine gebieterische und imponirende Stellung.

Ihr Körper ist häufig hoch und in der Regel wohlgestaltet, lang gespalten, ihre Muskulatur stark. Sie sind fast immer von einem derben und dabei gewandten Gliederbau. Ihre Haltung ist männlich. In Bewegung und Gang spricht sich Entschiedenheit und kriegerischer Trotz aus. In allen ihrem Thun und Lassen zeigen sie so etwas von dem, was sie selbst „vitéz" (einen Helden) nennen.

Ihre Gesichtsbildung ist edel und fest, ihr Auge groß, dunkel, feurig, wie das Auge der benachbarten Osmanen. Starke buschige Augenbraunen wölben sich orientalisch über dasselbe, und ein reicher Bart, auf den sie, wie auf ein ihnen ausschließlich eigenes National-Attribut halten, ziert die Oberlippe, unter der fast immer eine Reihe großer blendend weißer Zähne hervorschimmert.

Man kann schwerlich irgendwo eine pittoreskere Vereinigung männlich schöner, ausdrucksvoller, martialischer Physiognomien und wohlgebildeter Gestalten gewahren, als man sie in ungarischen Regimentern beisammen findet, und unter dem weiblichen Geschlecht entdeckt man bei Hohen wie bei Niedrigen nicht selten eben so viel Reiz und Schönheit. Die ungarischen

Damen der höheren Stände haben ſich berühmt gemacht durch ihre bezaubernde Grazie, ihre natürliche und ungezwungene Liebenswürdigkeit. Kaiſer Alexander von Rußland ſoll, als er ſich einmal von einem Kreiſe ſolcher Magyarinnen umgeben ſah, ausgerufen haben: er glaube inmitten einer Geſellſchaft von Königinnen zu ſein.

Der Schrecken, den die rauhen Vorväter dieſer ſo fein gebildeten Schönen als Krieger und Länderverwüſter einflößten, mag den Blick der alten Portraitmaler etwas getrübt haben. Doch haben auch Manche eine Erklärung des Widerſtreits in dem Wechſel der Sitten geſucht, der im Laufe der Jahrhunderte eingetreten iſt, ſo wie in dem Einfluſſe, den ein ſüdliches Klima auf die Race ausgeübt haben mochte.

Die Ungarn, ſo ſagt man, vertauſchten ihren heimathlichen Aufenthalt, in dem rauheſten Klima des alten Continents, mit einem Wohnort im Süden Europa's auf fruchtbaren Ebenen, in denen eine Fülle von Korn und Wein gedeiht. Sie legten die Gewohnheiten wilder ärmlicher Jäger ab und nahmen eine civiliſirte Lebensweiſe an. Daher wurden ſie, ſo ſagt man, im Laufe von tauſend Jahren von einem garſtigen zu einem ſchönen Volke, mit regelmäßigen kaukaſiſchen Geſichtszügen, und beſitzen nun auch ſtatt des gelblichen Nordaſiatiſchen Teints die anmuthig röthlich weiße Complexion, welche in Europa vorherrſcht.

Vielleicht trug dazu auch, wie bei den Briten und Amerikanern, die Racen-Vermiſchung das Ihrige bei. Daß die Magyaren von vornherein viele Frauen von der echten finniſchen Race mit ſich gebracht hätten, iſt kaum denkbar. Lange Zeit hindurch haben ſie ſich immer mit ſlaviſchen und deutſchen Frauen verheirathet. Man hat in Sibirien die Beobachtung gemacht, daß auch die Ehen der Ruſſen mit Mongolinnen, beide für ſich nicht durch große Schönheit ausgezeichnet, mit auffallend ſchönen Kindern geſegnet ſind.

In moraliſcher Hinſicht ſcheint die Umwandlung dieſes Volks keineswegs ſo vollſtändig geweſen zu ſein.

Vielmehr ſtimmen in dieſer Beziehung die alten Berichte mit dem, was wir ſpäter und zum Theil ſelbſt heute noch ſehen, etwas mehr überein.

Rohheit, einen wilden ſchwer zu zähmenden Sinn, Raubſucht und Härte hat man den Magyaren von jeher vorgeworfen. Die Züge unbarmherziger Grauſamkeit, welche die Geſchichte der inneren Bewegungen unter den Magyaren, ſelbſt die der Revolutionen unſerer Zeit, darbietet, ſind oft entſetzlich, und ſelbſt das, was ſich alltäglich bei ihnen ereignet, iſt nur zu oft damit in Einklang.

Auch in dem furchtbaren Straf-Codex, den ſie entwarfen und der lange bei ihnen Geltung hatte, offenbart ſich ein gewiſſer ihnen angeborner harter Sinn, und eine große vielleicht echt aſiatiſche Mißachtung des menſchlichen Lebens.

Raubluſt iſt im Kriege immer ihre hervorſtechendſte Leidenſchaft geweſen, und ſelbſt im Frieden iſt Räuberei bei ihnen faſt ein Handwerk, „ein zwar gefährliches", ſagen die Ungarn, „aber ein durchaus nicht entehrendes."

Denn Muth, Kraft und Tapferkeit, ſo meinen ſie noch heute, ziemt dem Manne mehr, als peinliche Moralität. Die berühmten Räuberbanden-Chefs werden beim gemeinen Manne in Ungarn in Liedern und Bildern faſt eben ſo geprieſen, wie ihre Nationalhelden und wie der an der Spitze derſelben ſtehende alte König Etzel.

Mit der heroiſchen Härte ihres Sinnes iſt eine arge Derbheit ihres ganzen Weſens verſchwiſtert. Berühmt ſind ſie in der ganzen Welt wegen ihrer ſprüchwörtlich gewordenen Flüche, „mit denen ein Magyar in einem Tage alle Sitte häufiger mordet, als ein Franzoſe während ſeines ganzen Lebens."

Die Ungarn ſelbſt leiten dieſe und andere Schwächen, oder wenn man will Ueberkraft, ihrer Leute „aus dem noblen, feurigen, aufbrauſenden Temperament" her, das ſie ſich, beſonders den von ihnen als phlegmatiſch und matt geſcholtenen Deutſchen gegenüber, zuſchreiben.

Sie vergleichen den Deutſchen oder wie ſie ihn nennen „den Schwaben" mit ſeinen kalten ſauren Weinen; ſich ſelbſt aber mit dem feurigen Tokaier. Als überkräftige, derb ſinnliche Naturen, lieben ſie wie bei ihren Getränken ſo auch in ihrer Küche das Gepfefferte, Gewürzige, das

Solide, Eſſentielle und das Starkriechende und Scharfe, was kein ausländiſcher Gaumen zu überwinden vermag. Süßlichen und weichlichen Leckereien ſind ſie abgeneigt. Und darin hat ihre Küche etwas Aehnliches mit der der kräftigen Briten.

Wenn nur mit jenem Feuer, das bei gewiſſen Gelegenheiten ſo leicht in ihnen hervorblitzt, nicht wieder in anderer Beziehung eine ſo ſchwer in Bewegung zu ſetzende Indolenz, eine ſo tief wurzelnde Abneigung gegen alle Neuerungen und Verbeſſerungen verbunden wäre! Schon ein altes deutſches Sprüchwort ſagt von ihnen: „Der Ungar tritt nicht einen Schritt, aus ſeiner ungariſchen Sitt.“ Darin verrathen ſie am meiſten ihr orientaliſches Naturell und erinnern ein wenig an die Osmanen.

Wie die Orientalen wurden auch ſie von jeher ſehr gemeſſen, in ihren Aeußerungen ſehr ſchweigſam genannt. Schon ihr erſter deutſcher Schilderer, der Abt Regino vom Kloſter St. Prüm, nennt ſie „natura taciti.“ „Man beobachte den magyariſchen Bauer, wenn er müßig vor ſeiner Thür ſitzt und raucht. Er träumt und raucht und ſchweigt. Er würde etwas von ſeiner Würde zu verlieren glauben, wenn er häufig ſpräche. Er öffnet den Mund blos nach langen Pauſen, und wenn er ſeinem Nachbar etwas durchaus Nothwendiges zu ſagen hat.“ Die Rührigkeit des mittheilſamen geſprächigen Deutſchen erſcheint dem Magyaren als das haltloſe Benehmen eines Schwätzers, dem es an Würde fehlt, und der Slave iſt neben dem Magyaren ein wahrer Spektakelmacher.

Allerdings giebt es Gegenſtände, bei denen auch der Ungar ſehr geſprächig werden kann z. B. wenn von Prozeſſen die Rede iſt. Wie alle kriegeriſchen Nationen fürchtet er ſich vor nichts weniger als vor einem gerichtlichen Streite. Selbſt bei den Römern waren die Rechtsſtreite nicht zahlreicher als in Ungarn, wo Jurisprudenz ſogar einen Gegenſtand der gewöhnlichen Erziehung bildet, und wo faſt jeder ein Stück von einem Advokaten vorſtellt. —

Schweigſamkeit pflegt häufig eine Eigenthümlichkeit ſtolzer Charaktere zu ſein. Und in der That ſieht der Magyar auf alle die in ſeinem Lande neben ihm hauſenden Raçen mit einem ſelbſtbewußten Stolze hinab, der nicht ſelten in blinden Dünkel und zuweilen in ziemlich lächerliche Eitelkeit ausartet.

In ſeinem hochfahrenden Muthe verübt er oft die größten Härten. Von ſeinem ſlaviſchen Mitbürger pflegt er ſogar ſprüchwörtlich zu ſagen: „Der Slave ſei kein Menſch.“

Eine Kritik ſeiner Nation und ſeines Landes verträgt er nicht. Einen Bewunderer derſelben aber macht er bald zu ſeinem Freunde. „Wer ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, der wird leicht ſein Meiſter und Herr. Schlaue Fremdlinge wiſſen dieſe Schwäche, indem ſie ihn mit Schmeicheleien blind machen, geſchickt zu ihrem Vortheil zu nützen.“ Sie leiten den ſtolzen Magyaren dabei wie den Stier am Horn.

Mehr als ein Mal verfiel gerade durch ſeinen Nationalſtolz das ganze Volk in Abhängigkeit. Maria Thereſia gängelte ſie mit einigen Schmeicheleien nach ihrem Willen. Der arme Kaiſer Joſeph dagegen, der die Ungarn beglücken, bereichern, civiliſiren wollte, der aber ihre Nationaleitelkeit verletzte, ſcheiterte bei ihnen mit ſeinen Plänen, und den Mann, der ihr größter Wohlthäter zu ſein wünſchte, ſchelten ſie noch jetzt ihren ärgſten Feind.

„Außerhalb Ungarn“, ſagen ſie ſprüchwörtlich, „iſt kein Leben.“ („extra Hungariam non est vita et si est vita non est ita,“ und giebt's da Leben, ſo iſt's doch nicht ſo wie hier.) Sie ſind daher auch als Coloniſten faſt gar nicht aus ihrem von den Karpathen umzäunten gelobten Lande herausgekommen. Sie haben ſich, in ihre Puſten zuſammengedrängt, in einer ſehr compaeten Maſſe bei einander gehalten.

Davon machen nur die ſogenannten Szekler in den ſüdöſtlichſten Thälern Siebenbürgens eine Ausnahme. Dieſe Abtheilung der Magyaren hat ſich immer mit einer eigenthümlichen politiſchen Verfaſſung von dem Hauptkörper der Nation mehr oder weniger abgeſondert gehalten.

Ueber den Urſprung dieſes merkwürdigen Volks der Szekler, das zu den Magyaren Ungarn's ungefähr in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie die Koſaken zu den Ruſſen, iſt man ſich nicht einig. Einige glauben, daß ſie von den türkiſchen

Cumanen abstammen, welche in die Gebirge verpflanzt und selbst magyarisirt wurden. Die Szekler selbst leiten sich direct von Attila und den Hunnen her, und glauben, daß einer der Sprößlinge aus Attila's Geschlecht, der sich beim Untergange des hunnischen Reichs mit einem Reste der Hunnen in den dacischen Gebirgen festgesetzt und gehalten habe, der Stifter ihrer Nation gewesen sei. —

Andere wiederum glauben, daß bevor noch die Hauptarmee der Magyaren selbst unter Arpad nachgekommen sei, ein verstreuter und vor ihren Feinden flüchtender Trupp Magyaren sich in die Gebirge gerettet und daselbst seine Selbstständigkeit behauptet habe. — Der Umstand, daß ihr Name Szekler im ungarischen so viel als Flüchtlinge bedeutet, scheint diese letztere Ansicht zu unterstützen. Eben so auch, daß die Szekler sich in Racen-Typus und Sitte als echte Magyaren zeigen. Sie sprechen eine ganz unvermischte ungarische Sprache und haben die alten magyarischen Gebräuche und Verfassung am reinsten bewahrt.

Außerhalb ihrer Pusten und Karpathen findet man sonst die Ungarn nirgends in Europa ansässig und verstreut. Die fast einzige Ausnahme davon bilden mehre merkwürdige kleine Colonien magyarischer Auswanderer in der Moldau und Bessarabien, wohin die hussitischen Religions-Unruhen sie versprengten, wohin denn auch häufig bei vielen anderen Gelegenheiten wieder Magyaren ausgewandert sind, auch in neuester Zeit wieder die Szekler, und wo sie sich vor den indolenteren walachischen Landeskindern durch Thätigkeit, Reinlichkeit und Intelligenz hervorthun.

Selbst die geringsten Magyaren, voll von Grandezza, wie sie Alle sind, kommen sich einem Walachen oder Slaven und auch einem bescheidenen Deutschen gegenüber wie Edelleute vor. Sie stehen zu diesen Völkern wie der Wehr- zum Lehr- und Nährstand.

Die Könige folgten diesem Zuge ihrer Nation und erhoben zuweilen bei geringfügigen Veranlassungen und oft sehr zweifelhaften Verdiensten, ganze Dorfbevölkerungen, ja ganze Landdistrikte mit allen darauf wohnenden Bauern, Schafhirten und patriotischen Räubern (Haiducken) ausdrücklich in den Adelstand, und ertheilten ihnen alle weitläuftige Privilegien eines ungarischen Edelmann's, die Wählbarkeit zu hohen Aemtern, die Abgabenfreiheit, die Unantastbarkeit der Person, und im Gefolge dessen eine fast ungebundene Straf- und Pflichtenlosigkeit.

Sie verschafften dadurch den dünkelhaften Einbildungen des Volks und allen damit zusammenhängenden Uebeln ein noch breiteres Feld, auf welchem Bequemlichkeit und deren Schwestern üppig gewuchert haben.

Man kann sich denken, welche Hindernisse des Fortschritts einer Nation im Wege standen, bei welcher bis auf unsere Tage herab ganze Gemeinden von Schaf- und Kuhhirten, Bauern und Fuhrleuten, adlige Rechte besaßen und mit weit gehenden Ansprüchen eine eben so weit gehende Unwissenheit paarten.

Wie wir Alle, so besitzen natürlich auch die Ungarn Tugenden neben Schwächen, und es stehen daher bei ihnen jenen auffallenden Fehlern eben so viele lobenswerthe Qualitäten, wie Licht dem Schatten zur Seite. Ist der Ungar etwas plump und derb, so ist er dabei auch geradezu und bieder. Hinterlist ist nicht wie bei dem Slaven ein wesentliches Element seines Charakters.

Ist er schweigsam und ernst, kein munterer Gesellschafter, entschieden sogar sehr zu Trübsinn und Schwermuth neigend, so ist er dabei auch nicht zudringlich, nicht neugierig, sehr zurückhaltend, kein Schreier, kein Raisonneur, Qualitäten, in denen sein Nachbar der Walache excellirt.

Sein Nationalstolz entspricht seiner Freiheitsliebe. Wie er ein Feind der neuen Verbesserungen ist, so ist er auch ein Freund des alten Gesetzes und Herkommens.

Mit großer Zähigkeit, mit vieler Widerstandskraft schloß er sich stets an die ehrwürdige Verfassung seines Landes, an die historische Vergangenheit seiner Nation an.

Getreu bewahrte er, trotz aller Beimischungen und Einflüsse von außen, deren er immer wieder Herr wurde, Alles, was die Physiognomie, was das eigenthümliche Charakter-Gepräge seines Volkes ausmachte. Wie ein Granitfels hat er sich von Anfang herein mitten in die von

Völkerſtürmen bewegten Donaulande hingeſtellt. Wie des größten Hochmuths, ſo iſt er auch der Großmuth fähig. Er ſpielt gern den Großen, aber er läßt auch andere Theil daran nehmen. Gaſtfreiheit iſt in Ungarn eine der verbreitetſten Tugenden, die durch den Reichthum und die Fülle des Landes unterſtützt wird.

Und nicht allein in den Schlöſſern wird der Beſuch der Reiſenden mit Dank aufgenommen, auch in der Hütte des Arbeiters klopft der Pilger und Arme nicht vergebens an, und wenn man ihre beſoldeten Gaſtwirthe, bei denen man gewöhnlich auf die Frage: „Was können wir haben?“ als Antwort die Gegenfrage erhält: „Was haben Sie denn mitgebracht?“ als ungewandt und undienſtfertig getadelt hat, ſo zeigen ſie ſich als Wirthe, welche die Koſten ſelbſt bezahlen, deſto galanter, deſto mehr in ihrem Elemente.

Ihre unbefangene Zutraulichkeit, ihre argloſe und naive Offenheit iſt dann, wenn ſie ſich einmal erſchloſſen haben, ſo groß, daß ſie dem, der ihnen die Ehre anthut, bei ihnen vorzuſprechen und mit ihnen ein Glas Wein zu trinken, ihre ganze Lebensgeſchichte und die größten Geheimniſſe ihrer Seele eröffnen.

Im Großen hat ſich ein edelmüthiger und ritterlicher Sinn der Nation in ihrer Geſchichte bei vielen Veranlaſſungen offenbart. Wenn eine Maria Thereſia, ihr Söhnlein in den Armen, hülfeflehend in die Verſammlung der Ungariſchen Magnaten tritt, ſo vergeſſen und vergeben dieſe allen vorgängigen Hader mit Oeſterreich, rufen begeiſtert: „Es lebe unſer König!“ und retten durch ihre Tapferkeit und Selbſtaufopferung das bedrängte Herrſchergeſchlecht, das ſie doch eigentlich nur als ein ausländiſches betrachten.

Dieſe Eigenthümlichkeit des ungariſchen Charakters, dieſe ihre aufopferungswillige Hochherzigkeit liefert einen der vornehmſten Schlüſſel zur Löſung des Räthſels ihrer wechſelvollen Geſchichte. Ihm verdankte Oeſterreich mehr als ein Mal ſeine Erhaltung, ſo wie umgekehrt dann Ungarn wieder durch den eben ſo glühenden Patriotismus ſeiner Nation gerettet wurde.

Beide ausgezeichnete Eigenſchaften der Magyaren, Patriotismus und Großmuth, haben ſich auch in den letzten Jahren, in welcher die Magnaten ſich entſchloſſen, als Apoſtel und Vorkämpfer der Neuzeit aufzutreten, wieder mehrfach bekundet.

Die Ungariſche Ariſtokratie hat auf mehreren Reichstags-Abſchieden nicht nur der niederen Klaſſe ausgedehnte Rechte gewährt, ſondern hat auch ihre Privilegien aufgegeben, die ſie ſeit einem Jahrtauſend beſaß, hat ſich ohne äußeren Zwang erboten, die Steuern zu zahlen, denen ſie nie geſetzlich unterworfen war, und mit eigener Hand die Schranken vernichtet, welche ſie vom Volke trennten. Es gelang bei den Ungarn, dem ariſtokratiſcheſten Volke der Welt, in Folge einer beifallswürdigen Aufwallung der Gemüther, eine Reform, die ſelbſt in Rußland, dem deſpotiſcheſten Lande der Erde, trotz des Ausſpruchs des Kaiſers, wegen des Widerſpruchs der ſelbſtiſchen Ariſtokratie, noch nicht durchgeführt werden konnte.

Auch die Stellung, welche der Ungar dem ſchwächeren Geſchlechte anweiſt, bezeugt, daß ihm die Großmuth des Starken inne wohnt. Er betrachtet ſich zwar als den unbeſchränkten Gebieter in ſeiner Behauſung und Familie. „Uram“ (mein Herr) nennt ihn ſein Weib und duzt ihn nicht. Nie aber mißhandelt er wie der Slave ſeine Frau, die er oft ſeine „Roſe“, ſeinen „Stern“ nennt, und die ſicher iſt, in ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beſchützer zu haben.

Wie alle Starken, iſt er auch nach dieſer Seite hin ſanftmüthig, und die, welche er „ſeine Leute“, d. h. ſeine Familie nennt, behandelt er mit größter Nachſicht und Güte; was ihn aber wieder nicht abhält, in ſeiner Kindererziehung recht pünktlich und ſtrenge zu ſein, oft ſtrenger, als der Deutſche. Zeitig werden die Kleinen zur Uebernahme eines Theils der häuslichen Arbeiten erzogen und auch zur Frömmigkeit angehalten.

Es ſteckt in ihm durchweg ein guter Keim und Kern, obwohl in einer rauhen Hülle, eine natürliche und naive Friſche, obwohl in nicht immer genießbarer Schaale. Man glaubt im Magyarenthum einen Stoff vor ſich zu haben, aus dem ſich viel Tüchtiges und Gutes geſtalten ließe.

Dies ſpricht ſich auch in ihrer höchſt originellen, eigenthümlich organiſirten und

reichen Sprache aus. Die von ihnen mit großem Recht geliebte Sprache der Magyaren ſtrotzt von Lebensfülle und Energie. Sie iſt ſehr deutlich, ſehr ſcharf und beſtimmt. Sie iſt reich an Metaphern und Bildern und äußerſt anſchaulich, und beſitzt nach dem Urtheil der Kenner einen prachtvollen und männlichen Wohllaut. Eine ihrer merkwürdigſten Eigenſchaften, die für die Einheit des Kerns der Ungariſchen Nationalität ſehr bezeichnend iſt, beſteht aber darin, daß ſie faſt gar keine Dialekte und Patois beſitzt. Der Bauer ſpricht ſie ſo rein und gut, wie der Magnat, oder noch reiner, denn er miſcht ihr nicht ſo viele deutſche und lateiniſche Ausdrücke bei, und verändert nichts an ihrem poetiſchen und bilderreichen Charakter.

Das Magyariſche iſt jetzt die eultivirteſte aller Sprachen finniſchen Stammes. Durch eine zahlreiche Reihe von Schriftſtellern, Dichtern und Gelehrten iſt ſeit Ludwigs des Großen Zeiten ihr Stoff in allen Richtungen aus- und durchgebildet worden. Die Ungariſche Literatur-Geſchichte weiſt eine Fülle von Namen auf, die freilich außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes wenig bekannt ſind. Von jeher haben ſie, darin den Römern und überhaupt allen erobernden Völkern etwas ähnlich, einen beſonders großen Ueberfluß an — Rednern, Rechtsgelehrten und Geſchichtſchreibern gehabt. Es gereicht der ganzen Ungariſchen Nation zu vorzüglicher Ehre, daß es ihr nie an Männern gefehlt hat, welche das Ganze und Einzelne ihrer vaterländiſchen Geſchichte durch Herſtellung hiſtoriſcher Denkmale und durch kritiſche Unterſuchungen zu begründen und das Gebiet hiſtoriſcher Wahrheit zu bereichern ſuchten. Herr von Engel, der deutſche Geſchichtſchreiber Ungarns, nennt eine ganze Reihe Magyariſcher Namen, die ihm in dieſer Hinſicht ehrwürdig erſcheinen.

Der Umſtand, daß das Ungariſche Volk einen ſo merkwürdigen abenteuerlichen und wechſelreichen Heldenzug ausführte, auf dem es wie ein Komet aus Aſien nach Europa heranflog, um ſich an der Donau feſt zu ſetzen, ſcheint ihnen ſchon frühe einen epiſchen Schwung, eine Vorliebe für die Heldenſage gegeben zu haben. Deutſche und Ungariſche Chroniſten erwähnen Lieder, in welchen die Magyaren ihre alten arpadiſchen Fürſten verherrlichten und der Erinnerung an nationale Heldenthaten pflegten. Darin wurden die ſieben Hordenführer beſungen, unter denen das Volk in's Land rückte, und die erſten wilden und heroiſchen Streifzüge ihrer Lehel und Botonds nach Conſtantinopel, Italien und ſogar nach Spanien. — Die Attila-Sage iſt ebenfalls ein Gegenſtand der alten Ungariſchen Poeſie geweſen.

Eigentlich große kosmopolitiſche Dichter, einflußreiche Weltlichter, haben aber die Ungarn bisher noch nicht geliefert. Die Lyra nur einiger weniger ihrer modernen Sänger tönte ſtark genug, um auch zuweilen jenſeits des Karpathengebirges in Weſt-Europa vernommen zu werden. Die Namen der beiden Brüder Kisfaludy und des genialen Alexander Petöfi kennt man auch in Deutſchland.

Mit demjenigen Literaturzweige, der in neuerer Zeit allen Völkern Europa's ein ſo großes Bedürfniß geworden iſt, und der jetzt in ihrem Leben eine ſo einflußreiche Rolle ſpielt, mit der Journaliſtik, ſah es in Ungarn noch vor drei Jahrzehnten ſehr traurig aus. Noch im Jahre 1830 gab es in Ungarn kaum ein paar politiſche oder literariſche Tageblätter, die Ueberſetzungen aus deutſchen Zeitungen und dann und wann ein Magyariſches Gedicht oder eine Charade mittheilten. Seit dieſem Jahre aber iſt, wie anderswo, ſo auch in Ungarn ein ganzer Wald von politiſchen, belletriſtiſchen, pädagogiſchen und induſtriellen Tage-, Wochen- und Monatsblättern aufgeſproßt, die alle in jener eigenthümlichen finniſchen Sprache geſchrieben werden, und in denen eine Menge Taleute und Geiſter der verſchiedenſten Art ſich hervorthun.

Von andern Muſenſöhnen, z. B. von Leuten, die ſprechen dürfen: „anch io son' pittore“ iſt indeß bei den Ungarn auch jetzt noch ſelten die Rede.

Sie haben auch das mit den Römern gemein, daß ſie die Muſik und andere Künſte bei ſich von Fremden pflegen laſſen. Wie die Römer die Griechen als Flötenbläſer in ihre Dienſte nahmen, ſo hatten die Ungarn von jeher die Zigeuner als Barden und Muſiker bei ihren Schlachten und Täuzen.

Ja ſogar die geringen Künſte des Alltags-Lebens, für welches der Slave doch ein ſehr gewandtes und vielſeitiges Talent mitbringt, treibt der Magyar weder mit Vorliebe, noch Geſchick.

Faſt durchweg werden bei ihnen die techniſchen Gewerbe von Deutſchen oder Slaven betrieben.

Für den Handel hat er gar keinen Sinn, und er überließ ihn von jeher den Deutſchen, Italiänern, Juden oder anderen Fremden. Auf Erwerbſamkeit und auf die Induſtriellen ſieht er ungefähr mit derſelben Verachtung hin, die ein Zögling des Mars auch anderswo wohl dafür hegt.

Das einzige bürgerliche Gewerbe, das bei ihm in hoher Achtung ſteht, iſt der Ackerbau, und das, was er mit angeborener Vorliebe betreibt, iſt die Viehzucht.

Doch auch ſeinem Ackerbau ſieht man es wohl an, daß er ihn erſt in Europa lernte. Seine Ausdrücke für alle ackerbaulichen Geräthſchaften ſind deutſchen oder ſlaviſchen Urſprungs.

Dabei hat er aus dem Füllhorn der Ceres nur immer noch das Nothdürftigſte, das nackte Getreide, herausgegriffen. Gemüſezucht, Obſtbau und Gartenkunſt ſind ihm noch mehr oder weniger fremd geblieben. Seine Dörfer liegen ſo recht kahl und unheimlich mitten in der Getreide-Flur, ohne die anmuthige Abwechſelung der Fruchtgärten, ohne die Zierde angepflanzter Bäume, ohne die Einfaſſung von Blumen- und Gemüſebeeten.

Wo man in Ungarn ſolche kleine heimliche Oaſen mit allem Apparate und Schmucke einer vielſeitigen Boden-Cultur gewahrt, da findet man auch immer mitten in dem blühenden Gebüſche den deutſchen Coloniſten, den Träger der Geſittung des Landes, unter deſſen fleißigen Händen die Wälder niederſtürzen, die Moräſte ſich entſumpfen, die Einöden in Weingärten verwandeln, der auch überall zuerſt der Gebirge mineraliſche Schätze erſchloß.

Die Magyariſchen Dörfer ſtehen mit denen der überall unter ihnen verſtreuten „Schwaben" im auffallendſten Contraſte und gewähren noch heute den Anblick von friſch auf dem Blach-Felde aufgeſchlagenen Soldaten-Lagern.

Noch lange nach ihrer Ankunft in Europa wohnten die Ungarn in Zelten. Allmählich erſt verwandelten ſich die Zelte in kleine hölzerne, weiß angeſtrichene Häuſer, für die ſie das Wort der deutſchen Baumeiſter „häz" (Haus) beibehielten. Dabei blieb aber nach wie vor der Plan des Lagers, die überflüſſig breiten, unter geraden Winkeln ſich kreuzenden Straßen, wie für einziehende Kavallerie gemacht, und in der Mitte, wo ehemals das Hauptzelt des Rittmeiſters ſtand, liegt jetzt das Kirchlein. Es iſt ſprichwörtlich geworden, daß der Magyar, wie jeder Reitersmann, den Wohnort groß, die Kleidung knapp liebt. Mit Ausnahme dieſer Kleidung will er Alles bequem, gemächlich, weit und reichlich haben. Beſchränkung iſt ihm ſonſt überall zuwider, und ſich zu behelfen, wie der Deutſche, verſteht er nicht.

Nach demſelben weitläufigen Plane, wie ihre Dörfer, ſind auch ihre größeren Ortſchaften, ihre ſogenannten Städte gebaut, in deren lockeren und unſoliden Gefüge ſich kein feſter Anſchluß der „polgars" (Bürger), kein einiges und organiſches Verwachſen kund giebt.

Feſte ſteinerne Städte, mit architektoniſchem Schmuck und mit einer geſchloſſenen Gemeinde, wie die Häuſer eng verbundener ſtädtiſcher Genoſſen, haben erſt die Deutſchen in Ungarn gebaut, und ſolche ſind auf den erſten Blick von den ächt Magyariſchen Schöpfungen dieſer Art zu unterſcheiden. Die Hauptſtadt Ofen-Peſth, die ſchon im 13. Jahrhundert von den Chroniſten eine „magna et ditissima Teutonica villa" genannt und die jetzt den ſchönſten Städten Europa's beigezählt wird, kann als ein großartiges Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Induſtrie mitten im Magyaren-Lande betrachtet werden. Das Mobiliar in den kleinen Wohnungen der Magyariſchen Bauern iſt meiſtens ſehr dürftig. In der türkiſchen Zeit fand ſogar die orientaliſche Mode wieder Eingang, manche Möbeln durch bloße Teppiche und Polſter zu erſetzen. Und damals (es iſt noch kaum 200 Jahre her) war zuweilen das bewegliche Beſitzthum, ſelbſt der Magnaten, auf einige koſtbare Teppiche, mit denen ſie ſtatt der Tapeten und Bilder ihre Zimmer und Speiſeſäle behingen, ein paar Kleinodien, einige Edel-

ſteine und viele Kleider und Waffen beſchränkt.

Bei aller mageren Dürftigkeit ihrer Ausſtattung haben aber doch dieſe Magyariſchen Dörfer in Vergleich zu dem elenden Weſen der Walachen ein recht wohlhäbiges und reinliches Ausſehen, wie denn überhaupt Reinlichkeit in ſeiner Hauswirthſchaft eine Haupttugend des Magyariſchen Bauern iſt, durch die er häufig ſogar über dem Deutſchen ſteht.

An Handwerkern und Profeſſioniſten fehlt es in allen, ſelbſt den größten Ungariſchen Orten. Nur Schneider und Schuſter, welche ſich auf das Ungariſche National-Coſtüm verſtehen, und Schmiede, die ein Pferd beſchlagen können, ſind ſtets in Fülle da; daher auch die Einwohner gezwungen ſind, ſelbſt die Edelleute, die auf ihren Gütern leben, alljährlich ein Mal die großen Märkte und Städte des Landes zu beſuchen, um da die nöthigen Vorräthe für den ganzen Winter zu kaufen, wie zu einer Reiſe in die Wüſte.

Iſt aber der Sommer da, ſo merkt man in der Ungariſchen Wirthſchaft erſt recht das nomadiſche Weſen, aus dem ſie hervorgegangen. Dann zieht der Magyar, den die Wände ſeines Häuschen den langen Winter über ſchon gedrückt haben, ganz zu ſeinem Vieh hinaus, in die Puſten, dieſe ſchrankenloſen Ebenen, in denen die Sonnen-Auf- und Untergänge von ſo unvergleichlicher Pracht ſind, auf denen die Gewitter und Stürme ſich ſo frei und impoſant entladen, auf denen die Nächte einen ſo reinen, friſchen und einen ſo unvergleichlich hellen Sternenglanz darbieten, nach denen der Ungar verlangt, wie der Schiffer nach dem Meere, und die er in ſeinen Volksliedern eben ſo, wie der Araber ſeine Sandwüſten feiert. Oder thut er dies nicht, ſo verlegt er doch wenigſtens, um ſich eine Illuſion zu bewahren, ſeine Bettſtelle in's Freie auf den Hof ſeiner Wohnung und ſchläft daſelbſt mit ſeiner ganzen Familie unter einer kleinen, ſeiner Hütte angehefteten Galerie.

Alle ländlichen Verrichtungen im Dienſte der Ceres geſchehen ebenfalls unter freiem Himmel. Speicher, Dreſchtennen, Scheuern giebt es nicht. Das Getreide wird im Felde von den Ochſen ausgetreten, das Korn häufig noch blos in Gruben bewahrt.

Den Pflug führen ſie auf dem Felde herum, als wäre es die Proceſſion einer aſiatiſchen Gottheit mit 4 oder 6 Paar weißen Ochſen, und vor jedes Wägelchen ſpannen ſie ein halbes Dutzend muthiger Klepper. Im Fluge ſtürmen dieſe Thierchen mit dem angebundenen Appendix von Wagen hinter ſich über Sumpf und Stein dahin. So, ſelbſt auf ihren ſchwerbeladenen Erntewagen mit einander wettrennend, langen auch in aufgeregten Staubwolken die Ungariſchen Bauern mit ihren Produkten auf den Märkten an, als wäre es ein Platz, den ſie mit ihrer Reiterei im Sturm gewonnen hätten.

Am liebſten aber, wie geſagt, wandert der Ungar im Sommer, wie ſeine Stammgenoſſen am Ural, ganz in die Steppe, in die Puſte, auf die Heide zu ſeinem Vieh hinaus. Denn wie Lenau denkt er:

Ich zog durch's weite Ungarland,
Mein Herz fand ſeine Freuden,
Als Dorf und Baum und Buſch verſchwand
Auf wüſter, freier Heiden.

Dort findet er noch Alles, wie im Oſten: unbegrenzte Räume, meilenweit keinen Zaun, keine Verrammelung irgend einer Art, endloſe Triften, zahlloſe Vieh- und Pferde-Heerden. Selbſt die großen zottigen, weißen, ungariſchen Schäferhunde ſollen noch aus Aſien ſtammen und Abkömmlinge derjenigen Thiere ſein, welche die alten Magyaren von dort mitbrachten. Sie gleichen noch jetzt den Hunden der Baſchkiren.

Auch ſeine Pferde ſind von tatariſcher Raçe, klein, mager, aber gewandt, unermüdlich und flink, „aus lauter Athem zuſammengeſetzt.“

Sie ſind ihm bei allen ſeinen jetzigen friedlichen Verrichtungen, bei dem Hüten und Zuſammentreiben ſeiner weit verſtreuten Heerden, bei ſeinem Hinausreiten auf das entlegene Feld, auf ſeinen Beſuchen bei weit entfernten Nachbarn ſo nöthig, wie ehemals bei ſeinen Plünderzügen nach Deutſchland.

Der Ungar handhabt das Roß von Jugend auf. Er iſt ein geborener Reiter, ein Centaur. „Der Magyar kommt zu Pferde zur Welt“, ſagt ein ungariſches

Sprichwort. Schon im 4. Lebensjahre hebt ihn der Vater auf den kleinen langhaarigen Renner, der in der Mähne noch die Dornen, Distelköpfe und Aestchen von dem Gebüsche, durch das er streifte, sitzen hat, und spricht zu dem Kinde, wenn es den ersten weiten Galopp ausführte, ohne herunter zu fallen: „Du bist ein Mann!“

Schönes Leben, Reiterleben.
Das ist Leben, das allein!

singt Lenau aus der Seele des Ungarn heraus. — Während Schwermuth, wie man beobachtet hat, den Ungarn beim Wein überwältigt, steigert sich sein froher Sinn und Muth im Bügel eines kühnen Pferdes. Daher denn auch das beste und heldenmüthigste Truppen-Corps der Ungarn stets das der leichten Kavallerie war. Als Infanteristen haben sie wenig große Thaten ausgerichtet, dagegen ihre gewandten „Husaren“ — eine magyarische Erfindung und ein magyarisches Wort, — in allen Ländern Europas nachgeahmt wurden. Wie der Name Husaren selbst, so sind auch mehrere andere militärische Ausdrücke der Ungarn, z. B. die Worte „Tschako“, „Dolman“, „Haiduk“ u. s. w. in alle Sprachen Europa's übergegangen.

Die Husaren-Uniform, wie wir sie bei unseren Heeren noch jetzt sehen, ist die eigentliche alte ungarische Volkstracht. Sie ist wohl ohne Zweifel eins der schönsten und reichsten National-Costüme, die wir in Europa besitzen, und stammt vermuthlich wie alle geschmackvollen Costüme aus Asien, das sich von jeher besser zu kleiden verstand, als Europa.

Wie sehr das Thun und Treiben der rossebändigenden Magyaren ursprünglich nomadisch ist, beweist auch wieder ihre Sprache. Denn während diese, wie ich sagte, die meisten auf den Ackerbau, die Gewerbe und Künste Bezug habenden Ausdrücke den Deutschen und Slaven entnommen hat, sind alle technischen Ausdrücke der Hirten ächt magyarisch.

Und dazu ist diese magyarische Hirtenterminologie eine äußerst weitläufige und ausgebildete. So hat z. B. jede Gattung von Heerden ihren besonderen Namen. So auch jede Art von Hirt. Ein Ochsenhirt heißt „Gulyas“, ein Schweinehirt „Kanasz“, ein Schafhirt „Juhasz“ und der kühne Rossebändiger und Pferdehirt „Czikos“, als wenn es lauter besondere Kasten oder Gesellschaftsklassen wären.

Und jede Kaste hat wieder eine zahllose Menge von Ausdrücken, wofür wir anderen gar keine besonderen Worte erfunden haben. Auch dies haben die Ungarn mit den Tataren, Kosaken, Walachen und sämmtlichen jetzigen Bewohnern des einst nomadischen oder skythischen Europa's gemein, bei denen allen, wenn gleich sie jetzt auch Ackerbauer geworden sind, das alte Lieblingsgeschäft, die Heerden-Wirthschaft, eine ungemein reiche Sprache besitzt.

Es ist wunderbar, ich muß es wiederholen, ja man hat es oft ein wahres Räthsel genannt, daß ein solches ursprünglich bloß für die rohesten Beschäftigungen, für das Hirtenleben, geeignetes asiatisches Volk, das so wenig Geschick für die andern bunten Geschäfte, Gewerbe und Künste des bürgerlichen Lebens mitbrachte und entwickelte, das so unendlich Vieles von andern Völkern, in deren Mitte es sich niederließ, entbehren mußte, sich dennoch bis auf den heutigen Tag bei seiner Eigenthümlichkeit hat erhalten und in seiner Stellung behaupten können.

Mehr als ein Mal waren die Magyaren von fremden Elementen so überschwemmt, so zertreten, daß man sie fast schon vergessen, aus dem europäischen Völkerkreise gestrichen hatte, und doch sind sie immer wieder als Magyaren aus dem Gewirr hervorgegangen.

Selbst am Ende des vorigen Jahrhunderts war die ungarische Nationalsprache wieder so weit herabgekommen, daß sie kaum noch unter den Niederen gebraucht wurde, und daß in fast allen Zweigen des gebildeten Lebens das Lateinische vorherrschte.

Joseph II. glaubte ihr leicht den letzten Stoß geben zu können. Aber seit dem letzten Tage, an welchem dieser Kaiser decretirte, daß die lateinische Sprache abgeschafft und binnen drei Jahren das Deutsche in ganz Ungarn eingeführt, gelernt und verstanden sein sollte, hat sich der Volksgeist wieder mit einer so mächtigen Reaction erhoben und von Neuem seine Kräfte der Art entfaltet, daß er, als würde ein

Digitized by Google

neuer Arpad oder ein zweiter Mathias Corvinus erwartet, wieder die Augen von ganz Europa auf ſich gezogen hat, und daß die Ungarn jedenfalls in Oſt-Europa, — in Hinſicht auf Freiheitsliebe, Mannhaftigkeit und andere intellectuelle Eigenſchaften als das erſte Volk daſtehen. —

Sie ſtehen in dieſen Beziehungen hoch über ihren Nachbarn, den Walachen, den Ruſſen, Bulgaren und anderen Slaven. Sie haben ihre Nationalität beſſer gewahrt als die Polen. Sie gehören nicht, wie die Osmanen, zu den kranken Völkern Europas, von denen man mit Sicherheit vorausſagen kann, daß ſie verſchwinden werden.

Ob es ihnen aber gelingen wird, ſich in dem Völkerkreiſe Europas einen ganz ſelbſtſtändigen Sitz zu erringen und wieder, wie ſie träumen, den Lebens-Mittelpunkt eines mächtigen magyariſchen Staates in die Mitte ihrer Puſten an die Theiß zu verlegen, dafür giebt die Geſchichte ihrer letzten drei Jahrhunderte keine Bürgſchaft. Denn von dieſer Geſchichte hat man wohl mit Recht bemerkt, ſie ſchäume zuweilen mit wunderbarer Lebenskraft auf und brauſe daher, wie ein Bergſtrom, als wolle ſie etwas Gewaltiges erzeugen. „Aber ſchnell auch verſchwindet wieder die Aufregung dieſer ſtolzen, pomphaften, ritterlichen und großherzigen Magyaren und verläuft ſich auf ſteinichten und unfruchtbaren Gefilden.“

Die Juden.

Es giebt kaum ein zweites Volk, deſſen Urſprungsgeſchichte wir ſo genau bis zu ihren erſten Anfängen verfolgen können, wie die Juden, die ſelber mit einem klaren und von vornherein ſo zu ſagen äußerſt hiſtoriſchen Geiſte die Traditionen ihres Stammes niedergeſchrieben und ihre uralten Schriften auf eine bewundernswürdige Weiſe der ſpäteſten Nachwelt erhalten haben.

Zweitauſend Jahre vor Chriſti Geburt lebte jenſeits des Jordans auf den Steppen Meſopotamiens unter der Leitung ſeines Emirs Abraham (d. h. des Vaters der Menge), ein kleiner Nomadenſtamm, wie es deren in Arabien unzählige gab.

Der Hirtenfürſt Abraham und die Seinigen unterſchieden ſich anfänglich weder in ihren Sitten, noch in ihrer Sprache, noch auch in ihrem phyſiſchen Typus von den übrigen arabiſchen Hirtenvölkern.

Ihre Sprache wurde in vielfachen verwandten Dialecten, Zweigen des jetzt ſogenannten ſemitiſchen Stammes, in weiten Räumen des weſtlichen Aſiens geſprochen, und ihre Nationalität war über alle Länder zwiſchen Perſien, dem indiſchen und dem mittelländiſchen Meere verbreitet.

Nur in Bezug auf ihre religiöſen Anſchauungen und Sitten fingen Abraham und die Seinigen alsbald an, ſich von ihren Nachbarn auszuſcheiden und abzuſondern.

Abraham muß ein frommer und denkender Mann, von tief religiöſem Gemüthe und von prophetiſchem Geiſte und darin über alle ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen erhaben geweſen ſein.

Er erkannte einen einzigen und unſichtbaren Gott. Er errichtete einen Bund mit ihm, verwarf die Mehrzahl der Götter und alle bildliche Darſtellung der Gottheit.

Er bekehrte auch die Mitglieder ſeines Stammes zu dieſer Anſicht, und führte bei ihnen zum Zeichen ihres Bekenntniſſes gewiſſe Ceremonien oder eine Art Taufe ein.

Und demnach waren alſo die Iſraeliten urſprünglich eigentlich nicht ſowohl ein beſonderes Volk, als vielmehr nur eine religiöſe Secte unter den Arabern.

Wäre Abraham, gleich Mohamed, heldenmüthig und ſiegreich ausgezogen und hätte er mit dem Worte und Schwerte alle andern Hirtenvölker ſeines Vaterlandes bekehrt, ſo würden wir keine eigenthümliche und geſonderte Nation der Iſraeliten erhalten haben.

Aber es genügte ihm, ſich und den Seinen die monotheiſtiſche Religions-Anſicht in ihrer Reinheit zu bewahren, und den himmliſchen Funken auf ſeine eigenen

Nachkommen und Stammglieder zu überliefern.

Dadurch traten dieſe alsbald in Gegenſatz zu den übrigen ſemitiſchen Stämmen, ſchloſſen ſich von ihnen aus, lernten es, auf ſie, als nicht zu dem auserwählten Geſchlechte gehörig, mit Stolz herabzuſehen, wurden von ihnen wieder mit Feindſchaft behandelt, und da ſie ſo, in ſich ein geſchloſſenes Ganze bildend, auch geſonderten Schickſalen anheim fielen, ſo geſtaltete ſich in ihnen denn allmählich ein eigner phyſiſcher Typus, eine beſondere Sprache, veränderte Sitten, ein eigenthümlicher National-Charakter.

Die Nachkommen und Stammgenoſſen Abraham's wurden in Folge ihrer religiöſen Ueberzeugungen von einer Secte zu einem von allen ihren ſemitiſchen Verwandten, den Arabern, Phöniciern, Chaldäern verſchiedenen Volke, dem zuerſt der Name Hebräer, d. h. der Jenſeitigen, zu Theil wurde, weil ſie erſt jenſeits des Jordans gehauſt hatten.

Freilich war dies natürlich ein ſehr langſamer und lange dauernder Proceß. Denn längere Zeit nach Abraham lebten ſie noch nach der Väter Sitte als ein Hirtenſtamm in dem weidenreichen Thal des Jordan, und zogen auch noch als Nomaden nach Egypten, wo ihnen von den Pharaonen im Lande Geſen am rothen Meere beſondere Weide-Diſtricte angewieſen wurden.

Die Einwanderung der Hebräer nach Egypten, und ihr vierhundertjähriges Verweilen daſelbſt hat wohl zunächſt viel dazu beigetragen, dies Volk ſeinem alten arabiſchen Urſprungslande und den nomadiſchen Sitten deſſelben zu entfremden.

Als mithin Moſes ſie dahin zurückführte, fühlten ſie ſich daſelbſt unter den Beduinen nicht mehr zu Hauſe, wurden ſogar vom Heimweh nach dem ſtillern und bürgerlichen Leben Egyptens, oder wie ſie dies ausdrückten, nach den Fleiſchtöpfen Egyptens ergriffen und gaben bald darauf das nomadiſche Leben auf, indem ſie unter Joſua's Anleitung den ſüdlichen Theil von Syrien, das Land Canaan, beſetzten.

Sie vertheilten daſſelbe unter ſich, vermiſchten ſich mehrfach mit den nach der blutigen Eroberung noch übrig gebliebenen Reſten der Ureinwohner, und trieben daſelbſt Ackerbau, Weinbau, Gewerbe und Künſte, die ſie zum Theil in Egypten gelernt, zum Theil den vorgefundenen Canaanitern nachgeahmt haben mögen.

Von Moſes, ihrem nächſten großen Glaubenshelden, religiöſen Reformator und Geſetzgeber nach Abraham, hatten ſie eine auf dieſe neuen Verhältniſſe, für welche er ſie beſtimmte, berechnete Verfaſſung erhalten, eine Verfaſſung, deren Kern die alte monotheiſtiſche Religions-Anſchauung Abraham's bildete, und die daraus ſich zu einer feſten Hierarchie mit vielfachen ganz eigenthümlichen Satzungen entwickelte. —

Faſt 400 Jahre lang lebten ſie im Lande Canaan unter rüſtigen und kriegeriſchen Häuptlingen, welche gemeiniglich „die Richter“ genannt werden, und wuchſen ſtets an Zahl, Macht und Reichthum. Es war die erſte Heroen-Zeit der Nation. Um das Jahr 1080 erwählten ſie ſich — in Folge einer Revolution gegen die Prieſter — Könige, die ſich alsbald, wie die Gebieter anderer orientaliſcher Völker, mit Glanz, unumſchränkter Gewalt und Waffenruhm umgaben.

Unter den Königen David und Salomo, etwa 1000 Jahre nach Abraham, erreichte die iſraelitiſche Nation den Gipfel ihrer Macht und Blüthe.

Sie herrſchte damals über einen großen Theil von Syrien und Arabien bis zum Euphrat oſtwärts, und weſtwärts bis nach Egypten und zu den Küſten des mittelländiſchen und rothen Meeres.

Auf beiden Meeren bauten ſie Flotten und wurden, mit den Phöniciern rivaliſirend, zum erſten Male auch im Welthandel bedeutſam.

Aus den reichen Städten Phöniciens fanden Luxus und die feinen Künſte bei ihnen Eingang, und mit Hülfe phöniciſcher Werkmeiſter erbaute Salomo in Jeruſalem ſeinen Tempel, eines der Wunderwerke des Orients.

Unter David und Salomo machten ſich die Iſraeliten berühmt und gefürchtet im ganzen weſtlichen Aſien, und unter der Anführung dieſer beiden ausgezeichneten Könige, die ſelbſt von Gott begeiſterte Dichter und Weiſe waren, hat ihre alte Sprache und Literatur den größten Reichthum und die claſſiſcheſte Reinheit entfaltet.

Vermuthlich hat daher damals auch der Geiſt und Charakter der Nation ſelbſt am höchſten geſtanden.

Doch dauerte dieſe Periode der Blüthe nicht lange, — etwa 60 oder 70 Jahre. Es iſt der kurze Sonnenblick des Lebens dieſes nachher ſo unglücklichen und ſtets hart bedrängten Volkes. Denn nie hat es ſpäter wieder eine ſolche Höhe des Glücks, der Kraft und Einigkeit erreicht. Nie hat es, obgleich noch Perioden des Ruhmes und der Freiheit wiederkehrten, eine ſolche Fülle nationaler Selbſtſtändigkeit genoſſen.

Die glorreiche Zeit David's und Salomo's iſt gewiſſermaßen das verlorene Paradies der Iſraeliten geworden, nach dem ſie ſich ſtets aber vergebens zurückſehnten, mit deſſen Erinnerungen ſich immer ihre Phantaſie beſchäftigte, und deſſen Wiederherſtellung, wie ſie meinten, die Aufgabe eines von ihnen gehofften Meſſias ſein werde. Schon gleich nach Salomo ſpaltete ſich das Reich in zwei Theile, in das von Iſrael und das von Juda, die unter einander oft in blutige Zwiſte und Bürgerkriege verfeindet waren, und die am Ende eines nach dem andern die Beute ihrer mächtigeren Nachbarn (der ſich am Euphrat erhebenden Monarchieen der Aſſyrer und Babylonier) wurden.

Trotz der inneren Spaltung der Nation fanden die Eroberer aus Ninive und Babylon die Unterjochung dieſes patriotiſchen, gottbegeiſterten und unnachgiebigen Volkes nicht leicht. Sie entriſſen daher nach jedem ihrer Siege ganze Geſchlechter und Stämme deſſelben ihrem heimathlichen Boden und verſetzten ſie in die Gegenden am Euphrat und Tigris.

Auch hatten ſich bei der Eroberung Jeruſalems durch Nebukadnezar (im Jahre 585 vor Chriſti Geburt) manche Theile der Bevölkerung nach Egypten gewandt und ſich in den Städten dieſes Landes niedergelaſſen.

Hiermit hatte alſo die merkwürdige Zerſtreuung der Iſraeliten begonnen, die ſpäter bei wiederholten Umwälzungen noch viel weiter gedeihen und am Ende Flüchtlinge aus Paläſtina durch die ganze Welt führen ſollte.

Natürlich trafen jene Vertreibungen oder die ſogenannten aſſyriſchen oder babyloniſchen Gefangenſchaften nur die Spitzen der Nation, die Patrioten, die Anführer, die hartnäckigſten Kämpfer.

Eine Maſſe ruhiglebender Ackerbauer blieb immerhin dabei im Lande zurück. Aber ebenſo blieb denn auch wieder ein bedeutender Theil der Ausgewanderten in der Fremde zurück, als der perſiſche König Cyrus um das Jahr 500 ihnen zur Heimkehr in ihr Vaterland und zum Wiederaufbau des Tempels Erlaubniß gab.

Eine nationale und politiſche Geſammtheit aller Stämme des Volkes, die nach David und Salomo vollſtändig gebrochen worden war, ſtellte ſich nicht wieder her. Weil nur in dem Königreich Juda, nicht aber in dem von Iſrael, deſſen Einwohner (die ſogenannten zehn verlornen Stämme) ſich ganz unter der übrigen Maſſe der orientaliſchen Bevölkerung aufgelöſt hatten, eine Art von Wiedergeburt eintrat, ſo hießen die Hebräer von nun an Juden.

Die Könige des Oſtens hatten die Weggeführten nicht durchweg mit Härte behandelt. Sie waren nicht gezwungen worden, die Sitten ihres Vaterlandes mit den Landesſitten zu vertauſchen, oder die fremden Götter anzubeten. Wie es denn überhaupt in den allgemeinen Verhältniſſen der aſiatiſchen Welt liegt, daß die Völker ſich, ſelbſt in der Unterjochung, ſehr rein und eigenthümlich erhalten, ſich nicht gegenſeitig zu bekehren und zu vermiſchen trachten, vielmehr fremde Götter und Sitten neben ſich dulden.

Ja mehrere der fähigeren Juden waren von den Eroberern ſogar in den Staatsdienſt genommen und zu hohen Aemtern befördert.

Die Schönheit der jüdiſchen Frauen, wie das Talent der Männer hatte ſie oft zu Einfluß und Reichthum geführt, und viele derſelben begnügten ſich daher beim Wiederaufbau des Tempels zur Zeit des Cyrus, ihr Scherflein beizutragen, fuhren aber fort, den fremden Boden, der ſie ernährte, als ihr Vaterland zu betrachten.

Demnach alſo — ſage ich — blieb ſeit der aſſyriſchen und babyloniſchen Eroberung der Körper des jüdiſchen Volkes für immer ein in hohem Grade verſprengter, wenngleich ſich auch im Heimathlande noch für lange eine mehr oder weniger compacte Maſſe zuſammenhielt und unter

günſtigen Umſtänden Zeitweiſe auch wieder zu politiſcher Unabhängigkeit gedieh.

Das große Handels-Genie und der leidenſchaftliche Speculations-Trieb, der die Juden in ſo hohem Grade kennzeichnet, mag ſchon in ihnen geſteckt haben, da ſie noch als Hirten am Jordan nomadiſirten.

Alle arabiſchen und ſemitiſchen Völker ſind ausgezeichnet durch dies Talent und dieſen Trieb, den ſie alsbald entfalten, ſo wie ſie in eine dazu günſtige Stellung kommen.

Die Phönicier, die nächſten Verwandten und Brüder der Juden, die auch mit den Juden zu den „Hebräern“ gerechnet werden, hatten bereits längſt die großartigſte Handelsthätigkeit der damaligen Zeit entwickelt.

Dann aber auch, ſo glaube ich, werden faſt alle Völker, die ihrem heimathlichen Boden mit Gewalt entriſſen und in die Fremde verſtreut wurden, immer von ſelbſt dieſer commerciellen und ſpeculativen Thätigkeit zugetrieben.

Den Ackerbau, den Grundbeſitz finden ſolche Vertriebene in dem fremden Lande ſchon in anderen feſten Händen, und es wird ihnen ſchwer, ſich dahinein zu drängen.

Die über weite Gebiete verſtreuten Colonien oder Factoreien ihrer Stammgenoſſen, die ſie kennen, denen ſie Credit geben, mit denen ſie durch Correſpondenz und gegenſeitige Beſuche in Zuſammenhang bleiben, bieten eine große Leichtigkeit dar, die Producte entlegener Länder zu verſchreiben und ſie den Eingebornen zuzuführen.

Solche unter mehreren Völkern verſtreute Anſiedler müſſen daher, ſage ich, faſt von ſelbſt die Verkehrs-Vermittler der Leute, unter denen ſie leben, werden. Es muß ſich eine Neigung und ein Talent für den Handel bei ihnen bilden. Wie an den Juden, ſo ſehen wir dies z. B. auch an den Armeniern, die, urſprünglich blos ein induſtrieloſes Berg-Hirten-Geſchlecht, nach ihrer Zerſtreuung aber eines der merkwürdigſten Handelsvölker Aſiens und Europas geworden ſind. Wir ſehen es, um ein Beiſpiel aus neuerer Zeit zu wählen, an unſern Herrnhutern, die urſprünglich nur in Folge ihrer religiöſen Differenzen in alle Welt verſtreut wurden, und die dann nachher von ihren Miſſions-Plätzen aus angefangen haben, einen ſehr merkwürdigen Waaren-Austauſch zu betreiben und neben ihrem religiöſen Eifer zugleich einen ſo großen und ſicheren kaufmänniſchen Tact ſich angeeignet haben.

Hinausgeworfen aus den engen Kreiſen ihres kleinen Vaterlandes, wo ſie bisher nur Wein-, Oel- und Getreide-Bauern, Hirten und Viehzüchter, Prieſter und Krieger geweſen waren, mußten demnach die Juden in der Fremde und auf den Bahnen des großen Weltverkehrs nothwendig zu den Gewerben und dem kaufmänniſchen Weſen hingedrängt werden.

Und war dieſe Tendenz einmal erwacht, ſo mußten denn dieſelben Impulſe auch von ſelbſt weiter wirken. Auch ohne neuen Zwang griff dann der aufſtrebende Speculations-Geiſt um ſich und gab zu ferneren freiwilligen Wanderungen, Anſiedlungen und Gründungen von Factoreien Veranlaſſung.

So iſt es denn kein Wunder, daß wir bereits zur Zeit der großen perſiſchen Monarchie und trotz der Erlaubniß des Cyrus, in's Vaterland zurückzukehren, in allen mediſchen und perſiſchen Städten Juden bleibend anſäſſig finden, daß wir ihre Colonien ſchon in den öſtlichen Provinzen dieſes weiten Reiches erblicken, ja daß ſie damals, 500 Jahre vor Chriſti Geburt, wahrſcheinlich auch bereits in Indien, und ſogar nicht ſehr lange darauf in China eingedrungen waren, ohne daß ſie ein Zwang, eine neue Vertreibung ſo weit hinausgeführt hätte. Es wird uns berichtet, daß ſchon lange vor Chriſti Geburt Juden-Colonien in China exiſtirten. Schon damals ſtanden die Juden bei den Chineſen in hohem Anſehen, und mehrere von ihnen ſollen ſich unter den Kaiſern des himmliſchen Reichs zu Mandarinen und zu Statthalterwürden emporgeſchwungen haben.

Mit den Europäern kamen die Juden in bedeutſamer Weiſe zuerſt durch die Macedonier und Griechen in Berührung. Zwar iſt es wohl außer Frage, daß ſchon lange vor Alexander d. Gr. einzelne Juden den Boden von Europa betreten hatten. König Salomo ſoll ja ſeine Flotte mit denen der Phönicier ver-

eint, und an ihren Handels-Speculationen nach Westen Theil genommen haben, und es mag daher in den phönicischen Colonien Afrikas und Spaniens schon damals jüdische Agenten gegeben haben.

Auch ist es wohl ziemlich wahrscheinlich, daß unter den 100 Völkerschaften, mit denen die persischen Könige Darius und Xerxes in Griechenland einfielen, auch Krieger aus dem Lande Canaan waren Allein diese Erscheinungen der Juden in Europa sind theils in ihrer Geschichte sehr dunkel, theils waren sie sehr vorübergehend und von keinen bleibenden Folgen.

Erst der Einbruch der Macedonier und Griechen in Asien, der unter andern das Handelsvolk der Phönicier vernichtete, brachte die Juden unserem Welttheile um ein gutes Stück näher.

Sie schlossen sich den Griechen an, sie lernten, wie andere Asiaten, ihre Sprache, sie traten mit den Griechen an die Stelle der Phönicier.

Namentlich bevölkerten sie mit ihnen das große, mächtig aufblühende Handels-Emporium Egyptens, das von den Macedoniern gestiftete Alexandrien, die Nachfolgerin von Tyrus, woselbst sie unter den Ptolemäern eine sehr zahlreiche Colonie bildeten, und von wo aus sie mit der übrigen Welt in Verbindung traten.

Von da aus gewannen sie namentlich Anknüpfungspunkte über Cyrene durch das nördliche Afrika hin, in welchem sich ihre Religionsgenossen, Stammverwandte und Geschäftsfreunde verbreiteten. Von Egypten aus kamen sie nach Nubien und Abyssinien und südwärts über die Wüste Sahara bis in das Innere von Afrika hinein, wo noch jetzt in Nigritien schwarze Judenstämme existiren sollen.

Ja wir sehen zu jener Zeit auch schon in den griechischen Küstenstädten Kleinasiens, also gleichsam im Angesichte Europas, eine Reihe blühender Handels-Factoreien der Juden.

Durch die Griechen und Macedonier, so kann man also sagen, wurden die Juden, die Asien schon längst erfüllten, gewissermaßen ringsumher bis an die Thürschwellen Europas vorgeschoben.

Das zweite große europäische Eroberer-Volk, die Römer, sollten sie endlich ganz in unser Welttheil hereinschaffen.

Unter den Nachfolgern Alexander's hatte außer den weit verstreuten Handels-Colonien noch immer im alten Heimathslande ein bedeutender Kern jüdischer Staatsgenossen, Städtebewohner, Grund-Eigenthümer, Ackerbauer existirt, die zu Zeiten noch einen ganz bewundernswürdig hereischen Patrietismus, Kampfesmuth und Unabhängigkeitsdrang entwickelten, und z. B. unter ihren Nationalhelden, den Makkabäern (d. h. den Hämmern), im zweiten Jahrhundert v. Chr. G., vorübergehend sogar ein dem Salomonischen ähnliches, glorreiches und gefürchtetes Reich Juda wiederherstellten, — die meistens aber von Statthaltern oder Unterkönigen der mächtigen Nachbarreiche regiert waren.

Die Heldenthaten, welche jene einheimischen mit erstaunenswerther Begeisterung für Freiheit und Vaterland kämpfenden Juden bei allen Eingriffen von außen her verrichteten. — die Aufopferungs-Freudigkeit, mit der sie bei den häufigen Zerstörungen ihres heiligen Jerusalem jedes Mal ihren Jehovah-Tempel wieder herstellten, — die unverwüstliche Regenerations-Kraft, mit der sie, wenn sie in sich selbst zerfielen, wenn Zucht und Sittenlosigkeit vorübergehend einriß, — wenn sogar, wie dies einmal geschah, die alten Mosaischen Bücher und Satzungen gänzlich verloren und vergessen waren, - sich dennoch wieder aus sich selbst gebaren und den Tempel so wie äußerlich, so auch in sich von Neuem erbauten, — die ganz ungemeine Energie, mit der sie den gegen sie eindringenden Göttern der Römer widerstanden, — die furchtbaren Schlachten, die sie den Legionen der gewaltigsten römischen Feldherren, einem Pompejus, einem Crassus, einem Vespasian lieferten, — die Art und Weise ihres schließlichen Untergangs, das letzte Aufloderu ihrer Kraft gegen den Kaiser Titus, dessen Uebermacht sie nur Schritt vor Schritt und gleichsam bis zum letzten Mann und Hause wichen, — dies Alles erfüllte die ganze Welt stets und wiederholt mit Bewunderung für sie und mußte ganz vorzugsweise bei den im Auslande verstreuten Stammgenossen die Vaterlandsliebe mächtig stärken, und indem es ihre Mitleidenschaft beständig wach

hielt, ihren gemeinſamen Nationalſtolz immer anregte, ihnen überall, wo ſie auch ſein mochten, ein erhebendes Selbſtgefühl einflößen.

Dieſe furchtbaren Cataſtrophen der Vernichtung Jeruſalems unter Titus im Jahre 70 n. Chr. G. und ſchließlich nach erneuten Empörungen die entſetzlichen Blutbäder und die völlige Verwüſtung Paläſtinas im zweiten Jahrhundert n. Chr. G. unter Trajan und Hadrian mußten ſich tief und als unvergeßliche Erinnerungen in das Gemüth aller Juden ſenken.

Die letzten der alten Tempelſteine wurden damals aus ihren Fundamenten geriſſen. Auf der heiligen Stätte ließ man pflügen und Bäume pflanzen. Das Götzenbild des Jupiter wurde an die Stelle der Geſetzes-Tafeln Jehova's geſetzt.

Das alte heilige Hieroſolyma wurde bis auf den Namen ausgerottet, mit neuen Coloniſten bevölkert und zu Ehren des Kaiſers Aelius Hadrianus „Aelia" genannt, zu welchem „Aelia" ſogar allen Juden den Zutritt verſagt wurde.

Die von Joſua einſt vor 1500 Jahren an die Iſraeliten vertheilten Aecker des gelobten Landes wurden von den Römern verkauft und kamen in fremde Hände. Die meiſten der nach den Gemetzeln noch übrigen Einwohner brachte man an Bord der Schiffe und führte ſie nach Weſten ab.

In dem Lande ſelber blieb nur ein kleines Häuflein, das aber von nun an trotz aller ſeiner Träume von Herſtellung der alten jüdiſchen Herrlichkeit und auch einzelner ſchwacher Verſuche dazu bis auf unſere Zeit herab dort nie wieder als gebietende Nation auftreten konnte, ſondern daſelbſt nur als verſtreute, geduldete und heutzutage höchſt bedrückte und armſelige Coloniſten eben ſo, wie die Brüder in der Fremde, wohnte.

Daß bei dieſer durch die Römer bewirkten völligen Verſtreuung der Juden durch die Welt auch die jüdiſchen Colonien im ganzen Oriente wieder neue Zufuhr erhielten, verſteht ſich natürlich von ſelbſt.

Für uns aber iſt es hier wichtiger zu erfahren, wie die alten jüdiſchen Factoreien in Macedonien und Griechenland dadurch bedeutend verſtärkt wurden, und daß nun die Juden mit den Römern auch in einige andere Länder Europas, in Italien, in Spanien, in Gallien, ſogar ſchon in die germaniſchen Rheinlande einzogen, die ſie mit den Griechen und Macedoniern noch nicht hatten erreichen können.

Die heidniſchen Römer bereiteten den in ihre Provinzen eingewanderten Juden ein ziemlich erträgliches Loos.

Sie verfolgten ſie nicht — wenigſtens nicht ſo conſequent und bis auf's äußerſte, wie dies ſpäter z. B. im chriſtlichen Spanien geſchah* — ihres Glaubens wegen, ſie ließen ihnen ihre Religion, ſie gewährten ihnen am Ende ſogar das römiſche Bürgerrecht und alle die darin eingeſchloſſenen Gerechtſame und Privilegien.

Manche Juden gelangten bei den Römern zu Anſehen, Amt und Würden. Ein jüdiſcher Dichter, Fucus Ariſtäus, iſt durch ſeinen Umgang mit Horaz unſterblich geworden. Ein römiſcher Statthalter von Sicilien war ein Jude.

Nichts deſtoweniger aber verſchmolzen die Juden mit den Römern ſo wenig, wie mit andern Völkern. Ihre Religions-Satzungen, ihre unerſchütterliche Treue an den Gott Abraham's und Moſes, ihre alten Gebräuche, an denen ſie unter allen Umſtänden feſt hielten, ihre eigenthümlichen Geſetze in Bezug auf Speiſe und Kleidung, bewirkten es, daß ſie auch unter den Römern wie anderswo als eine geſonderte Kaſte beſtehen blieben.

Sie ſelbſt hielten ſich mehr eigenwillig von den Römern getrennt, als daß dieſe ſie zurückgeſtoßen hätten. Sie erſchienen daher auch ſchon den Römern, die oft den Kopf über ſie ſchüttelten, als eigenſinnige, rechthaberiſche, abſonderliche und unverbeſſerliche Leute und wurden als ſolche, wie bei uns, oft das Stichblatt des Witzes und Spottes bei Kaiſern, bei Schriftſtellern und beim Volke.

Dennoch hätten ſich vielleicht die Juden bei ihrer unbeſchränkten bürgerlichen Freiheit doch wohl am Ende, wie ſo manche andere orientaliſche Volks-Elemente, welche die Römer in ihre europäiſchen Beſitzungen verpflanzt hatten, im Laufe der Zeiten völlig in Europa verloren und mit den

* Allerdings ſind unter den Römern einzelne Revolten und Verfolgungen der Juden vorgekommen.

Landeskindern vermiſcht, wenn nicht das Chriſtenthum dazwiſchen getreten wäre.

Das Chriſtenthum, deſſen göttlicher Stifter im Schooße des jüdiſchen Volkes ſelber geboren wurde, deſſen geläuterte Ideen zunächſt in den gottbegeiſterten und erleuchteten Seelen frommer Männer in Juda Anklang fanden, und deſſen Vorſchriften zunächſt durch jüdiſche Apoſtel in den kleinen in der Römer-Welt verſtreuten Juden-Colonien verkündet wurden, — dieſe neue Religion erſchien anfänglich als eine Spaltung unter den Juden ſelbſt als ein reformirtes Judenthum.

Ueberall ſtritten die alten Moſaiſten mit den Anhängern der neuen Lehre, den Chriſten, mit der Eiferſucht entgegengeſetzter Secten und bald mit der Erbitterung verfeindeter Brüder.

Als das Chriſtenthum aus den engen Kreiſen der jüdiſchen Gemeinden hervortrat, da wurde auch auf die bekehrten Heiden, die nun ſeine Hauptträger wurden, die feindſelige Secten-Geſinnung übertragen. Und als die ganze gebildete Welt und endlich die römiſchen Kaiſer ſelbſt ſich zu der neuen Lehre bekannten, da kamen die Juden mithin in eine viel gedrücktere Stellung als zur Zeit der Herrſchaft des alten heidniſchen Götterdienſtes.

Bekehrungs-Verſuche begannen und, da dieſe mißglückten, heftige Verfolgungen, durch welche die bedrängten Juden noch weiter verſtreut und zerſplittert wurden.

Verbote der Ehe zwiſchen Juden und Chriſten und andere Beſchränkungen wurden verfügt, durch welche denn alle Vermiſchungen der Juden völlig unmöglich gemacht, und ſie noch mehr in die iſolirte Stellung hineingetrieben und in ihr befeſtigt wurden, die ſie ſchon durch ſich ſelbſt dem ihnen inne wohnenden Hange gemäß als eigenthümliche Kaſte eingenommen hatten.

Nicht lange nach der Annahme des Chriſtenthums ſank das Reich der Römer durch Zwieſpalt und innern Hader unter dem Schwerte einbrechender Barbaren. Ueberall wurde ihnen die Weltherrſchaft aus den Händen geriſſen. In manchen Gegenden, wie z. B. in den Griechiſch-Byzantiniſchen Ländern verſchwanden ſie ſelber faſt völlig.

Ueberall aber blieben die zähen und ausdauernden Juden an den aus den Trümmern neugebildeten Reichen haften, gleichſam wie eine elaſtiſche, ſchwer zerſtörbare und vielverzweigte Epheu-Ranke an den Theilen eines zuſammenſtürzenden Gebäudes.

Ja trotz Drangſal und Noth wuchſen ſie ſogar hie und da ganz üppig und mit neuen Zweigen, aus tauſend Wunden blutend und doch unbeſchädigt, durch alle Welt verſtreut und doch gleich Felſen unter einander zuſammenhaltend, unſäglich bedrückt, gleich dem ſchwachen Frauen-Geſchlechte tyranniſirt, und doch, wie die elaſtiſchen Frauen, Herrſchaft übend, mitten durch das grauſige Gewoge der Völkerwanderung hin.

Wir treffen ſie gleich von vornherein in allen den von den Barbaren neugeſtifteten Reichen Europa's, und ſehen ſie in günſtigen Zeiten zuweilen zu nicht geringer Kraft und Anzahl gelangen.

Vor Allem traten ſie auf der pyrenäiſchen Halbinſel, dem alten Colonien-Lande ihrer Brüder, der Phönicier, das den Weſtgothen zugefallen war, einflußreich und bedeutungsvoll hervor.

Ihre Anzahl und ihr Anſehen wuchſen in Spanien unter den barbariſchen Königen der Weſtgothen, denen ſie ſich mit ihrer alten Bildung, mit ihren weitreichenden Verbindungen, mit ihrer Schmiegſamkeit und Gewandtheit nützlich machten, und von denen ſie vielfach im Staate und bürgerlichen Leben gefördert wurden.

Erſt als die Weſtgothen ſich eiviliſirten und dann auch von dem arianiſchen Ketzerthum zum orthodoxen Katholicismus übergingen, kamen die Juden dort in eine gedrücktere Lage und wurden dann am Ende des 7. Jahrhunderts zum erſten Male in Spanien proſcribirt, verfolgt und durch die härteſten Maßregeln und drakoniſche Droh-Geſetze zur ſcheinbaren Annahme des Chriſtenthums gezwungen. Das Vermögen aller Juden in Spanien ſollte zum Vortheil des Königsſchatzes confiſcirt werden. Sie ſelbſt ſollten als Sklaven im Lande vertheilt, ihre Kinder ihnen aber abgenommen werden, um ſie chriſtlich zu erziehen.

Diesem katholischen Westgothischen-Drucke wurden sie durch die Mauren, die seit 711 Spanien zum Theil mit Hülfe der Juden eroberten, entzogen. Unter der Herrschaft der duldsamern maurischen Könige verbreiteten sie sich wieder über die ganze pyrenäische Halbinsel und blühten an Bildung und Zahl.

Spanien wurde damals im 9. und 10. Jahrhundert die Zufluchtstätte aller anderswo in Europa bedrängten Juden. Sie waren dort wohlhabend, hatten ihre selbstständige Gemeinde-Einrichtung, entschieden ihre bürgerlichen und religiösen Streitigkeiten selbst, saßen nicht selten den maurischen Königen als Rathgeber zur Seite, kämpften in den arabischen Heeren, und pflegten mit den Mauren gemeinsam die schönen Künste und Wissenschaften.

Viele der sogenannten arabischen Gelehrten und Dichter waren geborene Juden, die allgemein die arabische Sprache reden und schrieben. Der größte der arabischen Gelehrten in Spanien, der berühmte Averroes und das größte Licht unter den spanischen Juden, der hochgepriesene und weltbekannte Maimonides waren Zeitgenossen und persönliche Freunde (in der Mitte des 12. Jahrhunderts). Mit des letztern nachgelassenen Werken beschäftigen sich die denkenden Juden noch jetzt, wie wir uns mit denen des Aristoteles.

Als die neugestifteten christlichen Königreiche Castilien und Arragonien um sich griffen, und den Mauren allmählich eine der von ihnen besetzten Landschaften nach der andern — und damit zugleich auch eine Menge jüdischer Unterthanen, die dort einflußreich und grundbesitzlich waren, abnahmen, wagten die spanischen Könige es nicht, diese alsbald nach Altgothischer Weise zu bedrücken und zu verdrängen.

So lange es in Spanien neben den christlichen noch maurische Königreiche gab, hätte der Druck nur zur Auswanderung in des nahen Feindes Lager geführt.

Wie groß die Anzahl der Juden in beiden Lagern gewesen sein muß, beweist am besten der Umstand, daß, als einmal zwei spanische und maurische Heere an einem Sabbath auf einander stießen, der Schlachttag verschoben wurde, weil dies die zahlreichen jüdischen Streiter in beiden Heeren verlangten.

Wie bei den Mauren, so blühten daher gleichzeitig die jüdischen Angelegenheiten bei den christlichen Königen der Halbinsel, deren Finanzen gewöhnlich in den Händen von Juden waren, und die zuweilen schwierige wissenschaftliche Aufgaben, (z. B. König Alfons der Weise von Castilien — seine berühmten astronomischen Tafeln —) durch jüdische Gelehrte lösen lassen mußten.

Namentlich erhob der Grundbesitz, der ihnen gestattet war, die spanischen Juden überall zu patriotischen und wehrhaften Söhnen des Landes. Sie nahmen Theil an der Welt und den Weltereignissen. Sogar von den ritterlichen Uebungen der Spanier waren sie nicht ausgeschlossen, und sie wurden in Wesen, Sprache und Haltung den Spaniern fast gleich, gleich fein und edel gebildet.

Dies änderte sich erst allmählich. Und zwar um so mehr, je weiter die Gebiete der christlichen Könige sich ausdehnten, je weniger die Mauren zu fürchten waren, je größere Triumphe das Kreuz feierte. Mit der Zahl andersgläubiger Unterthanen, die man mit den neuen Eroberungen aufnehmen mußte, wuchs die Aengstlichkeit und Strenge gegen sie.

Die Geistlichkeit verlangte ihre Bekehrung und beim Widerstande dagegen entstanden schon am Ende des 14. Jahrhunderts einige blutige Verfolgungen.

In der That haben bei solchen Veranlassungen die Juden in Spanien zuweilen in großer Anzahl ihren Glauben verläugnet und das Christenthum angenommen, was sie in andern Ländern selbst in den ärgsten Drangsalen fast nie gethan haben, was sich aber eben daraus erklärt, daß sie, wie gesagt, sonst so ganz den Spaniern gleich gestellt waren, und so viel bei einer Weigerung in diesem schönen, ihnen so günstigen Vaterlande zu verlieren hatten.

Die Mehrzahl aber blieb nichts destoweniger auch in Spanien dem Glauben ihrer Väter treu, und gegen diese schleuderte nun, als die Sachen allmählich reif geworden waren, — als die entsetzliche und verruchte Inquisition tiefe Wurzel gefaßt hatte, in demselben Jahre, in welchem der letzte maurische Staat in Granada erdrückt war, (im Jahre 1492) König Ferdinand seine furchtbaren Verbannungsbefehle.

Dieſer König vermeinte, er könne dem Schöpfer für ſeinen Sieg über die Mauren keinen würdigeren Dank ſagen, als indem er die Juden entweder zur Abſchwörung des Glaubens ihrer Väter nöthigte oder ſie aus Spanien vertreibe.

Dreimal hunderttauſend ſpaniſche Iſraeliten entſagten einem Lande, in dem ſie weit länger gewohnt hatten, als die Vorfahren König Ferdinand's, und in welchem ihr Leben glanzvoller und hoffnungsreicher geweſen war, als ſonſt irgendwo in Europa. Sie verkauften ihre ſchönen Beſitzthümer an die gierigen Spanier für Spottpreiſe, der eine ſeinen Weinberg für ein Saumroß, der andere ſein Haus für einen Reiſemantel

Viele flüchteten unter unſäglichen Drangſalen übers Meer und ſuchten eine neue Heimath in Afrika, in Italien und im Orient.

Zwanzigtauſend Familien fanden eine vorübergehende Zufluchtsſtätte in Portugal. Da jedoch Portugals Könige und Geiſtlichkeit bald der ſpaniſchen Politik folgten, da auch dort die ſpaniſche Inquiſition eingeführt wurde, da die Juden auch dort von Bekehrungsbefehlen und Verbannungs-Edicten getroffen wurden, ſo mußten ſie alsbald ihr ſchweres Kreuz wieder aufnehmen und ihren dornigen Wanderſtab weiter ſetzen.

Wie grauſam man ſie auch in Portugal behandelte, beweiſt eine Aeußerung des damaligen Königs Emanuel, die er bei einem tragiſchen Vorfalle that. Man hatte einer ſchönen und wohlhabenden Jüdin ihr Vermögen und ihre Kinder weggenommen. Dieſelbe warf ſich in ihrer Verzweiflung auf offener Straße dem Könige zu Füßen, um Schutz und Erbarmen flehend. Der König ſchützte ſie zwar vor den Schlägen und Mißhandlungen ſeiner Begleiter, die ſich alsbald über die zudringliche Creatur hergemacht hatten, indem er, um ihre Dreiſtigkeit zu entſchuldigen, ſagte: man pflege doch auch einer Hündin das Winſeln zu erlauben, wenn man ihr ihre Jungen entreiße. Der König glaubte etwas recht Chriſtliches geſagt zu haben. Es fiel ihm aber nicht ein, daß er viel chriſtlicher gehandelt hätte, wenn er die arme Frau erhört hätte. Er überließ ſie im Uebrigen ihrem Schickſale. — Manchen Juden brach in ihrem Jammer und Elende der Muth und ſie ließen ſich in Liſſabon zurückbleibend, taufen. Aber auch dieſe verſtreuten ſich bei ſpäteren Anfechtungen, die ihres Glaubens wegen über ſie kamen, (denn ſie pflanzten insgeheim das Judenthum auf Kinder und Kindes-Kinder fort) nach Bordeaux und Bayonne, nach Frankreich und beſonders nach den mit den Elementen und den Tyrannen kämpfenden Niederlanden, wo die Vorſehung im 16. Jahrhunderte allen Verfolgten und Unterdrückten einen Hafen eröffnet hatte, und ſpäter nach Hamburg und andern nordiſchen Städten.

Man nannte ſie dort portugieſiſche Juden und nennt ſie noch jetzt ſo, obgleich die Mehrzahl von ihnen nur über Portugal aus Spanien kam und das Spaniſche als ihre Mutterſprache betrachtete.

Dieſe ſeit Karl's V. und der Philippe Zeiten im Norden und im Orient weit verſtreuten ſogenannten portugieſiſchen Juden, die noch jetzt überall ihrer ſpaniſchen Sitte und Sprache als einer ſüßen Erinnerung an das Land ihrer Väter anhängen, bilden einen der achtungswertheſten Zweige der jüdiſchen Nation.

Sie zeichnen ſich namentlich vor den deutſchen und polniſchen Juden durch einen männlichen und geraden Charakter und durch eine edle Haltung aus. Man ſieht es ihnen an, möchte ich ſagen, daß ſie einſt Privilegien, einflußreiche Verbindungen, eine unabhängige Stellung genoſſen, und daß ſie einmal Grundbeſitz unter den Füßen gehabt haben.

In dem öſtlichen Nachbarlande Spaniens, in Frankreich, haben die Juden nie eine ſo große Zahl und Bedeutung erreicht, wie auf der pyrenäiſchen Halbinſel, obwohl ſie auch dort ſchon ſeit der Römer Zeiten in vielen Städten anſäſſig waren. Lyon war einer ihrer bedeutendſten Plätze. Sie machten ſich durch ihre Kenntniſſe, in denen ſie den damaligen Chriſten überlegen waren und durch ihre weit reichenden Verbindungen den erſten Königen der Franken oft nützlich. Karl der Große ſchickte als Geſandten an den Caliſen Harun al Raſchid einen Juden. Ludwig der Fromme verſetzte den Juden zu Liebe die Märkte in vielen Gegenden Frankreichs vom Sabbath auf einen andern

Wochentag. Karl der Kahle machte die Abgaben der Juden denen der Chriſten faſt gleich. Allein je mehr das Feudal-Syſtem um ſich griff, je mehr ſich die Macht der Kirche und der Biſchöfe ausdehnte, deſto häufiger wurden die Juden dem Schutze der Könige entriſſen, und erlagen der Gewalt eingebildeter Machthaber und eines ſie verfolgenden Clerus. Sie wurden von der in Frankreich ſehr hierarchiſchen und einflußreichen Geiſtlichkeit angefochten, und von dem zuweilen aufflammenden Schwärmergeiſte der Franzoſen hart bedrängt.

Judenverfolgungen wiederholten ſich in Frankreich nach den Karolinger Zeiten aller Orten. Mehr als einmal confiscirten die nun vom Clerus beeinflußten franzöſiſchen Könige das geſammte Vermögen ihrer Juden, überfielen und plünderten ſie im ganzen Reiche und trieben ſie aus.

Einmal that dies Philipp Auguſt im Jahre 1182 und ein anderesmal Philipp der Schöne, derſelbe eitle und habſüchtige Despot, der die grauſame Verfolgung der Tempelherren anordnete, im Jahre 1306.

Die Juden ſprechen von den Güter-Confiscirungen und Verfolgungen unter dieſem letztern Könige als von den ſchrecklichſten, die ſie erlebt haben. Alle ihre Synagogen wurden in chriſtliche Capellen verwandelt. Die von Paris ſchenkte der König ſeinem Kutſcher Jean Truvin. — Seitdem kamen die Juden in Frankreich, obwohl ſie noch einmal wieder zurückberufen wurden, nie zu einer ruhigen Exiſtenz.

Das eigentliche königliche Frankreich war damals noch klein und ſie fanden zuweilen Schutz in den mehr oder weniger unabhängigen franzöſiſchen Nebenlanden. Doch wurden ſie dann zu Zeiten auch wieder von einem Herzogthum zum andern vertrieben. Im Jahre 1320 erging über ſie im ſüdlichen Frankreich die monſtruöſe ſogenannte Hirten-Verfolgung. Inſpirirte Schafhirten waren im ſüdlichen Frankreich als Propheten aufgeſtanden und hatten das Volk zu einem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande begeiſtert. Nach dem Ausſpruche: „das Himmelreich gehöre den Einfältigen“, glaubten und decretirten ſie, das heilige Land, das ſo viele Könige und Kaiſer vergebens zu erobern getrachtet hätten, könne nur von ſimplen Hirten und Bauern zurückgewonnen werden. Sie brachten eine ungeheure Anzahl von Hirten, Bauern, Geſindel und Räubern auf die Beine, die ſich in Bewegung ſetzten, aber nicht einmal Kenntniſſe und Mittel genug beſaßen, um den Ausweg aus Frankreich zu finden. Der Sturm verlief ſich mit einer allgemeinen Plünderung und theilweiſer Ausrottung der Juden in den Städten der Languedoc und Provence.

Carl VI., derſelbe meiſtens tiefſinnige König, der auf einen berühmten Maskenballe als Satyr verkleidet in Brand und Lebensgefahr gerieth und in Folge deſſen ſeinen Verſtand verlor, machte endlich den Juden in Frankreich ganz das Garaus, indem er ſie im Jahre 1394 auf ewige Zeiten aus dem Reiche verbannte.

Erſt mit der Erwerbung der deutſchen Provinz Elſaß unter Ludwig XIV. erhielt Frankreich auch eine bedeutende Anzahl Juden wieder. Unter Heinrich II. im Jahre 1550 hatte es nur einige wenige der ſogenannten portugieſiſchen Juden in Bayonne und Bordeaux aufgenommen, und dieſe, ſo wie noch einige andere ſeitdem wieder eingewanderte Juden, ſind dann endlich in Folge der neueſten franzöſiſchen politiſchen Reformen und namentlich mit Hülfe ihres großen Protectors Napoleon, ihres Wohlthäters und Befreiers, ganz den übrigen Bürgern gleich geſtellt und als volle Franzoſen anerkannt.

Das engliſche Judenthum war faſt immer nur ein Zweig des franzöſiſchen, denn von Frankreich erhielt England vermuthlich zugleich mit dem Chriſtenthum ſeine erſten noch wenig zahlreichen Juden, und wiederum mit den Normannen unter Wilhelm dem Eroberer eine bedeutendere Anzahl.

Sie errangen ſich unter den Engländern anfänglich durch ihre Induſtrie und namentlich, wie überall, durch ihre geſchickt geleiteten Geldgeſchäfte, Wohlleben und Reichthum, wurden aber von den Königen bald ſo gebrandſchatzt und vom Volke zur Zeit der Kreuzzüge ſo häufig geplündert, mißhandelt und decimirt, daß ihre Angelegenheiten völlig in Verfall geriethen und ihre hart beſteuerten Gemeinden verarmten.

König Eduard I., ein gewaltiger Krieger und Held, der Eroberer von Wales und

Digitized by Google

Schottland, befahl im Jahre 1290 plötzlich, daß ſämmtliche elende und völlig ausgeraubte Juden das Königreich räumen ſollten, vermuthlich weil er den Nutzen, den er von ihnen ziehen konnte, nicht mehr bedeutend genug fand, um deßhalb dem Judenhaſſe ſeiner chriſtlichen Unterthanen und den Aufhetzungen ſeiner Geiſtlichkeit noch länger zu widerſtehen.

16,000 armſelige Flüchtlinge ſchifften darauf fort von der grünen Inſel, auf der ſie nichts als die Urkunden ihres Elends, einige Ortsnamen und ihre Grabſteine zurückließen.

Auf dieſe Weiſe gab es alſo im 16. und 17. Jahrhundert eine Periode, wo in Folge einer Reihe von Verbannungs-Edicten der Könige von Spanien, Frankreich und England im ganzen Weſten von Europa gar keine Juden mehr zu finden waren, eine Erſcheinung, die ſeit der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus einzig in ihrer Art war.

Cromwell, in welchem manche Juden einen Meſſias erblickten und ſeine Independenten, die ſich Glaubensfreiheit errangen, fingen ſchon an, die Juden nach England zurückzuführen und ſeitdem haben ſie dann in dieſem nun allmählich toleranter gewordenen Lande von dem fanatiſchen Haſſe und von den zahlreichen in anderen Ländern noch fortgeſetzten Juden-Quälereien weniger gelitten und man hat dort nun bis auf unſere Tage herab an ihrer immer größeren Entfeſſelung und ihrer völligen Gleichſtellung mit den andern Bürgern ſehr erfolgreich gearbeitet.

Vielleicht hat kein Volk ſich im Mittelalter mit Juden-Verfolgungen blutigen Charakters weniger befleckt als die Italiener, die den Papſt ſelber in ihrer Mitte hatten und die ſich vielleicht *eben daher* religiöſe Intoleranz und Fanatismus weniger zu Schulden kommen ließen, als die *entfernten* Nationen der Chriſtenheit.

Der alte römiſche Geiſt der Duldung der Juden iſt in Italien nie völlig untergegangen, — weder in Sicilien, ſo lange es nicht unter ſpaniſche Botmäßigkeit fiel, wo die Juden ſich rühmen, die Stadt Palermo blühend gemacht zu haben, noch in Neapel, wo ſie ſeit den Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs in allen Landſchaften wohnten, wo ſie im Mittelalter in Bari eine berühmte Hochſchule hatten, und von der ſie erſt durch die ſpaniſche Herrſchaft vertrieben wurden. — Noch ſelbſt in Rom, wo die Juden ebenſo, wie die Chriſten bei einer Papſt-Wahl mit großen Freuden, mit Geſang und Preisliedern, mit ihren Fahnenträgern, Schreibern und Richtern, — nach altem Brauch ihre Thora (Geſetzbuch) unter dem Arm haltend, — dem neuen Kirchenhaupte entgegen zogen, das ſie in hebräiſcher Sprache anredeten, indem der Papſt ihnen in lateiniſcher Sprache gnädig antwortete, freilich hinderte dies nicht, daß nicht manche Päpſte ausnahmsweiſe ſich hinterdrein den Juden ſehr ungnädig zeigten und ſie zuweilen haufenweiſe vertrieben oder gar verbrannten. Einer dieſer judenfeindlichen Päpſte, der fromme Eiferer Gregor XIII., ließ einmal (es war im Jahre 1584) in Rom eine ſchöne neue Kirche bauen und machte es den Juden zur Pflicht, alle Wochen daſelbſt einmal eine chriſtliche Predigt anzuhören. Die Kirche war beſonders für den Geſchmack der Juden eingerichtet und z. B. alle Altäre und Heiligenbilder in ihr weggelaſſen. Die Juden gingen hin, ſtopften ſich aber während des Vortrags die Ohren zu, räuſperten, huſteten, flüſterten und plauderten. Und obwohl der Papſt Büttel mit Stöcken zwiſchen ihnen umhergehen ließ, um die Ruheſtörer durch Schläge zurechtzuweiſen und ihnen die Ohren zu öffnen, ſo mißglückte doch auch dieſe Maßregel, ſie für die Religion der Liebe zu gewinnen.

Im 13. und 14. Jahrhundert ſtanden die Juden im innigen Zuſammenhange mit allen italieniſchen Geiſtes-Arbeiten, und beſonders war Rom der Sitz eines regen, ſelten behinderten jüdiſchen Gemeindelebens.

Damals erhielten die Juden in Deutſchland, wie die in Frankreich, ihre Bildung und literariſchen Werke von den italieniſchen Juden, und aus Deutſchland, wie aus Frankreich, wurden häufig flüchtige Iſraeliten dort aufgenommen.

Den aus Spanien Vertriebenen bereiteten die dem Lichte holden Mediceer ein Aſyl und machten hauptſächlich durch ſie ihr Livorno zu einer weltberühmten Seehandelsſtadt. Livorno war immer, wie ſpäter Amſterdam, ein leuchtender Central-Punkt jüdiſchen Lebens.

Von dem in den venetianiſchen Landen herrſchenden regen und ungeſtörten Leben und Wirken der Juden haben wir unzweifelhafte Beweiſe.

Es gab in Venedig drei Claſſen von Juden, die ſogenannten Ponentini (die Weſtlichen) aus Spanien, die Levantini d. h. die Orientaliſchen und die Deutſchen aus dem Norden, welche letztere die ärmſten waren.

Sie ſtanden dort an der Spitze der Geldgeſchäfte, hatten übrigens auch ihre eigenen See-Schiffe. Sie wurden von der hochweiſen Regierung der Republik ſtets mit unerſchütterlicher Conſequenz behandelt, benutzt und in ihren — freilich ſehr beknappten — Rechten auch gegen die Inquiſition geſchützt.

Die Schweſterſtadt Genua hat ſich dagegen den Juden viel weniger günſtig gezeigt und auch nie viele in ihren Mauern zugelaſſen.

In neuerer Zeit hat ſich Italien, freilich wie in andern Dingen, ſo auch in Bezug auf die Fortſchritte der Juden-Befreiung, von andern Ländern überholen laſſen.

Ein ſehr trauriges Bild bietet die Geſchichte der Juden in Deutſchland dar, wo ſie auch ſchon ſeit der Römer Zeiten in den Rhein- und Donau-Städten ſich eingeniſtet hatten und ſelbſt auf dieſen Flüſſen in Schiffen den Waarenverkehr betrieben haben ſollen.

Bei der Entſtehung eines geſonderten deutſchen Reichs nach Carl dem Großen wurden ſie von hieraus durch dieſelben Verhältniſſe und Mittel, wie einſt zu der aſſyriſchen Könige Zeiten, nämlich durch Verfolgung und gewaltſamer Verſetzung weiter nach Oſten und Norden verbreitet. Während des Mittelalters ſind ſie bald in dieſer, bald in jener deutſchen Stadt, in der ſie Wurzel gefaßt hatten, ausgerottet, bald hier, bald dort des Landes verwieſen und in Gefangenſchaft abgeführt worden. Bald wurden ihnen in Baiern, bald in Sachſen, Feuer und Waſſer verſagt.

Sie zogen dann in entlegenere Landſchaften, und da nach dem wankelmüthigen Sinne der Gewalthaber und der Volksſtimmung einem Verbannungs-Edikte — wie unter Nebukadnezar — faſt immer wieder eine Rückberufung, — wie unter Cyrus — erfolgte, dabei auch immer, — wie bei Eſra's und der Seinen Rückkehr — ein Theil in der Fremde zurückblieb, ſo waren ſie denn allmählig in allen Kreiſen und Marken Deutſchlands zu Hauſe.

Die ſchrecklichſte und für ihre Verbreitung folgenreichſte Zeit kam in Deutſchland wie auch anderswo, über ſie mit den Kreuzzügen, „als der ganze Boden des mittlern Europa's und namentlich des tief religiöſen und mächtig ergriffenen Deutſchlands, von chriſtlichem Feuereifer wie Lava glühte.“

Die Kreuzritter glaubten, ihre äußere Miſſion auch gleichſam mit dem Werke einer innern Miſſion gegen die Nicht-Chriſten im Heimathlande anfangen zu müſſen.

Die Juden, theils als Chriſtenfeinde, theils auch als Aſiaten, waren der Sympathie mit dem Oriente verdächtig. Sie waren beſchuldigt worden, die Mauren nach Spanien gerufen zu haben, ſie wurden angeklagt, es mit den ungläubigen Saracenen zu halten, ſie ſollten ſpäter auch die Mongolen nach Europa gelockt haben.

Die Kreuzfahrer begannen daher die Eroberung Jeruſalems am Rhein und an der Donau, wo Grauſamkeiten gegen die armen Kinder Iſraels verübt worden, wie ihre Vorväter ſie kaum von Salmanaſſar und Nebukadnezar erlitten hatten, und wo zugleich die Verzweifelnden bei Schützung ihrer Juden-Quartiere, ihrer Synagogen und ihres Glaubens einen Heldenmuth und einen Dulderſinn entwickelten, wie einſt zur Zeit der Makkabäer bei Vertheidigung ihrer heiligen Urſtätten. Seit der Zeit der Kreuzzüge waren blutige Juden-Verfolgungen in Deutſchland eine ganz gewöhnliche Erſcheinung und ſie kehrten im Laufe der Zeiten ſo regelmäßig und häufig wieder, wie Gewitter und Hagelſchlag im Laufe des Jahres.

Die wichtigſte Wirkung aller der Leiden, welche mit den Kreuzzügen in Deutſchland über die Juden kamen und die ſich durch die finſteren Zeiträume des 12., 13. und 14. Jahrhunderts hinzogen, war wohl ohne Zweifel die häufige Auswanderung der deutſchen Juden nach Oſten, zu den

ſlaviſchen Ländern, nach Mähren, Schleſien und Polen, wo unter den dort für ſie anfänglich äußerſt günſtigen Verhältniſſen ihre Gemeinden zu einer bedeutenden Größe anwuchſen.

Freilich waren die Juden auch ſchon von jeher mit den früheſten Siegen der Deutſchen über die Slaven und mit dem Eindringen deutſcher Bürger in die ſlaviſchen Städte in dieſe öſtlichen Länder gekommen. Deutſchland war eine große Juden-Pflanz-Schule für die Oſtländer. Und daraus erklärt es ſich, daß noch jetzt in faſt allen Juden-Colonien in Ungarn und Polen weit und breit die deutſche Sprache herrſcht.

Aber auch Deutſchland ſelbſt mußte ſtets eines der hauptſächlichſten Juden-Länder Europas bleiben, denn es empfing immer neue Einwanderung aus dem Weſten, wo, wie ich ſagte, die Inquiſition und die mächtig gewordenen Monarchen die Juden gänzlich austrieben.

In Deutſchland, wo weder die Inquiſition, noch der durchgreifende Wille eines einzigen erblichen Souverains ſo allgewaltig wurde, wo ſich bei einem Exodus in dem einen Winkel immer wieder ein Aſyl in dem andern darbot, — konnte man die Juden nicht wie Frankreich, England und Spanien durch einen Gewaltſtreich los werden.

Demnach ſehen wir noch jetzt bei weitem die Mehrzahl aller Juden des chriſtlichen Europas unter den Deutſchen und Slaven zerſtreut.

Vorzugsweiſe aber, wie geſagt, bei den letzten und namentlich in allen den weitläufigen Provinzen, welche einſt zum Königreiche Polen gehörten.

Faſt die Hälfte der geſammten Juden unſeres Welttheiles wohnen bei den Polen an der Weichſel, an der Düna und am Dniepr, wie einſt die Mehrzahl aller aſiatiſchen Auswanderer Paläſtinas am Euphrat und Tigris.

Neben den bereits angeführten Veranlaſſungen von außen haben auch die innern Verhältniſſe der Polen und einiger ihrer Nachbarvölker dazu beigetragen, die Juden bei ihnen in ſo großer Menge zuſammenzuhäufen.

Weder das Chriſtenthum ſelbſt, noch auch die Macht der chriſtlichen Hierarchie feierte bei dieſen ſpät bekehrten Völkern ſolche Triumphe, wie ſie der romaniſche und germaniſche Weſten geſehen, und die Antipathien gegen das jüdiſche Weſen entſprangen dort mehr nur aus den eigenthümlichen nationalen als aus Glaubens-Verſchiedenheiten.

Religiöſer Fanatismus hat ſelten in Polen gewüthet. Von Kreuzrittern und Conſorten haben die Juden in Polen wenig zu leiden gehabt, obgleich ſie allerdings auch in dieſem ihrem Paradieſe nicht vor einzelnen blutigen Verfolgungen und einer allgemeinen Racen-Verachtung verſchont geblieben ſind.

Die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe der Polen waren den Juden ungemein günſtig. In Polen gab es keinen dritten Stand, und die induſtriöſen und handelsluſtigen Juden konnten dieſen gewiſſermaßen erſetzen. Sie ſind die Handelsleute, Handwerker und Künſtler der Polen geworden und haben ſich überall dieſen weſtlichen Slaven wie die Klette der Wolle angehängt. Sehr bald kam dieſes Polen daher in die Lage, daß es die Juden gar nicht hätte vertreiben können, ohne ſich ſelbſt faſt zu verwüſten.

Die höhern poluiſchen Stände bildeten eine Art von republikaniſcher Adels-Ariſtokratie. Jeder Edelmann, der zum König gewählt werden konnte, lebte auf ſeinen Beſitzungen ſo unabhängig, wie ein Monarch, und wie die ſpaniſchen Monarchen einſt am liebſten die Juden zu ihren Finanzminiſtern machten, theils weil ſie für die Behandlung der ſchwierigen und complicirten Geld-Angelegenheiten die feinſten Finger hatten, theils weil ſie als Fremdlinge durch keine Partei- und Standesrückſicht gehinderte Diener und den Unterthanen gegenüber treue Anhänger ihrer Herren waren, ſo haben dies aus demſelben Grunde auch immer die poluiſchen Edelleute gethan und haben ihre Juden oft entſchieden genug gegen ihre Bauern, gegen die Geiſtlichkeit, gegen die Regierung in Schutz genommen.

Die Juden kamen nach Ungarn ſchon frühzeitig mit dem Chriſtenthum aus Italien und Deutſchland. König Ludwig d. Gr. wollte ſie einmal alle wieder vertreiben. Doch ſind ſie im Ganzen auch dort nie ſyſtematiſch verfolgt und geplagt worden.

In den vielen politiſchen Stürmen des Landes haben ſie ſich meiſtens auf Seiten des orientaliſchen Elements ſeiner Bewohner gehalten. Sie kämpften heldenmüthig an der Seite der Türken, als dieſe aus Ofen vertrieben wurden. Und ſie hielten es faſt immer mit den Magyaren gegen die Deutſchen.

Ganz anders war dies Alles wieder bei den öſtlichen Nachbarn der Polen, den Ruſſen.

Die Juden hatten zwar auch auf dem Boden des jetzigen ruſſiſchen Reichs einſtmals ein goldenes Zeitalter erlebt. In dem während des 9. und 10. Jahrhunderts blühenden Reiche der Chazaren an der Wolga waren eingewanderte Juden zu ſolchem Einfluſſe gelangt, daß ſie ſo gar den König des Landes zum Moſaismus bekehrt hatten. Dieſes ganze damals mächtige Chazaren-Reich wurde länger als dritthalb Jahrhunderte von einer Reihe von Juden-Königen beherrſcht. Ein von Juden geſtiftetes oder regiertes Königreich außerhalb Paläſtina iſt vielleicht manchem Leſer noch etwas Neues. Ich mag es daher zur ferneren Charakteriſtik der Juden — und um ihre politiſchen Fähigkeiten und ſtaatsmänniſchen Talente zu bezeichnen, — hier noch erwähnen, daß es mehr als eins ſolcher jüdiſchen Königreiche gegeben hat. Die berühmte Königin Zenobia, die Herrſcherin von Palmyra, war eine durch Schönheit, Tapferkeit und Bildung ausgezeichnete Jüdin. In Cochin in Indien ſollen die Juden ſchon vor Chriſti Geburt ein eigenes Königreich begründet haben. Die Bagraditen, ein berühmtes Königsgeſchlecht der Armenier, aus dem die bekannten ruſſiſchen Fürſten Bagration abſtammen, waren jüdiſcher Herkunft. In Jemen, im glücklichen Arabien blühte mehrere Jahrhunderte hindurch, bis zum Jahr 522, ein von jüdiſchen Königen beherrſchtes Reich. Und ſelbſt jetzt noch giebt es in Arabien verſchiedene, von jüdiſchen Emirs beherrſchte jüdiſche Nomaden-Stämme.

Aus dem jüdiſchen Chazaren-Reiche in Rußland erſchienen ſogar im Jahr 1000 Abgeſandte vor Wladimir, dem heidniſchen Großfürſten der Ruſſen und machten einen Verſuch, ihn ebenfalls für das Judenthum zu gewinnen. Doch verwarf Wladimir der Ruſſe ihre Anträge eben ſo wohl, wie die der vor ihm erſchienenen Mohamedaner und katholiſchen Miſſionäre und entſchied ſich für die griechiſche Kirche, die nun die National-Kirche der Ruſſen wurde.

Dieſe alte griechiſche Kirche aber iſt von jeher ſowohl in Byzanz, als in Rußland der abgeneigteſte Feind der Juden geweſen. Die erſten Kämpfe der griechiſch gewordenen Ruſſen waren mit den judaiſirten Chazaren und dann mit den den Juden freundlichen Polen.

Die Juden drangen immer mit den Polen in Rußland ein. So weit wie dieſe mit dem Schwerte in Rußland kamen, ſo weit haben ſie ſich mit ihren Künſten und Gewerben dort eingeniſtet.

Aber die eigentlichen Kern-Moskowiten haben, indem ſie ihren Polenhaß auch auf die mit denſelben aſſociirten Juden übertrugen, die letzteren immer von ſich geſtoßen.

Dazu gab es in Rußland nie ſo viele Freiheit der judenbedürftigen Edelleute und Fürſten, wie in Polen und Deutſchland. Es herrſchte dort ſtets ein völlig unumſchränkter Autokrat, der dann zugleich auch der Chef der Kirche wurde.

Die monarchiſche und kirchliche Einheit des Staates mußte daher den Juden eben ſo hinderlich und verderblich werden, wie in Spanien zur Zeit Ferdinand's und Iſabella's.

Die ruſſiſchen Koſaken verfolgten in ihrem berühmten Aufſtande gegen ihre polniſchen Gebieter im 17. Jahrhunderte mit derſelben Erbitterung wie die Polen, ſo die Juden, die ihnen von den polniſchen Königen als Steuereinnehmer geſetzt waren und einige der ruſſiſchen Landſchaften, welche damals den Polen abgenommen wurden, gingen zugleich auch den Juden verloren, die nun nach Polen zurückgeworfen, daſelbſt noch mehr zuſammengedrängt wurden.

So iſt es denn gekommen, daß der ganze Kern des Moskowiter-Landes von Juden frei geblieben iſt, wozu denn freilich auch noch der bekanntlich von Peter d. Gr. einſt gegen die Juden in Amſterdam hervorgehobene Umſtand das Seine beigetragen haben mag, daß die Groß-

ruſſen in allen den kleinen Gewerben und Geſchäften, in denen die Juden ſich ſo ſehr auszeichnen, eine eben ſo große Gewandtheit beſitzen und der Juden daher gar nicht ſo ſehr bedürfen, wie die bloß dem Ackerbau ergebenen Polen.

Selbſt die Freiheiten, welche in neuer Zeit der Kaiſer Alexander den Juden in ganz Rußland gab, haben wenig zur Vermehrung ihrer Anzahl beigetragen.

Im ſüdlichen Rußland aber hat ſich mit den Tataren eine ſehr merkwürdige, obgleich leider wenig zahlreiche Sekte der Juden, nämlich die ſogenannten Karäer oder Karaiten verbreitet. Ein gewiſſer Anan ſoll um die Mitte des 8. Jahrhunderts, alſo bald nach dem Auftreten Mohameds dieſe Sekte geſtiftet haben. Sie haben ſich auch, wie es ſcheint, mit dem Mohamedanismus und durch ihn in der Welt verbreitet, ſind mit den Muſelmännern nach Egypten, nach Spanien, nach der Türkei und wie geſagt auch nach Rußland gekommen. Auf europäiſchem Boden ſind ſie jetzt in einer einigermaßen bedeutenden Anzahl nur noch in Conſtantinopel und im ſüdlichen Rußland, namentlich in der Krim zu finden. — Dieſe Karaiten ſind unter den Juden, was die Proteſtanten unter den Chriſten. Denn ſie verwerfen die Zuſätze und Traditionen des Talmud, und berufen ſich, wie die Proteſtanten, allein auf den Buchſtaben und den Geiſt der Schrift. Daher ſie auch von einem ſemitiſchen Worte, das ſo viel als Schrift bedeutet und von dem auch das arabiſche Wort „Koran“ abſtammt, ihren Namen „Karaim“ d. h. die Schriftgetreuen empfangen haben. Sie ſind daher frei von allen dem Satzungs-Wuſte und den Cabaliſtereien der talmudiſtiſchen oder rabbinitiſchen Juden, einfach und ſchlicht in ihrem Glauben und Weſen. — Dies war es vielleicht, was ſie den Mohamedanern achtungswerth machte, und ihnen daher überall bei denſelben einen höhern Grad von bürgerlicher Freiheit verſchaffte. Demzufolge zeigen ſich die karaitiſchen Juden überall, im großen Gegenſatze zu den übrigen Juden, ſehr umgänglich, einfältig, redlich, ordnungsliebend, reinlich, den Wucher- und Trödelgeſchäften ihrer Brüder abgeneigt. Man will kein Beiſpiel wiſſen, daß ein Karaite wegen Diebſtahls, Betrugs oder ſonſtigen Verbrechens peinlich verurtheilt ſei. Arme und Bettler giebt es nicht unter ihnen. Sie nähren ſich alle ehrlich und fleißig. — Sie bieten zu den talmudiſtiſchen Juden einen ähnlichen Gegenſatz dar, wie die proteſtantiſchen Irländer zu den katholiſchen Irländern, und ſie beweiſen, daß viele der unliebſamen Eigenſchaften, die wir den Juden als Volksſtamm zuſchreiben, ihnen nur in Folge ihrer Verfaſſung, und ihrer gedrückten Stellung eigen geworden ſind, und daß dieſelben durch Reform am beſten gehoben oder doch gemildert werden könnten. — Natürlich hat es einen bittern Streit gegeben zwiſchen den Anhängern der Tradition und den Schriftgetreuen. Doch haben auch dabei die letztern ſich immer am mäßigſten gezeigt. In Jeruſalem, wo die Karaiten ihren Hauptſitz hatten, pflegten ſie am Laubhüttenfeſte, wie die anderen Juden, am Oelberge unter Laubhütten zu wohnen. Sie nahmen den einen Bergrücken, die Rabbiniten, ihre Gegner, den andern ein. Die letztern pflegten an dieſem Feſte der Freude eine Geſetzesrolle emporzuheben, eine Stelle darin aufzuſchlagen und dann über ihre Brüder jenſeits des Berges den Bann auszuſprechen. Die klügeren Karaiten aber pflegten dazu verachtungsvoll zu ſchweigen. Die ganze Zahl der Karaiten in Rußland beläuft ſich auf einige Tauſend. Ihre Kleidung wie ihre Sprache iſt die tatariſche.

Neben Großrußland haben keine chriſtlichen Reiche in Europa ſich ſo frei von Juden gehalten, wie die ſkandinaviſchen.

Einzelne aus Deutſchland geflüchtete oder des Handels und anderer Geſchäfte wegen hinüberziehende Juden hat es dort freilich immer gegeben. Selbſt ſchwediſche Monarchen (z. B. die Königin Chriſtine) haben zuweilen geſchickte Juden in ihren Dienſten gehabt und ſie in diplomatiſchen Angelegenheiten verwendet.

Aber eine eigentliche Geſchichte der ſkandinaviſchen Juden beginnt erſt da, wo die Geſchichte der Juden im Weſten, in Spanien und Portugal aufhört. Wie die Niederlande, England und Hamburg, ſo iſt auch Dänemark für die flüchtigen ſogenannten portugieſiſchen Juden ein Aſyl geworden, und ſie haben ſich dort von Hamburg aus in einigen Städten Jüt-

lands verbreitet, ſtets viele Freiheiten genoſſen, ſind dennoch aber immer in geringer Zahl geblieben.

Schweden hat — erſt ſeit kurzer Zeit — nur eine geringe Anzahl von Juden in Stockholm und Gothenburg aufgenommen, etwa tauſend. — Daneben mag man auch noch die Schweiz als ein Land bezeichnen, in welchem es den Juden von jeher ſehr wenig geglückt iſt. Auch in allen helvetiſchen Staaten giebt es nicht viel mehr als 1000 Juden.

Norwegen aber darf nach einem noch jetzt Gültigkeit habenden Geſetze kein Jude betreten.

Im Ganzen kann man ſagen, daß der geſammte Norden von Europa von den Juden wenig ausgebeutet worden iſt. Vielleicht auch drängten ſie als ein ſüdliches Volk nicht ſehr dahin.

Im Lande der Griechen, welches einſt zur Zeit der Apoſtel die erſten Juden-Colonien in Europa empfangen hatte, waren am Ende nicht viele übrig geblieben.

Die rechtgläubigen byzantiniſchen Kaiſer und die griechiſchen Patriarchen ſind ihnen dort ſo wenig geneigt geweſen, wie die Czaren-Päpſte in Rußland. Neue Kräfte erhielt dort das entſchlummerte Leben der Juden durch die Entſtehung des Reichs der Osmanen, die, wie alle turktatariſchen Nationen, für Religion nie in ſo hohem Grade haben fanatiſirt werden können, wie andere mehr ſüdliche Aſiaten.

Der große Osmane, der Sultan Suleiman der Prächtige ſoll einmal einem ſeiner auf Ausrottung aller fremden Religion und auch der Juden antragenden Miniſter eine ſchöne Blume mit mehrfarbigen Blättern gereicht haben, indem er eins dieſer Blätter ausriß und dann ſeinen Vezier fragte, ob dieſe ſo verſtümmelte Blume noch ſchön ſei „Warum," ſagte Soleiman, „ſoll von den Menſchen nicht daſſelbe gelten, was von der Blume gilt. Je mehr Farben der Meinung ein Staat umfaßt, deſto vollſtändiger iſt er."

Obgleich die Juden bei den Türken in ſocialer Beziehung nicht in höherer Achtung ſtanden als bei den Chriſten, ſo blieben ſie doch, wenn ſie nur den ihnen aufgelegten Tribut bezahlten und die ihnen anbefohlene blaufarbene Kleidertracht trugen, im Uebrigen in ihren Gemeinde-Angelegenheiten ſehr unabhängig. Die nationalen Antipathien führten freilich zu häufigen Exceſſen gegen ſie. Aber nie iſt unter den Türken ſo allgemein die ganze Leidens- und Sorgen-Büchſe der Pandora über ſie geleert und ausgeſchüttet worden, wie zur Zeit der Kreuzzüge im übrigen Europa. Nie ſind ſie von den Türken ſo allſeitig beſchränkt, geplagt, gebrandſchatzt, gehetzt, hingewürgt worden, wie zu Zeiten in Deutſchland, in Spanien und bei den byzantiniſchen Kaiſern.

„Die ganze Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa," ſagt ein jüdiſcher Schriftſteller," iſt in Vergleich zum Mittelalter des Chriſtenthums eine blühende Oaſe in den jüdiſchen Erinnerungen."

Mehrere türkiſche Sultane bedienten ſich der Juden vorzugsweiſe gern in Staats-Angelegenheiten. Ihre Münz-Beamten waren gewöhnlich Juden und ſo auch faſt immer ihre Leibärzte. Sultan Selim ernannte einen Juden zum Herzoge der cykladiſchen Inſeln. Und die großen Judengemeinden in den Städten des Reiches waren in ihrer innern Verwaltung faſt ſo unabhängig wie Republiken.

Der Halbmond, der dem übrigen Europa, wie ein unheilvolles Meteor erſchien, ging daher den Juden faſt wie eine erwärmende Sonne auf. Von allen Seiten ſtrömten nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, Rabbiner in die großen Städte des türkiſchen Reichs. Sie flüchteten aus allen chriſtlichen Landen vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor dem Hepp-Hepp-Geſchrei der Deutſchen, vor der Pike der ruſſiſchen Koſaken nach der Türkei, wo ſie ſich noch jetzt nach ihren Urſprungs-Ländern in ſogenannte Aſchkenaſen oder deutſch redende Juden, in ſpaniſch redende, in ungariſche, italieniſche, polniſche und altgriechiſche Juden abtheilen. Jüdiſche Druckereien wurden frühzeitig in Conſtantinopel, Saloniki, Damaskus angelegt, zu einer Zeit, als den mohamedaniſchen Türken ſelbſt noch das Drucken verboten war, und den Juden wurde daher auf dieſem Wege, Kenntniß, Einſicht, Bildung in höherm Maße zu Theil, als den von der Preſſe ausgeſchloſſenen Türken.

Bei den Kämpfen des Chriſtenthums mit dem Mohamedanismus finden wir da-

her auch die Juden meiſtens auf der Seite der Türken und Saraeenen. Sie ſtanden z. B. mit den Muſelmännern auf den Mauern Jeruſalems, als die Kreuzritter es angriffen und wurden von dieſen mit den Muſelmännern niedergehauen. Auch im Jahre 1686, bei der Belagerung Ofens durch die Deutſchen kämpften die Juden neben den Türken und duldeten mit ihnen.

Freilich ſind in der neuen Zeit die in türkiſchen Städten aufgehäuften Juden vor der fortſchreitenden Entwickelung und Entfeſſelung ihrer Brüder im Weſten wieder ſehr zurückgeblieben. Und derjenige Reſt von Juden, der unter türkiſcher Herrſchaft in dem gelobten Lande ihrer Väter wohnt, gehört zu den unglücklichſten Juden der Erde.

Das übrige Europa erwachte endlich aus ſeiner langen mittelalterlichen Nacht, und ſein Geiſt fing an, ſich allmählich aus alten Banden zu befreien. Es unterminirte die Gewalt ſeiner rohen Ritter- und Lehusfürſten. Es ſtellte die Wiſſenſchaften und Bildung aus den Gräbern der Griechen und Römer wieder her. Es ſchuf die Verfaſſungen der Staaten um. Es arbeitete an der Reformirung der Kirche und ſo endlich auch an der Emancipirung der Juden, eine Aufgabe, die aber erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution überall einer befriedigenderen Löſung näher gebracht worden iſt.

Die größten Schwierigkeiten, die gröbſten Vorurtheile, tief eingeroſtete Antipathien waren dabei zu überwinden, uralte Geſetze abzuſchaffen, die widerſtreitendſten Intereſſen auszugleichen, und ſeit älteſten Zeiten eingeniſtete Gewohnheiten zu beſeitigen.

Jahrhunderte lang hatte man ſich gewöhnt, die Juden als die Mörder des Heilandes, als die Todfeinde der Chriſten zu betrachten und zu behandeln.

Seit den Zeiten der Kirchenväter, auf die man ſich berief, hatte man ihnen Verbrechen ſchuld gegeben, die ſie vermuthlich nie begangen hatten; z. B. die Einfangung von Chriſtenknaben, die ſie am Oſterfeſte peinigen und kreuzigen ſollten. Man hatte ſie für Zauberer und für Leute von übermenſchlicher Kenntniß gehalten.

Damit ſich jeder vor ihnen ſchon von weitem hüthen könne, hatte man ihnen überall gewiſſe Kennzeichen aufgezwungen, z. B. in Deutſchland ſpitze Hüte, in Spanien und Italien gelbe Flecken auf dem Obergewande. Anderswo mußten es grüne, oder auch blaue Flecken ſein. Ein alter egyptiſcher Tyrann (Ptolemaeus Philopator) hatte einmal befohlen, allen Juden die Figur des dem Bacchus geweihten Epheublattes vor die Stirn zu brennen. Ein anderer orientaliſcher Despot hatte ſie einmal alle in der Hand brandmarken laſſen. Wieder ein anderer hatte befohlen, ſie ſollten alle das Bild eines Kalbs-Kopfes zum Andenken an das goldene Kalb um den Hals tragen. Nur mit großen Summen konnten ſich die Juden von ſolchen ihnen angehäuften Schandflecken loskaufen.

Wie den furchtbaren Mongoleneinfall, ſo ſchrieb man überhaupt auch jede die Chriſtenheit treffende Calamität den Juden zu, und ſtrafte ſie dafür, als wären ſie in der That ſchuld daran. Seit den Kreuzzügen wurde faſt jedes Ereigniß, das der Geſammtheit Schrecken oder Einzelnen Schaden brachte, jede Epidemie, ja jede Feuersbrunſt an den Juden durch Raubmord gerächt.

Wenn die Peſt aus dem Oriente hereinbrach, ſo ſchrie man, die Juden hätten die Milch der Erde, die Brunnen, vergiftet. Aus Hoſtie und Chriſtenblut, ſo ſagte man, wüßten ſie ein furchtbares Elixir zu bereiten.

Wenn irgendwo ein heftiges Gewitter mit Hagelſchlag und Wolkenbruch ausbricht, ſo heißt es, die Juden hätten während deſſen ein Wachsbild des Erlöſers in ihren Synagogen gekreuzigt, und mit dem furchtbaren Hepp-Hepp-Geſchrei fällt dann der raſende Pöbel in die armen Juden-Quartiere ein. Auch eine Königskrönung oder ſonſt eine große Feierlichkeit, die viele Chriſten zuſammenführte, war gewöhnlich von einem Juden-Spektakel begleitet, als gehöre dies mit zu den chriſtlichen Feſten.

Wenn ſelbſt Könige in ihren Parlamentsreden die Juden als ein peſtartiges Weſen bezeichneten, von dem ſie ihr Land befleckt ſähen, ſo war es kein Wunder, daß außerhalb der Parlamente und der Königs-

reſidenzen ſolche Männer, wie der berüchtigte Ritter Rindfleiſch im Jahre 1290, ſich erhoben, und indem ſie erklärten, ſie ſeien von Gott geſandt, um den Erdboden von der Peſt dieſer Chriſteufeinde zu reinigen, an der Spitze wüthender Horden das Land durchzogen, die Juden wie wilde Thiere erſchlugen und ſie auf den Märkten in Haufen verbrannten.

Gräßliche und unerhörte Verbrechen ſind da von Seiten derer verübt, die ſich Chriſten nannten. Zu rührenden, bewundernswürdigen und heroiſchen Thaten hat ſich dann aber der Geiſt der geängſtigten Kinder Iſraels entflammt.

Man ſetzte ihnen das Meſſer auf die Bruſt und rief ihnen zu: Schwöre deinen Glauben ab, Jude, oder ſtirb! Sie riefen: „Höre uns, Gott Iſraels!“ und ſtarben wie fromme Märtyrer.

Um ihren Glauben zu retten, gaben ſie ſich oft ſelbſt den Tod. Väter erdolchten ihre Töchter, und dieſe hauchten ihren Geiſt aus, indem ſie ſeufzten: „Wohlgethan! Vater!“

„Solche Todesverächter,“ ruft ſelbſt ein chriſtlicher Chroniſt damaliger Zeit aus, „kann man mit Recht den geprieſenſten Helden der Geſchichte vergleichen!“

Aus den chriſtlichen Schulen waren die Juden natürlich faſt durchweg ausgeſchloſſen, ebenſo waren ihnen ſeit den Kreuzzügen die Zünfte, alle Aemter, alle und jegliche Ehren-Stellen im Staate, faſt jedes ehrliche Gewerbe verſagt worden. Sie hatten beinahe aufgehört, der Geſellſchaft anzugehören. Mitten unter lauter Bürgern lebten ſie wie Verworfene, wie Gebannte. Unbewegliches Eigenthum durften ſie faſt in keinem Lande beſitzen, und das Bewegliche ließ man ihnen nur eine Zeit lang, um es ihnen gelegentlich rauben zu können.

In den meiſten Staaten hatten die Juden kein anderes Grundeigenthum, als das Stückchen Erde, auf dem ſie ihre Todten ſammelten, ihren Gottes-Acker.

Zur Grauſamkeit fügte man den ärgſten Schimpf und Hohn. Ueberall gab es alte, wie Geſetze gleichſam heilig gehaltene Mißbräuche, um die Juden herabzuwürdigen. In der Reichsſtadt Worms in Deutſchland war es herkömmlich, daß jedes Jahr an gewiſſen wiederkehrenden Tagen eine Anzahl Juden der Stadt, wie Maulefel aufgeſchirrt, vor eine Roßmühle geſpannt und von Treibern gepeitſcht, ſo lange die Maſchine bewegen mußten, bis 8 Malter Weizen gemahlen waren, von dem der chriſtliche Magiſtrat ſich Kuchen backen ließ, um ſie indeſſen zechend und ſchwelgend mit Wein zu verzehren.

In der Stadt Toulouſe in Frankreich hatte eine lange Zeit hindurch die Sitte beſtanden, daß an gewiſſen chriſtlichen Feſttagen der Syndicus der Juden auf öffentlichem Markte hervortreten mußte, um eine feierliche Ohrfeige zu empfangen. Und dieſe Sitte wurde manchmal ſo barbariſch geübt, daß dabei einmal ein chriſtlicher Kaplan die oberſte Magiſtratsperſon der Juden zu Boden ſchmetterte. — Dennoch drängten ſich fromme Juden zahlreich zu dieſer Ceremonie heran, um, wie Märtyrer, dieſes Schimpfes, — den ſie als eine Ehre annahmen, — theilhaftig zu werden.

Wie die Schafe pferchte man dieſe geſchmähten, verhaßten, mit Schande geſtempelten Juden überall in enge, finſtere von den Chriſten geſonderte Stadtviertel ein, die man in Deutſchland Juden-Gaſſen, in Italien Ghettis, in Spanien Juderias nannte, die an chriſtlichen Sonn- und Feiertagen und auch ſonſt an jedem Abende verriegelt und verrammelt wurden, und wie das Schlachtvieh mußten die Juden bei dem Thore jedes chriſtlichen Ortes einen Leibzoll per Kopf bezahlen, welcher ſchmachvolle Leibzoll hie und da ſelbſt in Deutſchland neben vielen andern drückenden Mißbräuchen bis auf die neueſte Zeit beſtanden hat.

Natürlich hatten nun wohl die Juden in jenen Ghettis, jenen Judenpferchen, in denen ſie nur mit ſich ſelbſt lebten, nur unter ſich beiratheten, in denen ſie mit ihren ſtets geängſteten Familien eingemauert waren, und in denen ſie gemeinſchaftliche und verſteckte Rachegebete anſtimmten, das werden müſſen, was ſie geworden ſind.

Sie mußten verdumpfen und verſtumpfen. Selbſtſucht, Verſtocktheit, Chriſten- und Menſchenhaß mußte in ſie eindringen. „Starre Abgeſchloſſenheit, wie große Inſichgekehrtheit,“ ſo ſagt ein deutſcher Schriftſteller, „ſcheint den Haupt-Charak-

terzug der Juden im Allgemeinen zu bilden. Nie ſieht man ſie mit heiterer und unbefangener Laune Lebensluſt genießen und verbreiten. Nie leihen ſie der Phantaſie liebliche Worte, nie bauen ſie tändelnd kunſtreiche Verſe, nie ergehen ſie ſich behaglich und jubelnd in Tanz und Spiel. Nur den kalten berechnenden Verſtand glaubt man bei ihnen in ſeiner Werkſtatt zu erblicken. Ein tiefer Ernſt, eine düſtere Aengſtlichkeit iſt über ihr ganzes Weſen ausgebreitet." — Vielleicht ſehr wahr, mein Herr, gewiß ſehr natürlich!

Denn wäre dies Alles auch nicht ſchon von jeher bei den orientaliſchen Juden ſo geweſen, wie hätte es wohl je im europäiſchen Mittelalter anders werden ſollen! Da ſie ſich des Umgangs mit ihren Mitmenſchen nicht erfreuen konnten, da ſie mit keinen, auch nicht mit den geringſten Ständen der Chriſten ſich auf gleichem Fuße bewegen konnten, da ſie ſo zu ſagen, die Parias von Europa waren, wie ſollte da nicht Verdrießlichkeit und Engherzigkeit ſich ihres Gemüthes bemächtigen?

Das Judenthum ſelbſt und ſeine Satzungen mußte wohl ihr vornehmſtes Studium werden, in das ſie ſich vertieften, das ſie ſtets discutirten, aus deſſen Quellen ſie alle ihre geiſtige Nahrung zogen. Daher ſie ſo viele darin tief gelehrte Rabbiner und Rabbiner-Schüler mit ſo erſtaunlich viel nutzloſer Wiſſenſchaft, ſolche große Wortklauber und ſpitzfindige Denkler erzeugten.

Großartige, freiblickende, geiſtige und künſtleriſche Schöpfungen konnten ſich aus jenen Ghettis begreiflich nicht entwickeln, ſo viele Talente auch in ihnen ſchlummern und jährlich abſterben und verderben mochten.

Da ihnen hundert andere Wege, auf denen der Chriſt zu Verdienſten, zu Auszeichnung gelangte, verſperrt waren, ſo mußten ſie ſich wohl auf das Einzige werfen, was ihnen blieb, und was die Chriſten nicht mochten, auf die kleinſten und verächtlichſten Gewerbe, auf Geldwechſel, Wuchergeſchäfte und auf vielfache andere, Gewinne verheißende und das liebe Leben friſtende, Kreuz- und Quer-Wege. Sie mußten wohl nothgedrungen die Krämer, Trödler und Schacherer des Welttheils werden, wozu ſie freilich auch ſchon von Haus aus und von Alters her ſo viel Neigung gehabt zu haben ſcheinen. Denn ein großer Theil von ihnen ſchacherte ſchon bei den Römern. Im Mittelalter hat es wenige Pretioſen, Gold und Edelſteine gegeben, die nicht ein oder mehrere Male durch die Hände der Juden gegangen, ja ſogar wenige Monſtranzen und werthvolle Kirchengefäße, die nicht einige Male bei den Juden in Verſatz geweſen wären. Sollen doch die Juden ſogar den Türken den Coloß von Rhodus abgehandelt, das werthvolle Metall davon in Stücke zerſchlagen und auf 300 Kamelen zum Vertrödeln transportirt haben!

Da ſie gezwungen wurden, Hohn und Schmach zu dulden, ſo gewöhnten ſie ſich daran, ſie ohne Widerſtand auf ſich zu nehmen und mußten unempfindlich werden gegen die Anforderungen der Ehre. — Da ſie ſich überall vor der Uebermacht zurückziehen mußten, da ſie ſchon als Kinder ihre Väter das Ihrige ſtets verheimlichen und ſich verſtecken ſahen, ſo wurden denn dieſe Nachkommen jener löwenartigen Makkabäer ſchüchtern und feigherzig, gedrückt und kriechend. Sie eigneten ſich alle diejenigen Talente an, mit denen allein der Schwache und Geknechtete ſich zu vertheidigen oder zu rächen vermag, ſchlangenhafte Gewandtheit, liſtige Verſtellungskunſt, pfiffige Wortfeligkeit, umſichtigen und ſpitzfindigen Verſtand, und einen ſie alle im höchſten Grade auszeichnenden ſarkaſtiſchen und ſatyriſchen Witz, der ſie auf dem Felde der Literatur und Kunſt zu ſehr pikanten Leiſtungen dieſer Gattung befähigt hat.

Es iſt demnach, ſage ich, ſehr natürlich, daß die Juden, wenn ſie auch von Anfang herein ſchon etwas ſo waren, doch ſo bleiben mußten und nicht anders werden konnten, wie ſie ſind.

Es iſt vielmehr ein großes Wunder, daß bei dem unmenſchlichen Drucke, unter welchem ſie Jahrhunderte lang ſeufzten, nicht völlige Unheiligkeit, Verwilderung und Sittenloſigkeit unter ihnen einriß. Aber ſo tief war dem Geiſte dieſes Volkes das alte ehrwürdige Geſetz Abraham's und Moſe's eingegraben, daß ſie, wie einſt in Egypten und Babylon, ſo auch in dem tauſendjährigen Märtyrerthum am Rhein

und an der Weichſel ihren frommen Sinn, ihren Glauben an eine Erlöſung, an ihren Gott nie verloren.

Faſt alle Völker des Erdbodens haben ſeit Abraham's Zeiten ein oder mehrere Male ihre Religion geändert, — Heiden ſind zu Chriſten oder Mohamedanern geworden. Ganze große und glänzende Religionsſyſteme, ſo das der Feueranbeter, die der Griechen und Römer ſind innerhalb dieſes Zeitraums unter den Geiſtern der Menſchheit aufgetaucht und wieder verſchwunden.

Der Glaube der Juden allein hat ſich mitten unter unſäglichen Zerrüttungen, Convulſionen und Kataſtrophen unverändert und unerſchüttert, wie die Pyramiden Egyptens, erhalten.

Und eben ſo unverwüſtlich ſind unter ihnen die alten patriarchaliſchen Sitten geblieben, die ihnen von jenen begnadigten mit Gott und den Engeln perſönlich verkehrenden Menſchen überkommen waren. Elternliebe, Kinderehrfurcht, Keuſchheit und Reinheit des Umgangs, Innigkeit der Familienbande, dazu Barmherzigkeit und ein zur Hülfe bereitwilliger Sinn, dies ſind lauter preiswürdige Eigenſchaften, die ſich die Juden unter allen Umſtänden in hohem Grade bewahrt haben. Ueberall, wohin ſie gewandert oder geſchleudert worden ſind, haben ſie ihr geiſtiges und körperliches Gepräge wunderbar feſt erhalten. Ich ſage, auch ihr körperliches Gepräge. Denn nicht ohne Erſtaunen kann man wohl die Juden-Phyſiognomien betrachten, welche viele Jahrhunderte vor Chriſti-Geburt egyptiſche Künſtler auf ihren Monumenten zeichneten und welche in Form, Ausdruck und allen Details ſo völlig den Juden gleichen, die wir noch täglich um uns her ſehen.

Man möchte die Juden in ihren alten, vermauerten Ghettis jener Prinzeſſin unſerer Märchen vergleichen. Wie Dornröschen waren ſie in jenen Verſtecken verwachſen, hinter einem Dickicht von Geſtrüpp und Unkraut.

Wie durch Zauberſchlag belebend haben die Ritter der Neuzeit, die Förderer der Juden-Emancipation, zuerſt die Niederländer und Engländer, bei denen alle Befreiung der Europäer aus politiſchen Banden ihren Anfang nahm, dann Friedrich II. und Joſeph der Gütige, dann die franzöſiſche Revolution und Napoleon, als ſie in dieſe Dornenhecke befreiend eindrangen, auf den Geiſt der Juden eingewirkt und haben die Abgeſtumpftheit zu Leben und reger Theilnahme erweckt.

Wie neugeboren hat ſich das unverwüſtbare Iſrael erhoben, und es haben ſich Kräfte und Talente unter ihnen entfaltet, deren ungeahnte Fülle uns nun faſt überwältigt.

Und jetzt, da dieſes Werk in allen Ländern ſchon große Fortſchritte gemacht hat, kann man nur wenige Zweige der menſchlichen Geiſtesthätigkeit nennen, denen dies merkwürdige Volk nicht ausgezeichnete Genies geliefert hätte.

Den philoſophiſchen Wiſſenſchaften haben ſie Männer wie Spinoza, den großen Denker von Amſterdam, und Mendelsſohn, den ſo wohlwollenden, wie charakterfeſten Philoſophen von Berlin, gegeben, deren unſterbliche Namen neben denen eines Des Cartes und Kant genannt werden.

Die mathematiſchen Wiſſenſchaften empfingen von ihnen außer dem berühmten Meyer Hirſch noch viele andere geſchickte und ſcharfſinnige Köpfe, und als Rechtsgelehrte haben unter ihnen ein Aſher in Holland, Cremieux in Frankreich und viele in Deutſchland geglänzt.

Die Arzneikunde war von jeher ein Erbtheil der Juden, und es würde ein endloſes Regiſter geben, wenn wir alle ihre großen Aeskulape der alten und neuen Zeit nennen wollten. Der Jude Bloch iſt als Naturforſcher bei uns allgemein bekannt. Geſchichtſchreiber aus dem Volke Iſraels könnte man eine Menge nennen. Friedländer iſt der Name einer jüdiſchen Familie, von der ſich viele Mitglieder als Aerzte, Philoſophen und Schriftſteller berühmt gemacht haben.

Für ſtaatsmänniſche und diplomatiſche Künſte haben ſich die Anlagen der Juden zu allen Zeiten groß gezeigt, ſobald man ſie dazu nur benutzen wollte. Selbſt als ſie hart bedrückt waren, haben, im Orient wie im Occident, immer einzelne Juden aus den Cabineten der Könige die Schickſale der Völker gelenkt und ihre Beziehungen vermittelt. Jüdiſche Großveziere, die, wie Joſeph in Egypten, die rechte Hand

weitgebietender Herrscher waren, führt uns die alte Geschichte in Menge auf.

In der Neuzeit, seit dem Fortschritt der Emancipation haben wir die Redner-Bühne, die Präsidentenstühle unserer Parlamente, ja die Ministersitze in England, wie in Frankreich und Deutschtand von beredten, gewandten, umsichtigen, patriotischen Sprößlingen aus dem Stamme Israels besetzt gesehen.

Mit Eifer haben sie wie die Feder, so die Lyra in die Hand genommen, und wir brauchen uns nur zu erinnern, daß unsere Dichter Michael Beer in Berlin, daß Heinrich Heine, daß unsere Componisten Meyerbeer und Moscheles, welche die deutsche Nation zu rühren wußten, von jenem Stamme waren, um uns von dem Geschick zu überzeugen, mit welchem sie den Musen zu dienen verstanden.

Musik namentlich gehörte seit des königlichen Harfenspielens Zeiten zu den Künsten, denen die Juden leidenschaftlich ergeben waren, und jetzt seit ihrer Entfesselung ist fast kein Instrument zu finden, auf dem nicht jüdische Virtuosen uns, wie David den Saul, entzückt hätten.

Ja es giebt Länder, in denen sie, so zu sagen, die ganze Musik, wie die Literatur, wenigstens die Tagesliteratur, in Händen haben und in Folge dessen, so wie aus andern Gründen sind alle Sprachen Europas voll jüdischer Worte, Redensarten und Gedanken, ebenso wie es, — dieß mag ich nebenher bemerken, — unter unsern jetzt deutsch oder französisch oder englisch oder spanisch genannten Familien immer noch viel jüdischen Anflug in ganz Europa verstreut giebt. Die bei vielen Gelegenheiten früher oder später zu uns übergetretenen Juden haben schneller ihre Religion als ihren unzerstörbaren Raçentypus und National-Charakter abgelegt. Namentlich steckt z. B. in dem spanischen Adel noch immer viel jüdisches Geblüt. Was die Juden bei einzelnen Uebertritten und Zwischenheirathen von der indo-germanischen Raçe empfangen haben haben sie immer viel schneller zersetzt. Man hat sogar bemerkt, daß Christen, die lange unter Juden verkehrten, diesen schnell ähnlich wurden.

Weniger haben die Juden, wie alle Orientalen, in den bildenden Künsten geleistet. Es gab eine Zeit in Deutschland, — und sie liegt noch nicht weit zurück, — wo fast nur eine bildende Kunst vorzugsweise von den Juden geübt wurde, nämlich die Petschier-Kunst. Darin waren sie aber ausgezeichnet. Ich darf nur eines berühmt gewordenen kleinen Diamanten erwähnen, auf dem ein Jude mit unsäglicher Mühe für den König Friedrich I. von Preußen das königliche Wappen nebst Krone und allen Attributen gebildet hatte. Jüdische Maler und Bildhauer gab es fast gar nicht. Doch hat die Neuzeit auch darin mehrere erzeugt. Ich brauche unter Andern nur an unsern Bendemann zu erinnern, dessen trauernde Juden und andere Werke wohl Alle kennen. Mit großem Erfolge haben die Juden auch die Bretter betreten, welche die Welt bedeuten, und einige Schauspieler, welche Frankreich und Deutschland in der Neuzeit am meisten bewunderten, z. B. die Rachel, Dawison sind aus den geöffneten Thoren der Juden-Quartiere unserer Städte hervorgeschritten.

Was an beglückenden Talenten und erfreulichen Gaben aus diesen an Genie und Geist reichen Quartieren in der Zukunft noch ferner hervorblühen mag, läßt sich nicht bestimmen.

Manche Völker Europas haben nur, so zu sagen, erst angefangen, die alten Bande, in welche ihre Vorfahren die Juden schlugen, zu lösen, die dichte Finsterniß, in der man sie schmachten ließ, zu zerstreuen. So die Polen. Die polnischen Juden, auf die ich hier noch einmal zurück komme, weil sie bei weitem die Hauptmasse aller europäischen Juden bilden, verweilen noch in der Barbarei des dunkelsten Mittelalters. Mitten in der Kluft, zwischen einem übermüthigen Adel und einem geknechteten Bauern stehend, und zwischen beiden vielfach als Unterhändler und Vermittler dienend, hat sich ein äußerst kriechender Sinn gegen die Großen und ein unüberwindlicher Eigensinn gegen Alles, was ihnen unterworfen ist, bei ihnen entwickelt. Zwischen den Bauern, der sie fürchtet und dem Adel, der sie verachtet, haben sie sich dort noch mehr in sich abgeschlossen und stehen dem Christenthum noch schärfer gegenüber als in Deutschland. Als Reiche sind sie dort

Digitized by Google

herrschsüchtig, als Rabbiner unerbittlich streng, als Volk unbeugsam.

Ihre geringen Classen aber sind mit den Bauern in tiefes Elend versunken. Man erblickt kaum irgendwo solche jämmerliche und unheimliche Zustände, wie unter den armen Juden von Krakau, Warschau, Wilna und Lemberg. Obgleich die Juden nach Polen aus vielen anderen Gegenden zusammenflossen, so hat sich doch bei ihnen, weil sie in der Hauptsache aus Deutschland kamen, eine eigenthümlich jüdisch-deutsche Sprache ausgebildet, die etwas mit hebräischer gemischt ist und mehrere Dialekte zählen soll. — Im übrigen sind sie in Kleidung, Sitten, Bildung und Charakter so vielfach verschieden von den übrigen Juden, daß man sie fast als einen eigenen jüdischen Volksstamm betrachten könnte. Die sogenannten deutschen, die polnischen und die portugiesischen Juden bezeichnen die hauptsächlichsten ethnographischen Abtheilungen der Juden Europas. Sie tragen in ihrem Gepräge alle etwas von der Geschichte, die sie durchzumachen hatten, von den Gesetzen und Schicksalen, die an ihnen arbeiteten, zur Schau. Auch haben sie alle etwas von dem Wesen des Volkes, unter dem sie lebten, angenommen. Aehnliches ließe sich von den englischen, italienischen, türkischen, ꝛc. Juden bemerken. In den tropischen Ländern haben mehrere Judenstämme, wie ich schon sagte, sogar die dunkle Farbe von den Negern, Hindus und Arabern angenommen. Sie mögen von unsern Juden sehr verschieden sein. Nichts desto weniger aber sind sie wie die weißen, gelben und rothen Rosen nur Varietäten derselben Species. Merkwürdig ist es, wie sich bei den polnischen Juden, die so ganz auf sich beschränkt waren, der orientalische Ausdruck in ihrer körperlichen Form so rein erhalten oder wieder herausgebildet hat. Man sieht dort namentlich in Lithauen und der Ukraine unter den Männern ehrwürdige Abrahams-Gesichter, oder Josephs- und Apostel-Antlitze, und unter den Frauen Rahels und Judiths, wie ein Maler sie sich nicht schöner, ausdrucksvoller und orientalischer wünschen könnte. — Sie üben auch noch viele alte jüdische Gebräuche, die bei unsern Juden längst ausgestorben sind. Sie hängen auch noch mit mehr Zärtlichkeit und Sehnsucht als die unsrigen an dem alten Lande ihrer Väter. Es ist nichts Ungewöhnliches unter ihnen, daß ein alter Mann, wenn er seinem Lebensende nahe steht, alle seine Habe unter die Seinigen vertheilt und sich nur so viel Baares zurückbehält, als er nöthig hat, um nach Jerusalem zu reisen, um dort auf dem heiligen Boden zu sterben. Man sagte mir in Odessa, daß in diesem Hafen allein wohl jährlich an hundert solche nach einem seligen Ende im Lande der Väter verlangende Greise aus den polnischen Provinzen sich einschifften. Diejenigen, welche dazu nicht die Mittel besitzen, suchen sich wenigstens ein bischen ächter Erde, das Pilger aus dem Lande Israels zurückbrachten, zu verschaffen, thun es in ein Beutelchen und legen es sich unter ihr Sterbekissen.

Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich einen Versuch machen wollte, den Grad der Befreiung und den Stand des Fortschritts der sogenannten Juden-Emancipation, d. h. der gesetzlichen Bestimmungen, durch den sie zur Ausübung bürgerlicher Rechte und Pflichten, zur Theilnahme an dem allgemeinen Rechte und zum Besitz eines Vaterlandes zugelassen werden sollen, in jedem Lande zu bestimmen. Im Hinblick aber auf das Wenige, was ich hier anzudeuten vermochte, so wie im Hinblick auf die wohlthuenden Resultate, die jenes Werk der Neuzeit schon hie und da errungen hat, möge uns die zuversichtliche Hoffnung erfüllen, daß es allmählich überall gelingen werde, die schwierige Aufgabe zum Frommen der Interessen beider Parteien, der Christen, wie der Juden, zu lösen.

Jedenfalls aber, so scheint es mir, ist nichts mehr, als ein Rückblick auf die schauerlichen Juden-Bedrückungen des harten und doch von Manchen noch so unbedingt bewunderten Mittelalters geeignet, uns mit Liebe für unsere großherzigere Neuzeit zu erfüllen, die sich bestrebt hat, die Juden und neben ihnen dann auch noch andere Geknechtete aus einer babylonischen Sklaverei zu erlösen.

SPANIER

Digitized by Google

Die Spanier.

Wie herausgeſchnitten aus dem Rumpfe Europas, von dieſem durch eine hohe Bergmauer getrennt, ringsumher in die Brandung des Oceans getaucht, das äußerſte Haupt und Antlitz unſeres Welttheiles, mit einer ihm ganz eigenthümlichen Phyſiognomie, ſo liegt das wunderreiche Land da, welches die Alten, weil ihnen der Abendſtern über ihm leuchtete Heſperien (das Weſtland) nannten.

Wie mit Europa, ſo war es vermuthlich auch einſt durch den erſt in einer ſpäteren geologiſchen Periode durchgebrochenen Iſthmus von Gibraltar mit Afrika verwachſen, und es nimmt Theil an dem Weſen und Charakter beider Continente.

Dieſelben Revolutionen der Erdoberfläche, welche die Terraſſen des afrikaniſchen Atlas geſtalteten, haben auch an den mächtigen Felſen-Plateaus der pyrenäiſchen Halbinſel gewirkt, und es ſcheint oft, als hätten ſie nach demſelben Muſter gearbeitet, und in Spanien gewiſſermaßen ein Afrika im kleinen, ein europäiſches Afrika, hinſtellen wollen.

Erſt als der Ocean in dem einſt völlig geſchloſſenen mittelländiſchen See einbrach und das Thor des Herkules ausgrub, fiel dieſes Miniatur-Afrika in Bezug auf Länder-Continuität ganz auf die Seite von Europa, kam in phyſikaliſcher, ethnographiſcher und anderer Beziehung vorherrſchend unter ſeine Einflüſſe, blieb zugleich, jedoch ſtets auch vielfach in Gemeinſchaft mit dem benachbarten Südlande, nach dem es beſtändig ſo zu ſagen ſeine Hand ausſtreckte.

Die ganze Natur der pyrenäiſchen Halbinſel ſcheint demnach ein Gemiſch von Süden und Norden.

Es hat ſüdlichere, heißere Striche, als irgend ein anderer Theil von Europa. Sein Klima vermag hie und da das Zuckerrohr, die Palme und andere Südfrüchte zu reifen, und auf einem ſeiner Vorgebirge haben ſogar, was ihnen ſonſt nirgends möglich war, die froſtſcheuen Thiere der Wendekreiſe, die Affen, und neben ihnen die afrikaniſchen Chamäleons ihren Wohnſitz aufſchlagen können.

Im grellſten Contraſte damit giebt es wieder ſpaniſche Gebirgsſtriche, die von

ſo rauher Temperatur ſind, wie keiner in Afrika, und in denen ſogar unſer nordiſcher Waldbruder, der Bär, ſich behaglich fühlt.

In weiten Gebieten iſt der Anblick der großen Halbinſel ſo düſter und öde, wie in den melancholiſchen Wüſten der Sahara, oder in unſeren Haiden von Lüneburg. Und wiederum giebt es Partien, die an Anmuth und Naturreiz Alles übertreffen, was unſer Continent ſonſt darbietet.

Die Sierras, die zackigen, wild ausgezahnten Felſen-Sägen von Andaluſien und Granada, auf denen nie ein Baum gewurzelt hat, ſtarren von rieſigen Granitblöcken und Marmormaſſen von allen Farben und ihre unzugänglichen Gipfel gleichen ſpitzen Kegeln, die ſich in das ſtets klare Blau des Himmels-Gewölbes hineinbohren.

In dem Schooße dieſer Sierren aber ſind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und üppige Schönheit ſich die Einbildungskraft nicht zauberiſcher träumen könnte.

Dieſe herrlichen Thalmulden, in denen die würzigſte Flora die Lüfte durchduftet, ſcheinen, nach dem poetiſchen Volksausdruck der Spanier, von den Engeln des Himmels als ihre Wiegen in den Buſen der Felſen eingeſenkt zu ſein.

Das Ernſte, Traurige, Düſtere überwiegt zwar im Ganzen. Unendliche, baumloſe, verbrannte Flächen voll Einſamkeit und Grabesſtille, „wie geſchaffen für die Andacht büßender Anachoreten," ziehen ſich weit und breit durch das Innere von Spanien hin.

Die Luft iſt da hart und trocken, überheiß während einer Jahreszeit, ſchneidend rauh während der andern. Vergebens ſucht man da die weichen Gefilde, die ſtets von lauen Zephyren angehauchten Gartengelände Italiens, vergebens die friſche Herrlichkeit, das ſanfte Grün der deutſchen Wälder mit ihrem heitern Vogelgeſange.

Dieſe ſanfte friedliche Heiterkeit des grünen Wald- und Wieſenteppichs iſt nicht über Spanien ausgebreitet, deſſen Natur zwar überall (ſelbſt in ihren finſteren Partien) erhaben, doch nicht durchweg anſprechend, wohl hie und da brillant, nicht überall wohnlich und gemüthlich iſt. — Sie hüllt ſich ſo zu ſagen in einen groben aber maleriſch drapirten Ueberwurf, der zwar aus einem harten Gewebe beſteht, aber mit goldnen Treſſen, Edelſteinen und Perlen beſetzt iſt.

Das herrliche Thal von Granada (die berühmte fruchtbare Vega) — das reizende Wieſen-Blumen-Plateau von La Serena, das jetzt die Merino-Schafe beweiden, — das üppige Andaluſien, über welches ein Füllhorn von Naturgaben ausgegoſſen iſt, und das ſchon die Alten als das glücklichſte Land der Erde prieſen, — der zauberiſche Garten der Huerta, in deſſen Schooße Valencia, wie eine Königin, auf Roſen gebettet daliegt, — ſind einige wenige dieſer vielen Paradieſe, die dem Fuße der Berg-Plateaus des Pyrenäen-Landes eingefügt und angehängt ſind, mit denen auch das Innere hie und da durchwebt iſt, und in denen die kryſtallreine Luft, der kräftige Strahl der Sonne, und der reichliche Thau dieſes zauberiſchen Himmelsſtriches allen Pflanzen und Produkten eine üppige friſche, eine unbeſchreibliche Feinheit und Zartheit der Farben, einen Glanz geben, der die Sinne entzückt und ſich der Einbildungskraft dauernd bemeiſtert.

Faſt indem man dieſe wenigen ſo ſcharf contraſtirenden Züge ſeiner Heimath zuſammengeſtellt, glaubt man ſchon das Porträt des Bewohners ſelbſt zu entwerfen und die Merkmale ſeines Charakters, ſo wie auch den Wechſel der Schickſale, die ihn bildeten, zu erkennen.

Wie in dem Klima und in der Natur, ſo offenbart ſich auch in der Geſchichte des Landes ein ſteter Kampf, eine fortgehende Vermiſchung ſüdlicher oder orientaliſcher und nordiſcher oder europäiſcher Einflüſſe.

Wie die kalten Nordwinde, ſo brauſen nördliche Völker über die Pyrenäen herein, und wie der heiße Sirocco (in Spanien „Solano" genannt), ſo ziehen ihnen von Süden afrikaniſche Nationen entgegen.

Und der ſpaniſche Volks-Charakter, der ſich aus dieſer Miſchung geſtaltet iſt wie ſein Land, „ein beſonders ſcharf ausgeprägtes Gebilde, ein Weſen ohne Halblichter und Nebelbilder, im höchſten Grade phantaſiereich, voll hohen Sinnes, voll glühenden

Stolzes, voll kalter Kühnheit, — auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabsehend, Ruhe und Schicksalstrotz im größten Unglück bewahrend, ausdauernde Treue und Haß und Liebe vereinend, reich an schneidenden Contrasten wie seine wilden Sierras mit den angehängten Paradiesen, der bittersten Rache, der schönsten Tugend fähig, großmüthig und dennoch grausam, aus gleichgültiger Unempfindlichkeit zu stürmischer Ausgelassenheit, aus träger Ruhe und starrer Unbeweglichkeit zu ungestümster Thätigkeit überspringend, geistvoll und unwissend, freimüthig und verschlossen, leichtgläubig und zugleich mißtrauisch, wie wechselweise schwärmerische Phantasten es zu sein pflegen."

Die ersten Menschen dieser Art, welche die Geschichte uns in Spanien zeigt, sind unter dem Namen Iberer bekannt.

Die Einwanderung dieser iberischen Urspanier übersteigt alle Tradition und alle Erinnerung. Vor ihnen scheint kein anderes Volk in Spanien gewohnt zu haben, sie scheinen die wahren Urbewohner, die frühesten Besitzergreifer des Landes gewesen zu sein, von denen jetzt nur noch ein kleiner Ueberrest in den sogenannten Basken vorhanden ist.

Diese alten Iberer sind nicht nur in Spanien, sondern neben den finnischen Stämmen vielleicht auch in ganz Europa das älteste Volk. Dafür spricht unter anderm schon der Umstand, daß sie das äußerste Westende unseres Continents bewohnten, in das sie durch die später nachrückenden Indo-Germanen, d. h. die Vorfahren der Griechen, Römer, der jetzigen Franzosen und Deutschen hinausgedrängt wurden.

Weil man einige Aehnlichkeit der iberischen Sprache mit Sprachen afrikanischer Völker entdeckte, so hat man zuweilen geglaubt, Spanien habe auch schon diese frühere Bevölkerung aus Afrika empfangen. Dies war namentlich eine Hypothese unseres großen deutschen Philosophen Leibnitz.

Allein weit mehr Umstände weisen darauf hin, daß die Iberer, wie alle andere europäischen Nationen, aus dem Osten längs des mittelländischen Meeres gekommen sind.

Denn auch auf Sicilien und den andern italiänischen Inseln, auch im südlichen Frankreich werden uns die Iberer als die älteste Grundlage der Bevölkerung bezeichnet. Dort wurden sie von nachrückenden Einwanderern überfluthet und mußten von dort in Masse weiter westwärts ziehen.

Ihre dabei unter der Fremdherrschaft zurückgebliebenen Reste bezeichnen noch den Weg, den sie zogen.

Außer dieser Richtung aus Osten, diesem Ursprung aus Asien, der gemeinsamen Mutter der europäischen Menschheit, vermag man aber sonst wenig Gemeinsamkeit der Iberer mit den übrigen Europäern zu entdecken.

Ihre Sprache, die wir noch heut zu Tage bei jenen Basken in den Pyrenäen vernehmen, ist so eigenthümlich, nach den neuesten Untersuchungen unserer Sprachforscher so gänzlich verschieden von allen andern Idiomen Europas, daß sich weder mit den Celten, noch mit den Germanen und Griechen eine Verwandtschaft erkennen läßt.

Man hat in den entlegensten Gegenden der Erde nach Verwandtschaft für diese so äußerst isolirte Race und Sprache gesucht. Einige haben Aehnlichkeit bei den Finnen, andere sogar bei den Wilden Nordamerikas gefunden. Möglich bleibt es immer, daß einst Finnen und Iberer, diese Urkinder Europas, sich in den ganzen Continent theilten und nachbarlich neben einander wohnten.

Die Iberer hatten zwar die ganze pyrenäische Halbinsel inne, doch hausten sie daselbst zu der Zeit, da die Geschichte sie zu beobachten und über sie zu berichten anfing, bereits nicht mehr allein.

Schon ein anderer großer Erguß war über sie hingegangen. Ihre östlichen Nachbarn und Dränger, die „Celten", die Vorfahren der Franzosen, die ihnen aus Asien nach Westen gefolgt waren, die sie bereits in Italien und Süd-Frankreich vertrieben hatten, waren auch, wie einst die Iberer selbst, vom jetzigen Frankreich her über die nördlichen Grenzgebirge gestiegen und hatten weite Gebiete der pyrenäischen Halbinsel, besonders im Innern derselben erobert.

Diese erste Bedrängung Spaniens von Seiten der Bewohner Frankreichs, diese frühste Spur der durch die ganze Geschichte sich hinziehenden und bis auf den

heutigen Tag dauernder Rivalität zwiſchen Spaniern und Franzoſen ſteigt ebenfalls über alle beglaubigte Zeit hinaus.

Es mußte ein uraltes Ereigniß ſein, denn als die Römer dieſe Verhältniſſe kennen lernten, waren die Gäſte aus Frankreich in Sitte und Sprache bereits in hohem Grade iberiſch, d. h. ſpaniſch geworden.

Sie waren ſchon gänzlich verſchieden von den Celten in Gallien, und ſie wurden daher auch Celto-Iberer, oder iberiſch gewordene Celten genannt.

Neben ihnen wohnten noch in größerer Menge die alten ungemiſchten Urbewohner, ſowohl in den Gebirgen des Nordens und Oſtens, als auch an den Küſten des Meeres hin, in viele Völkerſchaften vertheilt, von denen einige, z. B. die heldenmüthigen Cantabrer und die Basconen (die jetzigen Basken) im Norden und die Luſitanier, die Vorfahren der Portugieſen, im Weſten einen beſonders berühmten Namen erlangt haben.

Es iſt nicht wenig zu bedauern, daß uns ein Tacitus nicht, wie die alten Germanen, ſo auch die Sitten dieſer iberiſchen Vorfahren der Spanier geſchildert hat.

Das Wenige aber, was wir von ihnen wiſſen, deutet darauf hin, daß wir ihren Charakter und ihr ganzes Weſen als die wahre Grundlage und Quelle der nationalen Eigenthümlichkeiten unſerer jetzigen Spanier betrachten müſſen, daß wir den Urſprung und Anfang der meiſten Qualitäten der modernen Spanier bei jenen alten Iberern zu ſuchen haben, deren urſprüngliche Natur mit ewig jugendlicher Kraft trotz alles des durch ſpätere Einwanderungen noch darauf geſchütteten Stoffes immer wieder, ſo zu ſagen, aus dem Boden hervorgebrochen iſt.

Die alten Iberer lebten, der Beſchaffenheit ihres durch Gebirge viel zerſchnittenen Landes und ihrem National-Genius gemäß, in eine Menge ſcharf geſchiedener Stämme zerſplittert. Sie waren durch eine ſehr tief wurzelnde und leidenſchaftliche Anhänglichkeit für ihre Local-Heimathen, die ſie mit Hartnäckigkeit vertheidigten, ausgezeichnet.

Sie waren aber wenig geneigt, ſich der Fahne weitgebietender Anführer unterzuordnen und große Unternehmungen in die Fremde auszuführen. Die Hingebung, die Aufopferung, der Patriotismus, mit denen ſie eine ihrer Städte (Numantia) gegen die Römer vertheidigten, ſind von den Zeitgenoſſen allgemein geprieſen worden, und man hat dieſe Vertheidigung des alten Numantia oft mit der Saragoſſas gegen die Franzoſen, die von unſern Vätern bewundert wurde, verglichen.

Wenn man die Geſchichte dieſer beiden zeitlich ſo weit entfernten Aktionen lieſt, glaubt man, oft genau denſelben Gang der Ereigniſſe wahrzunehmen — mit denſelben begleitenden Erſcheinungen, ja faſt mit denſelben Perſönlichkeiten zu thun zu haben.

Die alten Iberer führten den Krieg nicht in großen Heeren, ſondern in kleinen leichtbeweglichen Banden, „nach Art der Räuber“, wie ſchon der Grieche Strabo ſagt, der noch hinzuſetzt, die Iberer wären nur in kleinen Unternehmungen (wir würden ſagen im Guerilla-Krieg) tüchtig.

Wenn man das, was die Römer über dieſe Kriegsart bemerken, mit dem vergleicht, was wir noch in dieſem Jahrhunderte bei den Kämpfen des Don Carlos und bei verſchiedenen andern Gelegenheiten erlebt haben, ſo möchte man behaupten, daß noch jetzt in Spanien an der alten volksthümlichen Kampf- und Kriegsweiſe ſich in der Hauptſache nichts geändert habe.

Die Feldzüge des Don Carlos gegen das neue Königthum, die des alten ſpaniſchen Helden Viriathus gegen die Römer, ſpäter die des Flüchtlings Pelayo gegen die Araber, gleichen ſich nicht nur in Bezug auf die Hauptereigniſſe, ſondern auch in Bezug auf die dabei vorkommenden Epiſoden in ſo hohem Grade, daß man glaubt, es ſei dies Alles nur Wiederholung deſſelben nach einem Plane angelegten Dramas. Wir erkennen in den iberiſchen Patrioten und Kriegern, die Plutarch beſchreibt, ganz die ſpaniſchen Soldaten des Mittelalters und auch die der Neuzeit wieder. Aber die Geſchichte auch ſolcher wenig weſentlichen Dinge, wie es z. B. Nationaltänze ſind, ſteigt in Spanien in die graueſte iberiſche Vorzeit hinauf.

Digitized by Google

Die Schilderungen, welche römiſche Schriftſteller von der Kunſt der iberiſchen Tänzerinnen, von ihren lebhaften Bewegungen und Geſtikulationen beim Schalle der Caſtagnetten, von ihrer graziöſen Geſchmeidigkeit und ihrer ausdrucksvollen Mimik geben, begünſtigen die Annahme, daß dieſe iberiſchen Tänze eben nichts anderes geweſen ſind als unſere jetzigen Fandangos und Boleros, in deren Ausführung die Spanier heut zu Tage noch eben ſo unübertrefflich und bewundert ſind, wie ihre Vorväter zu der Römer Zeiten.

Wie mit den Tänzen und den Guerilla-Kriegen, iſt es auch mit der Aehnlichkeit vieler anderen, den alten und den modernen Spaniern gemeinſamen Dingen und Eigenſchaften, die in Summa alle beweiſen, daß die geſammte Bevölkerung Spaniens trotz aller fremdartigen Zuſätze und Anhängſel, die ſie im Laufe der Zeit erhalten hat, noch jetzt im Weſen auf dem primitiven, noch nicht verwitterten iberiſchen Urgeſtein beruht, daß man ſie in der Hauptſache als iberiſch betrachten, daß man daher auch ihrem Lande recht gut noch jetzt den alten Namen „Iberiſche Halbinſel“ belaſſen kann.

Völlig rein und faſt unberührt hat ſich dieſes Urgebilde jetzt nur noch, wie geſagt, in den intereſſanten blauäugigen und hellhaarigen Bewohnern des nordweſtlichen Gebirgswinkels von Spanien, der ſogenannten baskiſchen Provinzen, erhalten, wohin nur die äußerſten Ausläufer und Wellenſpitzen der römiſchen, der arabiſchen und der anderen Ueberfluthungen des Landes gelangt ſind.

Dieſe Basken geben uns noch heut zu Tage das ächte Bild des „wilden, ſtarren, unbeugſamen, ſtolzen, zugleich aber auch fröhlichen, gutmüthigen und genügſamen“ Urſpaniers, und ſie rühmen ſich, in ihren Thälern die älteſten Adelsgeſchlechter der Halbinſel zu haben.

Wie vereinſamte, rings von anderen Völkerwogen umbrandete und zerfreſſene Klippen, ragen dieſe alten Geſchlechter über die Fluthen empor, welche über ihre übrigen ſpaniſchen Mitbrüder hinwegſtrömten.

Von dem Namen der Iberer zeugt heut zu Tage noch recht offenkundig der Name des bekannten Fluſſes Ibero oder Ebro. Auch giebt es noch in der heutigen ſpaniſchen Sprache manche iberiſche Elemente; ſo wie auch noch viele Namen berühmter ſpaniſcher Städte nichts als ſpäter umgeänderte altiberiſche Namen ſind. — Ich will beiſpielsweiſe unter Hunderten nur das berühmte Salamanca nennen.

Es iſt im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß die Iberer wie im Norden mit den Galliern oder Celten, ſo auch im Süden mit ihren Nachbarn in Afrika in uralтem Hader lagen, und daß ſie von dort ſchon Einflüſſe und Einwanderungen erfuhren, von denen unſere Ueberlieferungen nichts mehr wiſſen.

Als den erſten bekannten Einbruch von daher kann man die Beſiedlung des ſüdlichen Spaniens durch die Phönizier und Carthager, die Stammesgenoſſen und Vorgänger der Araber, bezeichnen.

Die Phönizier bauten daſelbſt Cadiz, Malaga und einige andere berühmte Städte. Doch ſcheinen ſie als Seeleute, ebenſo wie die Griechen, die auch in Spanien einige Colonien, namentlich Sagunt ſtifteten, ihren Hafen und den Küſtenrand wenig verlaſſen zu haben, und in das Innere nicht tief eingedrungen zu ſein. Nichtsdeſtoweniger erinnern noch heutigen Tages manche Dinge in Spanien an die Anweſenheit der Phönizier, z. B. der Name Spaniens ſelbſt, der phöniziſchen Urſprungs ſein und bei ihnen „Spanija“ gelautet haben ſoll, und auch um noch Eines anzuführen, der Titel der berühmten Herzöge von Medina Sidonia, der mit der alten Stadt Sydon in Phönizien in Verbindung ſtehen ſoll.

Die Carthager, die den Fußtapfen der Phönizier, ihrer Väter, folgten, verbreiteten ſich weiter im Lande, gründeten dort zahlreichere Colonien, beuteten die Silberbergwerke der Halbinſel nachhaltiger aus, und beſchloſſen endlich, um gegen ihre Erbfeinde, die Römer, mit denen ſie um die Herrſchaft der Welt ſtritten, eine feſte Burg zu gewinnen, das ganze Spanien ſich zu unterwerfen.

Sie ſchickten ihre beſten Feldherren, die Hamilkar's, die Hasdrubal's und Hannibal's dahin, die in einer Reihe merkwürdiger Feldzüge den größten Theil von Spanien eroberten.

Da die Carthagenienſer ſelbſt längſt halbe Afrikaner geworden waren, und da

ſie als Söldner und Begleiter dieſelben Völker nach Spanien hinüberbrachten, welche ſpäter wieder mit den Arabern kamen, nämlich Mauren, Berbern, Beduinen, ſo kann man dies als den erſten, von der Geſchichte etwas näher beleuchteten großen mauriſchen oder afrikaniſchen Einbruch in Spanien betrachten.

Wie ſie Afrikaner nach Spanien führten, ſo verſetzten die Carthagenienſer auch umgekehrt Spanier nach Afrika hinüber, wie denn ſolche Verſetzungen und Vermiſchungen der Einwohner beider Continente dort zu allen Epochen der Geſchichte ſtattgefunden haben.

Nach einiger Zeit mußten indeß die Carthager in der pyrenäiſchen Halbinſel den Römern weichen, die dann nach ihrer Vertreibung ſich daran machten, das geſammte Land zu unterwerfen.

Von der Anweſenheit der Carthager in Spanien zeugt unter andern noch heutiges Tages der Name der bekannten, von dem Carthager Hasdrubal geſtifteten, Stadt Carthagena. Es iſt ein puniſcher Name, der ſogar in ſeinem afrikaniſchen Geburtslande jetzt verſchwunden iſt.

Da die Iberer eben ſo ausdauernd und heroiſch in Vertheidigung ihres Vaterlandes waren, wie die Römer bei ihrem Plane der Welt-Eroberung, ſo war der Kampf zwiſchen beiden hartnäckigen Völkern ſehr langwierig.

Er währte unter mannigfachen Wechſeln und Zuckungen beinahe zwei Jahrhunderte.

Die Eroberungs- und Befreiungs-Kriege in Spanien haben ſich unter ſtets erneuerten Guerilla-Kämpfen faſt immer ſo durch Jahrhunderte hingezogen.

Römiſche Schriftſteller betheuern es häufig, daß ihren Feldherren keine Unterjochung mühſeliger geweſen ſei, als die der Spanier. Die von Gallien unter Cäſar war im Vergleich damit, ſo zu ſagen, ein veni, vidi, vici! —

Natürlich aber war zugleich die von den Römern durchgeführte Eroberung nachhaltiger, eingreifender, durchdringender, als alle die von den Celten, Phöniziern, Carthagern ausgegangenen.

Sie incorporirten ihrem Reiche ſtückweiſe die ganze iberiſche Halbinſel und machten ſie zu einer Provinz, welche lange einer der blühendſten und volkreichſten Abſchnitte des ganzen großen Kaiſerreichs war.

Wie überall disciplinirten und ſchulten ſie die Eingeborenen auch in Spanien auf römiſche Weiſe, und beherrſchten ſie mehr als vier Jahrhunderte lang. Doch ging dieſe Entnationaliſirung keineswegs ſo weit, daß dadurch nun die Iberer in Fleiſch und Blut, in Geiſt und Herz ganz und gar völlige Römer oder Italiäner geworden wären.

Die alte Raçe blieb vielmehr in der Hauptſache dieſelbe, die in's Land verpflanzten wirklich römiſchen Coloniſten aus Italien waren verhältnißmäßig natürlich immer wenig zahlreich. Nur der Schulmeiſter, der Corporal, der Advocat, der Gouverneur waren italiäniſch.

Die übrigen blieben römiſch redende, römiſch gekleidete, mit römiſchem Bürgerrechte begnadigte, übrigens iberiſch oder altſpaniſch denkende oder empfindende Menſchen.

Die ſpaniſchen Legionen, welche die Römer auf dem Boden der iberiſchen Halbinſel rekrutirten, gehörten lange zu ihren Kerntruppen, und nie ſind vor der Entdeckung Amerikas die Spanier weiter in die Welt hinausmarſchirt, als unter den römiſchen Fahnen

Daß trotz römiſcher Erziehung und Bildung die Spanier der Seele und dem Herzblute nach immer Spanier blieben, und daß ſie ſchon damals dieſelben Eigenthümlichkeiten beſaßen oder beibehielten, die ſie früher und ſpäter offenbaret haben, läßt ſich ziemlich klar nachweiſen.

Selbſt bei einer flüchtigen Vergleichung iſt es unſeren Hiſtorikern nicht entgangen, wie ſehr viel ſpaniſche Eigenthümlichkeiten in den Werken, der Schreibweiſe und der Ideenfärbung der berühmten römiſchen Dichter und Schriftſteller Seneca, Quinctilian, Lucan, Columella, Martial, die auf der pyrenäiſchen Halbinſel geboren wurden, zu finden ſind.

Vielleicht liegt auch etwas entſchieden Spaniſches in der Haltung und dem Charakter und Weſen der beiden großen Kaiſer Trajan und Theodoſius, welche geborene Spanier waren, und die dies Land dem römiſchen Staate ſchenkte.

Ein ſpäterer römiſcher, aus Spanien hervorgehender Dichter, Namens Pru-

dentius, ist nach den Bemerkungen eines unserer Historiker durch und durch ein national spanischer Geist. „Die höchste Schwärmerei des Gefühls, mühsam fortgeschleppte Deductionen, verwegene Absprünge und kühne allegorische Bilder," sagt Herr von Schack, dessen Schilderungen ich hier folge, „liegen überall in seinen Dichtungen so nahe bei einander, wie z. B. in den Dramen des modernen Calderon. Bei beiden dieselbe Innigkeit des Gefühls, die erhabenste Pracht der Bilder neben der langweiligsten Weitschweifigkeit und den endlosesten Wiederholungen, — die schönsten und glänzendsten Stellen neben äußerst matten und ermüdenden Ergüssen," die überall auf den Gefilden der spanischen Poesie dann und wann eben so auftreten, wie in der Natur des Landes die langgezogenen öden Bergplateaus und Haideflächen zwischen jenen „von den Engeln bereiteten Thälern."

Besagter Prudentius war sogar, eben so wie sein Landsmann Quinctilian, in derselben Provinz von Spanien geboren, aus welcher später die größten Dichter der Nation, die Calderon's, die Cervantes', die Lope de Vega's hervorgingen, nämlich in Alt-Castilien, dem Herzen des Landes.

Dennoch aber sind die Einwirkungen der Römer auf die Spanier dauernder und entscheidender gewesen, als die irgend eines andern vor oder nach ihnen auf der Halbinsel erschienenen Volks.

Sie haben die Iberer für alle Folgezeit mit demjenigen Zweige der indogermanischen Race, welche man die celtoromanische nennt, verknüpft, haben ihnen eine romanische Sprache und Cultur gegeben, welche die alte iberische bis auf wenige Reste verdrängte, und haben sie dadurch zu Verbündeten oder Verbrüderten der Italiener und Franzosen gemacht.

Auf eine wunderbare und noch wenig erklärte Weise hat sich diese wohlklingende, edle, reiche und stolze romanische Sprache durch alle Theile des Landes, — mit einziger Ausnahme des baskischen Winkels, — in mehreren Dialekten verbreitet und hat sich dann selbst unter der Herrschaft der Gothen und Mauren, nur wenig von ihnen beeinflußt, erhalten und weiter gebildet, hat sich zu einem mächtigen Baume mit reichen Früchten der Poesie und Literatur erhoben, wie keine der andern auf spanischen Boden verpflanzten oder dort einheimischen Idiome. — Sie ist in Wortbildung und Biegung ächt romanisch und in manchen Punkten sogar dem Latein näher geblieben, als selbst das moderne Italienische.

Wie ihre Sprache, so haben die Römer auch ihre alten Traditionen, ihre Mythen und ihre Götterlehre den Iberern eingeflößt. Und wie bei allen romanischen Völkern, so hat sich auch bei den Spaniern die Erinnerung an das griechisch-römische Alterthum stets sehr lebendig erhalten.

„Noch heute findet sich der Reisende überrascht, wenn er hört, wie spanische Landleute im Innern des Landes die Venus, den Amor, den Bacchus, den Hercules und andere alte griechisch-römische Götternamen im Munde führen und neben ihren Heiligen, ebenso, wie der Sicilianer dies thut, anrufen."

Auch nehmen die alten und neuen Dichter Spaniens sowohl ihre Allegorien, als die Themas zu ihren Dramen mit eben so großer Leichtigkeit aus den Stoffen, welche die alte Mythologie, der trojanische Krieg, der Argonautenzug ꝛc. darbieten, daß man wohl sieht, wie dies Alles von den Römer- und Griechen-Zeiten her bei ihnen populär und familiär geworden, und nicht, wie bei uns Deutschen, erst durch die Philologen und Alterthumsforscher unter das Volk gekommen ist.

Wie in andern Ländern, so folgt seit dem fünften Jahrhunderte auch in Spanien der Herrschaft der Römer die der über ganz Europa sich ausschüttenden Germanen.

Zuerst als Vortrab der Gothen brachen die Sueven und Vandalen über die Pyrenäen herein und behaupteten daselbst eine vorübergehende Herrschaft, ein Theil der letzten namentlich in der reichsten und südlichsten Provinz von Spanien, im Thale des Guadalquivir, von wo aus sie indeß bald nach Afrika hinübersetzten.

Die deutschen Vandalen hinterließen in Spanien wenig mehr als ihren Namen, der von da an jenem Paradiese Vandalitia oder Andalusia für alle Zeiten eigen blieb. Auch die Geschichte der Na-

men hat ihre Capricen. Denn es iſt höchſt ſonderbar und faſt unerklärlich, daß der Name der Vandalen in einer Gegend, wie Spanien, in der dies Volk doch kaum heimiſch geworden war und viel kürzere Zeit reſidirte, als irgend welche andere Einwanderer, ſo unſterblich geworden iſt, daß ſogar die Araber ſpäter lange das ganze Spanien „Vandalenland“ (Andalos) genannt haben.

Den Sueven und Vandalen folgten die Weſt-Gothen, die unter gewaltigen Stürmen inmitten der ſpaniſchen Romanen ihre Herrſchaft im Lande begründeten und ein 200 Jahre lang dauerndes Königreich ſtifteten.

Da dieſe Gothen ſich durch Verheirathung und auf andere Weiſe bald mit den Eingebornen des Landes vermiſchten, da ſie deren Sprache und Sitten und nach einiger Zeit auch ihre rechtgläubige katholiſche Religion annahmen, — da ſie mithin Spanier wurden, da ſie ferner ihr unabhängiges Königreich über die geſammte pyrenäiſche Halbinſel, auch über Luſitanien oder Portugal ausdehnten, ſo mag man die ſogenannte gothiſche Periode als den erſten Zeitraum betrachten, in welchem die Spanier als ein freies, einiges, compactes Volk unter einem Oberhaupte, — als eine Nation daſtanden.

Denn im iberiſchen Alterthum gab es, wie ich ſagte, nur eine Menge nebeneinander wohnender Stämme derſelben Raçe, — nachher waren viele dieſer Stämme von Phöniziern, Carthagern, Griechen mehr oder weniger abhängig und mit ihnen gemiſcht.

Dann war alles nur eine Provinz von Rom geweſen. —

Unter den Gothen aber wurde im ganzen Lande ein Glaube, eine Sprache, ein Staat, ein Volk hingeſtellt. Ihnen muß man die erſte Schöpfung der politiſchen Unabhängigkeit und Bedeutung der ſpaniſchen Nationalität zuſchreiben.

Von ihrer Zeit datiren vielleicht auch manche der Eigenheiten und Tendenzen, welche der Natur des ſpaniſchen Charakters eigenthümlich geworden und geblieben ſind, z. B. ihre ernſte Religioſität, ihre ſtrenge Rechtgläubigkeit und ihre „Ketzerfeindlichkeit“, welche die gothiſchen Könige in einer grauſamen Vertreibung der Juden und in andern Maßregeln bethätigten.

Ihr altes gothiſches Königreich wieder herzuſtellen, war auch ſpäter in dem Kampfe mit den Arabern, ſo zu ſagen, das Ideal, das der ſpaniſchen Nation ſtets vorſchwebte, und als ſie es endlich unter Ferdinand und Iſabella realiſirten, da war gleich derſelbe Act, mit dem die alten gothiſchen Könige vom Schauplatze der Geſchichte abgetreten waren — eine grauſame Vertreibung der Juden — wieder unter den erſten Maßregeln, mit denen die katholiſchen Könige die Wiederherſtellung und Wiedervereinigung des alten Reichs feierten. Der Geiſt der Ketzergerichte offenbarte ſich in dem National-Charakter der Spanier lange bevor man den Namen Inquiſition noch kannte.

Sehr wenig Deutſches oder Gothiſches hat ſich in ihrer Sprache erhalten. Doch führt man als von daher rührende Einwirkungen an: den rauhen Hauch der ſpaniſchen Ausſprache, ihre harten Gaumenbuchſtaben, namentlich auch die harte Ausſprache des „G“ vor e und i, und gewiſſe den Deutſchen und Spaniern gemeinſame Vocalverwandlungen, z. B. die Verwandlung des lateiniſchen O in einen Diphthong, lateiniſch: corpus, ſpaniſch: cuerpo, deutſch: Körper; lateiniſch: populus, ſpaniſch: pueblo, deutſch: Pöbel ꝛc.

Weit mehr Germaniſches iſt in ihrer politiſchen Verfaſſung, ihren Rechts-, Sitten- und ſocialen Zuſtänden geblieben, was ſich unſchwer aus dem Umſtande erklärt, daß die Gothen lange die Gewalthaber, die Geſetzgeber und der dominirende Adel des Landes waren, während ihre romaniſchen Unterthanen die römiſche Bildung, die Schulen und die Literatur in Händen hatten.

Die politiſchen Verfaſſungen der ſpätern Königreiche der Halbinſel behielten noch lange eine gothiſche Grundlage und eine germaniſche Färbung. Dieſe fremdartigen Elemente wurden nur im Laufe der Neuzeit abſorbirt und ſcheinen endlich erſt in unſerm neunzehnten Jahrhundert völlig beſeitigt zu ſein.

Daß auch ihr weltberühmter Adelsſtolz den Spaniern vom Geiſte der Deutſchen eingeflößt ſei, glauben Einige. „Ser Godo“ (ein Gothe ſein) iſt in einigen Provinzen

Spaniens noch heute gleichbedeutend mit „von gutem Adel sein".

Manche haben auch den ganzen abenteuerlichen, ritterlichen und romantisch-poetischen Sinn, der besonders die castilischen Spanier ausgezeichnet, aus dem Gothenthum dieser Castilianer herleiten wollen. Doch deutete ich schon an, daß bereits lange vor Calderon die großen spanischen Poeten in Castilien geboren zu werden pflegten, und daß daselbst auch lange vor Don Quixote abenteuerlicher Sinn unter den alten Celtiberen und Cantabrern hinreichend zu Hause war.

Deutsche Schriftsteller und Reisende haben auch die deutsche Race, die hohe germanische Gestalt, und sonstige deutsche National-Qualitäten bald hier, bald da in Spanien wiederfinden wollen.

So erklärt z. B. der Eine namentlich alle Castilianer für echte Gothen-Söhne, und glaubt sogar, daß die Spanier und Portugiesen nur in Folge des ihnen von den Gothen eingeimpften deutschen abenteuerlichen Geistes die neue Welt entdeckt hätten, und mit Hülfe dessen, was sie von den Deutschen empfingen, noch lange nachher die vornehmsten und kühnsten Seefahrer geblieben seien.

So erblickt ein Anderer in Catalonien lauter Germanisches und Gothisches, während man bei einem Dritten liest, daß Asturien und Gallicien und das nördliche Portugal, aus welchen die Meister der Kunst und Wissenschaft hervorgegangen seien, und von denen die schönen stark gebauten Leute, die in Spanien sogenannten Gallegos (Gallicier) ausziehen, um dem deutschen Wandertriebe gemäß die südspanischen und südportugiesischen Ortschaften als rüstige, fleißige Arbeiter zu durchpilgern und dann wie deutsche Handwerksburschen mit dem eingesammelten Gewinn und Witze in die geliebte Heimath zurückzukehren, das aller germanischeste Stück von ganz Spanien sei, und daß vorzugsweise von dort aus der wundersame, poetische und phantastische Hauch des germanischen und gothischen Nordens und die übrigen spanischen Lande belebend hingeweht habe.

In der That mag zwar dieser letzten Hindeutung besonders etwas Wahres zu Grunde liegen. Denn in jenem nordwestlichen Winkel haben sich beim Einfalle der Mauren die meisten Ueberreste der germanischen Elemente zusammengedrängt. Die Mauren haben daselbst nur vorübergehende Besuche gemacht; und die ganze Reconstruirung des neugothischen Reichs und der spanischen Nationalität ist von da ausgegangen.

Auch trug gerade diese Partie der pyrenäischen Halbinsel im Mittelalter noch lange den Namen Gothia (Gothenland) und sogar noch bis auf den heutigen Tag nennt man in Südamerika die spanischen Auswanderer und Colonisten aus Asturien und Galicien „Godos" (Gothen).

Im Ganzen aber darf man wohl der Vorstellung, daß noch viele germanische, dem Blute und der Abstammung anklebende Geistes- und Körpereigenheiten in Spanien zu finden seien, trotzdem daß die Spanier selbst zuweilen, wenn sie einem Deutschen in ihrem Lande begegnen, ihrer alten gothischen Vorväter eingedenk, wohl sehr artig zu bemerken pflegen: „Somos Hermanos" (wir sind ja Brüder) nicht zu viel Raum geben.

Die Deutschen haben sich als Race nie und nirgends so hartnäckig und fest bewiesen, wie z. B. die Römer oder wie viele asiatische Stämme. Namentlich sind sie in den warmen Klimaten Südeuropa's immer schnell absorbirt worden, weniger im Norden, z. B. in England. Auch kamen sie nach Spanien nicht so zahlreich und nicht so frisch und direct aus Ur-Deutschland, wie sie z. B. nach England gekommen sind, sondern erst nachdem sie schon in vielen römischen Provinzen herumgezogen und ansässig gewesen waren, und nachdem sie daher vermuthlich bereits sehr viel von ihrem einheimischen deutschen Wesen eingebüßt hatten.

Von deutschen Frauen hören wir bei den spanischen Gothen fast gar nichts. Ihre Könige und Vornehmen verheiratheten sich alsbald mit vornehmen Spanierinnen. Hieraus mag es sich namentlich zum Theil erklären, daß das deutsche Element in der spanischen Sprache so schwach vertreten ist. —

Dem Erguß der Gothen aus Norden folgte nach einiger Zeit, im Anfange des achten Jahrhunderts, wieder eine höchst einflußreiche Ueberschwemmung

aus Süden, von Afrika her, auf dem Wanderwege der Phönizier und Carthager.

Die damals in Afrika und Asien allmächtigen Araber setzten über die Straße von Gibraltar und stießen das gothische Reich bis auf einen kleinen Rest über den Haufen.

Wie die Carthager brachten sie viele Stämme von dem nordafrikanischen Ur-Volke, den Berbern, mit sich, und von den Spaniern und Portugiesen wurde dieses afrikanisch-asiatische, zum Islam bekehrte Völkergemisch, die „Moren" oder „Mauren" genannt, weil sie zunächst von der, der Halbinsel benachbarten, berberischen Provinz, welche seit alten Zeiten das Maurenland (Mauritanien) hieß, herüberkamen.

So lange die mohamedanisch-arabische Welt einen mächtigen, wenn auch nicht immer einigen, politischen Körper bildete, in welchem dieselben Säfte hin- und herpulsirten, kamen mit den Arabern auch Theile von vielen anderen asiatischen Nationen nach Spanien. Sie führten Syrier und Perser dahin, und in den letzten Zeiten ihres Dortseins auch Türken.

Alle diese orientalischen Völker verkehrten Jahrhunderte lang aus dem Innern von Marocco und aus dem westlichen Asien nach Spanien hinüber, als wäre dieses Land ganz und gar ein ihrem Oriente verschmolzenes altgewohntes Gebiet, und die prachtvollen Städte, die sie dort bauten, bevölkerten und schmückten: „Korthoba" (Cordova), „Ischbilia" (Sevilla) ꝛc. waren bei den Patrioten Egyptens oder Yemens eben so gefeiert wie Kairo, Aleppo oder Damascus.

Nachdem diese verschiedenen mit den Arabern gekommenen außereuropäischen Raçen eine Zeitlang daselbst gewohnt, nachdem sie ein eigenes, volkreiches und vom großen Kalifate gesondertes Königreich dort gestiftet hatten, als unter ihnen auf europäischem Boden ein blühende Cultur Wurzel gefaßt hatte, verschmolzen sie mehr oder weniger zu einem Volke, dessen vorherrschender Charakter und Sprache zwar arabisch geworden waren, das sich aber doch von ihren Landsleuten in Afrika und Asien am Ende so unterschied, wie etwa jetzt die europäischen Türken von ihren asiatischen Brüdern.

Es bildete sich eine besondere spanisch-arabische Nationalität aus, die, trotz der allen Asiaten und Afrikanern eigenthümlichen Raçen-Zähigkeit, mehr oder weniger von der europäischen Natur und Völkerfamilie, in und mit der sie lebte, annehmen mußte.

In dem nördlichen gebirgigen Spanien, in den Pyrenäen und ihren Fortsetzungen, in dem alten fast nie eroberten Lande der Cantabrer und Basken, das auch die Carthager nur berührt hatten, in dem auch die Römer nie ganz heimisch geworden waren, erscheinen auch die Araber bloß wie Zugvögel.

Eine Linie, die man von da aus nach Gibraltar zieht, durchschneidet zuerst Striche, welche die Mauren nur etwa 40 oder 50 Jahre inne hatten; — dann solche, in denen sie über ein Jahrhundert wohnten, — ganz im Süden endlich, gleich dicht bei Afrika solche, die sie fast 800 Jahre hindurch als ihre Heimat betrachteten.

In alle die schönen Provinzen der pyrenäischen Halbinsel, die von Lissabon aus durch die Straße von Gibraltar bis nach Barcelona hin ihre Thäler und ihr Küsten-Antlitz nach Afrika gewandt und geöffnet haben, sind sie in größter Menge gekommen, und da haben sie sich erst als unabhängige Herren des Landes, nachher als Unterthanen der spanischen Könige am längsten gehalten.

Da sie während der Dauer ihrer Herrschaft immer mehr Colonisten aus Afrika herüberführten, da sie sich in dem fruchtbaren Lande selber außerordentlich vermehrten, so bildeten sie am Ende in diesen Provinzen, nämlich in Andalusien, Granada, Murcia und Valencia, nicht nur die Mehrzahl der städtischen Bürger, sondern besetzten auch überall als Bauern neben den Eingebornen das flache Land.

Durch die fleißigste Cultur und Industrie gaben sie den fruchtbaren Thälern dieser Gegenden eine so dichte Bevölkerung, einen so sorgfältigen Anbau, einen so lachenden Anblick, wie kein Volk vor oder nach ihnen denselben zu verleihen im Stande gewesen ist.

Manche ihrer mit den prachtvollsten

Digitized by Google

Moscheen, den zierlichsten Palästen, zahlreichen Anstalten für Bildung und Volkswohl, mit Lustgärten und Aquadueten geschmückten Städte zählten ihre Einwohner nach Hunderttausenden.

Der anfänglich so stürmische Fanatismus, mit dem die Araber aus ihrem Heimathlande in Asien ausgegangen, und zerstörend in Egypten und Nordafrika eingefallen waren, hatte sich bei ihrer Ankunft in Spanien bedeutend gemäßigt.

In Spanien haben sie die Vorschriften des Koran in Bezug auf die ihnen dort begegnenden Fremdgläubigen eine möglichst milde Auslegung gegeben.

Die spanischen Christen, deren Länder sie dort eroberten, wurden nicht mit dem Schwerte ausgerottet, sondern nur zu tributpflichtigen und zwar mit sehr mäßigen Abgaben belegten Unterthanen gemacht. Sie blieben in Masse neben und unter den Arabern wohnend.

Die maurischen Herrscher hemmten die Religionsübung der Ueberwundenen durch keine grausamen Zwangsmaßregeln. Den Christen war ihr Gottesdienst und die Besetzung ihrer geistlichen Aemter freigegeben. Sie behielten anfänglich in allen Städten, sogar in der Residenzstadt des Reichs, in Cordova, ihre Bischöfe, ihre Kirchen und durften sich in den letztern sogar der Glocken bedienen, was bekanntlich bis auf die Neuzeit herab nicht einmal den deutschen Protestanten in einer großen deutschen Residenzstadt deutscher Monarchen gestattet war. —

Die meisten spanischen Unterthanen der Mauren erlernten die arabische Sprache, die viel feiner ausgebildet und literarischer war, als ihr gothisch-romanisches Patois, eigneten sich arabische Weise und Sitte an und wurden vielfach die Schüler der civilisirteren und wissenschaftlicheren Araber.

Viele von diesen spanischen Christen, müde der katholischen Heiligenanbetung und Märtyrer-Vergötterung, gingen zum Islam über. Manche der Mohamedaner auch, wiewohl dies seltener vorgekommen ist, ließen sich taufen. Verheirathung zwischen Christen und Mauren, unter Vornehmen und Geringen, waren sehr häufig.

Und so waren alsbald eine Menge Fäden angesponnen, durch die sich beide Raçen verbanden und vermischten, viele Brücken, Wege und Kanäle, durch die sich arabisches Geblüt in den Körper der spanischen Nation, so weit sie von den Arabern beherrscht war, einschlich.

Die Mauren selbst, wie ich sagte, wurden bei der Länge ihres Aufenthalts in Spanien schon ein wenig hispanisirt. Ebenso wurden ihre christlichen Unterthanen, trotz der Beibehaltung ihres Glaubens, vielfach arabisirt, hatten sogar auch unter sich in ihren eigenen Kirchengemeinden Leute maurischer Herkunft.

Eben so gab es bald eine Bürgerclasse von Mischlingen, die aus den nicht seltenen Ehen zwischen Mauren und Spaniern entstanden. Schon der zweite Statthalter der Kalifen in Spanien vermählte sich mit einer gothischen Prinzessin. Diese Mischlinge wurden anfänglich „Moz-Araber" genannt. Und am Ende nannte man alle unter den Arabern wohnende Spanier „Moz-Arabische" d. h. arabisirte Christen.

Hätten die Araber sich auf ewige Zeiten im Besitze der ganzen pyrenäischen Halbinsel erhalten, so wäre auf die besagte Weise wahrscheinlich eine eigenthümliche Nation, mit vorherrschendem arabischen Tone bei romanisch-iberischer Unterlage, entstanden. Da sie aber einen Theil des Landes unerobert ließen und von hier aus sich allmählich die Ur-Nation wieder hervorthat, so entstand das Umgekehrte, eine Nation mit altspanischem Haupttone und arabischem Anfluge. —

Der Befreiungskrieg, den von Asturien und dem alten Lande der Cantabrer her die Spanier gegen die Araber begannen und den sie mit einer in der Geschichte einzigen Ausdauer und Energie fünf Jahrhunderte hindurch bis zu seinem Ziele fortführten, war zwar, wie alle großen National-Kämpfe der Europäer mit Asiaten und Afrikanern, der Christen mit Mohamedanern, ein Kampf auf Leben und Tod. So wie die für ihre Religion begeisterten Könige von Leon, Castilien, Aragonien und ihre von Raçenhaß beseelten Spanier Schritt für Schritt, Stadt nach Stadt, Thal nach Thal erobernd ihr Gebiet nach Süden vergrößerten, wurden

auch Schritt für Schritt die mauriſchen Einwohner der Gegend theils mit der Spitze des Schwertes vertilgt, theils aus dem Boden, in dem ſie wurzelten, wie Unkraut ausgerottet.

Bei jeder neuen Gebiets-Abtretung gab es eine allgemeine Austreibung der Araber, die dann ſüdwärts ziehen mußten, und durch chriſtliche Coloniſten aus dem Norden erſetzt wurden.

Wie man eine Pomeranze ſchält, ſo entledigte und reinigte ſich Spanien allmählich Stück für Stück von der über ihm hingewachſenen arabiſchen Rinde. Doch wer mit einem Müller ringt, — wenn ich mich hier eines trivialen Vergleichs bedienen darf, — der behält, ſelbſt wenn er ihn in die Flucht ſchlägt, die Spuren des Mehls an ſich.

Es iſt eine ziemlich allgemeine Erſcheinung, daß ein Paar wie Todfeinde ſich verfolgende Nationen, ſogar mitten im Kampfe unwillkürlich und gegen ihren Willen, einander ähnlich werden.

Schon um den Gegner gewachſen zu ſein, muß er manches von ſeiner Kriegsweiſe, ſeinen Waffen und Künſten kennen lernen und annehmen, und muß ſich mit ihm in Bezug auf Bildung, Geiſt, Liſt und Kraft auf daſſelbe Niveau ſtellen.

Dies geſchah den Spaniern in ihrem Vertilgungskampfe mit den Arabern. Beide Parteien erglühten von demſelben Religions-Eifer, jede für ihren Glauben, von demſelben Patrietismus, die Einen für das Land, das ihre Urgroßväter ſeit unvordenklichen Zeiten beſeſſen, die Andern für den Boden, den ſie wenigſtens ſchon ſeit ihrer Väter Zeiten cultivirt hatten. Da beide Parteien, wenn auch erbitterte Feinde, doch Leute edlen Schlages waren, ſo gab es oft gegenſeitige Bewunderung und Uebung von Großmuth zwiſchen ihnen und in den, freilich immer nur kurzen Friedensperioden auch gegenſeitigen Umgang, ſogar zuweilen Freundſchafts- und Ehebündniſſe.

Wenn auch keine Glaubensſätze, ſo wurden doch arabiſche Lieder, Muſik und dergleichen in's ſpaniſche Lager hinüber verpflanzt. Natürlich gab es auch immer dann und wann Ueberläufer aus einem Lager in's andere.

Nicht ſelten ſiedelten die chriſtlichen Könige ſolche arabiſche Ueberläufer bei ſich an und vertheidigten mit ihnen ihre Grenzſchlöſſer. Umgekehrt hatten mohamedaniſche Fürſten mitunter chriſtliche Ritter in ihrem Dienſte. Der gefeiertſte aller ſpaniſchen Volkshelden jener Zeit focht ſelbſt zuweilen auf Seite der Mohamedaner, und er iſt ja uns ſogar unter ſeinem arabiſchen Ehrentitel El Cid, (der Herr), noch heutigen Tages beſſer bekannt, als unter ſeinem ſpaniſchen Namen: Ruy Diaz, el Campeador (Roderich Diego's Sohn, der Kämpfer). Arabiſche Gelehrte und Künſtler, Mathematiker, Aſtronomen und Aerzte waren an den Höfen der ſpaniſchen Könige eine noch häufigere Erſcheinung. Bei den Gebäuden, welche ſie in ihren Städten aufführten, verwandten ſie oft arabiſche Baukünſtler und es entſtand unter den ſpaniſchen Chriſten neben dem vorherrſchenden ernſten gothiſchen Bauſtyle eine Art leichter, eleganter Architektur, die ſie „Obra Morisca" (Mauren-Werk) nannten. Die arabiſchen Dichtungen, mit denen ſich die Emire von Granada die Zeit vertrieben, wurden von den Spaniern mit großem Wohlgefallen aufgenommen, nacherzählt, dann freier nachgebildet, und ſo ging ganz unvermerkt mancher Zug der arabiſchen Helden in den Charakter der caſtilianiſchen Ritter über.

Statt der vertriebenen arabiſchen Bevölkerung incorporirten ſie ſich jene Moz-Araber, jene etwas arabiſirten ſpaniſchen Chriſten, die ſie in den arabiſchen Städten vorfanden, als deren Befreier ſie erſchienen, und die alsbald zu der Maſſe der Nation geſchlagen wurden. Durch ſie wurden ſo dem ſpaniſchen Volke eine Menge Leute beigemiſcht, die arabiſch zu reden, und auch mehr oder weniger auf arabiſche Weiſe zu leben und zu denken gewohnt geweſen waren. —

Man begreift es, daß auf dieſe Weiſe, indem ſie von Aſturien, Leon und Catalonien aus die Eroberung von Alt- und Neu-Caſtilien, Aragonien, Valencia und Murcia, Toledo und Andaluſien, lauter Ländern, in denen Araber mehr oder weniger lange gewohnt hatten, vollendeten, und immer tiefer in das, ſo zu ſagen, afrikaniſche Spanien hinabkamen, ſo auch ihr Genius immer tiefer in den arabiſchen Geiſt eintauchen mußte.

Völlige Ausrottung und Bannung des arabiſchen Elements ſchien zuletzt nicht mehr möglich, wenn man nicht das ganze Land entvölkern und werthlos machen wollte. Auch fürchtete man anfänglich durch ihre Austreibung nach Afrika die dortigen National-Feinde zu ſtärken.

In den ſüdlichen Provinzen ließ man daher oft die arabiſche Bevölkerung, namentlich die Bauern, ungeſtört, indem man ſie nur eben ſo, wie es einſt die Araber mit den Chriſten gemacht hatten, tributpflichtig machte und gewiſſen Beſchränkungen unterwarf.

Auf dieſe Weiſe wohnten denn auch wieder unter den chriſtlichen Königen Caſtiliens und Arragoniens die Spanier und Araber neben einander. Namentlich beſtellten lange Zeit die chriſtlichen Großen und Grundherren der Königreiche Valencia, Murcia, Andaluſien ꝛc. durch arabiſche Bauern und Gärtner ihre Aecker. Man nannte dieſe mitten unter den Chriſten lebenden Araber „Moriscos“ oder mauriſche Spanier. —

Nach der Eroberung Granada's, des letzten mauriſchen Königreichs, am Ende des 15. Jahrhunderts, wurden dann ſogar, um die dort ſtark angehäufte arabiſche Bevölkerung zu mindern und ihren rebelliſchen Geiſt zu ſchwächen, ganze Maſſen von Arabern in's Innere von Spanien verpflanzt, eben ſo, wie in der letzten Zeit ihrer immer mehr bedrängten Herrſchaft die mauriſchen Könige häufig ganze Maſſen von chriſtlichen Spaniern, um ſich dieſes immer läſtiger werdenden Elements zu entledigen, nach Afrika hinüber gepflanzt hatten, wodurch denn auch auf dieſe Weiſe wieder Spanien mit Afrika verwuchs.

Die letzten Zuckungen mauriſcher Unabhängigkeit und Nationalität in Spanien, und die letzten Kämpfe der Spanier mit ihr hatten einen äußerſt blutigen Charakter.

Die Mauren ſtritten gleichſam um jeden Fußbreit des ihnen theuer gewordenen Bodens, um jedes Dorf, jede Hütte, — um jede Höhle, in der ein Menſch, wenn auch nur wie ein wildes Thier, hauſen konnte.

Die Spanier aber verfolgten ſie in jedem Verſteck, vertilgten ſie in jedem Schlupfwinkel und erſtickten ſie mit Rauch und Feuer in allen Fels-Löchern der Sierra Morena und der Alpujarras, des ſüdlichſten Gebirges von Spanien, in das ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten die letzten Reſte der mauriſchen Unabhängigkeitskämpfer geflüchtet hatten.

Am Ende bemächtigte ſich der Spanier ſogar die unheilvolle Idee, daß ſie ſich auch derjenigen mauriſchen Elemente entledigen müßten, die ſie früher in ihren Königreichen begnadigt und als ihre Unterthanen und Arbeiter bisher geduldet hatten.

Dieſe ihrem Staatsweſen incorporirten Maurenſprößlinge, dieſe „Moriscos“, waren zwar längſt gewaltſam und dem äußeren Scheine nach zum Chriſtenthume bekehrt worden. Sie lebten unter ihren chriſtlichen Herren in einer immer härter gewordenen Abhängigkeit, in einer am Ende unerhörten Beſchränkung.

Das Leben der Chriſten unter den Arabern war nach dem Zeugniſſe eines chriſtlichen Schriftſtellers eine leibliche Knechtſchaft geweſen, das Leben der Mohamedaner unter den Chriſten war eine Hölle. Trotz aller Plagen, welche von den Spaniern auf die armen Moriscos um ihres Glaubens und ihrer Nationalität willen gehäuft wurden, waren dieſelben doch ihren Erinnerungen, ihrer Väterſitte, ihrer Sprache und auch unter der ihnen angehefteten Maske des Chriſtenthums ihrem mohamedaniſchen Glauben treu geblieben.

Da die Spanier ſahen, daß ſie die Moriscos auf keine Weiſe zu ächten Spaniern und wahren Chriſten machen konnten, ſo beſchloſſen ſie dann endlich, ſich ihrer gänzlich zu erledigen und ſie mit Stumpf und Stiel nach Afrika auszutreiben.

Seit der Vereinigung der Königreiche Caſtilien und Aragonien unter einem Haupte, unter Ferdinand und Iſabella, und dann ſeit der Eroberung Portugals unter Philipp II. gehörte Alles, was auf der pyrenäiſchen Halbinſel hauſte, zu demſelben Staats-Körper.

Die Idee, daß Alles ein Blut, ein gleichartiges Volk, von derſelben Sitte und demſelben reinchriſtlichen Glauben bilden müſſe, daß das ganze alte Ibererland ein heiliger Boden ſei, der durch nichts

Unchriſtliches befleckt werden dürfe, daß man auch den letzten arabiſchen Funken zertreten und den letzten mohamedaniſchen Krankheitsſtoff ausmerzen müſſe, bemächtigte ſich der Nation mit immer mehr Gewalt.

Die langſam heranreifende Nationalüberzeugung der Spanier hatte ſich ſchon längſt dadurch bethätigt, daß ſie die Einbürgerung eines ſo furchtbaren, anfänglich bloß gegen Andersgläubige gerichteten Inſtituts, wie es die Inquiſition war, duldeten und daß ſie der von ihren Königen und Prieſtern im Jahre 1492 angeordneten Vertreibung der Juden ihren Beifall gaben.

Im Jahre 1610, unter dem ſchwachen Könige Philipp III., führte endlich jene Idee zu der beklagenswerthen völligen Ausrottung der Moriscos.

Die furchtbaren Einzelheiten der Ausführung dieſer merkwürdigen und grauſamen Maßregel brauche ich hier nicht zu ſchildern.

Genug, die königlichen Officiere und die Inquiſitoren der Kirche gingen in Aragonien, Caſtilien, Catalonien, Andaluſien, in allen Landſchaften des ſüdlichen und mittleren Spaniens, wie Gärtner umher und riſſen überall das, was ſie Unkraut nannten, aus dem Boden.

Eine Million der fleißigſten und geſchickteſten Unterthanen des Königs, die auch ſchon längſt (bis auf einen fremdartigen Tropfen in ihrem Blute und bis auf die in ihrem Herzen glimmende religiöſe Ueberzeugung) ganz gute Spanier geworden waren, wurden bei dieſer Gelegenheit unbarmherzig zuſammengetrieben, in Schiffe verpackt und in verſchiedenen Transporten nach Afrika geſchafft.

Vielfach wütheten dabei die Spanier gegen eigenes oder doch mit ihnen innig verwachſenes Geblüt.

Die Wunden, die ſie ſich ſelber dabei ſchlugen, ſind noch heutigen Tages nicht ganz vernarbt. Noch zur Stunde liegen die herrliche Vega von Granada, der Bergkeſſel von La Serena, verſchiedene Theile des großen Thales von Sevilla und ſo viele andere liebliche Landſtriche, welche die Mauren mit blühenden Dörfern und Ackergefilden erfüllt und in Blumengärten verwandelt hatten, faſt brach und für die Nation unergiebig da.

Manche dieſer ehemaligen Gärten werden, wie die Steppen Rußlands, jetzt bloß den Schafheerden und halbwildem Vieh beweidet.

Daß aber dennoch dieſe harte Austreibung der Moriscos, alle jene ſtrengen Verurtheilungen der arabiſchen Sprache und ſogar die ſcharf in's Blut und in die Herzen dringende Inquiſition alles Mauriſche, was ſich in die Sprache und in die Geſinnung der Spanier eingeſchlichen hatte, nicht mehr ausſcheiden konnten, wird man nach den obigen Andeutungen leicht begreiflich finden.

Die ſpaniſche Sprache, nicht bloß die verſchiedenen Provinzialidiome, ſondern auch der in Literatur und Schrift zur Herrſchaft gekommene caſtilianiſche Dialekt, der wie der Volksſchlag und Staat der Caſtilianer von Norden her über arabiſche Gebiete und Trümmer hinweg ſich des Ganzen bemächtigte, iſt voll arabiſcher Ausdrücke.

Von keiner andern nicht romaniſchen Sprache haben die Spanier ſo viele Elemente und Eigenthümlichkeiten in ſich aufgenommen. Dem Urſprunge vieler derſelben muß man von Madrid aus bis zum Atlas in Marocco und bis in die Wüſten des Hedjas nachſpüren. Ihre Poeſie, namentlich ihre Lyrik und ihre ganze poetiſche Sitte haben die Spanier von den Arabern entlehnt.

Auch der Umſtand, daß die Spanier, ein ſo hiſtoriſches Volk, ſo reich an Geſchichtſchreibern in Chroniken geworden ſind, ſo wie, daß ſie nach der Lyrik keinen Zweig der Poeſie und Literatur mehr cultivirt haben als das Drama, erklärt ſich zum Theil, wenn auch nicht aus einer Vermiſchung mit den Arabern, doch aus dem langen Kampfe mit ihnen, der, ſo zu ſagen, ein durch 500 Jahre ſpielendes Drama mit tauſend höchſt tragiſchen Zwiſchenfällen und Epiſoden war.

Kein Wunder, daß die Spanier in allen Dingen ſo ritterlich ernſt und ſo dramatiſch wurden, daß ihre größten und ausgezeichnetſten Dichter ſich ganz der Tragödie widmeten, daß, wie Klio den Stoff der ſpaniſchen Geſchichte aus lauter Dramen gewebt hatte, ſo nun Thalia ihr lauter Tragödien nachmalte, daß ein Molina nicht weniger als 300, ein

Calderon 700, der noch fruchtbarere Lope de Vega anderthalbtausend Schau- und Trauerspiele auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, schütteten, und daß, wie ein patriotischer Spanier sagt, das Drama für seine Landsleute das wurde, was die Bibel für die Hebräer, die Iliade und Odyssee für die Griechen gewesen waren, das heißt ein „Archiv des historischen, politischen und religiösen Wissens und Wesens der Nation, welche die mit Lebendigkeit und Leidenschaft geschriebenen Annalen der wechselnden Schicksale, des Ruhms und der Unglücksfälle des spanischen Volks enthielt!"

„Das Bilderreiche und Figürliche in den Dichtungen der Spanier, ihr Hang zu raffinirten Gedanken und Antithesenspielen, die weit hergeholten Gleichnisse und Anspielungen, so innig mit dem Wesen des spanischen Sprach-Genius verwachsen," erinnern in hohem Grade an die Weise der Araber.

„Wem auch, der je mit Spanien verkehrt hat, sollten nicht die seltsamen und übertreibenden, an den Orient erinnernden Ausdrücke aufgefallen sein, die jeden Augenblick eben so wie in ihrer Poesie auch in ihren Alltagsreden zum Vorschein kommen? Wenn z. B. ein junger Mann den Gegenstand seiner Liebe „Clavel de mi alma" (du Nelke meiner Seele) nennt, — oder wenn ein munteres Mädchen sich von dem geschmeichelt fühlt, der sie ein „Salero" (ein Salzfaß von Witz) nennt, oder wie wenn ein anderer bei einem köstlich mundenden Glase Wein entzückt ausruft: es gäbe ihm einen Vorgeschmack des Paradieses."

Ist dies nicht alles, als wäre es dem Hafis und den Dichtern von Schiras entlehnt? Auch in dem hochtrabenden Pathos, in den seltsamen Metaphern, den blüthenreichen Ausdrücken der Prosa der Spanier, selbst in ihren patriotischen Aufrufen, oder in ihren politischen Reden glaubt man Zöglinge der Orientalen zu erkennen.

Auch in den Formen ihres Umgangs scheinen sie viel Arabisches angenommen zu haben. Sie sind große Convenienzmenschen, sehr reservirt und lieben das Ceremoniöse eben so, wie die Orientalen.

Ihre äußere Erscheinung, ihre ausgeprägte Physiognomie, ihre dunklen Augen und Haare, ihr bräunlicher Teint, ihr heißes Blut, dies Alles deutet auf ein Volk hin, das in Geschichte und Geographie einen Uebergang zum südlichen Afrika bildet. Selbst die uns schon sehr warmblütig vorkommenden Franzosen glauben, wenn sie nach Spanien reisen, jenseits der Pyrenäen gleichsam in einen moralischen Glühofen einzutreten. Eine reisende französische Schriftstellerin, nachdem sie das leidenschaftliche Wesen der dortigen Einwohner betrachtet, ruft aus: „Bei uns in Frankreich hat man nie weder Freundschaft noch Liebe gekannt."

In den Volkssitten, in den Tänzen, Spielen und in der Kleidung der Spanier ist ebenfalls sehr viel Orientalisches oder Arabisches zurückgeblieben, in der einen Provinz mehr in der andern weniger. Die Mantille und der Schleier, mit der die schönen Andalusierinnen so graziös zu coquettiren wissen, sind z. B. ganz von Afrika entlehnt. Ja in dem südlichsten Gebirge von Spanien, in den Alpujarras, im Angesichte von Afrika, so wie auch in der Sierra Morena soll es noch heutzutage directe Abkömmlinge der Mauren geben, die sich ganz ungemischt erhalten haben. (Ihren Mahomed und den Koran haben sie freilich vergessen und auch die spanische Sprache gelernt.) —

Nur muß man hierbei nach dem, was ich früher bemerkte, noch die Frage zulassen, ob denn dies Alles bloß und ausschließlich von denjenigen Arabern und Mauren, die im Jahre 711 mit Musa und Tarik über die Straße von Gibraltar kamen, und deren Nachfolgern herzuleiten sei, oder ob wir nicht vielmehr an noch weit frühere, der Geschichte zum Theil entgangene Vermischungen der Nationen auf beiden Seiten dieser Straße glauben müssen, ob da nicht auch etwa eine ursprüngliche Verwandtschaft des Nationalgenius der alten Iberer oder Mauritanier zu Grunde liege, ob es mit einem Worte bei den Spaniern nicht einen Orientalismus giebt, der über alle Geschichte hinausgeht.

Man hat dies allerdings als eine Vermuthung hingestellt, und hat sogar dafür einen Beweis darin finden wollen, daß ne Iberer (die Spanier) sich alles Arabische so leicht und schnell aneigneten. Da

Digitized by Google

uns aber die Geſchichte hierbei nicht mit den nöthigen Daten zur Hand geht, ſo kann dies eben nichts weiter als eine Vermuthung und eine Frage bleiben.

Nach der Ueberwindung der Mauren hat Spanien keine ſolche tief eingreifende Einwanderung wieder erlebt.

Die ſpaniſche Nationalität ſteht ſeitdem in der Hauptſache vollendet ſo da, wie wir ſie noch heute kennen, und hat ſich in Sprache, Sitte und Politik hauptſächlich nur in und durch ſich ſelbſt weiter entfaltet.

Freilich haben die Spanier ſeitdem noch mehrere Male wieder Fremde bei ſich geſehen. Mit dem Niederländer Karl V. kamen bekanntlich viele Belgier in's Land. Die Nachbaren im Norden der Pyrenäen, die Celten (oder Franzoſen), kehrten am häufigſten wieder: einmal in bedeutſamer und folgenreicher Weiſe am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit den Bourbonen, wieder einmal im Anfange des gegenwärtigen Säculums mit den Napoleoniden, und zwiſchendurch und nachher noch einige Male in bloß vorübergehenden Kriegszügen.

So einflußreich dieſe und andere Berührungen mit ihren nördlichen Nachbarn auch auf die politiſchen Zuſtände der Spanier und ſelbſt auf das Weſen ihrer Bildung, ihrer Verfaſſung, ihrer Künſte und Literatur geweſen ſind — (nach Ludwig XVI. z. B. „zog faſt die ganze ſpaniſche Literatur ein franzöſiſches Coſtüm an"), — ſo waren es doch keine Völkereinwanderungen mehr, die auf das Blut, die Raçe, die Sprache, den Grund-Charakter der Nationalität ſo eingewirkt hätten, wie es einſt die celtiſche, welche Celtiberer ſchuf, — die römiſche, welche die Spanier mit den Romanen verkettete, die mauriſche, welche ſie wieder mit Afrika verſchmolz, geweſen waren. —

Nachdem ich nun auf dieſe Weiſe in Kürze angedeutet habe, welche Elemente das ſpaniſche Volk von außen her empfing und wie es dieſelben in ſich aufnahm, bleibt mir noch übrig, einen Blick auf das zu werfen, was die Spanier der Welt und namentlich unſerem Europa zurückgaben, und welche Impulſe und Volkselemente von ihnen aus ſich bei uns verbreitet, welche cultur-hiſtoriſche Rolle ſie unter uns geſpielt haben mögen.

Wie das Land Spanien einen ganz eigenthümlichen Abſchnitt Europa's bildet, in ſich abgeſchloſſen durch breite Meere und Bergmauern, am weſtlichen Ende unſeres Welttheiles, mit dem es nur durch einen gebirgigen Iſthmus verknüpft iſt, ſo hat auch das Volk in der Geſchichte eine in hohem Grade iſolirte Stellung eingenommen.

Es iſt weit mehr als die Völker des mittleren Europa's ſeinen Gang gegangen, und mehr in der Tiefe mit ſeinem Charakter als in die Breite mit ſeinen intellectuellen Kräften beſchäftigt geweſen. Es hat in dem Innern ſeiner Gebirge ſeine eigenen Revolutionen durchgekämpft, an denen das übrige Europa verhältnißmäßig wenig Antheil nahm, und von denen es gewöhnlich ſowohl wenig profitirte, als litt.

Nie iſt das Pyrenäenland der Focus einer weitgreifenden Civiliſation geweſen, die ſich in ihren dauernden Einflüſſen und ihrer weiten Verbindung zum Beiſpiel mit der Cultur-Sonne vergleichen ließ, die aus dem kleinen Griechenland über Europa aufſtieg.

Niemals iſt eine Eroberung von da in's Werk geſetzt, gleich der der Römer aus der italieniſchen Halbinſel.

Nie hat ſich dort am Ende unſeres Welttheiles, weder in alten Zeiten, noch im Mittelalter, ein mächtiger Mittelpunkt europäiſchen Lebens gefunden, wie ihn Italien zweimal durch ſeine weltgebietenden Kaiſer und Päpſte auf lange Zeiten hatte.

Auch keine ſolche ſtädteverwüſtende und länderbevölkernde Strömungen ſind von den Spaniern ausgegangen, wie die der Germanen und Slaven aus dem Centralkörper und dem breiten Oſtende unſeres Welttheiles.

Nie war Spanien, wie Deutſchland, eine unerſchöpfliche Fundgrube und eine Werkſtätte von Nationen und Staaten zur Umgeſtaltung europäiſcher Länder. Auch haben die ſtolzen, wenig mittheilſamen Spanier nie dauernd und wiederholt, wie ihre Nachbarn, die Franzoſen, der Welt mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren Moden, ihren politiſchen Anſichten voranzuleuchten geſtrebt.

Ihre edle Sprache iſt nie — nur eine kurze Periode ausgenommen — wie die

der Franzoſen, der Lateiner, der Griechen, in Aller Munde geweſen.

Sogar die reichen Producte ihrer Literatur ſind verhältnißmäßig nur Wenigen bekannt geworden. Auch die ſchönen Künſte haben bei ihnen, ohne Nachahmung zu finden, oft unbeachtet geblüht. Im Großen und Ganzen genommen und in ihrer Beziehung zu Europa könnte man von den Spaniern noch jetzt beinahe gelten laſſen, was die Alten von den Iberern ſagten, nämlich, daß ſie, wenn man ſie in ihrem Hauſe nicht ſtöre, ein harmloſes Volk ſeien. Eine etwas ähnliche Iſolirung und Abgeſchloſſenheit, wie bei den Spaniern, drückt ſich bei den Bewohnern der andern beiden Inſel- und Halbinſel-Ländern aus, mit denen Europa gegen den Ocean ausläuft, bei den Engländern und Schweden.

Auch Großbritannien empfing meiſt mehr von Europa, als es ihm gab, und auch Skandinavien hat ſich gewöhnlich in ſeiner iſolirten Stellung abſeits gehalten. Nur vorübergehend, und nur dann und wann, als Hilfstruppen, rückten alle dieſe Inſulaner und Halbinſulaner unſeres Welttheils aus ihren Landzipfeln auf die Kampfplätze des mittlern Europa's. Ich meine hier nicht nur die blutigen, menſchenmordenden Schlachtfelder, und nicht nur die mit Eiſen bewaffneten Hilfstruppen, ich ſpiele auch auf die geiſtigen Kämpfe und auch auf die mit der Rede, der Feder, dem Verſtande thätigen, Religion und Wiſſenſchaft beherrſchenden Genies an.

In älteſten Zeiten war Spanien ein Colonienland der Phönizier und Carthager, es war ihr Peru.

Nachher wurde es eine Provinz von Rom und ein Bisthum des italiäniſchen Papſtes.

In der Völkerwanderung ſeufzte es unter den von Deutſchland ausgehenden Stürmen.

Unter den Arabern fiel es faſt ganz aus Europa heraus und wurde, ſo zu ſagen, ein Stück von Afrika.

Darnach, als die Araber wichen, hatte es wieder Jahrhunderte lang ſo viel mit den inneren Kämpfen ſeiner Wiedergeburt zu thun, daß es auch da beinahe immer dem übrigen Europa den Rücken kehrte, weder an den Kreuzzügen, noch an den andern großartigen, die Völkerfamilie unſeres Welttheiles beſchäftigenden Fragen lebhaften Antheil nehmen konnte. Spanien hatte ſeine eigenen Kreuzzüge gegen den Islam und blieb noch tief in dieſem Kreuzzugszeitalter ſtecken, als das übrige Europa ſchon Bücher druckte, ſchon in's Studium des griechiſchen Alterthums vertieft, mitten in ſeiner Renaiſſance begriffen war und ſich bereits der Reformation näherte.

Die glückliche Beendigung des wunderreichen National-Kampfes mit den Arabern, die in ſeinem Gefolge eintretende Einigung aller Bewohner Spaniens, „des Landes der Helden und der Heiligen", wie es damals oft genannt wurde, zu einem einzigen Staate und Volke, gaben aber im 16. Jahrhunderte der Nation einen ſolchen Aufſchwung, daß ſie nun auch, und jetzt zum erſten und einzigen Male — über den Rand ihrer Halbinſel gleichſam hinausſchäumte, außerhalb der Pyrenäen Länder in Beſitz nahm, Coloniſten in die Fremde ſandte andere Völker mit Hilfe von Eroberungen und Erbſchaften an ihren Siegeswagen kettete, auf deren Geiſt und Sitte mehrfachen Einfluß übte, und dann auch zu einer ſo großartigen europäiſchen Machtſtellung gelangte, daß eine Zeitlang der ganze Welttheil vor ihr erbebte, für ſeine Unabhängigkeit gegen die Spanier kämpfte, wie zuvor die Spanier ſelber für die ihrige gegen die Mauren, und daß die ſpaniſche Nation, ſo zu ſagen, während eines Abſchnittes des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts der Angel- und Drehpunct der Politik der europäiſchen Völker wurde.

Freilich wandten ſich auch damals die Blicke und Schritte der Spanier vorzugsweiſe, wie ſpäter die der Engländer, aus Europa hinaus, über den Ocean zu den von ihnen entdeckten Neuen Welten, denen bei weitem die ſtärkſte Strömung ihrer Auswanderung und ihres Unternehmungsgeiſtes zufloß, wo ſie viele Völker verſchwinden machten und neue Nationen und Staaten gründeten, deren Schickſale wir indeß hier, wo wir nur mit Europa beſchäftigt ſind, nicht darzuſtellen haben.

Doch konnte dieſe Ausdehnung der

Macht nach dem Westen (nach Amerika) nicht ohne Rückwirkung auf den Osten (auf Europa bleiben, schon auch deßwegen nicht, weil die spanischen Könige sich mit dem mächtigsten Kaiserhause jener Zeit, dem der Habsburger, verschwägerten und identificirten.

Wie ihr Columbus und ihr Cortes zu der neuen Welt, so gingen damals zu der alten Welt der heldenmüthige Gonzalvo de Cordova, der Eroberer Italiens, der furchtbare Herzog von Alba, der Bewältiger der Niederlande, der edle Juan d'Austria, der Schrecken der Türken, und zahlreiche andere weltberühmte Feldherren aus dem Schooße der spanischen Nation hervor.

Wie einst Griechenland vor der Phalanx der Macedonier, so erzitterte nun Europa, was nie zuvor geschehen war, unter dem Fußtritt der spanischen Regimenter, deren Tapferkeit und Manneszucht diesem Welttheil zum Muster diente.

Ganz Neapel, Sicilien, Sardinien, das Herzogthum Mailand, die südlichen Niederlande wurden für längere Zeit, Deutschland und die österreichischen Besitzungen an der Donau, und die an der Rhone, in der Franche Comté, vorübergehend unter die Herrschaft oder doch unter den mächtigen Einfluß der Spanier gebracht. Spanische Truppen siegten damals bei Mühlberg in Norddeutschland, das die Römer nicht hatten besiegen können.

Spanische Flotten schalteten damals auf dem Oceane, wo sie auch England bedrohten, wie auf dem Mittelländischen Meere, wo sie in der Schlacht bei Lepanto der türkischen Macht die Spitze abbrachen.

Die spanische Monarchie wurde damals die größte und glänzendste in Europa und blieb es bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und wie dann Kunst und Literatur, als treue Spiegelbilder des ganzen Gehalts einer Nation, hinter den Waffen selten lange zurückbleiben, so erhoben sich eben damals auch die Sprache, die Poesie und die Musen der Spanier, trotz der Inquisition und trotz der despotischen Könige, auf den höchsten Gipfel.

Die Cervantes fochten sogar mit in den Schlachten der Feldherren, und die Vega's, die Calderon's, die so viel Phantasievolles gedichtet haben, die Velasquez, die Murillo's und ihre zahlreichen Schüler, die so viele blasse Heiligen- und Mönchsgesichter gemalt haben, waren Zeitgenossen der rauhen Cordova's und Alba's, oder erschienen doch in ihrem Gefolge.

Die Nation passirte damals den Zenith ihrer Bewegung und durchlief das goldene Zeitalter, die reichste Periode ihres ganzen Culturlebens.

Zu der Zeit jener vielbewunderten und vielgefürchteten spanischen Größe wurde die castilianische Sprache für den größeren Theil von Europa in der That vorübergehend beinahe, was später die französische bleibender geworden ist, eine Modesprache der vornehmen Welt.

Da die mächtigen spanischen Familien, wie ihre Könige, sich mit den Familien Italiens, Deutschlands, der Niederlande ꝛc. verschwägerten, da man spanischen Granden, Militärs, Diplomaten, Hofleuten, Gouverneuren überall begegnete, so wurde es endlich an den Höfen von Wien, Mailand, Neapel, Brüssel, London, sogar auch in Paris guter Ton, spanisch zu sprechen.

Wie die sonore, majestätische und pompöse spanische Sprache, so verbreiteten sich damals auch spanische Moden und Sitten in Tracht und Benehmen über ganz Europa.

Besonders in den Residenzen trug das feierliche, stattliche und steife Costüm und Hofwesen der Spanier den Sieg davon. Es schien einen Augenblick, als ob sich das ganze Europa auf spanische Weise uniformiren wolle. Zuerst die höheren Stände, dann auch die bürgerlichen Classen. Deutschland schmachtete lange unter der Herrschaft der spanischen Halskrause und der spanischen Puffen.

Selbst die englischen Herren, die Besieger der spanischen Armada, „liebten den Schnurrbart und Kinnbart stattlich nach spanischer Art."

„Und jeder Stutzer Europa's trachtete dazustehen, zierlich von Kopf zu Fuß, unnatürlich gespreizt, mit straff gespannten Wülsten umlegt, gemessen und absichtsvoll in Benehmen und Bewegung, solid und kostbar geschmückt, selbstzufrieden und stolz wie ein spanischer Hidalgo."

Man kann diese spanischen Einflüsse

sogar in den scandinavischen Norden hinauf, durch Ungarn und Siebenbürgen hin bis nach Rußland verfolgen, und Einiges davon, z. B. in dem Costüm der Patrizier und Senatoren der deutschen freien Städte, hat sich noch bis auf unsere Tage erhalten.

Natürlich ahmte man die Spanier damals auch in wichtigeren Dingen nach, namentlich in ihrer militärischen Organisation und Kriegsdisciplin. Vieles Alte in der englischen Marine ist von den spanischen Schiffen übertragen, selbst noch jetzt manche technischen Schiffsausdrücke.

Auch die spanischen Dichter fanden Bewunderer und Nachahmer in Italien wie in Frankreich. Die Franzosen namentlich, nachdem sie die reichen poetischen Goldminen jenseits der Pyrenäen entdeckt hatten, wie einst die Phönizier die mineralischen, waren unermüdet in der Benutzung und Ausbreitung derselben.

Freilich geschah dies aus begreiflichen Gründen erst etwas nachträglich, nachdem die eigentliche Blüthe in Spanien selbst schon vorüber war. Kleiderprunk und ähnliche Aeußerlichkeiten theilen sich immer schneller und unmittelbarer mit, als literarische Produkte, für deren Genuß und Verständniß es mancherlei Vorbereitungen bedarf. Deutschland hatte längst spanische Mäntel getragen und wieder vertragen, als sein Sinn für spanische Geisteserzeugnisse erwachte, doch haben sich die Deutschen alsdann der edlen, ernsten, keuschen und pathetischen spanischen Muse mit besonderer Vorliebe zugewandt, als erblickten sie in ihr gewissermaßen eine Halbschwester ihres eigenen Genius.

In denjenigen außerspanischen Ländern Europa's, welche die Spanier am längsten beherrschten, sind noch bis auf den heutigen Tag einige Spuren ihrer Anwesenheit zu erkennen. Der reine und eifrige Katholicismus, bei dem die Belgier erhalten wurden, ist zum Theil ein Produkt der Herrschaft der Spanier, deren Könige, Feldherren und Priester mit Rede, Feuer und Schwert bemüht waren, die Blauungen vor der neuen Lehre ihrer holländischen Brüder zu bewahren. Der stolze belgische Adel, dessen Sprößlinge sich häufig mit spanischen Adelsgeschlechtern verschwägerten, wurde in hohem Grade für spanische Sitte und Denkweise gewonnen und man entdeckt davon bei ihm noch heutigen Tages manche Reste, so wie man auch noch in den belgischen Städten auf manche Dinge und Gewohnheiten stößt, die aus der spanischen Zeit datiren. Am österreichischen Hofe erhielt sich spanischer Geist, spanische Sitte und Sprache bis tief in's achtzehnte Jahrhundert hinein. Auch findet man in Oesterreich noch hier und da einige spanische Familiennamen, die von den unter Karl V. und Ferdinand I. hier eingewanderten Spaniern herrühren.

Auch in Sicilien, einem Wiegenlande der alten Iberer, welches die Neuspanier sehr lange inne hatten, zeigt sich noch mancherlei Verbindung mit Spanien. Spanische Adelsfamilien, seit Jahrhunderten mit denen der Insel verzweigt, haben noch jetzt dort nicht unbeträchtlichen Güterbesitz, und manche spanische Rechtsgewohnheiten gelten dort noch bis auf den heutigen Tag.

Von allen außerpyrenäischen Bevölkerungen Europa's sind aber die Spanier am meisten mit den Bewohnern des südlichen Frankreichs verschwistert. Mit diesen ihren Nachbaren haben sie von jeher mehr zu thun gehabt, als mit irgend welchen andern Europäern.

Das südliche Frankreich, durch die Languedoc und Provence um den nördlichen Busen des Mittelländischen Meeres herum, ist immer das Land der Vermittelung und des Uebergangs aus Italien oder Frankreich nach der pyrenäischen Halbinsel hin gewesen.

Von da rückte wohl die iberische Bevölkerung in's Pyrenäenland hinein, und iberisches Blut fließt zum Theil noch jetzt in den Adern dieser heißblütigen Südfranzosen.

Die Westgothen herrschten längere Zeit sowohl über das eigentliche Spanien, als über diesen iberischen Theil von Gallien, und die spanischen Souveräne von Catalonien besaßen dort längere Zeit die Grafschaft Roussillon und andere Striche des Landes.

Das Gebiet des einst so blühenden Gartens der provençalischen Dichtkunst und Sprache erstreckte sich gleichmäßig durch das nordöstliche Spanien, wie durch das südliche Frankreich, und noch jetzt wird

dort diesseits, wie jenseits der Pyrenäen der catalonische Dialekt geredet, wie sich denn von Spanien her über Narbonne und Marseille eine Kette verwandter Dialekte in leisen Abtönungen an der Küste des Mittelländischen Meeres bis nach Italien hinzieht.

Nirgends innerhalb der Grenzen seines eigenen Landes fühlt sich der Nordfranzose weniger zu Hause, als bei diesen südfranzösischen Anwohnern der Pyrenäen und des Mittelmeeres, unter denen es gerade den Spanier mehr anheimelt, als sonst wo außerhalb seiner Pyrenäenmauern.

Im Uebrigen begegnet man jetzt, nachdem sie sich wieder hinter ihre Pyrenäen zurückgezogen haben, dem eigentlichen Spanier selten unter den Völkern Europa's. Sie haben sich dort nirgends als ackerbauende Colonisten verstreut wie unsere deutschen Landsleute.

Man kann keinen Industriezweig nennen, den sie in den europäischen Städten so vorzugsweise betrieben, wie deren die Italiäner, die Franzosen, die Deutschen überall auf unserem Continente viele haben. Und während fast jeder Hauptstadt Europa's eine mehr oder weniger zahlreiche deutsche, französische, italiänische Colonie beigefügt ist, kann man in den wenigsten ein kleines spanisches Element in der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung entdecken.

Es giebt keine solchen in ganz Europa bekannten und populären Persönlichkeiten aus Spanien, wie z. B. der italiänische Delicatessenhändler, der savoyardische Musiker, der toscanische Gypsfigurenmann, oder die Cantatrice oder Prima-Donna aus der römischen Halbinsel es sind, die bei uns so zu sagen ganz einheimisch wurden.

Sprach- und Tanzmeister, wie sie über den Rhein zu uns zu kommen pflegen, übersteigen die Pyrenäen nie. Auch haben sonst die Spanier weder Gelehrte, noch Handwerker, noch Beamte, noch Staatsmänner mit uns ausgetauscht, während dies doch die mitteleuropäischen Völker unter einander häufig gethan haben. Die Russen, die in neuerer Zeit gern von allen europäischen Völkern angenommen und gevortheilt haben, nahmen deutsche, französische, italiänische, englische, holländische Generale, Admirale und Minister in Menge bei sich in Diensten. Einen spanischen Namen trifft man unter denen, die seit Peter dem Großen Rußland für die Cultur erobert haben, nicht. Eben so wenig begegnen wir weder in Italien noch am Rhein spanischen Grand-Seigneurs, oder spanischen Naturbewunderern, wie Rußland oder England oder Skandinavien uns deren doch beständig senden. Sie belästigen uns mit nichts, sie erfreuen uns mit keinem Talente, sie bringen uns keine Gabe. Man sieht auf den Märkten unseres Innern und unserer Häfen fast häufiger türkische als spanische Handelsleute, obwohl man sie so gern sähe, da sie gewöhnlich ganz ehrenwerthe und zuverlässige Geschäftsmänner sind. Sie sind in unserem täglichen europäischen Verkehrsleben fast unbekannte Erscheinungen. Nur die fleißigen Catalonier, die einzigen Spanier, die der Arbeitsamkeit und Industrie huldigen, machen allenfalls noch eine Ausnahme davon. Die spanische Sprache, die sich seewärts über ganze fremde Continente ergoß, ist in Europa fast nur an einigen wenigen Plätzen durch vertriebene spanische Juden einheimisch geworden, so wie in neuerer Zeit politische Flüchtlinge in London und einigen anderen Städten kleine spanische Colonien gebildet haben.

Die Abgeschlossenheit ihres eigenthümlichen halbafrikanischen Landes und Wesens macht sich, wie gesagt, hierin fühlbar. „Es ist eine eigene Welt, in welcher die Landeskinder sich wie innerhalb der Gartenmauer eines Serails bewegen, ohne Sehnsucht nach der Fremde, ohne Schaulust und Wandertrieb, ohne die Freude und Eitelkeit, sich mitzutheilen, welche ihre Nachbarn, die Franzosen, in so hohem Grade besitzen. Sie klammern sich an die geschmückten Felsen ihrer Heimat, wie südliche Gewächse, die kein anderes Klima vertragen."

Die Zigeuner.

Die vielen kühnen Nomaden aus Aſien, welche mit dem Schwerte in der Fauſt ſo oft ihre Einfälle in Europa wiederholten, ſind auch alle (mit einziger Ausnahme der für die Civiliſation gewonnenen Magyaren) durch's Schwert bei uns wieder umgekommen.

Nachdem die Europäer ſie in einigen großen Hauptſchlachten beſiegt hatten, haben ſie dann keine Noth weiter von ihnen gehabt. Keine verſprengten Trupps von den Horden des Attila oder des Dſchingis-Chan haben ſich in den Wäldern und auf den Haiden unſeres Welttheiles verſtreut, und haben dort getrachtet, ſich zur fortgeſetzten Plage der Völker zu halten.

Sie haben nicht verſucht, in den Ländern, welche ſie nicht ſchnell als tapfere Reiterſtämme einnehmen konnten, hinterdrein als ſchleichende Diebesbanden für immer zu bleiben.

Sie erſchienen bei uns wie ein Ungewitter und verſchwanden wie der Nebel.

Aber es iſt oft leichter, ſich der Löwen zu erwehren, als der Verbreitung kleinerer Plagegeiſter zu ſteuern.

Was den tapfern Reiter- und Hirtenvölkern ihrer ganzen Natur nach in Europa, wo ſich eben nicht alle Berge und Städte zu Weideland abraſiren ließen, nicht gelingen konnte, das hat ein Stamm, nichts weniger als heroiſcher, gar nicht zahlreicher, nie durch Einigung gekräftigter Leute, das haben die Zigeuner zu Stande gebracht.

Trotz alles Widerſtrebens der Europäer haben ſie ſich durch den ganzen Continent hindurch verbreitet, und haben ſich darin, ungeachtet aller Verfolgung, nun ſeit 500 Jahren erhalten.

Kaum eine Spur verwandtſchaftlichen Weſens zwiſchen dieſen fremdartigen Geſchöpfen und den Europäern läßt ſich entdecken, und doch haben ſie alle Völker unſeres Welttheiles, gleich einer Schmarotzerpflanze — die in den Gipfel des Eichbaums ſteigt und alle ſeine Zweige durchflicht — umrankt und umarmt, als

wäre dies ihnen so wenig sympathische Europa ihre Auserkorene.

In hohem Grade unempfänglich für Bildung, haben sie sich freiwillig und vorzugsweise den gebildetsten Nationen der Welt angeschlossen, und alle unsere Städte, die Altäre und Sitze der Musen, wie Nachteulen das Licht, umflattert.

Von der Sonne verbrannte, halbnackte Kinder des Südens, sind sie selbst bis in die nördlichsten Enden unseres Welttheils eingedrungen und haben es sogar im kalten Lande der Moskowiter und Finnen kaum gelernt, ihre Blöße zu bedecken.

Von Niemandem eingeladen, wie die Magyaren von Kaiser Arnulph, oder die Türken von den Monarchen Byzantiums, von Allen gemieden und verabscheut, sind sie als ungebetene Gäste doch überall eingedrungen.

Ohne tapfere Anführer, ohne Waffen, jeder Gewalt weichend, scheu wie die Vögel des Waldes, haben sie sich allerwegen in den kleinen Wüsten und Wildnissen, die sie zwischen unseren Ackerfluren fanden, und in denen sie Quartier nahmen, behauptet.

Und doch ist am Ende bei allen diesen Sonderbarkeiten noch die nicht die geringste, daß die Zigeuner nicht schon längst da waren, daß sie, diese Gesetzlosen, in unsern Welttheil erst dann einzogen, gerade als er sich selber aus einem Zustande der Uncultur zu der Höhe moderner Staatsordnung herauszuarbeiten anfing.

In dem ungeordneten und polizeilosen Mittelalter wäre für sie weit mehr Raum bei uns gewesen. Und an solchen Veranlassungen zur Auswanderung aus Asien, wie es die war, welche sie am Ende des vierzehnten und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von dort vertrieben haben soll, hat es auch vor dieser Zeit nicht gefehlt.

Man sagt, und es ist dies doch wohl die wahrscheinlichste unter den vielen Hypothesen über den Anfang der Wanderung der räthselhaften Zigeuner, daß die furchtbaren Einfälle der Mongolen in Hindostan unter Timur und seinen Nachfolgern so schwer auf jene Lande gefallen seien, daß viele Mitglieder der bedrücktesten und geplagtesten unter den indischen Bevölkerungs-Classen sich wehklagend erhoben hätten und westwärts in die Welt hinausgepilgert seien.

Die Sprache, welche die Zigeuner nach Europa brachten, ihre Hautfarbe und ihr Körperbau, ihre Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen, der ihnen so tief eingeprägte Stempel moralischer Haltlosigkeit, dies Alles führt zu Hindostan und namentlich zu den niedrigsten Kasten dieses Landes hin, so wie ebenfalls die Zeit ihrer Erscheinung in Europa auf jene Ereignisse deutet, welche damals die ganze Menschheit alarmirten.

Viele der Ausdrücke für die einfachsten Begriffe, die Namen für die Glieder des menschlichen Körpers, für die Zeitabschnitte sind im Hindostanischen (Sanscrit) und im Zigeunerischen fast ganz dieselben.

In Bezug auf ihre körperliche Beschaffenheit scheinen sie dem Hindu, so zu sagen, wie aus den Rippen genommen. Sie haben die rundlichen Gesichtszüge, die gebogene Nase, das dunkle Auge, die Haar und Hautfarbe der indischen Völker. Ihr Knochenbau ist wie der der Hindus zierlich und fein, ihr Statue von mittlerer Höhe, die ganze Gliederung und Muskulatur ihres Leibes ungemein gewandt, elastisch und leicht. Sie sind äußerst zäh im Kampfe mit Entbehrungen, aber ohne nachhaltige Körperkraft. Fette Zigeuner giebt es gar nicht. Ihre Extremitäten, Hände und Füße, sind klein und wohlproportionirt.

Manche sehr niedrig stehende Abtheilungen der indischen Kaste der Sudras (der Classe der Handwerker) werden uns als der Auswurf der Gesellschaft geschildert, die von allen übrigen als unrein verachtet werden.

Sie führen dort ein herumziehendes Leben in den Einöden außerhalb der Städte und Wohnplätze, welche von den höheren Kasten in Besitz genommen sind.

Sie treiben Gewerbe, mit denen sich sonst Niemand befassen will. Namentlich sind sie Henker und Scharfrichter des Landes, häufig die Pferde- und Stallknechte der Reichen. Ferner die Schmiede, welches edle Handwerk, wunderbar genug, in Indien zu den niedrigsten gehört.

Da sie stets von den religiösen Satzun-

gen und dem Gottesdienste ihrer Landsleute ausgeschlossen waren, so haben sie fast keine Religion.

„Sie haben eine vorherrschende Neigung, Alles was bei andern Menschen für erhaben gehalten wird, zu bespötteln."

„An die Stelle der Religion ist bei ihnen der krasseste Aberglaube getreten, und da sie stets ein unheilvolles Geschick drückte, so beschäftigten sie sich von jeher viel mit den Schickungen der Zukunft und der ersehnten Verbesserung ihres harten Loses."

Sie treten in Indien überall als Wahrsager auf, und zwar treiben sie speciell die Chiromantie (die Prophezeiung des Schicksals aus den Linien der Hand).

Es wird auch von ihnen berichtet, daß sie einen lebhaften Hang zur Musik haben, und ein entschiedenes Talent für sie, wie für den Tanz besitzen. Die berühmten indischen Tänzerinnen, die Bajaderen, (wenigstens die niederen oder herumziehenden Classen derselben) gehen meistens aus ihrer Mitte hervor.

Ich brauche es kaum zu sagen, in welch hohem Grade alles dies von den niedrigsten unter den indischen Sudra's (Gesagte auch auf unsere Zigeuner paßt.

Weder bei den Tataren, noch bei den Kopten in Egypten, noch bei den arabischen Beduinen, noch bei den zehn verlorenen Stämmen Israels, noch bei irgend einem anderen verwilderten oder herabgekommenen Volke der Welt, von dem man wohl die Zigeuner hat ableiten wollen, vermögen wir das Portrait eines Stammes oder einer Classe zu entdecken, das dem Zigeuner so in allen Zügen ähnlich sähe.

Die herumziehenden Classen der besagten Sudra's hielten sich, wie es scheint, von uralten Zeiten innerhalb der Grenzen von Hindostan. Obwohl dort stets gedrückt und verfolgt, wanderten sie, so viel wir wissen, nie oder wenigstens nie in bedeutender Menge vor jenem Einfalle der Tataren aus.

Weder der siegreiche Angriff der Macedonier unter Alexander dem Großen, noch die zahlreichen späteren Einfälle der Araber, der Perser und anderer Nachbarvölker scheinen sie in sehr nachhaltige und weitreichende Bewegung gesetzt zu haben, obgleich allerdings einige Spuren, die wir von ihnen schon frühzeitig in Persien und einigen andern Ländern des Orients finden, auch bei diesen Gelegenheiten auf stattgehabte Auswanderungen hindeuten mögen.

Daß sie nun plötzlich bei dem Einbruche der Mongolen am Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts anderen Sinnes wurden, auf einmal die Flügel ausbreiteten und dann gleich so zahlreich und auch so weit hinaus flohen, wie ihre Füße sie trugen, haben Einige als einen Beweis der ganz unvergleichlichen Grausamkeit jenes Angriffs, bei dem die Menschen zu Hunderttausenden hingeschlachtet wurden, betrachtet.

Da der Einbruch der Mongolen hauptsächlich aus Norden und Nordosten erfolgte, so blieben den aufgescheuchten Sudra's nach Westen über den Indus hinaus die bequemsten Ausgänge.

Hier im Westen Indiens, im Delta des Indus, in dem sie kurz vor ihrer Auswanderung zusammengedrängt sein mochten, finden wir auch noch den Namen der Provinz „Sind," nach welchem die Zigeuner einen der bei ihnen üblichen Nationalnamen: „Sinti" d. h. „Leute von Sind" gebildet zu haben scheinen.

Hier am Indus soll auch noch ein alter indischer Volksstamm „die Ziganen" existiren, bei dem sich die Sudra's sammeln, und von denen manche sich ihnen anschließen mochten. Von ihnen ist, so sagt man, der bei den meisten Völkern des Westens übliche Name zur Bezeichnung der Flüchtlinge mitgewandert. Bei den Persern, Türken, Walachen, Ungarn, Italienern, Deutschen heißen sie Tschingenähh, Cyganis, Cigaris, Zincalis, Cziga nys, Zigeuner, was lauter Modificationen jenes für altindisch gehaltenen Namens zu sein scheinen.

Auf den uralten, von der Natur einem Wandervolke, das nicht schiffen kann, vorgezeichneten Wegen, verstreuten sich die Zigeuner, wie der Wüstenstaub, auf der einen Seite über den Isthums von Suez nach Egypten und durch das ganze nördliche Afrika bis nach Marocco, auf der andern Seite durch Kleinasien über den Hellespont und um das schwarze Meer herum bis an die Donau, und von da

aus alsdann mitten durch die Wohnsitze aller europäischen Völker.

Als „wildfremde Leute von dunklem Teint, mit rabenschwarzen Haaren, wallend wie Pferdeschweife, von häßlichen schmutzigen Gestalten, wie man dergleichen nie in Europa gesehen, in Stücken groben Wollenzeuges gekleidet, das mit Tuch-Enden und Stricken über den Schultern festgebunden war, auf rauhen mageren Kleppern, wie zottige Bären anzuschauen, geführt von Oberhäuptern, die sich die Titel Herzoge von Egypten und Grafen von Babylonien gaben und mit Fetzen von goldenen Tressen und Borten behangen waren," — so erschien am siebzehnten Tage des August-Monat im Jahre 1427 die erste Horde Zigeuner vor der Stadt Paris. Und, alarmirt, als wäre ein Meteorstein vom Himmel gefallen, liefen die neugierigen Bewohner der französischen Hauptstadt hinaus in's Lager der wunderlichen Fremdlinge, um sie sich anzuschauen.

Sie erzählten diesen guten Bürgern, sie seien Christen aus dem Oriente, aus Egypten, wo sie ihres Glaubens wegen verfolgt und vertrieben worden seien, und sie ernteten daher gleich manch' schönes Geschenk und Almosen.

Eben so wie bei Paris, in einem ähnlichen Aufzuge und mit denselben Klagen und Erzählungen wie dort „ein unerschaffen, schwarz, seltsam, wüst und elend Volk," wie ein alter Chronikenschreiber sagt, waren sie damals auch schon vor den Thoren Basel's, Zürich's und vieler anderen Städte Europa's erschienen.

Und überhaupt fallen fast alle die Daten ihrer ersten Erwähnung in den Chroniken der westlichen Länder unseres Welttheiles in den kurzen Zeitraum zwischen die Jahre 1416 und 1430. Allerdings will man sie im Osten an der unteren Donau in Ungarn und in der Walachei schon früher verspürt haben.

Im Jahre 1422 schlichen sie sich über die Alpen und setzten die Italiener in Verwunderung und nicht lange darauf entdeckten auch die Spanier sie in ihren Gebirgsschluchten und bei ihren Schafhirten auf den Haidestrichen der Plateau's von Castilien. Ja sogar in England und Skandinavien sind nicht sehr lange darnach die Landes-Annalen voll von Anmerkungen über diese wunderlichen und mysteriösen Gäste.

Mit der Behendigkeit des Quecksilbers scheinen sie durch alle Halbinseln und Länderzacken, durch alle Wälder und Oeden dieses Welttheiles hindurchgeträpfelt zu sein. Keine andere Völkerwanderung, von der wir wissen, ist mit solcher Schnelligkeit in Europa hereingefluthet. Sie waren so eilig, als wäre ihnen der Schrecken der Mongolen noch überall auf den Fersen.

Die oben erwähnte Sage oder Fabel, daß sie vertriebene Christenpilgrime aus Egypten (etwa von der Secte der Kopten) seien, die ihnen in den Augen der Christen einen Anstrich von Heiligkeit geben sollte, hatte bei Paris wie auch anderswo als Auswanderungsgrund gut angeschlagen, und sie wiederholten die Erzählung überall, wohin sie kamen.

Sie sollen dies auch dem Papste in Rom vorgespiegelt und glaublich gemacht und von ihm dann Pässe und Geleitschreiben erlangt haben, in denen der heilige Vater den Fürsten der Christenheit empfahl, diese Leute in ihren Ländern ungehindert umherziehen zu lassen, so lange die vom Himmel ihnen bestimmten Jahre ihrer Pilgerschaft und Buße dauerten, einer Buße, die ihnen zur Strafe dafür auferlegt worden sei, daß ihre Vorfahren der heiligen Maria und dem Jesus-Kinde bei ihrer Flucht nach Egypten Wasser und Brod unbarmherzig verweigert hätten.

Dies, sowie die Neugierde, die sie überall rege machten, mag den Zigeunern wohl den besten Vorschub geleistet und ihre Verbreitung durch die Christenheit gefördert haben.

Als man diesen „büßenden" Pilgern, über die man anfänglich nur höchlich verwundert war, näher in's Gesicht und Herz sah, als man ihren räuberischen Sinn, ihren sittenlosen und unzugänglichen, scheuen Charakter, ihr aller Religion entbehrendes Gemüth erkannte, da fing man bald an, anders über sie zu urtheilen.

Nicht die Märtyrer und Opfer des Mongolen-Königs, sagte man, seien sie, sondern seine Diener und Spione, die gekommen wären, die Länder Europa's zu erforschen, um einen neuen Einbruch der Tataren vorzubereiten.

Digitized by Google

Vielfach verbreitete sich die Ansicht, sie seien „Kainiten", Kindes-Kinder des Brudermörders Kain, die seit den Tagen der Schöpfung, von dem Fluche ihres Stammvaters getroffen, unstät und flüchtig auf der Erde umherstreifen müßten. Man nannte sie auch „Söhne des Bösen", indem man ihren Namen Gitanos von dem arabischen Sheitan (oder Satan) ableitete. Und man gab endlich ihren Namen „Zigeuner" oder „Zigauner", abgekürzt zu „Gauner", allem Diebs- und Raubgesindel.

Auf das kurze goldene Zeitalter der Zigeuner, in welchem ihnen überall die Wege geöffnet waren, folgte daher schnell ein eisernes, das sie mit Verboten, Strafen, Druck, Sclaverei und Plagen aller Art verfolgte, und welches bis auf die Neuzeit gedauert hat.

In Spanien trat schon König Ferdinand, der Freund des Columbus, gegen sie auf und befahl, die ganze pyrenäische Halbinsel von dem schädlichen Gesindel zu säubern. Aber obwohl es diesem gekrönten Juristen wirklich gelang, Millionen nützlicher Mohamedaner und Juden aus seinem Reiche zu vertreiben, so entschlüpften doch die luftigen Zigeuner seinen rauhen Händen.

Sie flatterten, wie aufgescheuchte Fledermäuse, bald in diese, bald in jene Verstecke und waren nach einiger Zeit in Spanien wieder so zahlreich vorhanden wie vorher.

Auch der mächtige Kaiser Karl V. zog in allen seinen europäischen Staaten gegen die Zigeuner mit schreckhaften Decreten in's Feld.

Allein, obwohl er große Heere der Franzosen vernichtete und ihren König fing, so war er doch machtlos gegen die kleinen Trupps der unvertilgbaren Zigeuner, die überall gleich Eidechsen vor seinen Jägern und Gensd'armen in abgelegene Orte flohen und auf Umwegen aus denselben zurückschlichen.

In Frankreich gab König Franz die ersten Befehle zu ihrer Vertreibung, und auf dem Reichstage zu Orleans wurde allen Obrigkeiten der Städte befohlen, sie mit Feuer und Schwert auszurotten. Aber ihre Vertilgung mußte in Frankreich eben so oft angeordnet werden, wie in Spanien, und war eben so oft wirkungslos, wie dort und auch in anderen Ländern.

Weder die Verbannungs-Edicte der Könige, noch die regelmäßig von Zeit zu Zeit wiederholten Beschlüsse der französischen und englischen Parlamente, noch die zahlreichen Landtags-Abschiede in Teutschland, noch die jenen anfänglichen Empfehlungsbriefen folgenden Bannbullen des päbstlichen Stuhles verschlugen gegen sie.

Eben so wenig auch die harten Verordnungen der niederländischen Staatsbehörden, die, um sich der Zigeuner zu entledigen, geboten, daß jeder „Heide", — so nannte man sie dort — der sich ertappen ließ, nach blutiger Geißelung aus dem Lande gewiesen werden solle.

Auch nicht die noch härteren Verfügungen der schweizerischen Republiken, daß jeder Zigeuner, der sich nach Erlaß des Verbannungs-Gesetzes auf helvetischem Boden betreten lasse, dem Tode verfallen und dem Scharfrichter überliefert werden solle.

Selbst der Sultan Bajazeth runzelte vergeblich die Stirn, indem er befahl, daß diese schwarzen Kinder Indiens seine Dominien in beiden Welttheilen unverweilt verlassen sollten. Sie spotteten auch dieses Blitzes, dachten: ubi bene, ibi patria, und blieben bis auf den heutigen Tag zahlreich in Syrien, Kleinasien und in der europäischen Türkei, wie Unkraut, das nicht vergeht.

Obwohl die Geringschätzung und Verfolgungswuth gegen die Zigeuner in manchen Ländern Europa's so weit ging, daß man auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd machte, in ähnlicher unbarmherziger Weise, wie dies jetzt die Nordamerikaner auf die armen Californier thun, obgleich man diese unglücklichen Menschenkinder fast den Wölfen gleichstellte, so blieben sie doch überall, und pflanzten sich fort, wie die Füchse in den Sandhöhlen unserer Haiden.

Da man mit Jahrhunderte hindurch ausgeübter Strenge und Gewalt, mit der Peitsche, dem Kerker und dem Galgen die Zigeuner, denen Nachsicht und Fahrlässigkeit überall Einlaß verschafft hatte, nicht wieder los werden konnte, so entschloß man sich endlich in neuerer Zeit in vielen Ländern, sie zu behalten, und sie durch Güte, Schulen und Erziehung zu civilisiren und allmälig zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden.

Gerade die harte Verfolgung, so fing man an zu denken, hätte die Zigeuner, wie auch andere Verfolgte, nur noch widerspenstiger und verwegener gemacht, und sie hätten sich in diesem Feuer gestählt.

Eben jene Hetzjagden waren für sie die lehrreichste Schule zur Erlernung der Kniffe und Pfiffe, mit denen sie sich der Staatsgewalt entzogen. Ihr Racenhaß gegen die Europäer wurde noch heftiger, ihr Zusammenhalten innerhalb des eigenen Stammes noch eigensinniger. Wie bei den Juden wurde unter den Leiden ihre zähe Nationalität noch zäher, die Kluft zwischen ihnen und den Europäern noch tiefer.

Statt in dieser Kluft weiter zu wühlen, fing man nun später an, an der Ueberbrückung derselben zu arbeiten. König Karl III. von Spanien, Maria Theresia, Joseph II., Katharina von Rußland und andere Regenten des „Jahrhunderts der Humanität" erließen fast zu derselben Zeit weitläufig ausgearbeitete, wohlwollende und großmüthige Verordnungen zur Ansiedlung, Umwandlung und Beglückung der Zigeuner in ihren Reichen.

In diesen Staaten wurden ihnen Ländereien angewiesen, feste Häuser, Dörfer und Schulen für sie gebaut.

Aehnliche Anordnungen wurden bis auf die jetzige Zeit herab auch in vielen andern Ländern getroffen, häufig erneuert und in mehrfacher Weise bald so, bald so versucht.

In Holland und Großbritannien nahmen sich die Missions- und Bibelgesellschaften der Sache an, und in englischen Städten (z. B. in Southampton) bildeten sich „Comités für die Verbesserung der Lage der Zigeuner." — Man stiftete in England eine Zigeuner-Bildungs-Anstalt. Dasselbe that man auch zu Friedrichslohr bei Nordhausen in Preußen.

Hie und da traten auch gleichsam wie Apostel einige Privatleute auf, die sich das Loos der Zigeuner besonders zu Herzen nahmen, ihre Bedürfnisse und ihren Charakter studirten und Vorschläge zu Reformen vor das Publikum brachten.

Obgleich es wohl keinen Zweifel leidet, daß diese in neuerer Zeit eingeschlagene Bahn zur Bewältigung des unter uns eingenisteten wilden Zigeuner-Elements, nicht nur die christlichste ist, sondern auch die einzige, welche Aussicht auf schließlichen Erfolg gewährt — denn alle Stimmen sind darüber einig, daß Verfolgung die Zigeuner conservirt, daß Toleranz im Großen und Ganzen sie schwächt — so kann man doch auf der andern Seite nicht leugnen, daß bis jetzt an jenen wunderlichen und widerhaarigen Leuten auch Milde fast vergebens versucht und auch Güte beinahe umsonst verschwendet wurde.

Unsere Versuche zu ihrer Besserung stammen erst aus dem letzten Jahrhundert, ihre Barbarei aber wurzelt in dem Urboden vorgeschichtlicher Zeit.

Die Geschenke an Ländereien, welche man ihnen in Spanien, in Oesterreich und Rußland machte, wußten sie nicht zu schätzen, und nur wenige gingen zu einer seßhaften und ackerbauenden Lebensweise über.

Statt die wohnlichen Häuser, die in Rußland Katharina ihnen baute, zu benutzen, lebten sie lieber, wenn sie nun doch einmal in dem Dorfe bleiben sollten, in ihren eigenen Zelten, die sie im Gehöfte der Häuser errichteten.

Die Kinder der Zigeuner in Oesterreich, denen Joseph die Wohlthaten des Unterrichts zufließen lassen wollte, mußten seine Beamten, wie Alpenschützen die Gemslein, einfangen und oft mit Stricken gebunden zum Schulmeister bringen. Ihre Mütter, denen man die gute Absicht vergebens begreiflich zu machen suchte, liefen mit Klagegeschrei nebenher, als wollte man ihre Kleinen zur Schlachtbank führen und nannten den gutherzigen Kaiser einen zweiten Herodes.

Andere erblickten in diesen Civilisirungsversuchen den Untergang ihres Volkes, verschenkten ihr Hab und Gut und gaben sich, um dem Schul- und Ansiedlungszwange zu entgehen, zuweilen gar den Tod wie Cato, der die Freiheit seines Volkes nicht überleben wollte. Nicht viel größere Erfolge haben die Menschenfreunde in andern Ländern errungen, nicht in Preußen, wo die Schule in Friedrichslohr 1837 wieder einging, auch nicht in dem so dicht bevölkerten und sorgfältig angebauten England, wo so wenig Raum für ein wildes Zigeunerleben sich darzubieten scheint.

Hier wurden die sogenannten christianisirten und reformirten Zigeuner, welche jene für sie so thätige Gesellschaft in

Southampton in verſchiedenen bürgerlichen Stellungen bei Chriſten untergebracht hatte, meiſtens noch ſchrecklicher und unglücklicher, als diejenigen ihrer Genoſſen, welche im Zuſtande ungezügelter Freiheit geblieben waren. Und einige engliſche Philoſophen haben daher in ihrer Verzweiflung dieſe Raçe einem „Kukuks-Ei verglichen, über das ſelbſt ein brütender Paradies-Vogel vergebens ſeine Flügel ausbreiten würde".

Sogar die ſorgfältigſte und liebevollſte Privaterziehung hat des wilden Sinnes bei Zigeunern oft nicht Herr werden können, auch wenn man anfing, ſchon in frühеſter Jugend ihnen Sitten und Geſinnungen der Bildung einzuflößen. Davon werden viele merkwürdige Geſchichten erzählt, z. B. folgende:

Ein kleines Zigeunermädchen, das in dem berühmten von Wilhelm dem Eroberer bei Southampton angelegten Walde mit den Ihrigen bis zu ihrem zehnten Jahre umhergezogen war, gefiel einer vornehmen und kinderloſen Dame ſo ſehr, daß dieſe ſich der kleinen Waiſe annahm, ſie unterrichten ließ und ſie endlich ganz in ihr Haus zog und als ihre Tochter hielt.

Charlotte Stanley — ſo hieß der kleine anmuthige Wildling — empfing die Erziehung einer vornehmen Engländerin und wuchs zu einer ſchönen, talentvollen und wohl unterrichteten Jungfrau heran.

Ein reicher junger Herr, ein ſehr liebenswürdiger Verwandter des Hauſes, faßte eine Leidenſchaft für ſie und ging mit der Abſicht um, ſie zu heirathen.

Allein je mehr dieſer Plan ſich der Ausführung näherte, deſto ſtiller und melancholiſcher wurde die ſchöne hindoſtaniſche Braut, und eines Tages war ſie zum Schrecken der ganzen Familie — verſchwunden.

Es waren an demſelben Tage Zigeuner in der Nähe des Schloſſes geweſen. Man forſchte ihnen nach und fand die geſuchte, die von allen ſo geliebte Charlotte mitten unter den Waldkindern am Arme eines langen, ſchwarzhaarigen Geſellen, des Hauptes der Bande. Sie erklärte, daß ſie ſein Weib geworden ſei und Niemand das Recht habe, ſie ihm zu entziehen.

Ihre gütige Pflegemutter und ihr vornehmer Bräutigam waren darüber untröſtlich. Doch kam Charlotte ſpäter einmal in ihrem völlig veränderten Aufzuge wieder zu ihnen auf vertraulichen Beſuch und erzählte dann, wie es ihr in den Räumen des Schloſſes allmälig zu enge geworden ſei, wie eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrem freien Wanderleben ſie mehr und mehr ergriffen habe, je näher ſie den Moment habe heranrücken ſehen, der ſie auf ewig in feſte Mauern habe bannen ſollen.

Der Mann, den ſie unter ihren halbwilden Landsleuten für ſich ausgewählt hatte, ſoll einer der unbändigſten Burſchen geweſen ſein und ſeine zarte und verwöhnte Gattin auf das rückſichtsloſeſte behandelt haben.

Sie aber erwiderte ſeine Mißhandlungen mit hingebender Liebe, die er wie den Tribut einer Sclavin empfing.

Sie blieb ihm treu ergeben in allen Wechſelfällen ſeines ſtürmiſchen Lebens, das ihn bald in die Gefängniſſe von London, bald vor die Criminalgerichte von Schottland führte.

Sie empfand keine Sehnſucht nach ihrem früheren luxuriöſen Leben und nach dem Palaſte ihrer Pflegemutter. Dort blieb nichts von ihr zurück, als ihr ſtets verſchleiertes Portrait, zu dem ihr verlaſſener Freund oft trauernd und ſeufzend aufſchaute und das auch mir dort einmal enthüllt wurde, um die reizenden Züge dieſer capriciöſen Schönheit zu bewundern.

Viele ähnliche Erzählungen und Schilderungen von einer ſolchen, allen Reformen entſchlüpfenden und ſtets rückſpringenden Natur hat man auch aus andern Gegenden vernommen und es iſt daher begreiflich, daß nach ſo vielen Verſuchen zu gewaltſamer Vertreibung oder zur allmäligen Civiliſation wir noch heutigen Tages die Zigeuner in allen den Ländern, in denen ſie ſchon vor 400 Jahren als Pilger aus Oſten eingezogen waren und ſich feſtgeſetzt hatten, ſehr wenig verändert finden.

In den Donau-Ländern, wo ſie vorzugsweiſe zu Hauſe ſind, hat man ihre Anzahl auf über 300,000 geſchätzt. In Siebenbürgen allein auf 75,000, in der Moldau und Walachei auf 150,000. Herr Borrow, der berühmte Schilderer und Beobachter der ſpaniſchen Gitanos, ſchlägt ihre Anzahl dort auf 20,000 an. Herr Crabb, der Freund der engliſchen Gipſies, glaubt,

daß es auf den britiſchen Inſeln noch 18,000 gäbe. Vielleicht eben ſo viel mögen in Deutſchland und Frankreich vorhanden ſein. In der europäiſchen Türkei und Rußland gehen ſie wohl ohne Zweifel weit über dieſe Zahl hinaus.

Bedenkt man, daß es auch in Italien, wo ſie in dem Patrimonium Petri am zahlreichſten ſind, und dann in der Schweiz, Holland, Dänemark und Schweden, ſogar in Finnland noch überall einige Zigeunergeſchlechter giebt, ſo mag die Geſammtzahl für das ganze Europa wohl eine halbe Million betragen. Höher ſetzt man auch nicht die Anzahl aller der in Nordamerika vorhandenen Indianer, und es zeigt ſich daher, daß unſer alter eultivirter Welttheil noch immer faſt ein eben ſo ſtarkes Element, der Cultur noch nicht unterworfenen Volksthums in ſich trägt, wie jener große Abſchnitt der neuen Welt, ſelbſt wenn wir dabei nicht einmal die Lappen, die Samojeden und was ſonſt noch an Hirten- und Jägerſtämmen auf unſerm Boden ſchweifen mag, in Anſchlag bringen.

In den genannten Donauländern, in denen ſie, von Oſten kommend, zuerſt ſich ausſchütteten und wo man ſie nie mit ſtrengen Geſetzen geplagt hat, haben ſich die Zigeuner auch am meiſten vermehrt und ihre ſtärkſten Wurzeln geſchlagen.

Sie haben die politiſche Verfaſſung und die Natur dieſer Länder und ihrer gaſtfreien Völker ihren eigenen Neigungen ſo ſehr entſprechend gefunden, daß dieſelben ſo zu ſagen eine neue Heimath, ein gelobtes Land für ſie geworden ſind, eben ſo wie dies die polniſchen Provinzen für die Juden wurden. Die Genealogie vieler Zigeuner in den mehr weſtlichen Ländern weiſt auf jene Donaulandſchaften als die Region ihres Urſprungs hin.

Man könnte faſt ſagen, die Zigeuner hätten dort an der Donau ihre Burg und Feſte, von der, in häufigen Diebes-Expeditionen, in kleinen Banden von Gaunern und Bettlern ausziehend, und immer wieder dahin zurückkehrend, ſie bis auf die neueſten Tage herab alle benachbarten Länder, Deutſchland, die Schweiz, Italien ꝛc. ausgebeutet haben.

Und wir erblicken darin gewiſſermaßen eine Nachäffung oder einen Nachhall jener geräuſchvollen und kriegeriſchen Unternehmungen der Hunnen, der Magyaren und anderer von denſelben Mittelpunkten zu denſelben Strichen ausziehenden Völker.

In jenen Ländern ſind ſie ſo ſehr mit dem Leben der einheimiſchen Nationen verwebt und verwachſen, daß ſie einen nicht unweſentlichen Theil deſſelben ausmachen.

Verſchiedene Lebens-Geſchäfte werden dort vorzugsweiſe von Zigeunern beſorgt, und mehrere Zweige der Induſtrie ſind ausſchließlich in ihren Händen. In der Moldau z. B. ſind ſie in den Häuſern der Großen ganz gewöhnlich die Hausſclaven, die Kämmerdiener und Lakeien, ſo wie auch die Bojaren meiſtens an der Bruſt und mit der Muttermilch von Zigeunerinnen groß gezogen werden, denn dieſe ſind bei den Vornehmen die gewöhnlichen Ammen.

Mehrere Rollen in dem Drama des bürgerlichen Lebens, die kein ſtolzer Magyar, die Niemand gern ſpielt, haben dort die Zigeuner auf ſich genommen. So waren ſie z. B. in Ungarn von jeher die Scharfrichter und Henkersknechte, und als ſolche zeichneten ſie ſich in den finſtern Zeiten bei den Torturen der armen Angeklagten durch ihre erfinderiſche Grauſamkeit aus. Auch wird dort ſonſt alles Schwierige und Widrige, was Keiner gern wagen mag, einem Zigeuner aufgebürdet, der gemeiniglich, wenn ihn nur ein kleiner Gewinn leuchtet, durch Feuer und Waſſer geht.

Ein ſehr mühſames und wenig lohnendes Geſchäft wird ihnen in Siebenbürgen und Ungarn auch allgemein zu Theil, nämlich die Aſchenbrödel-Arbeit, die flimmernden Stäubchen edlen Metalls aus den goldführenden Strömen und Bächen jener Gegenden auszuleſen.

Man ſieht ſie in den Donau-Landen, beſonders in der ſchlimmſten Jahreszeit, im Beginn des Frühlings, der Schneeſchmelze und der großen Regengüſſe, wo der Boden von den wilden Elementen durchfurcht und neuer Goldſand aufgewühlt wird, an den Ufern der Flüſſe umherziehen, ihre Zelte aufſchlagen, und bald hier, bald dort verſuchen, ob nicht etwas von dem blinkenden Stoffe in ihren Widderfellen, die ihre rohen Siebe bilden, hängen bleiben will.

Die Begierde nach einem goldenen

Treſſenſtück, das ſie an ihren Hut hängen, nach Brillant-Ringen für ihre Finger und Ohren, nach kleinen ſilbernen oder vergoldeten Geſchirr, das ſie hundertmal unter ihrem Herdfeuer verſcharren, beim Lagerwechſel wieder ausgraben, mit ihren Lumpen verſteckt mit ſich umherſchleppen, und ſo von Urgroßvaters Zeiten her auf ihre Kinder vererben, oder in Ermangelung alles deſſen wenigſtens nach ein Paar blanken Metallknöpfen, — dieſe den Zigeunern angeborene Freude an allen glänzenden Dingen, die ſie wie die Elſtern in ihre Neſter zuſammentragen, iſt wohl die Urſache davon geweſen, daß ſie, wie geſagt, auch die Goldſucher und Goldwäſcher jener Gegenden geworden ſind.

Wunderlich iſt es, daß auch das edelſte aller Metalle, auf deſſen Verarbeitungskunſt in ſo hohem Grade unſere Cultur beruht, das Eiſen, allgemein in die Hände dieſes uncultivirten Volks gekommen iſt.

„So viele Schmiede, ſo viele Zigeuner", ſagt das ungariſche Sprichwort. Daſſelbe Sprichwort kann man auch vom ſüdlichen Rußland, von der ganzen europäiſchen Türkei, ſowie von Aſien und Egypten gelten laſſen. Wahrſcheinlich wurde den Zigeunern dieſe Kunſt und Laſt ſchon in Indien aufgebürdet, wo, wie ich ſagte, auch herumwandernde und verachtete Sudra's ſie von Alters her betrieben, da doch in anderen Ländern, z. B. bei einigen Völkern Afrika's, der Eiſenſchmied die vornehmſte und nächſte Perſon nach dem Könige iſt.

In allen jenen Ländern findet man in den Vorſtädten der großen und kleinen Orte die zahlreichen kleinen Feuereſſen der doppelt geſchwärzten zigeuneriſchen Schmiede.

Als Ambos ſchleppen ſie einen Stein herbei, zum Blaſebalg haben ſie ein Ziegenfell, zur Feuerung oft weiter nichts, als getrockneten Dünger. Neben dem Stein ſchneiden ſie ein tiefes Loch in den Boden, ihre Beine hinein zu ſtecken, um das Werk mit möglicher Gemächlichkeit zu verrichten. Die Mutter, die Tabakspfeife ſtets im Munde, tritt den Blaſebalg, die zottigen Burſchen langen dem Vater das dürftige Handwerkszeug zu, und daneben liegt, um das Bild zu vervollſtändigen, ein abgemagerter, lebensmüder Hund mit ſtoiſcher Gelaſſenheit im Graſe. Und ſo ſitzend und ſtets ſchmauchend, ſchmiedet der Meiſter Tage lang aus der Grube heraus, indem er häufig ſeine wenig geregelte Arbeit unterbricht, bald aus ſeinem Loche hervorſpringt, um ſich eine Zeit lang in's Gras zu ſtrecken, bald wieder hineinhüpft, und zwiſchendurch noch dieſes und jenes nach ihrer unſteten Weiſe betreibt und beſorgt.

Sie ſollen übrigens manchen ſchwierigen Kunſtgriff ihres Handwerks verſtehen, ſo namentlich beſſere und härtere Schärfen hervorbringen können, als andere Schmiede. Ein Zigeuner, der ſich eine alte verdrehte Zange, eine Feile, einen Hammer verſchafft und dazu einen paſſenden Steinklotz als Ambos gefunden hat, kann heirathen und ſich als Familienvater etabliren.

Es giebt noch eine Menge kleiner Beſchäftigungen, die dem ſeinen Heerden, ſeinen Aeckern und Weinbergen ſich widmenden Magyaren, Walachen oder Türken zu unbedeutend erſcheinen, und die daher dem, wie es ſcheint, auf alles Kleine erpichten Zigeuner zufallen.

Die Beſenbinder, Siebmacher, Keſſelflicker, Feuerſchwammſchneider, Korbflechter, Holzlöffel-Drechsler in jenen Ländern ſind faſt immer Zigeuner, ſo wie ſie auch (wie bei uns die Savoyarden) mit Affen, Bären und andern Schauthieren umherziehen, deren Tanz ſie mit Geſang begleiten.

Vor allen Dingen aber iſt die Muſik eines großen Abſchnitts von Oſt-Europa ganz unter der Pflege der Zigeuner. Sie haben eine entſchiedene Anlage und Leidenſchaft für dieſe ſchöne Kunſt. Bei den Türken, wie bei den Tartaren, bei den Walachen und Ungarn ſind ſie die National-Muſikanten.

Wie den Religionen dieſer verſchiedenen Völker, ſo wiſſen ſie ſich auch dem nationalen Geſchmack derſelben in Bezug auf Muſik ſehr zu accomodiren, lauſchen ihnen ihre Lieblingsweiſen ab, und reproduciren dieſelben, von ihrem Eigenen hinzuthuend, auf eine Alle befriedigende Weiſe. Die Hof-Capellen der Tataren-Chane waren und die der Moldo-Walachiſchen Fürſten und vieler ungariſcher Großen

ſind noch heut zu Tage aus zigeuneriſchen Talenten gebildet.

Schwirrende Geigen, mit Cimbeln und Trommeln, von halbnackten, haarigen Geſellen geſtrichen, geſchlagen und geblaſen, fallen den Reiſenden noch jetzt in den ſchönen Thälern der Krim, wie der Karpathen auf Schritt und Tritt an und fordern Tribut im Namen der Muſen. In Ungarn hat jedes Dorf, jedes Comitat ſein Zigeuner-Orcheſter, deſſen es ſich rühmt.

Ihr Haupt-Inſtrument iſt die Violine, und auf ihr haben ſie in Ungarn, wo ihrem Talente am meiſten Aufmunterung zu Theil wird, viele bewunderte Virtuoſen erzeugt.

Der Magyar iſt für die Muſik ſeiner Zigeuner nicht wenig eingenommen. — Sie belebt ihn bei dem Tanze, ſie bringt den trauernden Patrioten zu Thränen. Sogar die berühmte ungariſche National-Hymne, der Rakoczy-Marſch, kann nur von Zigeunern ſo echt geſpielt werden, daß ſie einen Ungar elektriſirt. Wie unſere Vorfahren von ihren Banden, ſo ſind die Ungarn bei ihren Nationalkämpfen und Triumphen faſt immer von geigenden Zigeunern begleitet geweſen.

Den Urheber jener ebengenannten muſikaliſchen Dichtung kennt man nicht, wie man denn die Geſchichte faſt keines der ſchönen Zigeunerſtücke authentiſch nachweiſen kann. „Sie kommen auf unter dem Volke, man weiß nicht wie, werden belauſcht wie Töne aus der Geiſterwelt, werden als ein guter Fund erkannt, ziehen über das Feld, wie der Hauch der Aeolsharfe, ſtärker und ſtärker rauſchend, werden zuletzt von Jedem mit Entzücken vernommen, und ſetzen ſich am Ende in allen Winkeln des Landes und in den Ohren und in der Seele des Volkes feſt.“

Die zigeuneriſchen Virtuoſen ſind häufig auch die Componiſten der von ihnen vorgetragenen Stücke. Und obwohl ſie keine Idee von der Theorie der Muſik haben, kaum Kenntniß der Noten, auch nie etwas niederſchreiben, und obgleich ſie ihre ganze Kunſt wie durch Inſpiration zu lernen ſcheinen, ſo kommen doch hinterdrein nicht ſelten die gelehrteſten Muſiker und Kenner vom Fache herbei und lauſchen mit Bewunderung und tiefſter Befriedigung den Productionen ihrer ſchöpferiſchen Phantaſie. In der Auffaſſung der Compoſitionen Anderer zeigen ſie ein ausgezeichnet ſtarkes muſikaliſches Gedächtniß. Sie ſind im Stande, eine Sonate von Mozart, eine Symphonie von Beethoven, die ſie einmal hörten, in ihrer ganzen Länge feſtzuhalten und nachzuſpielen. Herr Kogalnitſchan, der walachiſche Geſchichtſchreiber der Zigeuner, erzählt, daß er einmal im franzöſiſchen Theater in Jaſſy einen dieſer ungeſchulten Muſiker beobachtet habe, wie er auf ſeiner Violine leiſe und langſam der Ouvertüre und den anderen Pièceu der Oper der „Weißen Dame“ folgte, und wie er dann am Ende des Stücks hinausging und die ganze Muſik ſeinen Leuten in den Höhlen nnd Schenken der Stadt mit mehr Geſchick und Ausdauer vortrug, als die Orcheſter-Violiniſten ſelbſt, denen er ſie abgelauſcht hatte. Gefeierte Naturkünſtler dieſer Art werden in den ungariſchen Annalen ſchon vor 300 Jahren genannt. Aus dem vorigen Jahrhunderte war ein ſolcher der Hofmuſikus des Cardinals Czaky, der Zigeuner Michael Barnu, der in einem von dieſem Prälaten veranlaßten zigeuneriſchen Wartburgskampfe unter zwölf der erſten Violiniſten des Reichs den Pries gewann, und deſſen Weiſen, durch die Kenner zu Papier gebracht, noch jetzt im Lande courſiren, — dann die eben ſo geprieſene Violinſpielerin Czinka Panna, die während ihres Lebens von den ungariſchen Magnaten oft 30 bis 40 Meilen weit begehrt und mit Jubel zu ihren Schlöſſern geleitet, mit Gold und Pretioſen beſchenkt wurde, und der ein ungariſcher Biſchof auf ihren Leichenſtein die Inſchrift ſetzte: „der Magyaren Orpheus“, indem man ihr zugleich zahlloſe lateiniſche und magyariſche Verſe in's Grab ſchüttete. Aber der berühmteſte Koryphäe dieſer halbwilden Muſenſöhne war Johann Biharp, einer der Muſiker des Wiener Congreſſes und des öſterreichiſchen Kaiſerhofes, den Kaiſer Franz in den Adelsſtand erheben wollte, der aber, originell genug, dieſe Gnade nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß ſie auf ſeine ganze Bande und Sippſchaft ausgedehnt würde. Auch in heutigen Tagen, obgleich die Blüthezeit der zigeuneriſchen Muſik vorüber zu ſein

ſcheint, fehlt es noch nicht an ſolchen hervorragenden Talenten, die in Peſth und auch in Wien geſucht und bewundert ſind. Auch in der Moldau und Walachei gab es und giebt es ſolche Namen, wie die eines Barba, Argheluzza, Succawa, die dort allgemein bekannt ſind.

Obgleich die muſikaliſchen Compoſitionen der Zigeuner ſo eigenthümlicher Art und Färbung ſind, daß man nur zwei Takte davon zu hören braucht, um ſie ſogleich als ſolche zu erkennen, ſo laſſen ſie ſich doch mit Worten nicht leicht charakteriſiren. Sie ſind ſo ſchwer nachzuzeichnen, wie die phantaſtiſchen Deſſins in den Brabanter Spitzen. Man glaubt in ihren Ergüſſen ein Ebenbild des wunderlichen Volkes, das ſie erfand, ſich abſpiegeln zu ſehen.

Der Takt und die Stimmung dieſer Muſik wechſeln ſo oft, wie die Laune des beweglichen Zigeuners. Sie macht Sprünge und bewegt ſich wie der elektriſche Funke in Zickzacklinien. Sie iſt arabeskenartig voll ganz unerwarteter Wendungen und wechſelnder Tempo's. Sie murmelt und tändelt wie die Waldbäche, an denen die Zigeuner ihre Hütten aufſchlagen, ſie heult, wirbelt und pfeift, wie der Sturm auf den Haiden und Puſten, in denen ſie ſich in Erdlöchern bergen.

Sie täuſcht, neckt und überraſcht dich durch ihre originellen Schönheiten, wie dich nicht ſelten ein ſcheues Zigeunermädchen überraſcht, durch deſſen ungeregelte Coiffüre und armſelige Lumpen die ſchönſte Körper-Bildung, die anmuthigſte Geſtalt und zwei feurige Augen hervorleuchten.

Sie wimmert und klagt, als wäre es helle Verzweiflung, und dann wieder jauchzt ſie auf und jubelt, wie die unſtäten Zigeunerkinder, die Weinen und Lachen in derſelben Taſche haben und von lauter heftigen, aber lauter kurzen Leidenſchaften bewegt werden. Dabei aber kehrt ſie doch immer in ſehr graziöſer Weiſe zu dem dem Ganzen zu Grunde liegenden Thema zurück, das ſtets wieder erſcheint, wie die ſpielende Forelle im Bach. Wie begeiſterte Korybanten raſen die ſchwarzgelockten Muſiker auf ihren Geigen und Cymbeln.

So ſingt Lenau von der Zigeuner-Muſik in Ungarn:

Und rings im Kreiſe tauſcht die Menge.
Es empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder ſingen!
Raſcher ſchlag das Cymbel du!"
Lauter immer, immer toller
Ringt der Inſtrumente Kampf,
Brauſt die alten Heldenweiſe,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Friſche Knaben, welke Greiſe
Hinzog in die Türkenſchlacht.

Wie in Ungarn, ſo ſind auch unter den Zigeunern in England muſikaliſche Talente häufig. Und in Rußland überreichte einſt die große Catalani einer zigeuneriſchen Künſtlerin, der ſie gelauſcht hatte, einen Shwal, der, wie ſie ſagte, vom Papſte der „größten Sängerin der Zeit" beſtimmt geweſen ſei.

Der der Muſik verſchwiſterte Tanz iſt ebenfalls keine Kunſt bei den Zigeunern, ſondern eine ihnen angeborene Naturgabe. Ihr gelenker und von Jugend auf geübter Körperbau, den ſie von ihren hindoſtaniſchen Vorvätern erbten, macht ſie zu aller Gymnaſtik äußerſt geſchickt.

Ihre Tänze ſind an der Donau, wie in Spanien und Rußland berühmt. Sie ſind lebhaft und graziös, und dabei faſt allerwegen von derſelben Art. Was die Ruſſen die „Tziganka" nennen, iſt faſt daſſelbe, was bei den Spaniern die „Gitana" heißt, und jene ſind in der ruſſiſchen Steppe ſo beliebt und gern geſehen, wie dieſe auf der ſpaniſchen Schaubühne.

Auch als Dichter und Märchen-Erzähler produciren ſich die Zigeuner nicht ſelten unter den Völkern an der Donau. In der Walachei ſind ſie die vornehmſten Inhaber dieſer Kunſt, und ſie tragen dort ihre Verſe, die eben ſo, wie ihre muſikaliſchen Improviſationen meiſtens aus dem Stegreiſe ſind, wie die Seguadillas-Sänger in Eſtremadura, mit Muſik und Geſang begleitet vor.

In der poetiſchen Erzählung entwickeln ſie nach den Proben, die uns neuerdings davon zu Theil geworden ſind, einen hohen Grad von Geſchick und Einbildungskraft. Selbſt die heiligen Sagen und chriſtlichen Legenden von dem Erdenwandel des Heilandes und von den Wunderthaten und Reiſen der Apoſtel malen ſie zuweilen mit ihren eigenen bunten Farben ſo bizarr und phantaſtiſch aus, daß ſie an

Digitized by Google

Originalität, überraſchender Abenteuerlichkeit und Feenhaftigkeit den Märchen von Tauſend und einer Nacht nichts nachgeben.

Man muß die Zigeuner überhaupt, trotz ihres Widerwillens gegen Belehrung und Schule, ein ſehr fähiges und talentvolles Volk nennen. „Man überraſche ſie bei welcher Handlung man will, überall werden Funken von Geiſt und Scharfſinn ſichtbar werden."

Völlig bornirte Geiſter, Blödſinnige und Kretins findet man unter ihnen kaum. Der Aufwand von ſeiner Liſt und Pfiffigkeit, mit welchem ſie ſich jedes ſchwierige Vorhaben — freilich oft nur Diebſtahl und Betrug — zu erleichtern wiſſen, iſt von Vielen, die dergleichen näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, bewundert worden. Und doch geht es ihnen mit allen dieſen Anlagen, wie auch andern begabten, aber wankelmüthigen — geſcheiten, aber leichtſinnigen — poetiſchen, aber ſinnlichen Charakteren. Sie kommen in der Welt nicht ſo weit, als diejenigen, welche mit geringem Talente eine größere Ausdauer, ſoliden Ernſt und höhern moraliſchen Sinn verbinden.

Ihre Unbeſtändigkeit läßt kein mühſeliges Unternehmen bei ihnen zur Reife gedeihen. Ihr Wankelmuth, ihre Bedachtloſigkeit iſt faſt zum Erſtaunen. Sie leben, als wenn es keine Vergänglichkeit und Zukunft gäbe. Sie ſcheinen immer nur von dem Wunſche, der eben in dem gegenwärtigen Augenblicke ihre Seele bewegt, erfüllt. Daher erinnert ihr ſtürmiſches und ungezügeltes Weſen oft an die Manieren der Affen. Das Geſchenk, das ſie von dir mit Heftigkeit, mit flehentlichen Bitten, auf den Knieen im Staube begehren, ſchnappen ſie weg, wenn du es giebſt, wie Raubvögel ihre Beute, und dann, wenn nichts mehr zu erwarten iſt, ſtürmen ſie weiter, das Almoſen vergeudend und den Geber undankbar vergeſſend.

Nur in einem Puukte findet man ſie faſt immer vorſichtig, bedächtig und ſparſam. Nämlich in Hinſicht auf ihren Kleiderſchmuck, auf den ſie, wie ich ſagte, ſo viel halten. Man ſieht ſie daher bei ihrer Arbeit häufig mit nacktem Oberkörper, indem ſie ihr Coſtüm ſorgfältig bei Seite legten. Ja, wenn zwei Zigeuner in ernſten Streit gerathen, der durch handgreifliche Argumente entſchieden werden ſoll, ſo gewinnen ſie noch immer ſo viel Oberhand über die drohenden Flammen des Zorns, daß ſie vor dem Anfange der Feindſeligkeiten einen Waffenſtillſtand von einigen Minuten ſchließen, um zuvor ihre verbrämten Röcke nnd betreßten Hüte in Sicherheit zu bringen.

Da ſie keine Erinnerung pflegen und ihnen Ueberlegſamkeit in hohem Grade mangelt, ſo kennen ſie weder Gram noch Sorge. Wie die Vögel, leben ſie in den Tag hinein, unbekümmert um das Woher und Wohin, um das Geſtern und Morgen, ſind ſtets munter, launig, leichtſinnig, außerordentlich geſchwätzig, plauderhaft. Obwohl ſcheinbar die Allerdürftigſten und Allergeplagteſten unter den Lebendigen, ſind ſie doch ſtets auf das beneidenswertheſte zufrieden, immer bei ihrem Schickſale vergnügt.

In den ungariſchen, ſlaviſchen und walachiſchen Abtheilungen der öſterreichiſchen Armee iſt recht häufig der Spaßmacher des Regiments ein Zigeuner, der die Kameraden mit ſeiner unerſchöpflichen Laune erheitert. Auch in den Sagen und Märchen der Siebenbürger wird den Zigeunern gewöhnlich die Rolle des Bruders Luſtig zu Theil, und ſie könnten darin jedem Chriſten, der vergebens trachtet, das Gebot: „Sorge nicht für den folgenden Tag", in Erfüllung zu bringen, zum Muſter dienen.

Wie ihr Geiſtiges nicht an Trübſinn und Mißſtimmugen, ſo leidet ihr Phyſiſches weniger an Krankheit und Unbehagen, als man es nach dem Maße der körperlichen Leiden und Entbehrungen, mit denen ſie von der Geburt bis zum Tode überſchüttet werden, denken ſollte.

Der harte, oft kaum mit etwas Gras oder Heu gepolſterte Schooß der Mutter Erde iſt das Lager, auf dem ſie geboren werden. Kinderwiegen, die doch ſelbſt die amerikaniſchen Indianer ſo ſorgfältig zu bereiten pflegen, wie die Schwalben ihre Neſter, ſind dieſen Zigeunern unbekannte Möbeln. So lange ſie nicht auf eigenen Füßen ſtehen können, kauern ſie der Mutter auf dem Rücken, wie der Bärin ihre Jungen, und von vornherein wie dieſe allem Unbill der Witterung preisgegeben. Ohne Mantel und Hülle wachſen ſie zu Jung-

frauen und Jünglingen heran, und erringen auch dann nur das Allernothwendigſte.

In unfreiwilliger Mäßigkeit im Eſſen haben ſie es, wie andere Natur-Kinder, bis zur Virtuoſität gebracht. Und wie es mit ihrer Genügſamkeit in Bezug auf warme Bedeckung ſteht, mag folgender von einem Reiſenden beobachtete Vorfall beweiſen. Ein kleiner nackter Zigeunerknabe jammerte in der Mitte des Winters über die Kälte. „Da nimm das!" rief ihm ſeine Mutter zu, indem ſie ihm ein Strick-Ende um die Schulter warf. „Binde es dir um den Leib. Hülle dich drein ſo gut du kannſt. Wärme dich damit und ſei getroſt!"

Die armſeligen Lehm- und Strauchhütten, in denen ſie in den entlegenſten Quartieren der ungariſchen und walachiſchen Städte hauſen, die Höhlen, die ſie in der Krim und auch in den Siebenbürgiſchen Alpen bewohnen, ſind das Dürftigſte und Unheimlichſte von menſchlicher Behauſung, was man ſehen kann, und die ſogenannten Spatras (Zelte), in denen ſie in den Vorſtädten von Kiew und Odeſſa, bei Bukareſt oder Szegedin den Stürmen und den Regengüſſen trotzen und die ſie bald hier und bald da unter einer Brücke, in den Gräben oder unter dem Schutze einer Mauer-Ruine aufgeſchlagen haben, ſind nichts weiter als ein alter, mürber und durchlöcherter Segeltuch-Lappen, der über einen Dornſtrauch gehängt und mit den vier Enden (noch dazu ſehr nachläſſig und loſe) an wacklige Stangen gebunden iſt.

Dieſe Wohnungen, mit denen verglichen ein Baſchkiren-Zelt, ſelbſt der Whigwam eines Indianers ein kunſtvolles Gebäude iſt, müßten, ſo ſollte man glauben, die Brutſtätten zahlloſer Uebel und Gebrechen, die wahren Sitze rheumatiſcher, gichtiſcher, katharrhaliſcher und anderer Leiden ſein. Die Wahrheit iſt aber, daß die Zigeuner von allen dieſen und andern Uebeln nie angefochten werden, und daß ihr Schlag zu den geſündeſten der Welt gehört.

Sie haben gar keine National-Krankheiten. Aus den ſpuchtigen, dünnbeinigen, dickbäuchigen, oft halbverhungerten, ſtets fröſtelnden, ſelten gewaſchenen, nie gekämmten kleinen Zigeunerkindern wachſen geſunde, ſtarke und wohlgeſtaltete Männer und Weiber heran.

„Ihr ganzes Leben hindurch wandelt ſie nichts an, bis die Natur das Ihrige zurückfordert und die Maſchine im Alter plötzlich ſtockt." Man behauptet ſogar, daß der giftige Hauch der Peſt und anderer anſteckender Seuchen dieſe ſtahlharten Geſchöpfe nicht anficht und in den Zigeuner-Colonien ohne Wirkung erſtirbt.

Körperliche Verkrüppelungen, Verwachſene, Zwerge kommen unter ihnen ſelten vor. Viel häufiger dagegen ſieht man unter ihnen (die, wie es ſcheint, der Schönheit ſo wenig ſorgfältige Pflege angedeihen laſſen) die reizendſten Frauengeſtalten, mit dem ſchlankſten Wuchs und dem zierlichſten Gliederbau, wahre Modelle für eine Pretioſa oder Esmeralda, — Mädchen, die ihr Leben lang von allen denkbaren Zuſtänden der Witterung genißhandelt wurden, und die ein Dichter dennoch wohl mit einer im Garten gepflegten Hyaeinthe — in Schnitt und Glanz der Augen mit der indiſchen Prinzeſſin Damajanti vergleichen möchte — die nie andere als grobe Arbeit verrichteten, und die doch das Waſſer und das Futter für die Pferde ihres Vaters und andere Laſten mit einer natürlichen Grazie herbeitragen, als thäten ſie es auf einer Schaubühne nach dem Tacte der Muſik, wie die geſchulten Choriſtinnen in der Oper der Stummen von Portici. Selbſt wenn ſie im Alter, was bei ihnen frühzeitig eintritt, häßlich werden, mangelt dieſer ihrer Häßlichkeit doch nicht ein gewiſſer Styl. „Die Erſcheinung der alten Zigeunerinnen iſt zuweilen erſchreckend, hexenhaft, höchſt phantaſtiſch, aber faſt nie vulgär."

Werden jene jugendlichen Zigeuner-Schönheiten, wie es in Rußland, zum Beiſpiel in Moskau, zuweilen geſchieht, von vornehmen und reichen Freiern auf der Steppe entdeckt, als Gattinnen ihrem Nomadenleben entführt und in die höheren Kreiſe der Geſellſchaft verſetzt, ſo lernen ſie es, wenn ſie nicht wie jene Charlotte Stanley ihrem Liebhaber wieder entſchlüpfen, bald auch dort, ſich zurecht zu finden und entwickeln, des Waſſerſchleppens enthoben, dieſelbe ihnen angeborne Anmuth in dem feineren geſelligen Umgange der höheren Stände.

Dort, in Moskau, ſo ſcheint es, iſt überhaupt ausnahmsweiſe das Loos der Zigeuner ein glänzendes geworden. Wenigſtens zuweilen findet man daſelbſt reich

gewordene Zigeuner-Familien, die in ſtattlichen Häuſern wohnen, im Luxus leben, in eleganten Caroſſen einherfahren, und in Bildung und geiſtiger Regſamkeit es den vornehmen Ruſſen gleich thun.

Doch iſt die alte Hauptſtadt der Ruſſen auch in dieſer Hinſicht wohl einzig in Europa. Die Ruſſen, deren Aufgabe es war, das Nomadenthum in unſerem Continente zu bewältigen, haben bekanntlich Baſchkiren und Tataren in ihrer Weiſe zu civiliſiren gewußt, und der Geiſt und die Verhältniſſe ihrer ſo wenig ausſchließlichen Geſellſchaft ſind der Art, daß ſie auch für die Kalmücken-Fürſten weite Thore haben, und ſich ſogar dann auch die Zigeuner bequem aneignen können.

Daß auf der einen Seite in der Türkei und auf der andern auch in Deutſchland die Zigeuner denen in den Donauprovinzen ſo ähnlich ſehen wie Zwillingsbrüder, iſt aus der Nachbarſchaft dieſer Länder, die, wie geſagt, oft ihre Wanderer und Colonien unter einander tauſchen, leicht begreiflich.

Merkwürdiger aber iſt es, daß ſie auch in ſolchen entlegenen Inſel- und Halbinſelländern, wie es z. B. Skandinavien, Jütland, Schottland und Spanien ſind, ſich in ihrer Eigenthümlichkeit ſo unverändert erhalten haben.

Die Schweden brachten im dreißigjährigen Kriege mit ihren Armeen ein ganzes Corps von Zigeunern herüber, und die Dänen, bei der Belagerung von Hamburg, nicht weniger als drei Compagnien, die ſie benutzten wie die Ruſſen ihre Koſacken und Baſchkiren: zu Streifereien, zum Spioniren, zum Fouragiren, zur Ausplünderung und Verwüſtung der feindlichen Länder.

Den Nachrichten eines däniſchen Schriftſtellers zufolge treibt ſich in den unangebauten Haiden von Jütland noch heutzutage ein Volk von Landſtreichern herum, das von den jütiſchen Bauern die „Natmänds" genannt wird, und in denen ſchwerlich Jemand echte Zigeuner verkennen kann.

Alle Verſuche, dieſe halbwilden jütiſchen „Natmänds" zu einem ordentlichen anſäſſigen Leben zu bringen, ſind bis jetzt mißglückt. Sie haben dunkle Geſichter und ſcharfe Züge, denen der jütiſchen Bauern höchſt unähnlich. Sie ziehen familienweiſe in kleinen Trupps von Ort zu Ort umher. Sie verſtehen ſich auf allerlei kleine Hantierungen, auf's Meſſerſchleifen, Keſſelflicken, Fenſtereinſetzen, und ihre Frauen auf's Prophezeien und auf's Herbeiſchaffen entwendeter Sachen durch Zauberei.

Stehlen und Betteln iſt ihr vornehmſtes Gewerbe. Auch nehmen ſie, wie in andern Ländern, manche Verrichtungen über ſich, die der Jüte als unehrlich betrachtet. Dieſer hält ſie faſt in hohem Grade für unrein, wie der Bramine die hindoſtaniſchen Parias.

„Ein eigenes Geſchirr, das außer ihnen nur noch der Hofhund benutzt, iſt für den armen auf dem Hofe des jütiſchen Bauern anſprechenden Natmänd beſtimmt, und der Jüte würde lieber hungrig fortgehen, als eine Schale benutzen, aus der ein Natmand getrunken." Sie bedienen ſich einer Sprache, die in Jütland Lumpen-Latein genannt wird, vielleicht aber weiter nichts iſt, als die alte corrumpirte ſanskritiſche Zigeuner-Sprache.

Wie in andern Ländern werden auch dort die Kinder dieſer Haide-Nomaden getauft, doch, wie auch anderwärts, wird ihnen außer dem Taufwaſſer wenig vom Chriſtenthum zu Theil.

Denn die Zigeuner zeigen ſich eben überall gegen religiöſe Dinge ſo gleichgiltig, wie kein zweites Volk Europa's. Sie ſchwören, um Verfolgungen zu entgehen, unten den Türken auf den Koran, und ſie küſſen, wenn ſie ein chriſtliches Land betreten, das Kreuz. In jedem neuen Dorfe, in das ſie kommen, und in dem ſie eine andere Religion antreffen, ſind ſie alsbald andern Glaubens, bald katholiſcher, bald lutheriſcher, bald reformirter oder anglikaniſcher Confeſſion. Im Uebrigen aber bleiben ihnen Mohamed's wie Chriſti Lehren, des Papſtes Satzungen, wie Luther's Katechismus gleich unbekannt, daher auch die frommen Holländer, wie ich ſchon ſagte, ihnen keinen beſſern National-Namen geben zu können glaubten, als den „der Heiden."

Da es bei ihnen nicht ein Mal eine Spur von einer heidniſchen Mythe giebt, welche beweiſen könnte, daß ſie ſich mit dem Gedanken an überirdiſche Dinge beſchäftigt hätten, daß nur eine Hoffnung auf ein Jenſeits in ihre Seele hineinge-

dämmert wäre, so ist daher auch ihre Liebe zum irdischen Leben unbeschreiblich, und ihre Furcht vor dem Ende dieses Daseins viel größer, als sie bei anderen Geplagten, Gedrückten und Verfolgten zu sein pflegt, die den Tod wohl als einen Erlöser willkommen heißen.

Daher rührt denn auch wohl der ziemlich allgemeine Mangel an moralischem Muthe, die bei allen Völkern zum Sprichwort gewordene Schüchternheit und Feigheit dieser Zigeuner-Race, von denen man in Ungarn sagt, daß man ihrer 50 mit einem feuchten Lappen in die Flucht schlagen könne, obwohl allerdings auch dies nicht ohne Ausnahme ist. Denn unter Umständen hat es sehr tapfere Zigeuner-Soldaten gegeben.

Auf den britischen Inseln sind die Zigeuner, die dort Sir Walter Scott in seinem trefflichen Romane eben so meisterhaft geschildert hat, wie Cervantes in Spanien, Puschkin in Rußland, Spindler in seinem „Juden" in Deutschland, Victor Hugo in seinem „Notre Dame de Paris" in Frankreich, eben so rastlose Wanderer gewesen, wie anderswo und haben dort auch, wie überall, die Reinheit ihres Stammes conservirt. Ja sie haben sich dort nach der Meinung eines englischen Schriftstellers sogar unvermischter erhalten als anderswo.

In England haben sie lange in dem schon von mir erwähnten königlichen Walde Southampton eine Art Rendezvous gehabt. Sie theilen sich dort wie anderswo in verschiedene Tribus oder Clans, die ihre besonderen Oberhäupter und ihre besonderen Namen haben. Einer dieser englischen Zigeunerstämme heißt „die Stanleys", ein anderer „die Levells", u. s. w.

In Schottland haben sie in einer wildromantischen Gegend des Cheviot-Gebirge ihr Haupt-Quartier bei einem Dorfe, das Kirk-Yetholm heißt und wohl scherzweise „the Metropolis of the Gipsy-Kingdom in Scotland" (die Hauptstadt des Zigeuner-Königreichs in Schottland) genannt wird.

Von den schottischen Zigeunerfrauen sagt ein presbyterianischer Prediger, der sie in einem eigenen Werkchen geschildert hat, „sie seien in ihren Bewegungen so natürlich, anmuthig und graziös, und oft von so guten Manieren, daß man glauben sollte, sie seien an einem europäischen Hofe erzogen worden". Und dies ist ungefähr dasselbe, was ich selbst schon von den tatarischen Zigeunern in Südrußland anmerkte.

Von den Männern unter den schottischen Zigeunern sagt dieselbe Autorität, „sie seien bei ihren Zänkereien unter einander, zu denen man oft gar keine Veranlassung entdecken könne, über die Maßen wild und heftig und sie überließen sich dabei der sonderbarsten Wuth und bedienten sich der phantastischsten Verwünschungen. Selten aber käme es dabei trotz aller leidenschaftlichen Geneigtheit zu ernsthaften Schlägen. Es bleibe beim Kratzen, Kneifen und Haarzupfen".

Auch dies harmonirt ungemein mit dem, was man unter den Zigeunern an der Donau und am Pontus erfahren kann, wo man, wenn in einem Zelte urplötzlich ein Zwist losbricht, unwillkürlich des kreischenden Gezänkes gedenkt, das sich nach der Schilderung der Reisenden oft unter den Geschöpfen der südamerikanischen Wälder ohne erkennbare Veranlassung erhebt und auch ohne sichtbare Ursache wie eine plötzliche Windstille und Versöhnung wieder legt.

Auch bei der rührenden und unbegrenzten Liebe der Zigeuner zu ihren Kindern muß man wieder jener Waldbewohner oder wenigstens vieler anderer roher Nationen gedenken. Die Zigeuner-Mütter hätscheln und plagen sich mit ihren Säuglingen herum, als wären sie das Einzige, was sie anbeteten. Kindermord ist unter ihnen, wie unter den Indianern Amerika's, etwas nie Gehörtes, und wie diese Indianer begegnen sie nur mit Liebkosungen und Schmeicheleien selbst dem ausgelassensten Muthwillen dieser kleinen schwarzen Kobolde, die nie die heilsame Ruthe schmecken.

Diese Liebe zu ihren eigenen Sprößlingen dehnen sie aber auf ihre ganze Race aus, deren Mitglieder gleich den Kindern Israel's an einander hangen wie Kletten. Sie lassen nie von der Art. Während sie im Großen nichts von dem haben, was man socialen Instinct nennt, halten sie in ihren Familien fest zusammen, wie Eisen. Sie nennen sich unter einander Brüder und Schwestern. Sie unterstützen sich gegenseitig, und ein Zigeuner ist nie in Noth,

ſo lange er noch Verwandte oder Stammesgenoſſen in ſeiner Nähe hat, die helfen können.

Sie ſchließen auch ſelten Ehen mit Leuten, die nicht von dem „echten", von ihrem eigenen Volke ſind. Denn — merkwürdig genug — ſie ſind andern Nationen gegenüber nichts weniger als demüthig. Vielmehr hegen ſie einen tief verſteckten National-Stolz und ſind, was man bei dieſen „Auswürflingen" am wenigſten erwarten ſollte, in ſeltenem Grade hochmüthig. Sie ſind bei Allen verworfen und ſie ihrerſeits rächen ſich damit, daß ſie ſich über Alle ſtellen. Sie denken, es ſtände viel beſſer auf Erden, wenn es nur Zigeuner auf der Welt gäbe. Wie die Osmanen belegen ſie alle übrigen Völker mit dem Scheltnamen: „Gadſchi" oder „Giaur" oder „Giorgios." Sie ſelbſt aber ſind die „Rannitſchel" (die Kinder der wahren Mutter, oder Menſchen). Es iſt, als wollten ſie damit gegen alle die ihnen von Anderen angethane Schmach proteſtiren. „Stolz lieb' ich den Spanier", hat man geſagt. Man möchte aber auch ſelbſt in den Zigeunern dieſen Stolz nicht verachten. Es iſt vermuthlich eine, oft zwar verkehrte, Aeußerung des allen Menſchen, als von Gott bevorzugten Weſen, innewohnenden originellen und legitimen Gefühls ihrer Würde.

Daher haben ſie auch ihr Blut meiſtens in einer ſo auffallenden Reinheit erhalten, obwohl ſie ſich unter allen Nationen in kleine Partien zerſtreut, gleichſam zerbröckelt und verweht befinden. Wäre eine halbe Million von Deutſchen wie ſie in die Welt hinaus zertröpfelt, ſie würden ängſt wie Schnee zerſchmolzen ſein.

Von dem Zuſammenleben der Zigeuner unter einander und wie ſie gleich Brüdern für einander einſtehen, erzählt man überall recht rührende Geſchichten. In Spanien zum Beiſpiel folgende:

In Cordova wurde einmal ein Zigeuner, der einen Spanier im Streite erſchlagen hatte, zum Tode verurtheilt. Die ganze „Gitaneria" (Zigeunerſchaft) von Cordova kam darüber in Aufregung und machte die größten Anſtrengungen, ihren Bruder zu retten. Botſchaften an einflußreiche Perſonen wurden geſandt, Petitionen unterzeichnet, Beredtſamkeit und Geld aufgeboten, um das entſetzliche Todesurtheil in eine ſimple Verbannung nach Ceuta in Afrika zu verwandeln. Ein reicher Zigeuner bot den Spaniern 5000 Kronen, ſein halbes Vermögen, zur Auslöſung des Gefangenen. Alle treue Stammesgenoſſen, ſelbſt die ärmſten, trugen nach ihren Kräften dazu bei, dieſes Löſegeld zu vermehren. Aber vergebens! Der gemordete Spanier hatte mächtige Freunde, und es war beſchloſſen, ein Exempel zu ſtatuiren. Das ſchwarze Gerüſt ſtieg auf dem öffentlichen Platz empor, das Schwert war geſchärft und gezückt. Da, als ſie ſahen, daß Alles umſonſt ſei, und noch ehe der Schlag fiel, erhoben ſich alle Zinealos der Vorſtädte von Cordova, um nicht das Blut ihres Bruders fließen zu ſehen, verrammelten ihre Hütten und zogen mit Pferden und Maulthieren und mit allem beweglichen Gute von dannen, indem ſie den Richtplatz auf ewig in Bann thaten und beſchloſſen, ihn nie wieder zu betreten.

Es iſt vorgekommen, daß in den blutigen Schlachten, welche die Europäer ſich lieferten und bei denen auf beiden Seiten Zigeuner in den Kampf geführt wurden, dieſe, wenn ſie auf einander trafen, ſich ſofort als Brüder erkannten und dann alsbald die Waffen vor einander ſtreckten.

Einen intereſſanten Fall dieſer Art erzählt der ſchon genannte Hr Borrow in ſeinem Werke über die ſpaniſchen Zigeuner. „Biſt Du je einem von Deinen Leuten begegnet, der nicht aus Spanien war?" fragte er einen derſelben, welcher Antonio hieß. „Ja, das bin ich", erwiderte Antonio.

„Doch nur einmal in meinem Leben und zwar unter beſonderen Umſtänden unter dem Donner der Kanonen, in einem blutigen Gefechte des ſpaniſchen Freiheits-Kampfes gegen die „Gabinés" (die Franzoſen).

„Ich diente in der engliſchen Armee mit den Busnés (Spaniern), und wir jagten die Franzoſen über die Pyrenäen hinaus. In einem der Scharmützel wurde ich mit einem der Feinde handgemein. Wir ſtritten und rangen, doch war ich der Schwächere. Mein Gegner warf mich zu Boden, ſetzte das Knie auf meine Bruſt und ergriff ſein Bajonnet, um mich zu durchbohren. Aber er verlor dabei ſeinen

Digitized by Google

Tſchako und ſein rabenſchwarzes Haar fiel ihm wild wie Schlangen über das Haupt. Ich blickte ihm in die Augen, ſchrie laut auf und rief: „Zincalo! Zincalo!“

„Er war einer von den Unſrigen. Er fuhr zurück, zitterte, rief wie ich: „Zincalo! Zincalo!“ und ließ die Waffe ſinken. Er richtete mich auf, nahm mich bei der Hand, ſchüttete mir aus ſeiner Flaſche Wein in den Mund und brachte mich wieder zum Leben, indem er mich hundertmal „Bruder“ und „Zincalo“ nannte“.

„Dann ſetzten wir uns hinter einen Erdhaufen und da ſprachen wir mit einander, während die beiden Parteien um uns her noch weiter ſtritten und die Kugeln pfiffen. „„Laß dieſe Giaurs ſich raufen““, ſagte er, „„mögen ſie fechten, bis ſie ſich gegenſeitig zerſtört haben. Was geht es die Zincali an. Sie ſind nicht von unſerm Blute und wir wollen das unſrige nicht für ſie vergießen.““ So ſaßen wir ein paar Stunden lang auf dem Steine und redeten von den Angelegenheiten unſeres Volks. Mein Freund ſagte mir, er ſei ein Mayoro (ein Magyar) — Napoleon hatte damals ziemlich viel ſolcher magyariſcher Zigeuner in ſeiner Armee — und er hatte mir ſo Vieles mitzutheilen, daß ich ihm für Wochen hätte lauſchen mögen: denn er wußte die Geheimniſſe unſeres Stammes — Geheimniſſe, die mein Ohr klingen und mein Herz zittern machten. So ſaßen wir, bis das Schießen vorüber war und bis in die Nacht hinein. Er ſchlug mir vor, wir ſollten beide fliehen nach ſeinem Lande an der Donau und dort mit unſerm Volke und mit den Mayoros leben. Aber der Kopf fehlte mir damals dazu. Wir mußten ſcheiden. Wir umarmten uns und er zog den Gabinés nach, ich aber kehrte zu den Busnés zurück. Doch hat mich ſeitdem immer die Reue gequält darüber, daß ich meinem Bruder nicht zur Donau folgte.“

In ähnlicher Weiſe mag manche nicht belauſchte feindliche Begegnung von Hindoſtans braunen Kindern auf den Schlachtfeldern Europa's in Umarmung geendigt haben. Könnten doch Deutſche, die ſich noch viel öfter als die Zigeuner auf Schlachtfeldern begegneten und begegnen, die verachteten Söhne der Wildniß zum Muſter nehmen!

Auf welchem Wege die Zigeuner nach Spanien gekommen ſind, iſt nicht bekannt. Das Volk dort hält ſie für einen Theil der Moriscos oder der Abkömmlinge der Mauren. Dies, ſo wie der Umſtand, daß ſie in den Thälern der pyrenäiſchen Halbinſel, welche am längſten in den Händen der Mauren blieben, in Andaluſien und Granada am meiſten verbreitet ſind, und dann auch die bei den Spaniern gewöhnliche Benennung Gitanos, d. h. Egypter, ſcheint darauf hinzudeuten, daß ſie, wie ſo viele andere orientaliſche Nationen, vielleicht über Egypten und Nord-Afrika zur pyrenäiſchen Halbinſel gelangt ſind. Hätten die Spanier ſie auf dem nördlichen Wege aus Deutſchland und über Frankreich erhalten, ſo würden ſie wohl die bei den Franzoſen übliche Benennung „Bohémiens“ (Böhmen) für ſie angenommen haben.

Die den ſpaniſchen Gitanos zugeſchriebenen Charakter-Eigenthümlichkeiten ſind daher für die Vergleichung beſonders intereſſant und beachtenswerth.

Sie ſtimmen in allen Stücken mit denen, welche man an dem entgegengeſetzten Ende von Europa bei ihren Brüdern entdeckte, überein, und beweiſen, daß dieſes Volk auch bei ſeiner Wanderung durch Afrika und an den äußerſten Zielen, zu denen es gelangte, ganz daſſelbe blieb.

Ihre Sprache hat in Spanien dieſelben ſanskritiſchen Elemente, wie anderswo, und die Phyſiognomie dieſer alten ehrwürdigen Sprache blickt, ſo auch bei ihnen, „wie ein Philoſoph in Lumpen, unter den ihr angehängten Fragmenten fremder Jargons hervor“.

Ihre Beſchäftigungen und Neigungen ſind ebenfalls dieſelben. Sie ſchließen ſich dort der katholiſchen Religion an, obgleich ſie dort — wie anderswo — im Grunde genommen gar kein Gefühl für Religion haben. Heirathen zwiſchen Spaniern und Zigeunern ſind äußerſt ſelten, und die Race beſteht dort nach Borrow's Zeugniß ſehr rein und unvermiſcht, wie in England, wie in Schottland, wie an der Donau.

Sie zu civiliſiren und anſäſſig zu machen, iſt in Spanien dem wohlwollenden Carl III. ſo wenig geglückt, wie dem

humanen Joseph in Oesterreich. Pferdezucht, Pferdehandel und Pferdediebstahl ist dort, wie in Ungarn, in so hohem Grade eines ihrer Lieblingsgeschäfte, daß die Spanier zu der Bezeichnung dieser Gewerbe nur den Ausdruck Gitaneria (Zigeunerei) gebrauchen.

„Der spanische Gitano", sagt ein Schriftsteller, „ist die leichtfertigste, unzuverlässigste, wankelmüthigste und undankbarste Creatur von der Welt. Seinen Wohlthäter verräth er ohne die geringsten Gewissensscrupel, und was er am Morgen erwirbt, vergeudet er noch vor dem Abend."

Dies Alles und mit einem Worte auch alles Andere, was man noch sonst von den spanischen Gitanos angemerkt findet, stimmt in so hohem Grade mit dem überein, was wir von den Zigeunern in andern Ländern hörten, daß es kaum nöthig sein wird, die Portraits noch einmal in allen ihren Einzelnheiten zu vergleichen, um die Ansicht zu bestätigen, daß dieses asiatische Volk durch ganz Europa hin, und man kann gleich hinzusetzen auch in Brasilien und andern Partien der neuen Welt, wohin sie ihr Schicksal in der Neuzeit ebenfalls verschlagen hat, auf eine höchst wunderbare und wohl eben so beklagenswerthe Weise sich selber treu geblieben ist.

Auch bei den Juden hat man oft dieselbe außerordentliche Zähigkeit und Unwandelbarkeit des National-Charakters hervorgehoben. Es ist vielleicht eine den asiatischen Stämmen tief innewohnende Eigenthümlichkeit. Bei den Zigeunern aber ist sie doch noch viel merkwürdiger und weit unerklärlicher als bei den Juden, Türken, Armeniern oder irgend welchen sonstigen Asiaten.

Bei den Türken, denen eine so große politische Macht zur Seite steht, und die in concentrirter Masse zusammenleben, läßt sich die Sache unschwer begreifen.

Das andere unter der ganzen europäischen Familie verstreute Volk, die Juden, haben ihre Nationalität auf prachtvollen und festen Fundamenten aufgebaut. Sie haben die großartigsten Traditionen, eine höchst heroische und ganz authentische Geschichte. Sie besitzen eine sehr ausgebildete Sprache und reich entwickelte Literatur. Ihr ganzes häusliches und inneres Leben wird durch die Bande sehr alter, sehr bestimmter Satzungen regulirt und zusammengehalten. Sie sind endlich ein durch und durch religiöses Volk. Ihre Religion, die ihr ganzes Leben durchdringt, ist höchst eigenthümlich. Sie halten sich für das auserlesene Volk Gottes, und jeder Einzelne ist, wie das Ganze, von diesem Glauben beseelt.

Wie ganz anders ist der Fall ihrer Schicksals-Genossen, des, wie sie, in der Welt herumgeworfenen und wandernden Stammes aus Hindostan. Die Zigeuner haben nicht einmal Götter gehabt. Sie haben keine festen Satzungen und Gebräuche, keine Geschichte, fast keine Tradition, ja kaum einen ihnen eigenthümlichen Aberglauben; denn auch die verschiedenen Arten des Aberglaubens der Völker, zu denen sie kommen, eignen sie sich so leicht an, und lassen sie eben so leicht wieder fallen, wie die Religionen derselben. Sie haben auch keine besonderen, sie vor Anderen auszeichnenden äußeren Merkmale beibehalten, keine National-Kleidung, keine Art von Taufe oder ein sonstiges volksthümliches Kennzeichen. — Bei den Tataren kleiden sie sich tatarisch, bei den Spaniern spanisch und überall haben sie sich in die Lumpen gehüllt, welche die andern Völker ihnen zuwarfen. Ihr Wörterbuch hat, wie der gelehrte Pott nachweist, keinen Ausdruck für die Begriffe „haben" und „besitzen", auch keinen für „müssen" oder „Pflicht" und „Gesetz." Sie haben ihre ganze „Sache auf nichts gestellt." Sie sind unter uns aufgewachsen wie jene Luftpflanzen ohne Wurzeln, ohne Boden, ohne Vaterland.

Sie bilden auch nirgends so zahlreiche und compacte Gemeinden wie die Juden. Sie leben ganz locker und lose, kaum stammweise, sondern überall fast nur familienweise, und diese Zigeuner-Familien sind wie jene Unkräuter der Steppen, die man in Rußland „die Windsbraut" nennt, und die ihre Gesäme und ihre Blüthen mit sich führend, vom Boden losgerissen, von den Winden durch die Lüfte und über die Hügel getrieben wird — wie das Wasser in Tropfen und Atomen über Europa ausgespritzt. Sie haben nie er-

obert, sie haben sich aber auch nie unterworfen.

Es fehlt ihnen mit einem Worte Alles, was eine Nation constituirt, eine dauerhafte und bleibende Nationalität sichert.

Und trotz alledem sind dennoch jene Atome unter dem Gewichte der anderen auf ihnen lastenden Nationalitäten bis jetzt noch nicht erdrückt, trotz alledem besitzt, wie ich zu zeigen versuchte, jedes verspritzte Tröpfchen aus diesem Quell bis auf den heutigen Tag völlig die Farbe, die Temperatur und den Charakter des Ganzen, als wären es nicht Schaum und Blasen, sondern unzählbare Diamantensplitter oder hartnäckige Granitbrocken. „Ihre ganze Existenz und Erhaltung ist in der Geschichte des europäischen Menschengeschlechts ein Problem, das wir fast nur bewundern, aber nicht genügend zu erklären vermögen".

Die Russen.

In den weiten Central-Gegenden des heutigen Rußlands, in den waldreichen Quellen-Gebieten des Don und der Wolga, der Düna und des Dniepr, in dem hügligen und fruchtbaren Moskowiterlande haben von unvordenklichen Zeiten her die slavischen Vorväter der jetzigen Russen den Boden bebaut und das Land mit ihren aus Holz gezimmerten Häusern und Dörfern erfüllt.

Schon der Vater der Geschichte spricht von ihnen unter Bezeichnung der „ackerbauenden oder königlichen Scythen", und spätere Schriftsteller der Byzantiner unter dem Namen der „Anten" (oder Wanten ?), was vielleicht nichts anderes ist, als unser deutsches „Wenden."

Wie und wann sie in diese Gegenden kamen, wissen wir nicht. Vieles aber (selbst auch manche der frühesten von den Griechen uns überlieferten Namen der Ströme, die offenbar Slavisch sind) deutet darauf hin, daß hier ihre alte europäische Heimath war.

Ihre Stämme, die schon die Zeitgenossen Constantin's des Großen als äußerst volkreich bezeichneten, erfüllten das Innerste der „immensa spatia" (die unermeßlichen Räume) des breiten Ost-Endes von Europa.

Von den Meeresbecken, welche die Wiegen der europäischen Bildung gewesen sind, waren sie durch andere ihnen vorgeschobene Völker und Länder ausgeschlossen, im Süden vom schwarzen Meere durch die weiten Steppen, in denen stets Hirtenstämme hausten, im Westen durch die von den Lithauern bewohnten Sümpfe vom baltischen Meere, und im Norden von dem Weißen- und Polar-Meere durch unermeßliche Waldungen und die darin hausenden finnisch-uralischen Völker.

Im Osten hatten sie das weite Asien der Tataren und Mongolen zur Seite. Von dem mittlern germanischen Europa waren sie durch andere slavische Nationen geschieden.

Das Zeitalter ihrer uns völlig dunklen Kindheit mag in ungezählten Kriegen und Reibungen mit diesen ihren Nachbarvölkern verflossen sein, und wie es scheint haben die Russen dabei stets — bis auf die

Neuzeit — mehr eine leidende als eine ſiegreiche Rolle geſpielt.

Wäre ihre Vorzeit beſonders ruhmvoll und glänzend geweſen, ſo würde ſie nicht ſo dunkel ſein.

Schon das früheſte Dämmerungslicht der Geſchichte zeigt uns die ruſſiſchen Slaven als in wechſelnder Abhängigkeit auf der einen Seite von den Germanen, welche von jeher die baltiſche See beherrſchten und auf der andern Seite von den aſiatiſchen Nomaden.

Von beiden Seiten her wurden ſie zu wiederholten Malen unterjocht, geknechtet und in ihrem Charakter und Weſen beeinflußt und gemodelt.

Gleich das erſte Volk, welches uns ſchon lange vor Chriſti Geburt die alten Hellenen als das im Norden des Pontus weithin gebietende nannten, die „nomadiſirenden Scythen", beſtand vermuthlich aus eben ſolchen tatariſchen Hirtenſtämmen, wie deren hier ſpäter noch oft erſchienen.

Ihre Herrſchaft umfaßte einen großen Theil des jetzigen Rußlands und die nordöſtlichen Slaven ſelbſt waren unter dem Namen der „Scythen" eben ſo mit einbegriffen, wie heutzutage unzählige Völker unter dem triumphirenden Namen der Ruſſen verſchwinden, obgleich ſie von ganz anderm Blute und Stamme ſind.

Im dritten und vierten Jahrhundert nach Chriſto kamen die ſkandinaviſchen Germanen, die Gothen über die Oſtſee und marſchirten erobernd durch die weiten Landſchaften bis zum Pontus.

Die in denſelben angeſiedelten Slaven wurden nun Unterthanen des im Oſten Europa's gebietenden Gothen-Königs Hermanrich. Darauf nach Beſiegung der Gothen kettete wieder der Hunnenkönig Attila die ſlaviſchen Unterthanen der Gothen an ſeinen eigenen Kriegswagen und führte ſie als ſeine Rekruten und Trabanten zur Schlachtbank auf den von ihm auserwählten Kampfplätzen im weſtlichen Europa.

Den Hunnen folgten aus Oſten ihre Brüder die nomadiſchen Avaren und die Chazaren, die wieder zur Zeit Karl's des Großen ähnliche Reiche auf Koſten der ruſſiſchen Slaven ſtifteten und die Geißel über ihren Häuptern ſchwangen.

Gegen die Chazaren riefen die geplagten Slaven dann — wieder! — ihre weſtlichen National-Feinde die ſkandinaviſchen Normannen zu Hülfe und dieſe kamen ſeit der Mitte des neunten Jahrhunderts abermals über die Oſtſee, woher auch einſt jener Gothe Hermanrich gekommen war, deſſelbigen Weges, auf dem noch in neueren Zeiten der Schwedenkönig Carl XII. gezogen.

Unter ihrem berühmten Anführer Rurik (Roderich?) und ſeinen Genoſſen befreiten die ſchwediſchen Wäringer oder Waräger (d. h. die Verbündeten) das Slaven-Land von den Aſiaten, aber machten es ſich ſelbſt unterthänig.

Dieſen germaniſchen Kriegern, die aber auch viele tüchtige Eigenſchaften von Staatsmännern und Geſetzgebern gehabt haben müſſen, gelang es zum erſten Male, das lockere Gemengſel der ſlaviſchen Stämme zu einem feſten dauernden Ganzen, zu einem Staate, zuſammenzuſchweißen, was die Slaven aus eigenen Kräften bis dahin nicht verſtanden hatten.

Da die Ruriks und ihre Nachfolger ſich ganz von ihrem eigenen Heimathslande löſten, erſt in Nowgorod dann in Kiew ihre Reſidenz aufſchlugen und ſich den eroberten Fremden aſſimilirten und anſchloſſen, eben ſo wie die Franken es in Gallien, die Weſtgothen in Spanien gethan hatten, ſo entſtand nun mit ihrer Hülfe ein nationales, großes und mächtiges Rußland, ein einiges Volk der Ruſſen, das dieſen ſeinen nun bis auf die neueſte Zeit herab ihm gebliebenen Namen — er ſoll germaniſchen Urſprungs ſein und zuerſt auf der Küſte von Schweden gefunden werden — eben ſo wie ſeine Einheit, ſeine früheſten Geſetze und ſeine älteſten Fürſten nnd Adelsgeſchlechter von jenen nordiſchen Germanen erhielt.

Rußland war damals, wie Schweden, ein ſkandinaviſches Reich; beide ſtanden damals auch immer in gutem Einvernehmen. Bis in's 11. Jahrhundert kamen noch immer neue ſkandinaviſche Abenteurer oder Waräger, von den ruſſiſchen Großfürſten herbeigerufen, in Menge nach Rußland herüber. Wie in Schweden waren die ſkandinaviſchen Fürſten auch in Rußland von einer Schaar mitberathender Waffengefährten, der ſogenannten Druſchina, umgeben; ebenſo theilten dieſe Eroberer auch

in Rußland nach einer alten germaniſchen Sitte das Volk zum Zweck des Kriegsdienſtes in Abtheilungen zu 10, zu 100 und zu 1000 Köpfen, die von ſogenannten „Hundertmännern“ und „Tauſendmännern“ commandirt wurden. In den ruſſiſchen Dörfern giebt es noch heutiges Tages dieſe aus Schweden ſtammende Volkseintheilung.

Es iſt die Meinung mehrerer ruſſiſcher Hiſtoriker, daß auch die alten ſkandinaviſchen Sagas nach Rußland verpflanzt wurden, und daß die älteſten Dichtungen der Ruſſen eben ſo, wie ihre Geſetze aus ſkandinaviſchem Grunde hervorwuchſen. Namentlich ſoll dieß mit dem kürzlich noch in Deutſchland durch eine Uebertragung berühmt gewordenen älteſten Epos der Ruſſen, dem ſogenannten Liede vom Zuge des Igor gegen die Chazaren, gleichſam der ruſſiſchen Iliade, der Fall geweſen ſein. Es iſt ziemlich bekannt, daß auch noch jetzt mehrere der erſten ruſſiſchen Magnaten-Familien, z. B. die berühmten Fürſten Dolgoruki (d. h. die Langhände) ihren Urſprung auf Rurik und ſeine Schweden zurückführen.

In dieſe Periode der früheſten durch Skandinavier geſchaffenen Selbſtſtändigkeit Rußland's fällt denn auch das für die geſammte Cultur des Volks und ſeinen Charakter ſo entſcheidende Ereigniß der Einführung des Chriſtenthums, die Begründung des griechiſchen Glaubens unter den Ruſſen.

Wladimir I. aus der ſkandinaviſchen Familie Rurik's, des alten Heidenthums überdrüſſig, ließ um das Jahr 1000 katholiſche ſowohl, als griechiſche Prieſter vor ſich kommen, die ihn mit de Satzungen ihres Glaubens bekannt machten Auch den Juden und ſogar den Mohamedanern ſoll er anfänglich Gehör geſchenkt haben und geneigt geweſen ſein. Am Ende aber gefielen ihm und ſeinen Leuten am allerbeſten der Pomp und die Ceremonien der griechiſchen Kirche, die damals übrigens bei anderen verbrüderten Slavenſtämmen, z. B. den Bulgaren, bereits eingeführt war und Wladimir, der gewiſſermaßen als der Karl der Große der Ruſſen zu betrachten iſt, erhob dieſelbe zur Nationalkirche ſeines Volks.

Die Ruſſen, deren Haupt-Landesſtröme zum Pontus und zu byzantiniſchen Provinzen hinabführten, hatten ſchon von Anfang her mit Conſtantinopel, wie in kriegeriſcher, ſo in friedlicher Verbindung geſtanden. Waaren, Kaufleute, Miſſionäre, andere Gäſte, auch Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes waren ihnen längſt von dort zugeführt worden.

Die Annahme der griechiſchen Religion ſetzte ſie nun mit dem griechiſchen Reiche in noch innigere Beziehung.

Die Ruſſen ſtellten ſich dadurch vielfach außerhalb des Kreiſes der Culturbewegung des weſtlichen Europa's.

Sie nahmen nun nicht an den enthuſiaſtiſchen Anſtrengungen der römiſch-katholiſchen Völker zur Befreiung des heiligen Grabes an den Kreuzzügen, und auch nicht an den andern mannigfaltig belebenden und anregenden von der kunſtliebenden Kirche Roms ausgehenden Impulſen Theil, welche das ganze abendländiſche Völkerſyſtem, unter andern auch die Polen, die Tſchechen und andern Weſtſlaven durchdrungen und bewegt haben.

Nichts hat auf den National-Genius der Ruſſen nachhaltiger eingewirkt, als die Einmiſchung der uralten byzantiniſchen Cultur und desſtarren griechiſchen Dogma's. Sie haben ſich ſo ſehr damit verwebt und verſchwiſtert, daß man ihnen eben ſo leicht ihre Nationalität, als ihre griechiſche Religion nehmen könnte. — Die erſten Biſchöfe der Ruſſen waren geborene Griechen und Rußland wurde eine kirchliche Provinz des Patriarchats zu Conſtantinopel. Und wenn auch nicht mehr dieſes Patriarchat, ſo iſt doch die Einrichtung der griechiſchen Hierarchie und das griechiſche Kirchenrecht bis heute bei den Ruſſen gültig. Auch wurden die ruſſiſchen Klöſter natürlich nach dem Muſter der griechiſchen zugeſchnitten und ſchon mehrere der religiöſen Sekten, welche zuvor die orientaliſche Kirche in Griechenland geſpalten hatten, alsbald nach Rußland verpflanzt.

Die Errichtung von Kirchen und Klöſtern bewirkte die Einführung des byzantiniſchen Bauſtyls und mancher damit zuſammenhangender Künſte, der griechiſchen Malerei und der Kirchenmuſik. Die Kirchen wurden in Rußland gebaut und ausgeſchmückt nach dem Muſter des berühmten Sophien-Tempels des Kaiſers Juſtinian in

Conſtantinopel. Auch bauten in ihrer Reſidenz Kiew die ruſſiſchen Zaaren Paläſte und „goldne Pforten" im Styl der Gebäude der byzantiniſchen Kaiſer. Und da die übrigen ruſſiſchen Städte ihr heiliges Kiew eben ſo zum Muſter nahmen, wie dieſes die griechiſche Hauptſtadt, ſo verbreitete ſich dieß Alles über ganz Rußland.

Auch viel ſpäter noch, nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, iſt den Ruſſen wieder viel Byzantiniſches zugefloſſen. Da nahmen die ruſſiſchen Großfürſten den Titel Zaren (Caesaren) an, den die byzantiniſchen Kaiſer ſchon lange geführt hatten, und es wurde nun auch der zweiköpfige Adler des griechiſchen Kaiſerreichs dem ruſſiſchen Herrſcher-Wappen einverleibt, ſo wie viele byzantiniſche Gebräuche beim moskowitiſchen Hofe angenommen. Byzantiniſche Prunkſucht, Hof-Etikette und Hof-Würden lebten unter dem ruſſiſchen Zaren Johann III., der ſich auch mit einer griechiſchen Kaiſertochter vermählt hatte, in Moskau wieder auf, da ſie in Conſtantinopel ſelbſt unter den Türken untergegangen waren. Die Ceremonien bei der Krönung der Zaren geſtalteten ſich nach dem byzantiniſchen Ceremoniale. —

Auch die früheſten Anfänge der ruſſiſchen Literatur und Gelehrſamkeit ſind Schößlinge aus griechiſchen Wurzeln. In den ruſſiſchen Klöſtern wurden zuerſt die griechiſchen Annaliſten und Kirchenväter überſetzt und der berühmte alte ruſſiſche Chroniſt Neſtor iſt aus dieſer griechiſch-ruſſiſchen Schule hervorgegangen. Da auf dieſem Wege auch weltliche Kunde zu den Ruſſen kam, z. B. Ueberſetzungen der Geſchichten oder der Sagen von Alexander dem Großen, ſo haben daher die Ruſſen auch eigenthümliche ruſſiſche Variationen dieſer und anderer Traditionen und Sagen bei ſich ausgebildet. —

Da in dem Ruriksſchen Fürſtenhauſe der Grundſatz der Untheilbarkeit des Reichs nicht adoptirt wurde, ſo zerfiel mit Beihülfe der alten eingewurzelten Stamm-Verſchiedenheiten das ganze von Rurik und Wladimir geſtiftete und geeinigte Reich bald wieder in eine Menge kleiner Fürſtenthümer, und dieſe erlagen dann im 13. und 14. Jahrhunderte noch einmal, wie es dieſen öſtlichen Slaven in älteren Zeiten bereits wiederholt geſchehen war, einem Sturme der Nomaden aus Aſien.

Die Mongolen ergoſſen ſich, wie einſt ihre Vorgänger, die Scythen, die Hunnen, die Avaren, die Chazaren, über den ganzen europäiſchen Oſten.

Sie kamen nicht, wie die ſkandinaviſchen Waräger, als bloße Hülfsvölker, Volksführer und Feldherren. Sie rückten mit dem ganzen Troß ihrer Karavanen und Hirtenſtämme in Rußland ein. Sie richteten ſich daſelbſt eine Heimath zu, in der ſie die einzigen Herren blieben. Daher iſt auch außer der Annahme des orientaliſchen oder griechiſchen Chriſtenthums kein Ereigniß in Hinſicht auf die Ausbildung des ruſſiſchen National-Geiſtes wohl bedeutſamer geweſen, als die letzte lange dauernde und tief in das Leben des Volks einſchneidende Herrſchaft der Tataren oder Mongolen.

Sie verkehrten das Land hie und da in eine Wüſte, um Weideland für ihre Heerden zu ſchaffen. Sie ſchickten ihre Beamten und Tribut-Einkaſſirer in alle Ortſchaften und Hütten. Sie zwangen die ruſſiſchen Fürſten und Großen, in das Lager ihrer goldenen Horde an der Mündung der Wolga zu kommen, dort zu leben, dort ihre Weiber zu nehmen, und ſich daſelbſt in Demuth und aſiatiſchem Herren-Dienſt zu üben.

Die Ruſſen erſcheinen daher vielfach als die Zöglinge der Mongolen, deren Nachfolger in der Bewältigung des Oſtens ſie nur werden konnten, indem ſie ſich ſelbſt die ſeit dem Beginn der Welt dort geübten und eingewohnten rauhen Regierungskünſte, das orientaliſche Regiment, und tatariſche Disciplin aneigneten.

Die Großfürſten von Moskau ſammelten den Tribut zuerſt im Namen ihrer Oberherren der tatariſchen Chane. So lange ſie ſich noch ſchwach fühlten, lieferten ſie den Tribut auch an die Tataren ab. Als ſie erſtarkten, behielten ſie ihn für ſich. Die tatariſche Art und Weiſe der Einſammlung und der Forderung des Gehorſams behielten ſie bei. Das alte von Germanen regierte Rußland der Kinder Ruriks hatte Fürſten, die ein Duma (ein Rath der Großen) umgab, dabei eine ſehr ſelbſtſtändige Gemeindeverfaſſung und eine perſönlich freie Grundbevölkerung ge-

habt. Sogar mächtige Republiken, wie Nowgorod und Pleskow, hatten ſich aus ſeinem Schooße entwickelt. Das neue von den Mongolen umgewandelte Rußland ſtreifte dies Alles bei den heftigen Anſtrengungen, die es zu ſeiner Wiedergeburt machte, ab. Um Kraft und Einheit herzuſtellen, erzeugte es unumſchränkte Autokraten, welche jenen Republiken den Garaus machten und die Gemeindefreiheiten unterdrückten. Und als die Wiedergeburtsbeſtrebungen bald in weitreichende Eroberungen ausarteten, da verfiel allmählich das ganze Volk in eine ſtrenge Abhängigkeit und Leibeigenſchaft.

Selbſt in ihren kirchlichen Sitten und in der Art und Weiſe ihrer Religiöſität ſcheinen die Ruſſen Vieles, obgleich in chriſtlicher Form, von den Orientalen angenommen zu haben. Ihr Weſen iſt durchweg eben ſo, wie bei den Orientalen, ganz in religiöſen Ernſt getaucht. Sie nehmen es mit ihren Feſten, Kreuzſchlagen und ihren Kniebeugungen ſo genau, wie die Muſelmänner mit ihren Abwaſchungen und Gebeten. Das „Slawa Bogu“ (Ruhm ſei Gott), das den Ruſſen täglich hundert Mal bei vielen Gelegenheiten auf die Lippen tritt, klingt in ihrem Munde oft nur wie eine Ueberſetzung des türkiſchen „Allah iſt groß.“ — Und in den Willen Gottes und des Geſchicks zeigt der Ruſſe kaum eine geringere (oft ſehr nachahmungswerthe) Ergebenheit als der mahomedaniſche Fataliſt.

Wie in ihren religiöſen und politiſchen Sitten, ſo haben auch in der Sprache die Ruſſen Vieles von den Nomaden und Aſiaten beibehalten. Manche Zweige des Baumes der ruſſiſchen Sprache ſind, ſo zu ſagen, ganz mit mongoliſchen Worten behangen, ſo namentlich mit Ausdrücken für ſolche Dinge und Künſte, die den Nomaden eigenthümlich waren, z. B. unter andern für Vieles, was ſich auf Vieh-Wirthſchaft, ferner faſt Alles, was ſich auf Lokomotion, Wanderung und Reiſen, auf Reiten, Fahren, Pferde, Wagen und Geſchirr bezieht. Auch die Ausbildung des eigenthümlichen ruſſiſchen Poſt- und Courierweſens ſtammt aus der Zeit der Mongolen-Herrſchaft. —

Mit den Mongolen kamen auch türkiſche und andere aſiatiſche Völker unter die Ruſſen, und überhaupt wurde durch ſie das ganze ſlaviſche Reich völlig, ſo zu ſagen, in die aſiatiſchen Verkehrsbewegungen und Lebenskreiſe hineingeſponnen. Es iſt daher kein Wunder, daß auch viele türkiſche, perſiſche und andere aſiatiſche Sprach-Elemente, Sitten, Kunſt- und Induſtriezweige unter den Ruſſen zurückgeblieben und noch heutiges Tages über ganz Rußland verſtreut ſind.

Alle bei den Ruſſen übliche Namen der Edelſteine ſind orientaliſchen Urſprungs, was bei uns nur zum Theil der Fall iſt. Mehrere Gartengewächſe, z. B. die jetzt ſogar in den Oſtſeeprovinzen gedeihenden Waſſermelonen, haben ſich mit den Aſiaten durch ganz Rußland verbreitet und eben ſo der von den Ruſſen angenommene aſiatiſche Name derſelben „Arbusi“, ſo auch den aſiatiſchen Namen mancher orientaliſchen Thiere, z. B. des Kameels (Werblud). Dafür ſind umgekehrt einige ſlaviſche Namen für nordiſche Thiere, z. B. für den Biber, den Zobel ꝛc. bis nach Arabien und Perſien ausgewandert. —

Im Handel, bei den Gewerben und in der ruſſiſchen Induſtrie ſind eine Menge Dinge und Ausdrücke aſiatiſchen Urſprungs. So z. B. der Name und die Einrichtung der ruſſiſchen Bazare. Nicht nur der Kaftan des ruſſiſchen Kaufmanns, ſondern auch ſein leichter Pelz (Tulup), ſein Gürtel (Kaschak), ſein Geldbeutel (Kése), ſein Reiſekoffer (Sundúk), ſein Magazin (Anhár) haben perſiſchen oder türkiſchen Zuſchnitt und Namen. Eben ſo auch der Bleiſtift (Karandasch), das Siegellack (Surgutsch). Selbſt der allgemeine ruſſiſche Ausdruck für „Handelswaaren“ (Tawar) iſt mongoliſch. Auch das berühmte Rechenbrett, ohne welches kein ruſſiſcher Kaufmann ein Geſchäft abmacht, und welches man ſo bequem zum arithmetiſchen Unterricht fand, daß man es auch in einigen deutſchen Schulen einzuführen verſuchte, iſt mongoliſchen Urſprungs. Es wird in derſelben Form, in welcher die Ruſſen es haben, ſogar bei den Chineſen ganz allgemein gefunden. —

Viele in Rußland blühende und überall dort verſtreute Induſtrie-Zweige ſind ebenfalls (mongoliſchen, türkiſchen, bucharaiſchen oder perſiſchen) Urſprungs. So z. B. die berühmten Fabriken der gold-

geſtickten 'Saffian-Pantoffeln und Stiefeln von Torjok, und die Fabrikation des ſogenannten Bulak, d. h. des damascirten Stahles zu Slatouſt. Der Garten- und Weinbau iſt im ſüdlichen Rußland vermuthlich zuerſt von Orientalen eingeführt. Durch ihre althergebrachte künſtliche Bewäſſerung machten ſie dort manchen Landſtrich fruchtbar, der es jetzt nicht mehr iſt. Man nennt auch die Seifen- und Siegellack-Fabrikation als von den Aſiaten nach Rußland verpflanzte Induſtrie-Zweige. Es iſt intereſſant genug, daß man noch jetzt in Europa ſolche Erbſtücke aus dem Oriente auf der einen Seite über Afrika bis nach Andaluſien, auf der andern über den Kaukaſus bis in die Gegend von Moskau verfolgen kann. —

Auch unſere weſteuropäiſchen Armee-Einrichtungen weiſen dergleichen Erbſtücke aus tatariſcher Zeit auf. Wir haben z. B. die Huſaren von den Ungarn, die Ulanen von den Tataren bekommen. „Ulan“ (türkiſch: „Oglan“), d. i. Knaben, Jünglinge hießen bei den Tataren vorzugsweiſe die junge Ritterſchaft der Horde, welche des Chans Garde bildete und Lehne und Aemter von ihm erhielten. Ihr Name und ihre leichte Bewaffnung gingen von den Tataren zu den Ruſſen und Polen über, und kamen von den Polen zu allen andern Völkern Europa's.

Endlich erinnert auch die heutige National-Phyſiognomie der Ruſſen lebhaft an den tatariſchen oder mongoliſchen Typus, ihre niedrige Stirn, ihre ſtark hervortretenden Backenknochen, ihre kleinen Augen, ihre eingebogene und etwas aufgeſtülpte Naſe, die von der Adlernaſe der Römer oder von der geraden Naſe der Griechen weit mehr entfernt iſt, als die irgend eines anderen europäiſchen Volks.

Wenn auch bei allen Slaven von Haus aus etwas Urſprüngliches zum Grunde liegt, was wir Deutſchen aſiatiſchen Typus und Charakter nennen, ſo hat ſich dies bei den Ruſſen in Folge der Mongolenherrſchaft noch mehr erhalten und befeſtigt, als bei ihren übrigen ſlaviſchen Brüdern. —

Ueber 200 Jahre hatte Rußland unter dem tatariſchen Joche geſeufzt, und was die Mongolen nicht hingenommen hatten, das eroberten im Weſten die Lithauer und Polen und verbanden es mit ihrem Reiche, das damals um ſich griff und von der Hülfloſigkeit des ruſſiſchen Nachbars vortheilte. Nur im Norden am Ilmen-See war in dieſer Zeit ein ſelbſtſtändiger ruſſiſcher Staat, jene im 14. und 15. Jahrhundert blühende Republik Nowgorod noch beſtehen geblieben.

Als ſie am tiefſten geſunken waren und die Nachkommen Tamerlans in Uneinigkeit zerfielen, ermannten ſich die Ruſſen endlich und nun zum erſten Male aus eigener nationaler Kraft und ohne die Beihülfe der Germanen oder ſonſtiger Fremden.

Seit ſeinem erſten Triumphe über die Tataren auf dem berühmten Kulikow'ſchen Felde am Don im Jahre 1380 begann Rußland von ſeinem Herzen (von Moskau) aus allmählich alle ſeine alten Stammglieder wieder an ſich zu ziehen. Am meiſten half dazu, daß in dieſem jungen Moskau von vornherein der Grundſatz der Untheilbarkeit des Reichs und der Einheit der Nation feſtgehalten wurde.

In einer Reihe glücklicher Siege und Eroberungen unter ſeinen grauſamen, aber energievollen Zaaren Waſſili und Johann Waſſili's Sohn trieb es die Aſiaten über den Don und die Wolga zurück, vereinigte das alte lang getrennte Nowgorod wieder mit ſeinem Körper, nahm — unter der Anführung ſeiner glücklichen Zaaren aus dem Romanow'ſchen Hauſe im Weſten den Lithauern und Polen die Beute ſtückweiſe wieder ab und unter ſeinem großen Peter, dem Vollender der ruſſiſchen Nationalmacht, ſchlug es auch die letzte Invaſion der Skandinavier unter Karl XII., der, wie der Gothen-König Hermanrich und wie der Waräger Rurik, über die Oſtſee gekommen war, zurück.

Und ſeitdem iſt denn die politiſche Macht des ruſſiſchen Volkes bis auf unſere Tage in einer fortſchreitenden Entwicklung, in einem mächtigen Wachsthum geweſen.

Es iſt ſeitdem aus ſeinen Wäldern wie ein Rieſe hervortretend zu allen den Meeren, die ſeinem Länder-Coloſſe gleich Fenſtern oder Thoren eingeſetzt ſind, herangeſchritten, wie im Norden zum weißen und baltiſchen, ſo im Süden zum Pontus und zum caſpiſchen See.

Ja indem es ſeinen uralten Plager im

Osten völlig niederwarf und die Quellen der nomadischen Völkerwanderung auf ewig verstopfte, hat es sich dort sogar durch Sibirien hin die Wege bis an die Küsten des großen Oceans gebahnt. Im Westen hat es sich seine Bruderstämme die Lithauer und Polen, die zu Zeiten ihm selber Gesetze gegeben hatten, am Ende gänzlich unterwürfig gemacht und ist auf diese Weise wie durch ganz Asien hindurch geschritten, so auch mitten in das Centrum von Europa hineingerückt. Als (jetzt vor 400 Jahren) der Zaar Johann III. sein Amt antrat, herrschte er über ein Gebiet, das noch nicht viel größer war als unser jetziges Preußen. — Aber Peter d. Gr. schon gebot über ein Reich, daß mehr als sechsmal so groß war, als Deutschland, und das Reich der Kaiser Nicolaus und Alexander ist, wie Alexander v. Humboldt berechnet hat, an Flächeninhalt der uns zugekehrten Oberfläche der Mondscheibe gleich.

Wie die Russen während des lange dauernden Zeitraums ihrer Bedeutungslosigkeit und Knechtschaft von den über sie herrschenden Völkern viel Fremdartiges empfingen, so haben sie auch später wieder auf der Bahn ihres Siegeslaufes viele fremde Völker gefunden, die sie zwar zum Theil assimilirten, die sie so zu sagen in ihrer eigenen Masse aufwickelten, von denen sie aber dann auch während dieses Prozesses wieder selbst Einflüsse empfingen.

Fast alle zahllosen einst unabhängigen finnisch-uralischen Völker sind in den russischen National-Körper zerschmolzen. Kalmückische, baschkirische, samojedische Stämme sind ihnen beigefügt oder unterthan geworden, ebenso zahlreiche Völker des Kaukasus, Grusier, Tscherkessen und Armenier. Ferner haben sie die Länder der Lithauer, Polen und Walachen und auch manche deutsche Provinzen annectirt. Und alle diese Mischungen und Annectirungen sind nicht ohne Rückwirkung geblieben. Die interessantesten und merkwürdigsten Berührungen aber haben wohl mit den Deutschen statt gefunden. Denn *nach* den Griechen und *nach* den Tataren hat wohl kein Volk mehr Einfluß auf die Russen geübt, als die Deutschen, weniger freilich auf ihre Race, ihr Blut, ihr Temperament und die Modificirung ihrer Naturanlagen, desto mehr aber auf ihre Cultur und Geistesbildung sowie auf Staat und Wissenschaft. — Viele deutsche Künstler und Handwerker wanderten schon mit den hanseatischen Kaufleuten im 13. Jahrhunderte in die westlichen Partien Rußlands ein. In dem großen Nowgorod scheinen sie lange die vornehmsten Künstler gewesen zu sein. Selbst die berühmten kunstreich gearbeiteten Pforten der Nowgoroder Kathedrale, die man noch heutzutage bewundert und die man die Cherson'schen Pforten zu nennen pflegte, weil man sie lange für ein griechisches Kunstproduct aus Cherson hielt, stammen, wie man neuerdings entdeckt hat, aus Deutschland und bieten unter andern das Portrait eines deutschen Werkmeisters Witmann aus Magdeburg dar. Ein russischer Chronist aus jener Zeit hebt es bei Gelegenheit eines großen Kirchenbaues in Rußland als etwas Besonderes hervor, daß derselbe allein durch Russen „ohne Hülfe deutscher Baumeister" zu Stande gekommen sei. Der Nachdruck, den er auf diesen Umstand legt, beweist, wie gewöhnlich damals die Beihülfe deutscher Baumeister gewesen sein muß.

Als die Großfürsten von Moskau emporkamen, da suchten sie auch alsbald wieder durch deutsche Beihülfe ihr Volk zu fördern. Die meisten Gesandtschaften der ersten Moskauschen Großfürsten an deutsche Fürstenhöfe hatten neben den politischen Verhandlungen vorzugsweise zum Zweck, durch lockende Versprechungen deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte aller Art zur Uebersiedlung nach Rußland willig zu machen. Schon im 15. Jahrhunderte gab es in Moskau ein eigenes Quartier, wo diese einberufenen deutschen Colonisten bei einander wohnten.

Seit Peter des Großen und Katharina II. Zeiten flossen deutsche Bevölkerung und deutsches Wesen in noch viel breiteren Strömen herbei. Ganze deutsche Provinzen, Curland, Livland, Esthland wurden mit dem Reiche vereinigt, deren deutscher Adel seitdem Rußland mit Feldherren und Diplomaten versehen hat. Die mitten in diesen baltischen Provinzen erwachsende neue Kaiser-Residenz Petersburg wurde halb und halb eine deutsche Stadt. Auch am kaiserlichen Hofe war seitdem eine deutsche Partei immer mächtig. Manche Landstriche im Innern des Reichs wurden mit deutschen Co-

Digitized by Google

loniſten beſetzt, die den Ruſſen als Muſter und Sporn dienten, und faſt alle ruſſiſchen Städte bis nach Irkutsk in Sibirien hin haben allgemach einen kleinen Anhang von deutſcher Geſellſchaft, eine ſehr anſehnliche deutſche Colonie erhalten.

Die innere Organiſation dieſer ruſſiſchen Städte, ihre Zunftverfaſſung, ihre Magiſtratur, wie die Städteordnungen von Peter den Großen und Katharina II. eingeführt, waren nach deutſchen Muſtern conſtruirt. Von 179 Journalen und Zeitungen, die in Rußland im Jahre 1858 publicirt wurden, waren nicht weniger als 30 alſo der 6. Theil in deutſcher Sprache geſchrieben. Auch in der Armee-Verfaſſung und in allen militäriſchen Inſtitutionen hat Rußland immer von Deutſchland gelernt. Selbſt die herrſchende Fürſtenfamilie iſt jetzt ſeit einem Jahrhunderte eine deutſche und iſt durch beſtändige Zwiſchenheirathen mit deutſchen Fürſtenhäuſern immer bei dieſem Geblüt erhalten worden.

Indeß muß man dabei bemerken, daß Rußland faſt Alles, was es aus Deutſchland herholte, ſich nach ſeiner Weiſe zuſchnitt und nach ſeinen Bedürfniſſen national ummodelte. Und auch die deutſchen Individuen, die ihm zugefallen ſind, von dem ſouveränen Herrſcherhauſe abwärts, haben ſich nur gar zu leicht und ſchnell auf ruſſiſche Weiſe umſchmelzen laſſen.

„Die Vorzüge, die Energie und die Aſſimilationskraft dieſes wundervollen Zweiges des ſlaviſchen Menſchenſtammes" — ſagt ein ruſſiſcher Schriftſteller — „ſind ſo entſchieden, daß er in Berührung mit den ihn mehr oder weniger verwandten Völkern, dieſen ſtets ſeine Mundart, ſeinen Geiſt und ſeine Gebräuche mittheilt." Wenn die Ruſſen daher auch dem Geſagten zufolge viel von Anderen angenommen haben, ſo haben ſie dabei doch in der Hauptſache ihren alten ſlaviſchen National-Charakter ſich conſervirt und ihn immer wieder durch das angelagerte Fremde hindurch ſchlagen laſſen.

Ja die Größe ihres Landes, der Ruhm und das ſchließliche Glück ihres Volks, jetzt des einzigen Slavenſtammes, der ſelbſtſtändig und tonangebend in einem unabhängigen Reiche ſchaltet, haben dahin gewirkt, daß bei ihnen manchen ſlaviſchen National- und Stamm-Eigenthümlichkeiten und Ur-Anlagen, die bei ihren minder begünſtigten und noch jetzt unterdrückten Brüdern ſchlummern mußten, ein freieres Feld zur Entwickelung und eine größere Energie gegeben wurde.

Die Ruſſen mögen daher jetzt noch mehr als ſonſt irgend ein Volk als die Chorführer aller Slaven betrachtet werden.

Gleich mit ihrer Sprache ſtellen ſie ſich an die Spitze der Slaven. Das Ruſſiſche iſt unter allen ſlaviſchen Sprachen die ſchönſte, die am meiſten ausgebildete und kraftvollſte. Es iſt auch an und für ſich eine der merkwürdigſten und reichſten Sprachen Europa's.

Es hat mehr Grundlaute, ein größeres Alphabet als irgend eine Sprache des Welttheils. Man hat daher auch geſagt, daß mit keinem anderen Alphabete ſich die vielen Töne und Ton-Compoſitionen anderer Sprachen ſo bequem ausdrücken und niederſchreiben ließen als mit dem an Zahl und Beſtimmtheit der Charaktere ſo reichen Alphabete der Ruſſen. Und die in der präciſen Behandlung dieſer langen Tonſcala geübte ruſſiſche Zunge iſt deßhalb zugleich ſo wohl vorbereitet und geſchickt in der Nachahmung der Laute aller fremden Idiome, in denen der Ruſſe nicht leicht eine Aufgabe oder ein Zungenkunſtſtück zu löſen findet, auf das ihn nicht auch ſchon ſeine Mutterſprache eingeübt hätte.

Ihre Grammatik iſt ſehr reich an Formen, ihr Wörterbuch insbeſondere voll von Stoff zu onomatopoetiſcher Naturſchilderei. Die feinſten Nuancen in dem Reiche der Farben und der Laute hat der Ruſſe mit äußerſt ſcharfem Sinne aufgefaßt. Eben ſo hat er eine große Fülle von Ausdrücken für die treffende Bezeichnung von Seelen-Regungen, von Neigungen und Anlagen des menſchlichen Herzens und Geiſtes geſchaffen.

Die Siege der Nation, ihre Größe, ihre Eroberungen haben mehrfach eine glückliche Einwirkung auf ihre Sprache gehabt. Im Verlaufe ihrer politiſchen Laufbahn durch ſo weite Länder wurden den Ruſſen gar vielfache Verhältniſſe zur Beſprechung vorgelegt und ihre Sprache wurde daher fähig gemacht zur Behandlung der mannigfaltigſten Gegenſtände.

Wie die Ruſſen ſelbſt, ſo hat auch ihre

Sprache eine Gewandtheit in der Aneignung und Verarbeitung des Fremden. Ihre große Biegſamkeit ſetzt ſie in Stand, die fremden Worte ganz als eigene zu behandeln, ſie feſtzuhalten und auf eigenthümliche ruſſiſche Weiſe ſo umzugeſtalten, daß aus den angenommenen Schätzen, wie aus dem eigenen Urquell wieder neue Zweige und Worte entſtehen.

Bis auf Peter d. Gr. gab es in Rußland verſchiedene Dialekte neben einander, und als Schriftſprache in der Literatur herrſchte die altſlaviſche Kirchenſprache. Er erſt gab dem groß-ruſſiſchen Dialekte das Uebergewicht, erhob ihn zur öffentlichen Geſchäftsſprache des Staats, ſetzte eigenhändig ſein Alphabet feſt und ließ die erſten Bücher in dieſem Dialekte drucken. Seitdem hat Rußland mit Ausnahme der Theologie und Philoſophie faſt in allen Branchen der literariſchen Thätigkeit nicht wenige ausgezeichnete mit Geſchmack und Talent begabte Schriftſteller, Proſaiker und Dichter, Hiſtoriker, Lyriker, Dramatiker und Epiker producirt, mehr als in neuerer Zeit alle übrigen Slaven zuſammengenommen. Und dieſe haben den von Haus aus ſo bildſamen Sprachſtoff in allen Richtungen noch weiter ausgebildet. Die ruſſiſche Sprache iſt daher jetzt eben ſo geeignet für das Triviale, wie für das Erhabene, für das Launige und Komiſche, wie für das ernſte und tragiſche Genre.

Sie beſitzt nun eben ſo viel pompöſe Kraft und ernſten Nachdruck für die Behandlung der Geſchichte oder Gegenſtände, der Wiſſenſchaft, als feine Grazie und ſchneidende Schärfe für Fabeln und Epigramme. Sie iſt nach dem Urtheil der Kenner beſonders ausgezeichnet durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit. An Reichthum und Geſchmeidigkeit ſteht ſie dem Griechiſchen nahe. Homeriſche Compoſita wie dieſe: „das weltumfluthende Meer", „roſſegepanzerte Männer", „ſchöngelockte" oder „roſenfingrige Göttinnen", — hat man eben ſo gut im Ruſſiſchen wie im Deutſchen nachbilden können.

Manche von den in neuerer Zeit in Rußland auftretenden Dichtern und Autoren ſind zwar ſo recht wie aus der Pſyche der Nation geboren. Der geniale und originelle Derzawin, der Schiller der Ruſſen, der die berühmte Ode an Gott dichtete, iſt ein wahrhaft volksthümlicher ruſſiſcher Dichter. Krylow der ruſſiſche Boileau hat ſeinen Landsleuten Fabeln und Märchen in einer ſo klaſſiſchen Weiſe erzählt, daß ſie bei ihnen allgemein populär geworden ſind. Puſchkin, der ruſiſche Byron, deſſen Gedichte das ruſſiſche Leben, die Freude, den Schmerz, den Ruhm der Nation mit Wärme behandeln und lebhaft abſpiegeln, hat ſich unter dem Volke große Geltung verſchafft. Der Kleinruſſe Gogol, ein zweiter Goldoni, hat das ruſſiſche Leben auch mit vieler Laune auf die Bühne gebracht. Und es wären den Genannten wohl noch viele andere, aus deren Werken der Volksgeiſt zu uns ſpricht, an die Seite zu ſetzen.

Im Großen und Ganzen muß man aber dennoch ſagen, daß die Kunſtpoeſie der Ruſſen, ihre höhere Literatur, nicht — oder doch noch nicht ſo national, wie z. B. die der Spanier oder Franzoſen iſt. Sie iſt in der Mehrheit ihrer Erzeugniſſe nur etwas Uebertragenes und von Außen her Verpflanztes. Sie lebt zum Theil wie eine Gewächshauspflanze ein von der Maſſe der Nation geſondertes Leben. Sie empfängt von dieſer nicht ſo viel und wirkt auch nicht durch ſo viele Canäle auf dieſe zurück, wie in anderen länger cultivirten Ländern des Weſtens.

Weit charakteriſtiſcher und für unſere ethnographiſche Schilderung bedeutſamer iſt dagegen die ruſſiſche Volkspoeſie, deren zahlreiche lebendige Geiſtesblüthen die eigentliche Offenbarung des Nationalcharakters ſind.

Seit unvordenklichen Zeiten ſind die Ruſſen wie alle Slaven die größten Freunde der Muſik und des Geſanges geweſen, für die ihre wohlklingende Sprache in ſo hohem Grade geeignet iſt.

Schon im 6. Jahrhunderte nach Chriſto erzählten, nach dem Zeugniß der byzantiniſchen Chroniſten, einige Abgeſandte der nördlichen Slaven einem Kaiſer von Conſtantinopel, daß Reim, Vers und Sang ihres Volkes vorzüglichſte Erheiterung ſei, und daß ſie überall ihre mit Saiten beſpannten Cythern mit ſich herumführten, mit denen ſie ihre im Chor vorgetragenen Lieder begleiteten.

Dieſe alten Cythern, von ihnen Gusle oder auch Balaleiken genannt, beſitzen die

Ruſſen noch heutiges Tages, und neben ihnen auch noch manche andere, ihnen eigenthümliche muſikaliſche Inſtrumente.

Im Ganzen aber ſind ſie weniger Inſtrumentaliſten als Vocaliſten. Und dabei iſt ihnen das Singen ſo gewohnt, ſo natürlich wie den Vögeln. Mit Geſang begleiten ſie, ſo zu ſagen, alle Verrichtungen ihres Lebens, nicht nur ihre Tänze, Feſte und geſelligen Vereine, ſondern auch ſelbſt ihre ſchwerſten Arbeiten. Der ruſſiſche Fuhrmann, wenn er mit ſeinem Dreigeſpann weit und breit allein durch die Steppe jagt, ſingt beſtändig, auch wenn ein froſtiger Nordwind ihm in den Mund ſtreicht. Der ruſſiſche Holzhauer, wenn er mitten im Walddickicht einſam ſchaffend die Bäume fällt und ſie zu Balken geſtaltet, — er zwitſchert oder murmelt dazu ein endloſes Lied. Es iſt, als wenn der Geſang das Selbſtgeſpräch dieſer Leute wäre.

Auf Chorgeſang ſind die Ruſſen faſt alle eingeübt; nicht nur die poetiſchen Hirten, Bauern und Waldbewohner, ſondern ſelbſt auch die Krämer und Handelsleute in den Städten. Die jungen Kaufleute ſogar der kleinen ruſſiſchen Marktplätze des Innern haben ihre Geſangvereine unter ſich, in denen ſie ihre Talente üben und ihrem muſikaliſchen Drange Genüge ſchaffen.

Die Trupps der Landleute ziehen mit Chorgeſang auf's Feld und mit Chorgeſang ziehen ſie wieder heim.

Ja ſelbſt die Schnitter hört man, wenn ſie mähend in langen Reihen ſich durch die gefällten Aehren bewegen, recht mitten in der ſüdruſſiſchen blendenden Mittagshitze, mit Staub, Sonnenglut und Schweiß bedeckt, — dennoch ſage ich, hört man ſie die ſchwüle Luft mit ſchönen Chorgeſängen erfüllen.

Daſſelbe thun mit Eifer die armen geplagten ruſſiſchen Soldaten auf ihren weiten Märſchen. Daſſelbe die Geſellſchaften der Zimmerleute, die ein Haus errichten. Und ſo auch die in Rußland ihrer Grobheit wegen ſo viel verſchrieenen ſogenannten „Burlaken", d. h. die Schiffsleute und Barkenzieher, die zu vielen Tauſenden längs der Ströme des Reichs vertheilt ſind und dort wie Galeerenſklaven mühſelig arbeiten, die plumpen Flußſchiffe auf- und abwärts ſchleppend. In Trupps zu 50 und 100 an ein Seil geſpannt gehen dieſe derben Leute Schritt vor Schritt, Tag für Tag, ihre ungethüme Laſt ziehend, längs der mächtigen Stromadern. Faſt unaufhörlich ertönen bei dieſer einförmigen und ſchweren Arbeit ihre Lieder, die ſo lang geſponnen ſind, wie die Ströme, und durch die ſie ſich gegenſeitig ermuntern. Zuweilen, bei beſonders ſchlechtem Wetter, oder wenn dem Schiff eine Stromſchnelle entgegen brauſt, kommen die armen „Burlaken" ſo ganz von Kräften, daß ſie keinen Schritt mehr vorwärts zu thun vermögen. Ihr Schiff fängt an abwärts zu treiben und die gewaltig angeſpannte Leine zieht die kräftigen Männer nach ſich. Dieſe aber laſſen ſich doch nicht überwältigen und weichen nicht. Sie ſchwingen raſch ihre Gurten von der Bruſt auf den Rücken, drehen ſie herum, ſetzen, oder legen und ſtemmen ſich in dem ſandigen Ufer feſt und ſuchen ſo mit Gewalt den Abtrieb des Schiffes zu hemmen. In dieſer Weiſe erholen ſie ſich ein wenig. Und zu ſeiner Verwunderung hört der Reiſende ſelbſt in dieſer Lage noch jene unermüdlichen Sänger einen Geſang — jetzt zwar einen trübſeligen — murmeln, der ſich aber bald wieder, wenn es von Neuem vorwärts geht, in eine fröhliche Melodie umgeſtaltet.

Trittſt du in eine ruſſiſche Kloſterkirche ein, die vielleicht gerade eben reparirt wird, ſo findeſt du wohl auf hohen Gerüſten einen Trupp Maler ſitzen, welche die Kuppel der Kirche mit Farben und goldigen Bildern ſchmücken. Ihre fleißigen Pinſel bewegen ſie den ganzen Tag und dabei eben ſo unermüdlich ihre Lippen, von denen die anmuthigſten Chorgeſänge wie Engelsſtimmen aus der Kirchen-Kuppel herabtönen. Wenn man dergleichen gehört hat, verſteht man die griechiſche Mythe, der zufolge ſich die Steine der Stadtmauer von Sardes nach dem Takte der Muſik und des Flötenſpiels zuſammenfügten.

Alle ruſſiſchen Kirchen und Klöſter halten viel auf ein tüchtiges Sängerchor und das der kaiſerlichen Kapelle in St. Petersburg iſt das wundervollſte und ausgezeichnetſte ſeiner Art in der Welt.

Selbſt die armen, alten, mit weißen Bärten bedeckten Bettler, die vor den ruſſiſchen Kirchen ſitzen, bitten nicht

mit proſaiſchen Worten um eine Gabe. Singend ſitzen ſie da und ziehen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden durch den Vortrag eines frommen alten Kirchen-Chorals auf ſich.

Unter den Ruſſen ſelbſt iſt aber kein Stamm geſanglustiger und liederreicher als der der ſüdlichen Malorosſianen oder Kleinruſſen, und vielleicht giebt es kein Volk in der Welt, daß einen ſolchen Ueberfluß von Nationalgeſängen beſitzt, wie ſie.

Viele dieſer kleinruſſiſchen Geſänge, die ſie „Dumen" nennen, ſind in ihren tief melancholiſchen Melodien von ganz überraſchender Schönheit und frappanter Originalität. Der Inhalt einiger aber ſoll von hohem Alter ſein und eine hiſtoriſche Bedeutung beſitzen. Es giebt deren, in welchen Heldenthaten beſungen werden, die bei den alten Chroniſten gar nicht mehr verzeichnet ſtehen, und andere, in denen ſelbſt noch heidniſche Gottheiten oder doch uralter Aberglaube figuriren.

Bei weitem die meiſten ſind aber wie bei den Kleinruſſen und Koſacken, ſo auch bei den Ruſſen überhaupt nicht hiſtoriſchen oder epiſchen, ſondern lyriſchen Inhalts. Das Epos hat unter den Slaven nur bei den kriegeriſchen Serben einiges Glück gemacht. Bei den Ruſſen iſt die Gefühlspoeſie weit mehr vorherrſchend. Sie erſcheinen in ihren Volksdichtungen als von äußerſt friedfertigem, ſtillem, man möchte faſt ſagen, zärtlichem und ſentimentalem Charakter. Ihre Lyrik iſt äußerſt kindlich, ungemein leicht erregbar und empfänglich wie ein zartbeſaitetes Inſtrument. Und ſonderbar genug iſt dieß ſelbſt bei den ruſſiſchen Koſacken der Fall, einem Volke, das doch gerade aus dem Kriege hervorging und ganz und gar für den Krieg organiſirt wurde. Es iſt, als wenn dieſe ſchmiegſamen und harmloſen Leute, deren Muſe nichts von dem herben, trotzig männlichen und ſtreitluſtigen Charakter hat, der wohl anderen z. B. einigen germaniſchen Nationen eigen iſt, nie aus Luſt und Neigung, ſondern nur durch die Verhältniſſe zum Waffenhandwerke gedrängt worden ſeien. —

Sie zeigen ſich in ihren Liedern ſtets in innigſter Beziehung zu der ſie umgebenden Natur und Thierwelt, und ſie knüpfen ihre Strophen immer an die ſich in Wald und Feld darbietenden Erſcheinungen an. Die Linde, der Hollunder, der Ahorn, der Wachholder, der Salbei, die Raute und andere Pflanzen ſpielen darin eine große Rolle. Selbſt unſer kleines deutſches Vergißmeinnicht wird von dieſen Koſacken nicht überſehen:

Traurig wandelt ich im Walde
Harmvoll auf der grünen Au
Pflückt Vergißmeinnicht zum Strauße,
Rief in Thränen dieſe Worte:
Nicht vergiß mein, du Geliebter
Nicht vergiß mein, traute Seele.
Freund vergilt mir meine Liebe,
Nicht vergilt ſie mit Geſchenken.
Ach, was ſoll dein Gold mir helfen,
Was ſind Perlen, was Geſchmeide?
Du vergilt mit ſanften Worten,
An dein treues Herz mich drückend,
Sprich: nicht vergißmein traute Seele!

Der Kuckuk, der den Frühling verkündet, die muntere kleine Lerche, die den Menſchen: „warum ſo traurig?" fragt, die blaue Taube, der ein Mädchen, der helle Falke, dem ein Jüngling verglichen wird, und viele andere Geſchöpfe ſpielen in den Koſacken-Liedern eine eben ſo große Rolle, wie die zarten Pflanzen.

Wie ein tiefes inniges Naturgefühl, ſo weht auch ein Geiſt der zärtlichſten Liebe zur Heimath und zu den Angehörigen durch dieſe ruſſiſchen Volkslieder:

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen
Flog durch Berg und Hain
War aus ſeinem Fittig eine Feder gefallen,
In die Donau hinein
O, gleich der bunten Feder,
Die der Strom fortreißt, —
Schwindet mein Leben im fremden Lande,
Einſam verwaiſt!

Das Liebesverhältniß zwiſchen Mutter und Sohn, zwiſchen Bruder und Schweſter wird in jenen Liedern, in welchen der ruſſiſche Koſack vorahnend ſein nahendes Ende auf dem Schlachtfelde beſingt, als ein häufig wiederkehrender Gegenſtand ſehr rührend ausgemalt:

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Koſak liegt ſterbend und blaß;
Auf ſchwankendem Sträuchlein ruht ſein Haupt,
Die Augen von blühender Haide umlaubt;
Iſt zur Erde gefallen ſein blank Geſchoß,
Steht ihm zu Füßen ſein ſchwarzes Roß;
Doch ihm zu Häupten im hohen Gras
Ein tauſendfarbiger Vogel ſaß, ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Da iſt es faſt ein ſtehender Schluß, daß der klagende Reiter verſcheidend ſeiner Mutter oder ſeiner Schweſter einen Brief oder eine Botſchaft wenn durch Niemand anders, ſo durch ſein „ſchwarzes Roß“ oder den „tauſendfarbigen Vogel“ zuſendet. Eins derſelben endet mit folgendem allgemeinen Ausſpruch:

Der Eltern Gebet führt uns durch Sturm und Noth
Macht von Todſünde unſere Seele rein,
wird uns Schutz zu Meer und Lande ſein.

„Es kommt nicht ſelten vor“, ſagt ein Kenner der ruſſiſchen Volkspoeſie, „daß man einen alten graubärtigen Ruſſen von herkuliſcher Geſtalt weinen ſieht und laut jammern hört darüber, daß er allein ſtehe in der Welt ohne Vater und Mutter, oder auch ſonſt über ein anderes Mißgeſchick“. „Wo ließe ſich,“ fragt er, „in England oder Deutſchland oder ſonſt in einem Lande der mehr energiſchen und weniger zärtlichen Germanen ein Seitenſtück zu ſolchen Erſcheinungen finden?“ Dieſe bärtigen Ruſſen ſind auch im Umgange viel lebhafter als wir. Alle Freundſchaft und Liebe drückt ſich bei ihnen viel beredter aus als bei uns. Alles umarmt und küßt ſich vor und nach jeder Trennung, bei jedem hohen Feſte. Selbſt Männer und Greiſe küſſen ſich rechts und links nach vorgeſchriebenen Regeln.

Dieſe ganze weiche und zärtliche Charakter-Anlage der Ruſſen und der Slaven überhaupt, erklärt auch ihre demüthigende Unterwürfigkeit unter die Macht des Zaaren und der Kirche. Kein Volk germaniſchen Bluts würde jahrhundertelange Knechtſchaft und Plackereien ſo geduldig ertragen haben, wie die geſangluſtigen, leichtſinnigen, lyriſch-poetiſchen Ruſſen. —

Andere Eigenſchaften und Begabungen des ruſſiſchen Volks-Naturells entdecken ſich in dem reichen Schatze von Sprichwörtern, die im Laufe der Zeiten in ihrer Sprache ausgeprägt und in Cours geſetzt ſind. Sie zeugen von ſcharfer Beobachtung, feiner Menſchenkenntniß, und ſind voll von pikanten energiſchen Ausdrücken und treffenden Vergleichen. Da ſie theils alte auch bei uns in Sprichwörtern courſirende Lehren auf eine uns neue und überraſchende Weiſe einkleiden, und theils ruſſiſche Lebens- und Gemüthseigenthümlichkeiten ſehr lebhaft darſtellen, ſo mag ich hier aus jenem Schatzkäſtlein einige Prezioſen auskramen. Ich will ſie dem Leſer ohne viel Zuthat von Bemerkung mittheilen. Er wird ſelbſt Anwendung und Bedeutung heraus finden.

In manchen der ruſſiſchen Sprichwörter iſt, ſo zu ſagen, mit zwei Worten eine ganze Fabel erzählt z. B. in dieſem: „Da man der Nachtigall Stimme lobte, fing der Karrengaul an zu wiehern.“ — Oder in dieſem: „Ein albernes Schäfchen weinte vor Rührung, da der Hirt den Wolf mit der Keule erſchlug.“ —

Wie ſcharf iſt der thörichte Egoismus der Menſchen in folgenden lakoniſchen Worten gezeichnet:

„O wie ſchade um mein ſchönes Schiff, rief der Fährmann, da er mit ſammt ſeinen Fahrgäſten unterſank.“ — Und wie treffend ſind die Gedanken und verborgenen Thaten des Geizigen in Folgendem verrathen:

„Nachdem der Habſüchtige den ganzen Wald verkauft hat, möchte er auch jeden Baum wieder beſonders verhandeln.“

„Die Bienen ſammeln zwar Wachs und Honig. Aber der Geizige möchte, daß ſie auch gleich den Meth brauten.“

„Schenke dem einbeinigen Geizhals eine Krücke, er wird ſie als Feuerung in den Ofen ſtecken.“ —

Dem, der ſeine Unfälle muthlos bejammert, ruft das ruſſiſche Bauern-Sprichwort zu:

„Guck die Löcher in deinem Wamms doch nicht ſo betrübt an, ſondern ſetz' ein paar Flecke darauf.“ — Und dem, der des Lebens Laſten und Freuden nicht in dem rechten Sinne nimmt:

„Iß den Honig, Väterchen, den du kannſt, und trink den Wermuth, den du mußt.“ — Und den allzukritiſchen Tadler warnt es:

„Wenn du ſchon den Schnee ſchwarz ſchiltſt, wie willſt du dann den Ofen-Ruß nennen?“ —

Von der Gefährlichkeit der Lobhudelei ſpricht es:

„Auch dem Weiſeſten wachſen am Ende Eſels-Ohren, wenn man ihn allzuſehr lobt.“ — Und von unſerer Erfindſamkeit in Umhüllung und Ausſchmückung unſerer Verſehen:

„In Entſchuldigungen iſt auch der Dümmſte klug genug;"
ſo wie vom Widerwillen, den wir hegen, wenn man das Glück uns aufzwingen will:

„Sperre den Wolf in einen Stall voll Schafe und er wird nur darauf denken, wie er in den Wald entwiſche." —

Auf die engliſche love in a cottage ſpielt es ſo an:

„Keine Liebe brennt ſo heiß, daß ſie den Ofen hitze." —

In Anpreiſung derjenigen Tugend, durch welche alle Slaven ſeit Alters ausgezeichnet waren, der Gaſtfreundſchaft und Wohlthätigkeit, iſt das ruſſiſche Sprichwort unerſchöpflich.

„Wie man's ſeinen Gäſten giebt, ſo giebt man's Gott." —

„Wer den Spatzen die Broſämlein kürzt, dem wird der liebe Gott die Brode kürzen." —

„Erfülle deines Gaſtes Bitte, ehe er ſie ausſpricht." —

„Die letzten Schnitte Honig ſpare auf für einen ſpäten Gaſt." —

„Füttere erſt den fetten Gaul deines Gaſtes, darnach deine hungrigen Kühe." —

Unſer „Strecke dich nach der Decke" heißt bei ihnen:

„Spinne Flachs Brüderchen, wenn du keine Seide weben kannſt." —

Unſer: „Wie der Herr, ſo der Knecht" ſo:

„An des Kindes Katze merkſt du, wie viel Schläge dieſes von ſeinen Aeltern empfängt."

Von dem ächten inneren Werthe und vom äußern Schein ſagen ſie:

„Das ſchmutzige Silber wird höher geſchätzt, als das blanke Zinn." —

oder: „Meſſing! hätteſt du nur den Werth des Goldes, da du ſeinen Stolz doch beſitzeſt." —

oder: „Die Gurke will für eine Tochter der Melone gelten." —

So recht aus dem Leben und der Sinnenwelt gegriffen iſt auch, was die Ruſſen von dem Vorwitz der jungen Gelbſchnäbel ſagen:

„Kein ſtolzeres Kupfer, als was eben aus dem Hammerwerke kommt." —

und was ſie beim Umgange mit leidenſchaftlichen Menſchen anrathen:

„Wenn dein Freund wie Schießpulver iſt, ſo ſtelle ihn nicht an's Feuer!" —

oder was ſie von der Liebe bemerken:

„Der Platzregen, der die Liebenden trifft, beſteht nur aus Thautropfen." —

oder was ſie dem unnütz Auffahrenden und Brauſekopf in's Gedächtniß rufen:

„Neſſel, da du nicht garkochen kannſt, warum brennſt du denn?" —

Die Macht der Vorurtheile haben ſie ſehr richtig erkannt; denn ſie ſagen von ihnen:

„Man wird eher ſeine Gicht los, als ſeine Vorurtheile." —

Das Lithauiſche: „Mach dich zum Schaf, der Wolf wird bald da ſein,"
heißt bei den Ruſſen:

„Wer ſich zum Gaul macht, dem will jeder den Sattel auflegen."

Und das Deutſche: „Das Ei will klüger ſein, als die Henne" ſo: „Der Pilz möchte den Wald belehren."

Die Ohnmacht der guten Erziehung den eigenſinnigen Natur-Anlagen gegenüber bezeichnen ſie in folgendem Bilde: „Aus Enteneiern kann ſelbſt ein Schwan doch nur Enten brüten."

Dem, der etwas zu beweiſen ſich abmüht, was ſich von ſelbſt verſteht, rufen ſie ſehr verſtändlich zu: „Ja ganz richtig, mein Freund, in der Ebene haben die Berge ein Ende."

Dieſe kleine Blumenleſe auf einem überreichen Felde muß uns hier wohl genügen und ich gehe zu einem andern Gegenſtande über.

Wo nach dem, was ich ſagte, bei einem Volke der Kalliope ſo eifrig gehuldigt wird, wie bei den Ruſſen, da kann unmöglich ihre Schweſter Terpſichore leer ausgehen, insbeſondere bei ſlaviſchen Völkern nicht, bei denen jene beiden Muſen, wie es überall ſein ſollte, als die intimſten Zwillingsſchweſtern erſcheinen, bei denen Poeſie, Geſang und Tanz viel häufiger als bei uns auf eine ſo anmuthige Weiſe verbunden werden.

Der Tanz war von jeher bei den Ruſſen, wie bei allen Slaven die allerpopulärſte Beluſtigung. „Slavus saltans", der tanzende Slave war ſchon bei den lateiniſchen Scribenten des Mittelalters ſprichwörtlich. Ihr bewegliches Temperament, ihre körperliche Gewandtheit, führte ſie auf ſehr natürliche Weiſe zur Cultivirung dieſer Kunſt.

Das germaniſche und romaniſche Eu-

ropa hat ja die Polonaiſe, die Polka, die Maſurka und mehrere andere der Lieblingstänze ſeiner Geſellſchaft von ihnen entlehnt, obwohl es ſie freilich nur auf eine Weiſe nachahmt, die den Slaven ſelber ſehr wenig genügt. Sie dagegen haben auch unſere Tänze angenommen und üben ſie in ihren zahlloſen und glänzenden Tanz-Reunionen, die im Winter durch alle ihre Städte bis an die Enden Sibiriens hinwirbeln, auf gefälligere Weiſe, als ihre eigenen Erfinder es vermögen.

Auch unſere deutſchen Bauern, ſelbſt unſere Frieſen, tanzen jetzt zwar überall bei ihren Hochzeiten und an hohen Feiertagen. Doch beweiſt dieß nicht, daß der Tanz bei ihnen in der Weiſe populär und heimiſch ſei, wie bei den Slaven und insbeſondere bei den Ruſſen, bei denen Anlage und Neigung dazu ſo allgemein und ſo ſtets vorhanden iſt, daß es gar keiner ſolchen beſtimmten Verabredungen, feierlicher Veranlaſſungen, beſonderer Locale ꝛc. bedarf, um die Menſchen zu ſymmetriſcher Gruppirung, zu graziöſer Bewegung, zu taktmäßiger Mimik, zu munteren Verzückungen zu veranlaſſen.

Der Ruſſe tanzt, wie er ſingt, wann er Muße hat, und wo er einen Raum findet, um den Boden mit den Füßen zu ſchlagen.

Mitten auf der öden Steppe überraſcht wohl der Reiſende einen ſüdruſſiſchen Schafhirten, der für ſich allein dort in der Wildniß, unter freiem Himmel — tanzt. Der junge langgelockte Burſche hat ſeinen aufgeblähten Dudelſack vor ſich in's Gras geworfen, einen Stein darauf gelegt, ſo daß das Inſtrument von ſelbſt forttönt, und er bewegt ſich um dieſe Muſik mit ſo lebhaften und zierlichen Pas herum, wie er ſie herauszubringen vermag; von Niemandem dabei beſchaut, als von ſeinem herumweidenden Vieh.

In den Landhäuſern der ruſſiſchen Großen hat man zuweilen Gelegenheit, die Diener in einem engen Loche unter der Treppe, oft den einzigen Winkel, den dieſe Armen zu ihrer Dispoſition haben, zu belauſchen, wie ſie ihre Balaleiken ſchlagen und wie ſie in dieſem, wenige Quadratſchuhe großen und ſchwach erleuchteten Raume ihre Tänze aufführen.

Wiederum ſieht man — und wohl zu ſeiner Verwunderung — die ruſſiſchen Truppen, wenn ſie von einem ermüdenden Marſche anlangen, alsbald zum Geſange, zum Tanze und zur Balaleika greifen.

Es iſt Mittag, ſie haben am Morgen ſchon eine Fußreiſe von fünf Stunden mit Sack und Pack durch Sumpf und Wald ausgeführt. Ihre Officiere geben ihnen ein Stündchen Raſt. Der wohlwollende Gutsbeſitzer und Grundherr des Schloſſes, in deſſen Nähe ſie Station machten, hat Jedem des Regiments ein Gläschen Branntwein, ein Stückchen Brod und einen Käſe dazu verabreichen laſſen. Mit Begierde iſt dieſe Wohlthat genoſſen. Alsbald iſt das ganze Regiment, wie ein Wald nach einem friſchen Regenſchauer, erquickt, alle Plage und Mühe vergeſſen und in munteren Gruppen vertheilt bewegen ſie ſich jauchzend, ſingend und im Takte ſchwingend um die Bivouakfeuer und die aufgeſtellten Gewehre und ſchweren Torniſter, die ſie ſich ſchon nach wenigen Minuten wieder aufladen müſſen.

Dergleichen muß man erlebt, in ſolchen Lagen muß man die Leute überraſcht haben, um urtheilen zu können, ob ihnen Tanzkünſte recht angeboren und ob ſie ihnen ein nationales Bedürfniß ſind.

Geht man gar in ein ruſſiſches Dorf, da kann man noch idylliſchere Scenen gewahren. Da iſt zwar kein Wirthshaus, kein öffentliches Tanzlocal. Aber das ganze Dorf iſt zu Zeiten ein Ballſaal.

Da ziehen dir wohl, namentlich wenn es eben um die Oſtern- oder Pfingſtzeit iſt, lange Züge junger mit Blumen geſchmückter Mädchen entgegen.

Es iſt eine „Wesnänka" (ein Frühlingstanz), den ſie aufführen. Sie haben ſich mit den Händen verkettet. Das ſchönſte Mädchen führt die anderen an und beſtimmt die Figuren und Windungen, die der Kranz von Jungfrauen machen ſoll.

Bald bilden ſie eine gerade, raſch vorhüpfende Linie, bald ſchließen ſie den Kreis und weilen einen Augenblick, in der Runde ſich ſchwingend, auf derſelben Stelle. Bald verwirrt ſich ihr Trupp in einen Knoten, den ſie, ihren Geſang friſch erhebend, wieder zu einer geregelten Kette entfalten. — Es iſt der poetiſche Urtypus der ſogenannten Polonaiſe unſerer Salons.

Das ganze Dorf wird dabei wach. Die

alten Leute ſetzen ſich auf die Bänke vor den Häuſern und erfreuen ſich des Flors ihrer Töchter. Immer mehr junge Mädchen kommen lachend aus den Häuſern hervor und ſchließen ſich ſingend den Vorigen an. Auch die Kinder, die in den Reihen der Erwachſenen nicht Platz finden können, bilden wieder einen eigenen Reigen für ſich und ziehen unter Scherzen und Schreien hinter den Großen her, indem ſie ihre Evolutionen nachzuahmen trachten.

Gewöhnlich führt das weibliche Geſchlecht dieſe anmuthigen Schauſpiele allein auf. Doch kommen ihnen auch zuweilen von der andern Seite des Dorfs die Burſchen des Orts in eben ſo langen Zügen entgegen. Auch ſie tanzen ſingend und fügen noch zuweilen eine mittanzende Violine oder Schalmei hinzu. Vereinigen ſie ſich zuletzt, ſo entſteht alsdann die größte Heiterkeit und die Bildung der verſchiedenen Figuren nimmt erſt beim Mondſchein ein Ende.

Manche der in den ruſſiſchen Dörfern aufgeführten Tanz-Schauſpiele und Volksbeluſtigungen wurzeln noch in den Mythen des Heidenthums. Ganz ohne Zweifel iſt dieß z. B. der Fall mit einer hübſchen Frühlings-Beluſtigung der jungen Mädchen in den Landſchaften Weißrußlands bei Smolensk und Minsk. Dort wird noch die alte Göttin der Blumen und Früchte, die bei den Slaven Kupálo hieß, gefeiert. Die jungen Mädchen wählen die ſchönſte und größte unter ſich aus und machen ſie zur Djewka-Kupálo (zur Kupálo-Jungfrau). Sie kleiden dieſelbe von Kopf bis zu Fuß in Blumen und Kränze und führen ſie tanzend in ein Gehölz, wo ſie mit verbundenen Augen in eine Grube geſtellt wird, die theils mit welken, theils mit friſchen Blumenkränzen gefüllt iſt. Die Kupálo-Jungfrau greift auf's gerathewohl hinein und vertheilt ſie an die im Kreiſe ſtehenden Mädchen. Erhält eine einen friſchen Kranz, ſo bedeutet es ihr Glück und Segen in Liebe, Ehe und Leben, und die Mädchen ſtimmen ein fröhliches Lied an und tanzen um die Blumengrube herum. Iſt es ein welker Kranz, ſo ſetzen ſie ſich betrübt nieder und ſingen mit gedehnter Stimme ein flehendes melancholiſches Lied. — Hat jedes Mädchen ihr Schickſal erfahren, ſo giebt am Abend die Kupálo-Jungfrau das Zeichen zum Aufbruch. — Dann ſtürzt das ganze Corps eilig nach Hauſe. Das Blumenmädchen aber ſpringt aus der Grube und ſetzt ihnen nach, und diejenige, die ſie erhaſcht, wird im Laufe des nächſten Jahres noch nicht heirathen können.

Wie überall, ſo entwickeln die Ruſſen auch bei ihren Tänzen ein großes Talent zur Mimik und manche Tänze derſelben ſind daher geradezu kleine dramatiſche Darſtellungen.

So z. B. die ſogenannte Kaſatſcha, die von den Koſacken ihren Namen hat, aber in ganz Rußland verbreitet iſt.

Dieſer Tanz wird von einem jungen Paare ausgeführt. Der Burſche ſpielt dabei die Rolle eines feurigen Liebhabers, der um eine Schöne, ſeine Mittänzerin, wirbt. Er nähert ſich ihr tanzend. Er macht nach dem Takte der Muſik allerlei graciöſe Bewegungen, ihren Beifall zu gewinnen, geräth, je nachdem ihm dieß gelingt oder nicht gelingt, in poetiſches Entzücken und taktmäßige Verzweiflung.

Die Tänzerin ſpielt die Spröde, die lange zurückhält, wohl einmal kokettirend winkt, aber ſcherzend — ſpottend — immer aber tanzend wieder entſchlüpft, endlich ſich doch erobern läßt und zum Schluſſe des Ganzen eine Umarmung und einen leiſen Kuß — nach der Muſik — entgegennimmt, worauf dann das vereinigte Paar mit raſcher rückwärts trippelnder Bewegung ſich zurückzieht.

Das Schmachten und die Anſtrengungen des Liebhabers, das ſchüchterne und zweifelnde Schwanken der Geliebten, die eingewebten Epiſoden erheuchelter Abneigungen und launenhafter Zwiſtigkeiten beider, wie ſie zwiſchen Geliebten vorzukommen pflegen, werden von den Tänzern oft mit einem bewunderungswürdigen Geſchick ausgedrückt. Natürlich tanzen dabei nicht blos Beine und Füße — Hände und Arme, Augen und Geſichtsmuskeln, Alles ſpielt mit und bewegt ſich nach den Schwingungen der Muſik.

Alles dieß kann man jedoch noch beſſer bei den ruſſiſchen Solotänzern beobachten. Solotänzer kommen bei uns im Alltagsleben gar nicht vor, nur auf der Schaubühne. Bei den Ruſſen dagegen übernimmt es oft ein Einziger, eine ganze Geſellſchaft zu vergnügen. Wer Langeweile

empfindet, mag ſeinen ruſſiſchen Kammerdiener, ſeinen Laufburſchen, den Soldaten, den er bei ſich im Quartier hat, bitten, ihn den Abend mit einem Solotanze zu unterhalten.

Der Menſch erſcheint ohne viel Zögerns geſchmückt, bemalt, phantaſtiſch decorirt und aufgeputzt mit den bunten Tüchern und Coſtüme-Lappen, die ihm zur Hand waren, und die Violine im Arm, — denn er iſt auch ſelbſt ſein eigenes Orcheſter. Und giebſt du ihm zwiſchen Tiſch und Stuhl ſo viel Raum, wie ein Vogel in ſeinem Bauer zum Hüpfen hat, ſo bekommſt du gewiß etwas zu ſehen, das des Anſchauens und auch deines Nachdenkens werth iſt.

Der Acteur fängt damit an, ſeine Füße in alle nur erdenklichen Poſitionen zu bringen, taktmäßig zu bewegen, zu verſchränken, zuſammen und aus einander zu werfen. Darunter ſind Pas, wie ſie ein franzöſiſcher Tanzmeiſter wohl nie ſeinen Zöglingen gelehrt hat. Er ſchnellt die Beine fort, als wollte er ſie wegwerfen. Er holt ſie zurück und läßt ſie wieder einſchnappen. Zuweilen knickt er plötzlich in die Knie bis auf den Boden. Man glaubt, er ſei in die Erde geſunken. Aber ſchnell fährt er wieder auffauchzend empor. Und bei allen dieſen heftigen Bewegungen des Körpers geht ihm weder die ſingende Stimme, noch das accompagnirende Gedudel der Violine aus.

Auch alle übrigen Theile des Körpers nehmen an den taktgerechten Bewegungen Theil. Die Schultern werden auf und nieder gehoben. Der Kopf wird ſeitwärts und rückwärts geworfen. Ein Muskelzucken geht über den ganzen Körper. Es iſt, als ſollte jede Fiber einzeln geübt werden, als führe der Tänzer eine Gymnaſtik nach den Vorſchriften jenes ſchwediſchen Doctors auf.

Auch das Geſicht iſt dabei nicht müßig, — der Mund wird hin und her geſchaukelt, die Augenlider herunter und herauf gezogen, der Bart krümmt ſich und ſpitzt ſich, wie eine lebendige Schlange.

Zuletzt endet das Ganze mit einem nochmaligen Aufhüpfen, Fußſtampfen, Jauchzen, Pfeifen, ſchließlichen Schlußſtrich über alle Violinſaiten und dann ſteht der Tänzer für einen Augenblick gerade und feſt da, wie eine Bildſäule, ſelbſtgenügſam lächelnd und deinen Beifall erwartend.

Dergleichen Dinge in ihren Details zu beobachten iſt für den Ethnographen nicht unwichtig. Man faßt dabei recht handgreiflich den ganzen ſich darin abſpiegelnden Geiſt dieſes anſtelligen, gewandten, unter Umſtänden unermüdlichen, ſchauſpieleriſchen, dichteriſchen, in Wort und Geberde beredten ruſſiſchen Volks, den Sanguinikern unter den Slaven, die munter bleiben unter den größten Entbehrungen, die ſich zu helfen wiſſen in den übelſten Lagen.

Man verſteht es hinterdrein, wie man aus ſolchen Tauſendkünſtlern im Tanze, aus ſolchen Kautſchukmännern leicht Alles machen kann, was man Luſt hat, Infanteriſten, Kavalleriſten, Trompeter, Paukenſchläger, oder was ſonſt ihnen der Oberſt auf den Rücken ſchreibt, — Handlanger, Handwerker, Handelsleute oder was ſonſt eben das Schickſal aus ihnen machen will, — Lakaien, Kammerdiener und durch die Kammerdienerſchaft auch Staatsbeamte und zuletzt auch Grands Seigneurs, wozu eben Geiſt und Gabe helfen und wozu der Wille eines Mächtigen oder des Zaaren ſelbſt ſie fördern will.

Denn der Ruſſe von leichtem, weichem und zähem Holze findet ſich eben (recht im Gegenſatz zu dem viel eigenſinnigeren, eichenholzartigen Stoffe der Germanen) ſehr behende in alle Situationen und Lagen. Es haben ſich unzählige Ruſſen von der niedrigſten zu der höchſten Stufe der Geſellſchaft gewandt und elaſtiſch emporgeſchnellt. Mancher General, mit Orden geſchmückt und mit Ehren überhäuft, erblickte das Tageslicht in der Hütte ſeiner leibeigenen Aeltern. Auch manche ausgezeichnete ruſſiſche Dichter wurden unter dem Binſendach als Bauernkinder geboren. Lomonoſſoff war der Sohn eines Fiſchers am weißen Meere, Koslow der Sohn eines Hirten und Karamſin das Kind eines Tataren.

Glückt's ihm, ſo ſpielt der Bauersſohn den Edelmann, den Hofmann, den großen Herrn, als hätte ſeine Adelsbriefe ſchon Noah gerettet; und verbannt der Zaar einen Großen von ſeinem Hofe, oder ſteckt er ihn mit geſchorenem Kopfe unter die Gemeinen ſeiner kaukaſiſchen Regimenter, ſo weiß auch dieſer Nachkomme Ruriks eine ſolche Rolle mit einer Ergebenheit, mit

einer Reſignation, mit einem gewandten Gehorſam zu ſpielen, die man bewundern möchte, wenn in ſolchen Dingen nicht gerade von dem Allen das Umgekehrte eher zu loben und zu wünſchen wäre.

Es iſt zwar wahrſcheinlich, daß jene allen Ruſſen mehr oder weniger eigene Anſtelligkeit zum Theil ein Reſultat ihrer Volkserziehung und Geſchichte geweſen iſt, die ſie in den ſchwierigſten Dienſten übte, der Gewalt ihrer Leibherren, die Alles von ihnen zu verlangen gewohnt ſind, der Härte ihrer despotiſchen Herrſcher, nach deren Launen ſie leben und wandeln mußten.

Auf der andern Seite aber war ihrem Charakter auch gewiß ſchon etwas ſolche Proteus-Natur angeboren und dieſe Uranlage mußte dann eben das Alles: Mongolenherrſchaft, Leibeigenſchaft, Zaaren-Despotie auch wieder erzeugen, fördern und leicht verwinden helfen.

Autokraten können ſich eben kein beſſeres Volk wünſchen, als Leute, aus denen man Alles machen kann, die nichts für zu ſchwierig oder unmöglich halten, die bei allen, ſelbſt den größten ihnen in den Weg tretenden Hinderniſſen ihr Lieblingswort „Nitschewo!“ (Es iſt nichts) auf den Lippen haben, die jede Rolle zu ſpielen wiſſen und unter denen man auch bei jedem Beliebigen, den man aus der Mitte herausgreift, ungefähr dieſelben Anlagen und Talente finden oder wecken zu können erwarten darf.

Eine ſolche allgemeine Anſtelligkeit iſt vielfach ein Unglück für eine Nation. Wo alle gleich viel Witz haben, da, ſcheint es, thun ſich auch großartigere Fähigkeiten, höhere und mächtigere Genies nicht ſo oft hervor.

Trotz dem, daß die Ruſſen durch die Bank geborene Mimen ſind, haben ſie doch keinen Talma, Garrick oder Schröder auf die europäiſchen Bretter gebracht. Obwohl ſie zum Tanze durchweg geſchickter ſind als wir, iſt doch noch ſogar eher unter den Deutſchen als unter ihnen eine Elßler gefunden. Wenn auch jeder von ihnen einen leidlich ingeniöſen Handwerker abgiebt, der ſich mit Beil und Meißel, mit der Nadel und mit der Drechſelbank geſchickt zu behelfen weiß, ſo iſt doch nie von ihnen eine großartige, Epoche machende, mechaniſche Erfindung gemacht. Zwar ſcheint der geringſte unter ihnen mehr allgemeinen Mutterwitz, mehr dichteriſche Gabe zu beſitzen, als die Mehrzahl unſerer proſaiſchen gemeinen Leute, und doch haben ſich dieſe Gaben bei ihnen nicht ſo in ſchöpferiſchen Geiſtern concentrirt, welche, über die Maſſe ſich hinausſchwingend, der Welt imponirt hätten. Es ſcheint, daß ſie die erſten Schwierigkeiten leicht, nur zu leicht überwinden, dann aber ſich gehen laſſen und ſich verlaufen.

Wie in ihren von der Sonne nie gänzlich verlaſſenen Sommernächten, wie in ihren vom Nordlicht beſchienenen Winterabenden, iſt zwar ſtets auch auf den Landſchaften ihres Geiſtes ein allverbreiteter Dämmerſchein, aber wenig kräftiger Schatten und ſtrahlendes Licht. Selten verdichtet ſich der Lichtſtoff zu Diamanten, ſelten ſammelt ſich das Waſſer zu tiefen Seen. Es iſt wie eine einförmige Ueberſchwemmung weit und breit.

Man bildet ſich zuweilen in Rußland ein, daß dieſe ganze Maſſe von vielen Millionen Menſchen in demſelben Troge gebacken und gleichmäßig geknetet und geformt wäre. Das ruſſiſche Volk erſcheint Einem als die größte Anzahl gleichartiger, gleichbefähigter, gleichgeſtimmter und gleichgeneigter Menſchen, die es in Europa giebt.

Dieſe großartige Ein- und Gleichförmigkeit des ruſſiſchen Volksſtoffs zeigt ſich, wie in ihrer Körperbildung, — dieſelben Phyſiognomieen begegnen dir im Urwalde wie am Hofe des Kaiſers, hier nur raſirt und mit goldenen Uniformen geziert), — wie in ihrem Mutterwitze, — (dieſelbe ſarkaſtiſche, beißende, ſcharfſinnige und launige Art von Witz, vernimmſt du in der Bauernhütte, wie in Petersburg, hier nur in's Franzöſiſche überſetzt), — ſo auch in ihren geſelligen Zuſtänden. Denn auch angeborene und aus der Geſchichte erwachſene Stände und Claſſen-Verſchiedenheiten giebt es in einem Lande eigentlich nicht, wo ein Kalmücke eben ſo leicht zu einem Geheimrathe und zum Edelmann erſten Ranges erhoben, als ein Fürſtenſohn zu einem namenloſen ſibiriſchen Coloniſten degradirt wird, — wo ſtädtiſche Bürgerfreiheit nie aufkam, — wo der, den der Leibeigene ſeinen Herrn nennt, doch vor dem einzigen

Herrn im Lande nur wieder ein Knecht iſt, — wo das Gebäude der Geſellſchaft nicht nach dem Muſter einer gothiſchen Kirche, mit vielen Abtheilungen, Stufen und Spitzen gebaut iſt, wo vielmehr Alles nach dem Zuſchnitt und Wuchſe einer Pappel oder Tanne ſich darſtellt, eine Spitze, ein Stamm und alles andere nur mehr oder weniger kurze Zweige.

Dieſer Mangel an Gruppirung, an Höhe und Tiefe, dieſe einförmige Färbung, die eine in dem ruſſiſchen Weſen tief wurzelnde Naturanlage und urſprüngliche Tendenz zu ſein ſcheint, zeigt ſich unter anderem denn endlich auch darin, daß die Ruſſen als Race gleich von Haus aus in ſo äußerſt geringem Grade in Unterabtheilungen auseinander gegangen ſind, ſich ſo wenig in ſelbſtſtändige, ſcharfgezeichnete Nebenzweige geſpalten und abſchattirt haben.

Es gibt innerhalb der weiten Heimath des ruſſiſchen Volks weit weniger feſte Stamm-Unterſchiede und Dialect-Nüancen als in irgend einem Lande Europa's.

Welche Contraſte finden wir nicht in unſerem ſo viel kleineren Deutſchland innerhalb der Grenzen derſelben Sprache und deſſelben Stammkreiſes. Man ſtelle nur den langen Frieſen neben den kleinen Erzgebirgler, den geſangloſen Niederdeutſchen neben den poetiſchen Schwaben, den derben Baiern neben den manierlichen Sachſen, den gemüthlichen Oeſterreicher neben den pflegmatiſchen Pommern. In allen unſern Staaten, Städten und Städtchen, welche außerordentliche Verſchiedenheiten! allerdings lauter Variationen auf daſſelbe Thema, aber lauter weit abweichende Variationen. Vergleicht man die Ruſſen damit, ſo ſcheint es bei ihnen immer nur daſſelbe Thema, aber kaum Variationen zu geben.

Unterſchiede gibt es freilich auch in Rußland. Ruſſiſche Ethnographen, mehr aber die früheren als die jetzigen, unterſcheiden die Roth-, Weiß- und Schwarz-, die Groß- und Kleinruſſen, die Nowgoroder, die Kriwitſcher und Susdaler Ruſſen und dergleichen mehr.

Allein theils waren dieſe Dialect- und Stamm-Nüancen gleich weitgeſtreckten Haideſeldern über weite Gebiete in langen Linien auseinander gezogen, theils waren ſie im Grade ſo wenig differirend, daß, wenn man ſie in Farben darſtellen wollte, man doch immer nur, um nicht zu übertreiben, Grau in Grau malen, und etwa nur etwas verſchiedene Nüancen des Grau wählen dürfte, während man die Auszweigungen anderer Völker mit Farben des Regenbogens bezeichnen könnte. Endlich ſind aber auch jene Spaltungen jetzt zum Theil völlig verſchwunden.

Der einzige Bruch, der in dieſer ſehr einförmigen Maſſe von alten Zeiten her und auch jetzt noch einigermaßen bedeutſam auffällt, iſt der Gegenſatz zwiſchen den ſogenannten Ruthenen oder Kleinruſſen und den Moskowitern oder Großruſſen. Er läßt ſich mit der Theilung in Oberdeutſche und Niederdeutſche in Parallele ſtellen.

Die Kleinruſſen ziehen ſich durch den ganzen Süden des europäiſchen Rußlands von den Karpathen bis zum Don. Die Großruſſen erfüllen die ganze größere Mitte und Nord- und Oſthälfte des Reichs, bis zum Eismeere.

Jene ſchließen ſich mehr den weſtlichen und ſüdlichen Slaven Oeſterreichs und der Türkei an und haben in ihrer Sprache viele altſlaviſche Formen und Bildungen bewahrt, die bei den Großruſſen verloren gingen. Ihr Idiom iſt der antiken ruſſiſch-ſlaviſchen Kirchenſprache viel intimer verwandt. Die Großruſſen werden von den Ruthenen als ein neuerſtandenes Miſchlingsvolk betrachtet und ihre Gelehrten möchten ſie gar faſt nur für ſlaviſirte Finnen ausgeben. Die Kleinruſſen gründeten das heilige Kiew, die älteſte Wiege des ruſſiſchen Staats, die Großruſſen das neuere Moskau, wo jetzt die Hauptwurzeln des Landes liegen.

So iſt denn auch der Kleinruſſe im Ganzen etwas alterthümlicher und ſteifer als der Großruſſe, von dem das, was ich oben von der Gewandtheit der Ruſſen im Allgemeinen ſagte, vorzugsweiſe gilt.

Der Kleinruſſe liebt mehr den Ackerbau. Er rührt ſich nicht leicht von der heimathlichen Scholle. Es fehlt ihm an Handelsgeiſt und induſtriellen Talenten. Das Reiſen iſt nicht ſeine Sache. Beide unterſcheiden ſich auch ſehr merklich in ihrer äußern Erſcheinung. Die Kleinruſſen haben

etwas Südlicheres, dunkle und blitzende Augen, bräunliche Geſichter, mit ſchwarzem Haar und verwilderten Bärten. Die Großruſſen ſind dagegen von friſcherer Geſichtsfarbe, meiſt blauen Augen und hellerem Haar, wie die Finnen. Ihr Blick iſt freier und ihr ganzes Weſen iſt rühriger.

Wie ſtark die Abweichung unter dieſen beiden auf ſo beſtimmte Weiſe unter einander contraſtirenden Hauptſtämmen der Ruſſen iſt, beweiſen unter anderm die kleinruſſiſchen Sprichwörter, die ſie oft anzuwenden pflegen, wenn von einem Großruſſen die Rede iſt: „Ja er mag ein guter Menſch ſein, aber doch iſt er ein Moskowit." — Sie ſagen auch von dieſem: „Schließe, wenn du willſt, Freundſchaft mit einem Moskowiter, aber jedenfalls halte einen Stein bei der Hand."

Im Ganzen genommen gibt der ungewöhnlich thätige und lebendige Großruſſe im Reiche entſchieden den Ton an. Er iſt der in Rußland herrſchende Volksſtamm. Er hat ſeinen kleinruſſiſchen Bruder überwältigt, und er überſchwemmt das Land und die Städte mit ſeinen überall wuchernden Colonien. Er hat ſchon die Twerer und Nowgoroder Slaven und auch einen Theil der Weißruſſen verſchlungen und ſie ſich faſt gänzlich aſſimilirt. Seinem Adel gehören vorzugsweiſe die Großen des Reichs an. Während das kleinruſſiſche faſt nur, wie unſer Plattdeutſches, ein Dialect der Bauern geworden iſt, iſt die Mundart der Großruſſen die Sprache der herrſchenden Literatur, der Geſetzgebung, des Umganges der hohen und geringen Stände.

Es gibt keinen Volksſtamm in ganz Europa, der in dem letzten Jahrhunderte ſo gewaltig angeſchwollen, in Zahl und Macht ſo gewachſen wäre, wie der Großruſſiſche. Die Kenntniß ſeiner numeriſchen Stärke zu verſchiedenen Zeiten wäre ſehr wichtig für die Philoſophie der Geſchichte. Als Peter der Große 1722 eine Zählung in ſeinem Reiche anſtellen ließ, fand er in dem ganzen damaligen europäiſchen Rußland nur 12 Millionen Seelen. Ein ruſſiſcher Statiſtiker, Herr Arſeniew, berechnet die Anzahl des großruſſiſchen Stammes allein für das Jahr 1850 auf 35 Millionen.

Von dieſer moskowitiſchen oder großruſſiſchen Centralmaſſe des ganzen Volkskörpers ging und geht noch beſtändig die merkwürdige Völkerbewegung vorzugsweiſe aus, die innerhalb der Grenzen des ruſſiſchen Reichs circulirt, die das ganze nördliche Aſien mit ruſſiſchen Städten und Anſiedelungen beſäet hat, die auch jeder deutſchen Stadt an der Oſtſee und jedem Stamme und Dorfe der zahlreichen finniſchen Völker großruſſiſche Coloniſten angehängt, und die endlich auch bewirkt hat, daß ſo manche Gegenden und fremde Nationen in kurzer Zeit völlig ruſſificirt ſind.

Dieſer merkwürdige, vorzüglich den Großruſſen eigene Trieb zum Wandern und Schweifen erhält noch einen Impuls theils von der Regierung, welche bald hier, bald dort in einer entlegenen Gegend des Reichs Militär- oder Strafcolonien ſtiftet oder neue Städte baut, theils von den Grundbeſitzern und Großen, die bald hier, bald dort neues Land aufbrechen, neue Bergwerke ausbeuten oder induſtrielle Etabliſſements begründen wollen, und auf deren Geheiß die großruſſiſchen Bauern ihre einheimiſchen Dörfer verlaſſen und hunderte von Meilen von ihrer alten Heimath ſich anſiedeln.

Endlich wird oder wurde er durch das Inſtitut des ſogenannten „Obrok" befördert, oder erſt möglich gemacht. Das heißt dadurch, daß die Grundherren die Gewohnheit angenommen haben, ihren Glebae adscriptis gegen eine kleine jährlich einzuſendende Geldabgabe die Erlaubniß zu geben, in die weite Welt hinauszuwandern, zu treiben, was ſie Luſt haben und ſich ihren Unterhalt zu ſuchen, wie ſie mögen.

Die betriebſamen Großruſſen, die von ſich das Sprichwort erfunden haben: „Setzt mich, wenn ihr wollt, in die Haide hinaus auf einen Stein. Gebt mir dazu nur zwei Pfennige in die Taſche, ſo werde ich meinen Weg durch die Welt ſchon finden," machen begierig von jener Erlaubniß Gebrauch, um dem, was ſie „Promyſchl" nennen, nachzuhängen.

Mit dem ächt ruſſiſchen Worte „Promyſchl", was unüberſetzbar iſt, werden alle möglichen Arten von Hanthierungen und Gewerben bezeichnet, beſonders aber Krämerei, Waarenvertrieb und Kleinhandel. Die welche ſich dieſem „Promyſchl" hingeben, die „Promyſchlenniks", ſind eine den Großruſſen ganz eigenthümliche Klaſſe von Induſtrierittern, die ihren Sinn auf

den Erwerb gerichtet, in die weite Welt hinausziehen, um ſich dort mit ihrer Axt, ihrer Flinte, ihrem Netze oder ihrem Spaten irgend eine Beſchäftigung und ein Weiterkommen zu erobern. Oft könnten ſie dieſe Beſchäftigung recht wohl bei ſich zu Hauſe finden, wenn ſie ihren Garten und ihren Acker gut beſtellten. Aber der mühſame Garten- und Ackerbau iſt nicht eben nach dem Geſchmack der Großruſſen. Der „Promyſchl" iſt ihre Leidenſchaft.

Sie fangen zuerſt klein an, verdingen ſich als Diener oder Kutſcher, oder Handlanger bei Zimmerleuten oder andern Handwerkern, von deren Kunſt ſie etwas verſtehen oder ſich bald aneignen. Erwerben ſie ſich ſo ein kleines Capital, ſo legen ſie es in einem Kramladen an, den ſie bald in dieſer, bald in jener Provinz aufſchlagen, oder ziehen mit ihren Waaren bis an die Enden von Sibirien.

Ihr Glück und Geſchick im Handel und Wandel iſt meiſtens ſo groß, wie das der Juden, denen Peter der Große daher auch anempfahl, ſich nicht unter ſeine Ruſſen zu miſchen, weil ſie in ihnen ihre Meiſter finden würden. Und ſolche ruſſiſche Krämer-Nomaden endigen daher nicht ſelten damit, daß ſie ſich ſchließlich als Millionäre in Moskau oder Petersburg oder Nowgorod oder Kaſan ſeßhaft machen.

Andere von ihnen verlieren ihr Leben im Oſten in den ſibiriſchen Wäldern oder im Süden auf den kirgiſiſchen Steppen, wo dieſe Promyſchlenniks eben ſolche Pioniere oder Vorläufer der ruſſiſchen Macht ſind, wie die „Trapper" und Biberjäger in den Vereinigten Staaten. Von raſtloſem Erwerbsſinn und abenteuerlicher Wanderluſt getrieben ſetzen ſie ſich im äußerſten Norden des Reichs auf äußerſt locker zuſammengefügte Boote und wagen ſich in das Innere des Eismeeres hinaus, indem ſie die weißen Bären und Pelzthiere bis Spitzbergen und Nova-Zemlja verfolgen. — Dieſe Promyſchlenniks, die auch den koſtbaren Seeottern in der Südſee nachſpürten, haben für Rußland Kamſchatka und das Nordoſt-Ende von Amerika entdeckt, und haben auch die Grenzen des ruſſiſchen Einfluſſes bis in China hinein ausgedehnt. Es iſt, als wenn noch etwas von dem alten ſkandinaviſchen Wikinger-Geiſt in den Ruſſen geblieben wäre.

Am merkwürdigſten hat ſich dieſer alte Wikinger-Geiſt in den ruſſiſchen Koſacken offenbart und in den Vorgängen, welche die Bildung dieſes Zweig-Volks der Ruſſen begleiteten. Es ſcheint dabei ganz ſo hergegangen zu ſein, wie bei der Abzweigung der isländiſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Normänner von dem alten ſkandinaviſchen Ur-Stamme. Wie in Skandinavien die Wikinger oder Seekönige auf's weite Meer, ſo zogen die unternehmenden jungen Reiter der Ruſſen auf die freie Steppe hinaus, aſſociirten ſich dort unter dem Namen Koſacken (d. h. „Ungebundene") zu kriegeriſchen, oft nur räuberiſchen Unternehmungen gegen die Tataren und andere Nachbarvölker und machten auch Streifzüge über's ſchwarze Meer hinaus ganz in ähnlicher Weiſe, wie die alten ſkandinaviſchen Wikinger ſie vor ihnen gemacht hatten. — Da ſie mit dem Verfall der Tataren-Herrſchaft an Zahl und Einfluß wuchſen, ſo wurde die ihrige unter ſelbſtgewählten Hetmans allen ihren Nachbarn gefährlich. Es verbanden ſich mit den Koſacken ſogar viele Tataren und Abtrünnige von anderen Völkern und aus dieſem Gemiſche entſtand denn ein wieder in vieler Hinſicht eigenthümliches Volk. Da die Koſacken aber die Sprache und die Religion der Ruſſen unter ſich beibehielten, ſo blieben ſie in der Hauptſache ein Volk von ſlaviſchem und namentlich ruſſiſchem Charakter und Typus.

Sowohl die Klein- als die Großruſſen haben ihre Koſacken erzeugt, als wenn damit ein allen Ruſſen innewohnendes Bedürfniß hätte befriedigt werden ſollen. — Die ſogenannten Saporogiſchen oder Waſſerfall-Koſacken wuchſen aus dem Herzen von Kleinrußland längs des Dnieprs heraus. Und in ähnlicher Weiſe ſproßten die ſogenannten Doniſchen Koſacken aus dem Herzen von Großrußland hervor längs des Don herab. Doch wurden im Laufe der Zeiten dieſe letzteren wie die Großruſſen ſelbſt die wichtigſten. Von ihnen zweigten ſich nach Oſten wieder mehrere andere eigenthümliche Koſackenſtämme ab.

Zuerſt ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts, als eine Räuber-Colonie die Uraliſchen Koſacken, die jetzt mit Tſcherkeſſen, Tataren, Perſern vermiſcht einen ſchönen und kräftigen Menſchenſchlag und

ein kleines wohlhabendes Völkchen bilden, das keine Bettler beſitzt, dagegen Leute unter ſich hat, die 10 bis 20,000 Schafe beſitzen und dem Zaaren mit Treue dienen.

Dann die Sibiriſchen Koſacken, die als bewaffnete Promyſchlenniks unter ihrem Anführer Yermak zuerſt das weite Sibirien erſchloſſen und indem ſie ſich auf der langen Strecke vom Don bis zum Amur in der Mandſchurei mit mancherlei Völkern miſchten, gar vielerlei Nüancen, ſowohl in ihren Uniformen, wie in ihren Sitten und Weſen, darbieten.

Sehr merkwürdig aber iſt es, daß jener Wandertrieb, der innerhalb der Grenzen des ruſſiſchen Reichs die Krämer und Bauern, die Fiſcher, Jäger und Koſacken wie die Säfte in einem Baume, ſo lebhaft hin und hergetrieben hat und noch treibt, daß dieſe dort überall nomadiſirende Völkerwanderung faſt nie über die Grenzen des ruſſiſchen Reichs hinaus ſchäumt. Faſt nirgends findet man den Ruſſen außerhalb ſeines Landes.

Wie der Römer, coloniſirt der Ruſſe die Erde nur ſo weit, als er ſie erobert hat. Ueberall da, wo ſeines Kaiſers Adler herrſchen, und wäre es auch an den Grenzen China's, fühlt er ſich zu Hauſe. Aber über dieſe ſeine große Heimath hinaus wagt er ſich nicht.

Nur einige, durch fanatiſche Verfolgung verſprengte religiöſe Sektirer machen davon eine Ausnahme. Einige ruſſiſche „Raskolniks" oder Schismatiker haben ſich auch zu Zeiten in der Türkei, in Schweden und einigen andern Nachbarländern ſporadiſch angeſiedelt.

Im Uebrigen zeigt ſich ſowohl in der neuen Welt, wo ſich doch ſonſt alle Völker Europa's einfanden, als in den zahlreichen Staaten des weſtlichen Europa's, der Ruſſe nirgends als Coloniſt, und in unſern Städten erregt der orientaliſche Turban und Kaftan oder auch der Neger weniger Aufſehen, als es das ruſſiſche Nationalcoſtüm thun würde, das bei uns etwas ganz Ungewohntes iſt.

Die Urſachen dieſer Erſcheinung mögen mannigfaltig ſein. Theils iſt dem Ruſſen in ſeinem eigenen Reiche, das die halbe Welt umſpannt, noch für lange Zeit ein weites Feld für neue Unternehmungen offen, theils würden wohl ihre Autokraten und Grundherren, ſo viel Bewegung ſie ihren Leuten auch innerhalb der Koſacken-Linien geſtatten, dem Triebe nach Außen bald einen Riegel vorſchieben, theils ſind alle Gewerbe, Künſte und Talente des Ruſſen, ſo geeignet ſie für die einheimiſchen Verhältniſſe ſein mögen, bei uns wenig werth.

Die Ruſſen und ihr Vaterland bilden in hohem Grade eine Welt für ſich und hängen dieſer ihrer heimathlichen Welt mit einer ſehr entſchiedenen Liebe und mit Patriotismus an.

Sie nennen ihr moskowitiſches Vaterland, das eben ſo in politiſcher und nationaler, wie auch in religiöſer Hinſicht eine ſo großartige Einheit bildet, wie es keine zweite mehr gibt, das „heilige Rußland" (Swätaya Russya).

Sie lieben dies heilige Rußland mit allen ſeinen Eigenheiten, Vorzügen und Mängeln. Sie ſind ſogar verliebt in ſein Klima, und ſie bemitleiden die Länder, wo es keinen Winter gibt, wie bei ihnen.

Eben ſo ſind ſie auch für die Größe und die unbeſchränkte Gewalt ihrer Zaaren faſt leidenſchaftlich eingenommen und dünken ſich ſelber groß in ihrem großen Gewaltshaber.

Eine politiſche Conſtitution, welche ihren Zaaren beſchränkte, würde dem ächten Moskowiter als eine Beknappung ſeiner eigenen Größe und Macht erſcheinen.

Und dieſe Vaterlandsliebe, dieſer Heimathsdrang, dieſes ſtarke Nationalgefühl durchdringt in Rußland alle Klaſſen der Geſellſchaft in einem Grade, wie man es wohl bei gleichberechtigten römiſchen Bürgern zu finden erwartet, wie es aber auf den erſten Blick bei einem Volke von Herren und Knechten ſehr ſeltſam iſt.

Allein es iſt ein Factum, nicht blos der weichgebettete ruſſiſche Edelmann, auch der arbeitsmüde ruſſiſche Bauer und der geplagte Soldat, ſo erniedrigt und gedrückt ſie uns erſcheinen mögen, nehmen an dieſem das ganze Volk beſeelenden Gefühle und an dem Ruhme der großen Nation ihren Antheil.

Die Polen und Tschechen.

Mitten durch unsern Welttheil von Norden nach Süden, von der Ostsee bis zum adriatischen Meere geht ein großer und scharf ausgeprägter Riß, eine ethnographische Linie, die verschiedene sehr stark von einander contrastirende Völker- und Sittenzustände scheidet. Es ist eine Spaltung Europa's, die sich schon in frühen Zeiten in der Sonderung der römischen Weltherrschaft in ein occidentalisches und ein orientalisches Reich bekundet hat, und zum Theil noch jetzt auf der Basis der verschiedenen Cultur-Verhältnissen dieser beiden Reiche beruht.

Alle Reisenden, welche von Westen kommend, nach Osten hin diese Linie überschreiten, werden von jenen Contrasten frappirt.

Sie mögen von der romanischen Welt, von Sicilien nach dem griechischen Peloponnes, oder von Venedig nach dem morlakischen Dalmatien schiffen, oder aus dem Germanen-Reiche von Wien her durch die Karpathenthore in das magyarische Ungarn, — oder von Berlin aus nach Polen, oder endlich von Stockholm und dem durch die Schweden germanisirten Finnland in eine moskowitische Provinz eintreten, überall wird der Wanderer glauben, in eine andere Welt gelangt zu sein, — einen Strich überschritten zu haben, der den Osten Europa's deutlich von seinem Westen trennt.

Wo immer man die von den mitteleuropäischen Romanen und Deutschen cultivirte Erde verläßt, da scheint es mit der allgemeinen Cultur eine tiefe Stufe bergabwärts zu gehen. Napoleon, als er von Frankreich und Deutschland kommend diese Stufe hinabmarschirte, sagte, er habe jenseits derselben ein neues Element entdeckt, in dem die Menschen dort lebten. Da versinkt man in Sümpfen, — oder verliert sich in dichten Wäldern, — oder irrt in Wüsten und Steppen. Da beginnt das Paradies der Wölfe, der Bären und anderen noch zahlreicheren Gewildes. Da ist der Mensch sparsamer gesäet und lebt in kümmerlicheren und gedrückteren Verhältnissen. Er selbst, seine Behausungen, seine Ortschaften und Städte haben einen ganz anderen Charakter und einen in hohem Grade gleichartigen und ihnen allen mehr oder weniger gemeinsamen Typus, — von Petersburg bis Warschau und von War-

ſchau über Peſth nach Conſtantinopel. — Ueberall ſchon ſpürt man dort die Nähe von Aſien durch. So verſchieden auch nach Sprache und Abſtammung die Völker, die dieſes öſtliche Europa bewohnen, ſind, ſo wurden ſie doch von Aſien aus von jeher, ſo zu ſagen, in gleichartiger Weiſe bearbeitet. Die ſlaviſchen Stämme, welche die weit verbreitete Grundbevölkerung jenes Oſtens bilden, obwohl ſehr alte Europäer, haben ſchon, wie ich oft bemerkte, von Haus aus eine etwas aſiatiſche Beifärbung. Zu verſchiedenen Epochen der Geſchichte wurde dieſer Oſten ganz oder theilweiſe, mehr oder weniger lange von Perſern, Türken, Hunnen, Tataren und Mongolen beherrſcht, die ſich mit der Urbevölkerung miſchten, und auch Ueberreſte ihrer Stämme hie und da zurückließen.

Die Türken und die halbaſiatiſchen Magyaren beherrſchen noch jetzt einige Partien dieſes großen Abſchnitts unſeres Welttheils. Tataren und ihre Deſcendenten ſind noch vielfach unter den Ruſſen und Polen verſtreut. Sogar die allverbreiteten aſiatiſchen Schmarotzer-Völker, die Juden, die Armenier und die Zigeuner haben ſich mit ihren Hauptmaſſen innerhalb dieſer orientaliſchen Abtheilung unſeres Continents feſtgeſetzt. Die Juden haben ihre Burg in Polen, die Armenier auf der griechiſch-türkiſchen Halbinſel, die Zigeuner in Ungarn und der Wallachei.

Die uralten heidniſchen Traditionen und Mythen aller öſtlichen Slaven-, Finnen- und Türkenſtämme fließen und verzweigen ſich vielfach in einander.

Auch hat ſich hier während der chriſtlichen Zeit bei der Mehrzahl der Bevölkerung ein beſonders geſtaltetes Chriſtenthum, die ſogenannte griechiſche oder orientaliſche Kirche Bahn gebrochen, die anfänglich ſogar auch in Böhmen, Ungarn und Polen Wurzel faſſen zu ſollen ſchien. Und ſelbſt das occidentaliſche Chriſtenthum, der römiſche Katholicismus und der Proteſtantismus, wo ſie in dieſen Oſten eindrangen, haben ſich daſelbſt mehr oder weniger eigenthümlich modificirt. — Ein polniſcher Katholik iſt ein von einem deutſchen oder italiäniſchen Katholiken vielfach verſchiedenes Weſen.

In Folge dieſer Umſtände ſind viele Charakter-Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche dem ganzen Oſten von Europa mehr oder weniger gemeinſam geworden oder geblieben. Die Neugriechen, die Albaneſen illyriſchen Stammes, die Wallachen romaniſcher Herkunft, die Magyaren von der finniſchen Familie, die Lithauer, die Ruſſen und die anderen Slaven, ſie werden alle von einem Netze hiſtoriſcher Fäden, gemeinſamer Erinnerungen und gegenſeitigen Austauſches zuſammengehalten, und die allgemeine Phyſiognomie ihrer Zuſtände hat einen gewiſſen — natürlich mit Nuancen — gleichartigen Ton erhalten, der mit der allgemeinen Färbung der occidentaliſchen Völkern Europa's längs der oben angedeuteten Linie einen ziemlich beſtimmt ausgeſprochenen Gegenſatz bildet und in Folge deſſen ſie ſich unter einander viel beſſer verſtändigen, als mit uns.

Ein Grieche aus den ſüdlichſten Halbinſeln des Peloponneſes fühlt ſich bei den Ruſſen in Archangel heimiſcher als unter uns Deutſchen am Rhein. Der Serbe und der Pole, der Ungar und der Lithauer, ſie ſympathiſiren alle unter einander uns Germanen und Romanen gegenüber. Ja die aſiatiſchen Juden, Armenier und Zigeuner, von uralten nationalen Impulſen und Neigungen angetrieben haben ſich bei allen Streitigkeiten der Polen und Magyaren mit dem Weſten auf die Seite des Oſtens geſtellt.

Es gab eine Zeit, wo dieſer europäiſche Orient viel tiefer in den Weſten hineinragte, als jetzt.

Avaren und Magyaren herrſchten im Anfange des Mittelalters längs der Donau weit über Wien hinaus; und die Slaven waren in breiten Maſſen bis über die Elbe hinaus und bis in die Alpen von Tyrol weſtwärts vorgedrungen. Im Laufe der Zeiten haben aber Romanen und Germanen die Grenze des höher cultivirten Weſt-Europa's mehr nach Oſten vorgeſchoben und dem ſchöpferiſchen Geiſte des Weſtens wieder mehr Terrain gewonnen.

Auf der ganzen Linie von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere zwiſchen jenem europäiſchen Oriente und Occidente haben ſie im Verlaufe der Jahrhunderte und langwieriger Kämpfe zahlreiche Cultur-Schöpfungen hingeſtellt. Die Schweden im Norden auf dem Nacken der energieloſen Finnen die wohlgeregelte Provinz Finn-

land. Die Italiäner im Süden, im Lande der ſtets rohen Illyrer, ihre Colonienländer von Iſtrien und Dalmatien, wo unter ihrem Einfluß ſolche blühende Republiken wie die von Raguſa hervorwuchſen.

Das meiſte aber haben in der Mitte zwiſchen beiden die Deutſchen gethan, die von den öſterreichiſchen Marken im Süden an, über Schleſien und die preußiſchen Marken bis nach Cur-, Lief- und Eſthland eine ganze Reihe von hochcultivirten Reichen, Provinzen und Städtegruppen auf ſlaviſchem Untergrunde in's Leben gerufen haben. Dieſe Civiliſirung, Umbildung und Germaniſirung der weſtlichen Ausläufer der europäiſchen Oſt-Völker haben einige deutſche Patrioten wohl „die größte That des deutſchen Volks" genannt. Freilich war es eine That, die nicht ohne viel Härte, Grauſamkeit und ſchreckliches Blutvergießen zu Stande kam.

Auf diejenige Branche dieſer großartigen und jedenfalls höchſt merkwürdigen Thätigkeit der Deutſchen, welche hauptſächlich längs der Donau-Lande hinab gerichtet war, habe ich ſchon bei der Betrachtung der Schickſale der Magyaren und der ſüdlichen Slaven, die davon betroffen wurden, aufmerkſam gemacht.

Im Norden der Donau-Lande oder der Karpathen trafen die Deutſchen auf einen anderen großen Zweig der ſlaviſchen Oſt-Europäer, die ſich in der Ebene zwiſchen jenem mächtigen Gebirgsſtocke und der Oſtſee feſtgeſetzt und weit nach Weſten hin verbreitet hatten.

Nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, die das römiſche Reich zerſtörte, wohnten dieſe Slaven unter dem Namen Lechen in der ganzen großen ſarmatiſchen Ebene. Unter dem Namen der „Obotriten" und „Wagrier" waren ſie bis in die Buchenhaine von Mecklenburg und Holſtein eingedrungen.

Als „Wenden", „Pomeraner", „Luſitzer" und unter zahlreichen anderen Benennungen hatten ſie alle die ſandigen Gegenden inne, die jetzt Preußen beherrſcht bis über die Elbe hinaus und in die Haiden von Lüneburg hinein. Die ſlaviſchen „Schleſier" beſaßen das ganze Gebiet der obern Oder, und die „Tſchechen" hatten nicht nur die Thalkeſſel von Böhmen und Mähren erfüllt, ſondern waren von da aus auch noch weſtwärts in die lachenden Mainlande und ſüdwärts unter dem Namen Slowaken in die Hügel-Striche Ober-Ungarns eingedrungen. — Ja viele Slaven waren ſogar bis in die Rheinlande ſelbſt bis Würzburg und Fulda gekommen, wenn gleich auch nicht als Eroberer und Herren, doch als Unterthanen, Coloniſten und Feldbauer, von deutſchen Biſchöfen und Fürſten dahin verpflanzt.

Alle dieſe eben genannten Slaven haben in Sprache, Sitte und Naturell vieles Gemeinſame gehabt, und haben ſich in allen dieſen Beziehungen von ihren öſtlichen und ſüdlichen Brüdern, den Ruſſen, Serben, Illyriern und Bulgaren mehr oder weniger weſentlich unterſchieden. Man hat ſie daher unter einer Gruppe zuſammengefaßt und ſtellt ſie neben den Ruſſen und neben den Südſlaven als die dritte große Branche der weitverbreiteten Slaven-Familien unter dem Namen der „Vorderen" oder der „weſtlichen Slaven hin."

Das politiſche Geſchick dieſes Slaven-Zweiges iſt ein beſonderes melancholiſches geweſen und iſt bis auf die neueſten Zeiten herab bis auf die letzte Theilung von Polen ſo geblieben.

Viele der zu dieſen „Weſtſlaven" gehörigen Nationen ſind vollſtändig vom Erdboden verſchwunden. Keine derſelben hat ſich eine dauernde und bleibende National-Unabhängigkeit bewahrt oder wiedererrungen, wie unter den Oſtſlaven die Ruſſen, wie unter den Südſlaven die Serbier und Montenegriner. Die von ihnen gebliebenen Reſte ſind alle den Einflüſſen fremder Staaten und Völker unterworfen.

Bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte (im 6. Jahrhunderte) erſcheinen ſie als eine Menge getrennter kleiner Stämme, die aus dem weiten Oſten hervorziehen und, wie es ſcheint ohne viele Schwierigkeiten und Kämpfe von dem öſtlichen Germanien, das in der großen Völkerwanderung von den Deutſchen entblößt war, Beſitz ergriffen.

Den Acker bauend, ihre Heerden weidend, ihren Göttern in den Hainen Altäre errichtend breiteten ſie ſich in dem ganzen Gebiete der Oder, des größten Theils der Elbe und längſt der Oſtſee aus.

Sie ſcheinen mehr friedliebende als kriegeriſche Leute geweſen zu ſein. Wir

hören bei ihrer Ausbreitung in Deutschland nichts von gewaltigen Heerführern und Kriegshelden, nichts von solchen weitgreifenden Verwüstungs-Zügen, wie beim Einbruche der südlichen Slaven in's byzantinische Reich, oder wie später bei dem Auftreten der wilden Avaren und Magyaren.

Es scheint fast, als hätte sich die Ausgießung dieser Slaven über den Westen in ganz stiller Weise gemacht, indem sie einen Acker nach dem andern aufpflügten, einen Wiesen- und Weidestrich nach dem andern ihren Dorfcommunen zufügten.

Sie hatten kein gemeinsames Oberhaupt. Jeder Stamm hatte seine einfache patriarchalische Gemeinde-Verfassung. Doch herrschten über einige frühzeitig kleine Fürsten-Geschlechter.

Auch von ausländischen Schriftstellern werden sie als gutmüthige, fleißige, gastfreie Menschen geschildert, die Poesie und Musik liebten, übrigens aber sehr dürftig und barbarisch lebten. — Grausame Sitten, blutige Opfer, unmenschliche Gewohnheiten, wie unter den alten Celten und anderen Raçen von härterem Korn scheinen bei ihnen nicht gewaltet zu haben. Sie wohnten überall gesellig in stark bevölkerten Dörfern und Ortschaften. Einzelhöfe wie bei den der Isolirung holden Germanen waren bei ihnen nie bekannt. Sie trieben Bergbau, verstanden das Schmelzen der Metalle, verfertigten Leinwand, brauten Meth, pflanzten Fruchtbäume und führten nach ihrer Art ein fröhlich blühendes Leben. Sie bauten sogar, wohin sie kamen, hölzerne Städte, in denen nach den Berichten einheimischer Historiker Handel und Gewerbe gedeihlich aufzusprießen angefangen haben sollen.

Es war dies im Anfange des Mittelalters, das goldene Zeitalter dieser westlichen Slaven, in das sich ein slavischer Patriot so gern hineinträumt, wie wir Deutschen in die Zeit der Germanen, welche Tacitus schildert.

Mit Karl dem Großen endigte diese goldene Zeit der westlichen Slaven. Unter ihm erfolgte ein Rückschlag von Seiten der Deutschen. Dieser gewaltige Kaiser wandte das Angesicht Deutschlands, das seit der Gothen Zeiten auf den Süden und Westen gerichtet war, wieder nach dem Osten. Er und seine nächsten Nachfolger brachten auf der Spitze des Schwertes das Christenthum unter die westlichen Slaven.

Die Einführung des Christenthums aber ist überall in Europa das Zeichen zur Erweckung, zur Einigung, zur Begründung großer staatlicher und nationaler Gewalten gewesen. Die, welche es ergriffen, erfüllte das Christenthum mit einem heroischen Geiste. Die Errichtung bischöflicher und erzbischöflicher Sprengel waren überall das Gerüste, an dem die Staaten der getauften Heiden heraufwuchsen. Auch die Stämme und kleinen See-Fürstenthümer der Skandinavier krystallisirten sich unter dem Einflusse des Christenthums zu den großen Königreichen von Dänemark, Norwegen und Schweden. Auch die Ungarn gelangten erst zu einem Staate und einer festen Nationalität vermittelst des von den Deutschen unter ihnen gepflanzten Kreuzes.

So entstanden denn in Folge dessen unter den westlichen Slaven nach und nach mehrere große Reiche. Zuerst das berühmte großmährische Reich, das zur Zeit der Karolinger weit hin über die westlichen Stämme gebot, aber nicht lange dauerte. Dann das böhmische Reich, das eine Zeit lang unter diesen Slaven das angesehenste war. Endlich das polnische Reich, das sie alle überdauern und an Glanz übertreffen, aber am Ende auch wie sie hinfallen sollte.

Diejenigen Slavenstämme, bei denen das Gesäme des Christenthums keinen günstigen Boden fand, die hartnäckig bei ihrem alten Heidenthume verblieben, wurden in dem fortgesetzten Kampfe der bekehrungs- und eroberungslustigen Deutschen gegen sie im Laufe der Zeiten diesen unterwürfig und am Ende fast völlig von ihnen aufgerieben.

Dies Schicksal traf die Wagrier in Holstein, die Obotriten in Mecklenburg, die Pomeraner an der Ostsee, die Ukrer in der Ukermark, die Heveller in der Havelmark, die Polaben an der Elbe, — ja! wer nennt die Namen der kleinen heidnischen Slaven-Völker alle, die eigensinnig an ihrem alten Heiligthume und an der Verehrung ihrer Tschernobogs und Bielobogs festhaltend, im Laufe der auf Karl den Großen folgenden Jahrhunderte, unzählige Male von den Deutschen niedergeworfen wurden, unzählige Male sich wie-

der befreiten, — ſich unter einander verbündeten und wieder entzweiten, — es nie zu einer kräftigen nationalen Einigung bringen konnten, eins nach dem andern in von den den Deutſchen gegründeten Grenzmarken und Bisthümern eingepfercht wurden und am Ende alle in dem großen Schmelztiegel der Germaniſirung untergingen.

Die Sprache und Geſittung dieſer weſtlichſten unter den Weſtſlaven hat ſich unter dem mächtigen Einfluſſe der Deutſchen, die mit Burgen-, Kirchen- und Städtebau, und mit zahlreichen Coloniſten und Bürgern in ihre Länder rückten, verloren.

In den meiſten Gegenden zeugen von der einſt im Oſten von Deutſchland exiſtirenden Slaven-Welt nur noch die Namen der Dörfer, der Berge und Fluren, die, wie ſelbſt die Namen mehrerer unſerer größten Deutſchen Städte (Dresden, Leipzig, Breslau) und auch die vieler deutſchen Provinzen (Pommern, Lauſitz, Ukermark, Schleſien) ſlaviſchen Urſprungs ſind.

Ueberfall iſt noch vieles von Alt-Slaviſchen Sitten und Aberglauben unter den verdeutſchten Landesbewohnern in Sachſen und Preußen zurückgeblieben.

Dabei haben ſich auch einige Reſte ihrer Sprache den Deutſchen im Oſten beigefügt und ſelbſt in der Ausſprache des Deutſchen im Munde der Berliner ſind von Vielen die Eigenthümlichkeiten ſlaviſcher Sprach-Organe erkannt worden.

Hie und da (wie z. B. im Altenburgiſchen) iſt nur noch bei übrigens völliger Verdeutſchung der Sprache und Geſinnung, eine uralte ſlaviſche Nationaltracht übrig geblieben, wie wenn eine Schlange ſtatt bloß die Haut abzulegen, dieſe beibehalten und das innere Mark umgetauſcht hätte.

Die Fügſamkeit und anſtellige Geſchmeidigkeit des Bewohners des Königreichs Sachſen, die kein alt-germaniſches Erbſtück zu ſein ſcheint, hat man der theilweiſe ſlaviſchen Herkunft der Sachſen zugeſchrieben.

In Phyſiognomie, Körperbau und Raçen-Merkmalen blinkert uns das Slaventhum unter der deutſchen Cultur, in Pommern und in andern Partien der transalbingiſchen Hälfte unſeres Vaterlandes noch vielfach entgegen.

So unterſcheidet man ſelbſt noch heutzutage in Holſtein in dem Habitus, Körperbau und Charakter der Bewohner ziemlich ſcharf die Grenze der zur Zeit Karls des Großen von Slaven beſetzten Landſtriche, von denen, welche die germaniſchen Sachſen inne hatten.

Ja ſelbſt dieſſeits der Elbe im Königreiche Hannover im ſüdöſtlichen Theile, der Lüneburger Haide, giebt es noch jetzt einen Landſtrich, den man „Wendtland" nennt, in welchem ſich die ſlaviſche Sprache erſt ganz neuerdings ſtill verblutet hat, in welchem nun zwar Plattdeutſch geſprochen wird, obgleich Sitte, Kleidung, Bauart und die ganze Landes-Phyſiognomie noch vielfach ſlaviſches Gepräge zur Schau trägt.

Das ganze öſtliche Deutſchland, das Verbreitungsgebiet der weſtlichen Slaven, wurde mit deutſchen Pflanzungen aus faſt allen Provinzen der Rhein- und Weſer-Lande überſtreut. Viele dieſer Pflanzungen hielten ſich hie und da von vornherein reiner, — hie und da vermiſchten ſie ſich ſtärker mit Slaven. In manchen Strichen wurden die Slaven völlig vernichtet, in anderen blieben ſie in Maſſe vorhanden und wurden nur zum Deutſchthum, ſo zu ſagen, umgetauſt. Man kann ſich daher denken, daß hier, obwohl deutſche Sprache und Geſinnung faſt überall geſiegt haben, unter dem ſo entſtandenen Deutſchthum noch jetzt die mannichfaltigſten Nuançen und Abſtufungen des Slavismus zu erkennen ſind.

Heutzutage giebt es hier mitten im deutſchen Gebiete nur noch zwei Striche, in denen ſich gleichſam wie in zwei Sprach- und Volks-Oaſen oder Inſeln das Slaventhum maſſenhaft erhalten hat. Nämlich erſtlich an der Oſtſee zwiſchen Stolpe und Danzig, weſtlich von der untern Weichſel in Weſt-Preußen, eine Gegend, in welcher die Kaſſuben und ihnen verwandte Slaven wohnen und dann auf beiden Seiten der oberen Spree in der Lauſitz unter preußiſcher und ſächſiſcher Herrſchaft das Land und Volk der ſogenannten Sorben-Wenden.

Dieſe noch jetzt ſlaviſch redenden, denkenden und fühlenden Sorben-Wenden liegen da, ganz herausgeriſſen aus dem Zuſammenhange mit ihren übrigen Stammesbrüdern, rings umher von deutſcher Volks-

masse umgeben, als hätten beide sie vergessen, die Deutschen ihre Zerstörung und die Slaven ihre Rettung. Ihre schwache Nationalität, mit der wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen, scheint auch wie die der übrigen westlichsten Vorderslaven unrettbarem Untergange gewidmet und dazu bestimmt, wie sie, sich allmählich zu verbluten.

Die einzigen der westlichen Slaven, welche bis auf den heutigen Tag dem Andrange der Deutschen und anderer Nachbarn in bedeutender Masse widerstanden haben, und noch jetzt, obwohl ohne staatliche Unabhängigkeit und nationale Selbstständigkeit, zwei compacte und zahlreiche Nationen bilden, — in denen auch noch immer nicht die Hoffnung auf eine Wiedergeburt erloschen ist, — die wir daher als einflußreiche und wichtige Partien der Bevölkerung Europa's hier etwas näher in's Auge fassen müssen, sind: die Tschechen und die Polen.

Das merkwürdige Land, das die Tschechen jetzt seit mehr als tausend Jahren bewohnen, hat eine so eigenthümliche Naturbildung, wie sie auf der Karte von Europa kaum zum zweiten Mal wieder vorkommt. Vier langgestreckte Höhenzüge schließen sich unter beinahe rechten Winkeln aneinander und bilden ein ziemlich regelmäßiges und geräumiges Viereck, das ein theils ebenes, theils wellenförmig gestaltetes Terrain in der Mitte umschließt.

Von allen Seiten fließen die Gewässer herab und einigen sich in der Mitte zu dem mächtigen Strome der Elbe, der im Norden durch die einzige Bresche, die den Gebirgswall durchbohrt, in die Ebene hinaus entflieht. — Man könnte das Land mit einem großen Fasse vergleichen, das nur ein Spundloch hat.

Das Ganze stellt sich dar wie eine gewaltige Bergfestung, die mitten in Deutschland vortritt. — Durch dichte Waldungen und unwirthbare Striche, welche an den Höhen des Grenzwalls haften, wird die Isolirung noch stärker.

Das fruchtbare Centralgebiet, die anmuthigen Thäler, die an mineralischen und anderen Schätzen reichen Gehügel, welche dieser Kessel in seinem Innern birgt, wurden vermuthlich schon Jahrtausende vor Christi Geburt von den uralischen oder finnischen Ur-Europäern entdeckt und hier wie anderswo sind viele Geschlechter untergegangen, von denen die Geschichte schweigt.

Das erste Volk, das uns im obern Elb-Becken genannt wird, die Bojen, soll celtischer oder gallischer Herkunft gewesen sein und von ihnen hat das Land seinen Namen Bojenheim, Böheim, Böhmen empfangen.

Zur Zeit von Christi Geburt, als die Germanen im ganzen südlichen Deutschland das Celtenthum vertilgten, wurde jenes Becken von einem Volke deutschen Stammes, von den Markomanen eingenommen, die esnun 400 Jahre behielten und die von ihrer Bergfeste aus unter ihren Marbods selbst die Kaiser Roms bedrohten und erschreckten.

Der Hunnen-Einbruch unter Attila brach auch die Kraft dieser Deutschen in Böhmen und führte die Blüthe ihres Volks auf die Schlachtbänke der katalaunischen Felder und der anderen Tummelplätze der durch die Völkerwanderung aufgeregten Nationen.

In den entvölkerten böhmischen Kessel zogen nun am Ende des 5. Jahrhunderts Sprößlinge der dritten großen Völker-Familie der Slaven ein. Natürlich fanden sie daselbst noch viele Deutsche vor, so wie zu ihrer Zeit auch die Germanen ohne Zweifel noch viele celtische Lager vorgefunden und sich unterthan gemacht hatten.

Die Slaven kamen aus der sarmatischen Ebene in mehreren Stämmen. Doch war unter ihnen ein Kern-Geschlecht, dessen Anführer „Tschech" geheißen haben soll. Dieser setzte sich in der Mitte des Landes fest, nahm eine gebietende Stellung ein und im Laufe der Zeiten schmolzen dann alle anderweitigen mit ihnen gekommenen Slavenstämme und vielleicht auch manche der im Lande von früheren Zeiten her gebliebenen Reste der Celten und Deutschen zu einem einzigen slavisch redenden Volke unter dem die Oberhand gewinnenden Namen der „Tschechen" zusammen.

Wie die Magyaren in dem ungarischen Becken, so nahmen auch die Tschechen von vornherein bei der Eroberung des böh-

miſchen Keſſels vorzugsweiſe ſeine ebenen fetten Triften und lockenden Hügellandſchaften ein. Viele der von ihnen bedrängten Deutſchen flohen in die Wälder und Verſtecke des Gebirgskranzes umher, wo ſie zwar allmählich den Tſchechen unterthan wurden, aber doch im unbeneideten Grundbeſitze der Felsthäler und Berg-Oeden blieben und daſelbſt auch ihre Sitte und Sprache beibehielten, ähnlich wie die celtiſchen Hochſchotten in Caledonien, als Angloſachſen und germaniſche Normannen in ihre Lowlands einrückten.

Als ſpäter rings um Böhmen herum das deutſche Element über das ſlaviſche ſiegte, als deutſche Bergleute und andere deutſche Induſtrielle von den tſchechiſchen Fürſten ſelbſt in die Gebirge berufen wurden, um die mineraliſchen Schätze auszubeuten, die zu Mühlen und anderen Triebwerken dienlichen Berggewäſſer nutzbar zu machen, da vermehrte ſich jener anfangs ſpärliche Stamm der deutſchen Gebirgsvölker bedeutend, griff um ſich, verdrängte oder verdeutſchte die Slaven wieder auch da, wo ſie anfänglich in die Gebirgsthäler vorgedrungen ſein mochten und es geſtalteten ſich dann allmählich die Umriſſe der Wohngebiete beider Stämme ſo heraus, wie ſie heute noch beſtehen. Die Slaven behielten das innere Hauptſtück des Landes. Ein Kranz deutſcher Weiler, Dörfer, Städte und Gaue aber umzingelte ſie rings umher durch das ganze Viereck der Gebirge und Wälder hin.

Unter allen weſtlichen Slaven haben ſich von vornherein die Tſchechen durch ihre Mannhaftigkeit und ihren hohen politiſchen Sinn hervorgethan. Sie ſind dieſſeits der Oder-Linie in Deutſchland die einzigen, die ſich bis auf den heutigen Tag als ein compacter ſlaviſcher National-Körper erhalten haben.

Man hat ſie von alten Zeiten her als die unnachgiebigſten unter den Slaven bezeichnet. Sie haben ſich ſtets geſchickt in Leitung der Staatsgeſchäfte und einig in ihren vaterländiſchen Angelegenheiten bewieſen, und haben ſich einen unbeugſamen Nationalgeiſt bewahrt.

Vielleicht iſt dieß Alles eine von ihrem Urſtamme und Blute anhängende Eigenheit. Wahrſcheinlich aber wurde ihnen viel davon erſt in Folge der geographiſchen Geſtaltung des Landes, in das ſie einrückten, zu Theil.

In jenem ſchönen Bergkeſſel, in dem alle Gewäſſer in eine Rinne zuſammenliefen, mußten die Landeskinder ſich auch ſelbſt inniger aneinander ſchließen. Da mußte ſich bald ein einziger, dominirender Lebenspunkt, ein politiſches Centrum, eine Stadt, wie Prag, bilden. Es mußte eine kräftige Einherrſchaft, ein einiger Staats-Organismus entſtehen. Hinter ihren Bergen verſchanzt, durch ſie geſchützt waren die Slaven in dieſer merkwürdigen Poſition mehr als ihre Brüder in den nördlichen Ebenen im Stande, dem aufluthenden Deutſchthum Widerſtand zu leiſten.

Dieſer kräftige politiſche Sinn, mit dem die Natur ihres Landes die Tſchechen inſpirirte, iſt ihnen für alle Zeiten geblieben, und er hat ſich während der tauſendjährigen Exiſtenz ihrer Nation zu verſchiedenen Epochen energiſch bethätigt. Zu wiederholten Malen, — gleich unter ihrem erſten mächtigen Beherrſcher Samo im 7. Jahrhunderte, — wieder unter ihrem weitgebietenden Herzoge Boleslaus im 10. Jahrhunderte, — abermals unter ihrem Könige Ottokar im 13. Jahrhunderte und wiederum ein Seculum ſpäter unter dem Kaiſer Karl IV. bildeten das tſchechiſche Bergkeſſel-Land und -Volk den Kern eines mächtigen Staats.

Die Hauptſtadt des Landes, Prag, gab während dieſer letzten Epoche in Pracht und culturhiſtoriſcher Bedeutſamkeit den wichtigſten Städten des Continents nichts nach. Ihre Univerſität zählte die berühmteſten Profeſſoren und im Anfange des 15. Jahrhunderts 20,000 Studenten, unter denen die Slaven, Tſchechen, Mähren, Polen die Mehrzahl bildeten. Prag war damals für die katholiche Slavenwelt, was Kiew für die griechiſch-ruſſiſche, ein weit leuchtendes Vorbild und Muſter, eine heilige Tempel- und Muſenſtadt.

Zu wiederholten Malen geriethen die Angelegenheiten der Tſchechen in Verfall, ebenſo oft aber erhoben und einigten ſie ſich auch wieder, ſchlugen die Feinde aus ihren Grenzen zurück, brachen über ihre Gebirgs-Wälle in die Außen-Länder hervor und annectirten ſie: Mähren im Süden, Schleſien im Oſten, die Lauſitzen im Norden, Franken im Weſten, als

Nebenlande dem geſchloſſenen Hauptkörper ihres Reichs.

Die Tſchechen führten, ſo zu ſagen, alles an den äußern Fuß ihres Bergkeſſels angeſetzte Land und Volk häufig im Triumphe mit ſich fort. Zuweilen herrſchten ihre Könige bis tief nach Ungarn hinein und bis an die Gränze Italiens, eben ſo, wie dies der Markomanne Marbod einſt gethan hatte. Doch wurden ihnen dann immer wieder dieſe ihre ſogenannten „Nebenlande" abgenommen und wie üppig ausgewachſene Zweige abgehauen. Sie beherrſchten ſie nie lange genug, um auch ihre ſlaviſche Nationalität, Raçe und Sprache bleibend dahin auszudehnen. Mit dieſen blieben ſie immer auf ihren Hauptkörper, das Ober-Elbe-Becken, beſchränkt.

Aber auch in dem Innerſten dieſer ihrer Burg wurden ſie im Verlaufe der Zeiten, vielfach mit deutſchen Elementen gemiſcht, überzogen und durchwachſen. Da ihre geiſtlichen Führer und Kirchenlehrer häufig aus Deutſchland kamen, da ihre Könige zu Churfürſten und Großwürdenträger des deutſchen Reiches erhoben wurden, — da ſie, beſonders nach der Germaniſirung Schleſiens im 13. Jahrhunderte, immer dichter in das deutſche Land eingeſponnen wurden, da deutſches Recht und Geſetz vielfach bei ihnen zur Geltung gelangte, — da endlich nach dem Ausſterben des alten ſlaviſchen Königsgeſchlechtes der Przemysliden im Anfange des 14. Jahrhunderts deutſche Fürſten und Kaiſer in der Hauptſtadt Böhmens reſidirten, ſo füllten ſich denn auch die Höfe der Fürſten, die Klöſter, die Biſchofsſitze, die Städte immer mehr mit Deutſchen.

Die Städte der Tſchechen wurden wie die der Ungarn und Polen faſt alle erſt von Deutſchen gebaut und mit deutſchen Bürgern beſetzt, die aber freilich mitten in dem alten Stockböhmen oft wieder zu Slaven ausarteten.

Die ſogenannten Huſſiten-Kriege, die im Anfange des 15. Jahrhunderts ausbrachen, mögen wohl als die letzte große nationale Erhebung der Tſchechen und als ihr letztes mächtiges Auftreten in Deutſchland bezeichnet werden.

Obgleich religiöſe Streitigkeiten zu dieſen furchtbaren Wirren die nächſte Veranlaſſung gaben, ſo gewannen ſie doch, da Huß und ſeine Ideen auf uraltem ſlaviſchem Grunde und Boden ſtanden, und da auf der anderen Seite der Deutſchen Reich und Kaiſer ſich zur rechtgläubigen Partei hielten, bald eine natinale Wendung.

Wie unter Samo, wie unter Boleslaus und Ottokar ſchäumten dabei die Tſchechen wieder allſeitig und mehr als 10 Jahre hindurch über ihren Gebirgskeſſel hervor, eroberten und verheerten unter ihren einäugigen und furchtbaren Ziska und ihren kahlköpfigen Prokopen die deutſchen Lande im Oſten, Norden, Weſten und Süden um ihren Gebirgskeſſel weit und breit herum.

Dagegen mag man die Schlacht am weißen Berge, in welcher ſich wieder wie häufig zuvor Deutſche und Tſchechen gegenüber ſtanden, und die darauf folgende furchtbare Reaction unter Kaiſer Ferdinand II. als den letzten und ſchließlichen großen Triumph der Deutſchen über die Tſchechen betrachten.

Jene vor 250 Jahren gefochtene Schlacht wurde lange von den böhmiſchen Geſchichtſchreibern als das „Finis Bohemiae" beklagt, wie die Schlacht am Amſelfelde, welche die Südſlaven gegen die Türken verloren, als das Ende Serbiens, oder wie die Schlacht bei Maciejowice als der Untergang Polens.

Nach jener Schlacht wurde die deutſche Sprache mit Gewalt unter den Tſchechen eingeführt. Die alten böhmiſchen Adelsgeſchlechter ſtarben aus. Ihre Güter wurden an deutſche Herren vertheilt. Mehrere im dreißigjährigen Kriege verödete Landſtriche wurden mit deutſchen Coloniſten beſetzt. Viele tauſende tſchechiſche Familien wurden aus dem Lande vertrieben und man findet ihre ſlaviſchen Familien-Namen noch jetzt unter den Bürgern Dresdens und anderer ſächſiſcher und preußiſcher Städte. Das Tſchechiſche wurde hinführo nur noch eine „Bauernſprache" genannt. — Auch legten damals die Tſchechen ihre alte ſlaviſche Nationaltracht ab.

Das ſchließliche Ende des Volks iſt es aber doch noch nicht geweſen. In den zwei Jahrhunderten, welche dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege folgten und in denen Alles allmählich ſich wieder beſſerte und erholte, haben auch die Tſchechen ſich nach und nach wieder beſonders gemehrt und gekräftigt.

Und als nach dem Schluſſe des völkerknechtenden Napoleon über alle Nationalitäten des Welttheils ein belebender Hauch wehte, da haben auch die Tſchechen, wie die Ungarn, wie die Serben, wie die Walachen und wie die Griechen ſich ihres Urſprungs von Neuem mit Wärme erinnert.

Patriotiſche Dichter, gelehrte Männer, geſchickte Hiſtoriker und Alterthumsforſcher ſind unter ihnen erſtanden und haben die Geſchichte des Volkes verherrlicht, ſeine Literatur bereichert, ſeine alte Bauernſprache gereinigt und wieder zu Ehren gebracht.

Aus allen Verſtecken des Landes, aus den alten Schlöſſern und Klöſtern, ſogar aus den Knöpfen der Kirchthürme haben ſie die Spuren und Zeugen ſeiner ehemaligen Nationalgröße hervorgezogen. Im Kirchthurmsknopfe der böhmiſchen Stadt Königinhof haben ſie einen Theil der berühmten Sammlung uralter ſlaviſcher Heldenlieder und Sagen gefunden, der den Tſchechen in neuerer Zeit eben ſo werth geworden iſt, wie uns unſere Nibelungen-Geſänge.

Auf dem alten Grunde iſt nun eine neue blüthenreiche tſchechiſche Literatur aufgeſproßt, und dieſe hat ſich noch weit über die Gränzen des alten Böhmer-Landes ſelber ausgedehnt, Geltung und Anſehen verſchafft. Die ſlaviſchen Moraven in Mähren, die Slowaken im nordweſtlichen Ungarn, welche von Anfang herein in Stamm und Sprache die nächſten Verwandten der Tſchechen waren, und oft mit ihnen unter derſelben Herrſchaft vereinigt geweſen ſind, haben ſich dieſen wieder mit ihren Sympathien, ihrem Patriotismus und ihren literariſchen und poetiſchen Beſtrebungen angeſchloſſen und haben ſich gewöhnt, ſich mit ihnen als ein Volk zu betrachten.

Sie haben das Idiom der Tſchechen, dieſer eifrigen Vorkämpfer der Nationalität ihrer geſammten Völkergruppe, als ihre Literatur-Sprache angenommen. Und ſo hat nun wieder Alles, was bei den Böhmen in Prag geſprochen, gedacht, geforſcht und gedruckt wird, einen weiten Nachhall bei mehr als 8 Millionen Slaven gefunden, die ſich als Brüder anſehen, und die bei verſchiedenen Erſchütterungen neuerer Zeit ſchon von der Wiederherſtellung eines Groß-Mähriſchen oder Groß-Tſchechiſchen Reiches geträumt haben, wie es einſt zur Zeit Kaiſer Arnulphs zwiſchen Donau und Karpathen, vom ſächſiſchen Erzgebirge bis in die Nähe von Siebenbürgen beſtanden hat.

Die Tſchechen, — und was man von ihnen bemerkt, kann man dem Geſagten zufolge auch mehr oder weniger von den ihnen nahe ſtehenden Mähren und Slowaken gelten laſſen, — betrachtet man unter den Slaven als die Repräſentanten des choleriſchen Temperaments, während man den Polen und Ruſſen das ſanguiniſche, den Südſlaven und Serben das melancholiſche zuſchreibt.

Sie haben nicht das ritterliche Weſen und die heitere Lebensluſt der Polen. Sie ſind trüber und verſchloſſener als die Ruſſen und beſitzen nicht die Munterkeit und Beweglichkeit derſelben.

Von den Deutſchen werden ſie ſtarrköpfig, hartnäckig, verſchmitzt und argliſtig, finſter und mißtrauiſch geſcholten. Zankſucht und Rechthaberei ſoll nach dem Urtheil der Deutſchen ihr Erbfehler ſein.

Der ausdauernde Fleiß, die hohe Bildſamkeit und Empfänglichkeit für Unterricht, die gemeſſene Reflexion, der größere Ernſt, der düſtere Trotz, welche die Tſchechen vor den übrigen viel glatteren und leichteren Slaven auszeichnen, ſind ihnen vielleicht zum Theil in Folge des Verkehrs und Kampfes mit den Deutſchen eigen geworden. Doch rührt darin wohl nicht, wie Einige meinen, Alles von ihren fürchterlichen und tragiſchen National-Schickſalen her.

Denn ſchon im 9. und 10. Jahrhunderte, da unſere deutſchen Jahrbücher ihn zu beachten anfingen, erblicken wir in dem Tſchechen einen ernſten, tapferen und hartnäckigen Menſchen. Viele fremde Schriftſteller haben in Bezug auf Energie, Kraft und Genialität unter allen Slaven den Polen den erſten Platz angewieſen. Ein ausgezeichneter Pole ſelbſt aber, Maciejowsky, läßt dieſe Ehre den Tſchechen und ſtellt ſie noch über die Polen, indem er ſagt, ſie ſeien unter allen Slaven mit der lebhafteſten Einbildungskraft, mit dem größten Scharfblick begabt, „am fähigſten für hochherzige Empfindungen und ſchwunghafte Dichtkunſt.“

Ihr politisches Talent, das sich frühzeitig in der Schöpfung eines eigenen unabhängigen und ihrem deutschen Erbfeinde lange widerstrebenden Königreichs bewährte, findet noch heutzutage viel Verwendung in der großen österreichischen Monarchie, der sie angehören. Die Verwaltungs-Büreaus von Wien, Gallizien, von ganz Ungarn und seinen Nebenlanden sind mit einer Menge strebsamer und anstelliger Beamten aus Böhmen überschwemmt.

Daß sie, von ihrer großen Slaven-Familie abgerissen, ohne nationalen und geistigen Zusammenhang mit einem größeren Ganzen dennoch ihr eigenthümliches Wesen sich bewahrt haben, selbst unter dem oft schweren Drucke des deutschen Scepters, beweist wohl mehr als Alles, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind, der noch fernere Entwickelung verspricht.

Wie alle Slaven sind die Tschechen der Musik und dem Tanze ergeben. Es gibt wohl kein Land in der Welt, aus dem jährlich so viel Musiker hervorgehen, wie aus Böhmen. In dem Pariser musikalischen Lexicon bilden unter den daselbst genannten Virtuosen die Böhmen die Mehrzahl. Unter 2650 musikalischen Celebritäten Europa's befinden sich 709 Böhmen, 701 Italiäner, 517 Deutsche, nur 134 Franzosen und gar nur 27 Spanier und Portugiesen.

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß sie wohl Virtuosen, aber seltener Componisten erzeugen, wie denn bei aller Anstelligkeit und Bildsamkeit ihnen ziemlich allgemein das erfinderische Genie abgesprochen wird. Und dann freilich auch ist wohl eine große Zahl der dort „Böhmen" Genannten nicht den tschechischen, sondern den deutschen Böhmen beizuzählen, die von dem musikalischen Geiste ihrer slavischen Nachbarn inspirirt, ihrem eben so empfänglichen als erfinderischen Genius gemäß jene Kunst unter sich noch weiter ausgebildet haben.

In den Dörfern der musikliebenden Tschechen und Mähren erlebt man oft ähnliche Dinge wie in Rußland, wo zuweilen auch die schwersten Arbeiten mit Musik begleitet werden. In manchen Thälern der Karpathen ziehen sogar die zum Frohndienst versammelten Leute mit Violinen und Hoboen auf, und es musiciren einige ihrer Virtuosen während der Arbeit, die ihnen so leichter von statten geht.

Zuweilen läßt auch der Gutsverwalter den Schnittern während ihrer Ruhestunden ein Concert geben, was sie nicht selten zum Gesange und Tanze während der Arbeits-Pausen verlockt.

Die Leute betrachten daher wohl diese gesellige Frohndienstzeit nicht als eine Last, sondern vielmehr als eine Art munteren Festes, und es wird mit der Aufhebung der Frohnen in jenen Gegenden auch ein Stück Poesie aus dem Volksleben genommen.

Auch in Ungarn sieht man alljährlich die Slowaken, diese östlichsten Brüder der Tschechen und Mährer mit Gesang und Musik aus den Thälern der Karpathen in die reichen Donau-Ebenen hinabziehen, um dort den magyarischen Grundherren bei den Erndte-Arbeiten zu helfen.

Diese ungarischen Slowaken, obgleich sonst in ihrer Physiognomie, in ihrer Stumpfnase, ihren tiefen kleinen Augen, ihren starken Backenknochen ganz und gar Slaven, haben sich doch in ihrem Körperbau in dem südlichen üppigen Klima des Landes mehr ausgebildet. Die gedrungenen Formen des Großrussen und Tschechen sind bei ihnen geschwunden. Der ganze Körper ist länger und wohlgestalteter geworden. Man findet unter ihnen ausgezeichnete Figuren, die schönsten Männer-Gestalten.

In vielen kleinen Industrien sind sie ein äußerst betriebsames Volk. Als Krämer, als Tagelöhner, als Handarbeiter sind sie in ganz Ungarn verbreitet, und wo sie sich in größerer Menge einschleichen und festsetzen, da verdrängen sie leicht die vorgefundene Nationalität. Es gibt eine Menge ehemals deutscher und auch magyarischer Ortschaften, die jetzt, obgleich sie noch ihre alten deutschen und magyarischen Namen tragen, von den wuchernden und um sich greifenden Slowaken vollständig slavisirt sind.

Eine merkwürdige ethnographische Eigenthümlichkeit ist es, daß sie im übrigen Europa am meisten durch den Krieg bekannt geworden sind, den sie eifrig gegen gewisse kleine Plagegeister unserer Häuser führen. Als muntere, an wenige Be-

dürfniſſe und Bequemlichkeiten gewöhnte Mäuſe- und Ratten-Fänger und Maulwurfs-Vertilger, unter dem Namen „Topfſtricker", oder „Drahtbinder", oder „Raſtelbinder" oder „Draht-Slaven", durchziehen die Slowaken nicht nur ganz Deutſchland, ſondern auch den Norden und Weſten unſeres Welttheils und ſelbſt Aſien, und ſind in dieſer Kunſt ſchon ſein Jahrhunderten berühmt. — Sonderbar genug, daß auch ſolche ſo ganz ſpecielle Talente ſich nach den Nationalitäten vertheilt haben und daß auch ſolche kleinliche Rollen und Beſchäftigungen in der europäiſchen Familie ſo ganz und ausſchließlich in den Beſitz eines gewiſſen Stammes gelangen konnten.

Die Slowaken ſind nach Oſten hin die letzten der zur tſchechiſchen Gruppe gehörenden Slaven. Sie ſchließen ſich an jenes andere große weſtſlaviſche Volk an, welches als das Glänzendſte unter allen Slaven betrachtet wird, und in der Welt eben ſo berühmt geworden iſt durch ſeine brillanten Thaten und ſeinen heroiſchen Charakter als durch ſein großartiges National-Unglück, an die Polen, mit denen wir die Betrachtung der ſlaviſchen Völker ſchließen wollen.

Von dem Lande, welches die Polen bewohnen, hat man, um ſeine erſtaunliche Einförmigkeit zu bezeichnen, oft geſagt, daß wer *einen* Acker davon geſehen habe, das ganze Reich kenne. „Allenthalben", ſo ſagt man, „die gleiche traurige Farbe in der Natur und in der Menſchenwelt, durchweg dieſelbe Art in Sitte, Sprache, Lebensweiſe der Bewohner, wie in Bodenbildung, Cultur und Fruchtbarkeit. Die Natur iſt im ganzen Lande gleich hart. Den Menſchen geht es überall gleich ſchlecht. Es iſt ein unermeßlicher Sumpf, mit Steinen und Granitblocken überſtreut, und mit dichten Waldungen beſtanden, zwiſchen denen hie und da elende Behauſungen und unheimliche Wohnorte verſtreut ſind."

Dieſe Definition und Schilderung haben, ſage ich, Einige von dem Polenlande gegeben und haben geglaubt, damit *Alles* zu ſagen. Ja die Franzoſen gar, als ſie einmal in dieſes Land einrückten, warfen die berühmte Frage auf: Est ce, qu'on appelle ça une patrie? „Nennt man das ein Vaterland?"

Mit ſolchen allgemeinen Auffaſſungen, die ſo Vieles übers Knie brechen, iſt es indeß ein mißliches Ding. Sie thun der ſchöpferiſchen Natur vielfach Unrecht und dem Patriotismus der Menſchen wehe.

Selbſt in Polen hat ſich *jene* nicht unbezeugt gelaſſen, und auch dort hat *dieſer* Dinge genug gefunden, welche er der Liebe und Bewunderung werth finden konnte.

Die poetiſchen Schauer der düſteren ſarmatiſchen Urwälder haben den Byron der Polen, den Dichter Mizkiewitſch zu vielen ſchönen Sonetten begeiſtert. Und die oft lachenden Gefilde längs des Ufers der Ströme wären wohl nicht weniger dazu im Stande geweſen.

Im Süden heftet ſich das Polenland an einen der großartigſten Gebirgskämme Europa's, an die Karpathen, welche von einigen als die älteſten Urſitze aller Slaven bezeichnet werden und denen es wahrlich nicht an Romantik der Geſchichte und Natur gebricht.

Im Norden gegen die Oſtſee hin ſchlängelt ſich, wie in Preußen, ſo auch durch Polen, ein Kranz von kleinen und großen Seen, an deren Ufern Gehölze, Wieſen und geſchmückte Hügel manch anmuthiges Naturbild hingeſtellt haben.

Selbſt die weiten Steppen, in denen Polen im Süd-Oſten gegen Rußland hin ſich verliert, ſind nicht ohne Reize. Da, in Volhynien und Podolien, dehnen ſich vor dem Blicke unabſehbare Weidegründe mit einem unbegränzten Horizonte aus, die im Frühlinge mit dem ſchönſten Schmucke mannigfaltiger Blumen prangen.

Im dürren Sommer und ſtürmiſchen Winter ſind ſie zwar öde genug. *Aber* — mitten in dieſen Einöden — wie überraſchend iſt da der Anblick der von den Gewäſſern des Dniepr und ſeiner zahlloſen Nebenflüſſe tief in das weicherdige Steppenplateau eingeſchnittenen Thäler.

Dieſe Flußthäler der Steppen, von den Polen „jary" genannt, von der Natur wie breite Canäle ausgegraben, durchziehen das wüſte Land wie ein Netz länglich geſtreckter Oaſen.

In dieſe Thal-Gräben, die oft eine Meile breit ſind, und die gleich Souterrains Schutz gegen das Unwetter oder die Trocknis, die auf dem Steppen-Plateau herrſchen, gewähren, concentrirt ſich alles Leben und aller Naturſchmuck der Gegend. Sie ſind mit Gehölzen und Baumwaldungen von mancherlei Gattungen gefüllt, von einem überſchwenglichen Reichthum von Vögeln und wildem Gethiere, wie von zahmen Heerden belebt.

In ihnen liegen, wie das Mark in den Knochen, alle Ortſchaften und Städte des Landes, und in der Tiefe mitten zwiſchen dem Allen ziehen ſich die Fäden klarer Bäche und ruhig fließender Ströme hindurch.

Solche Bilder ergreifen die Phantaſie um ſo mehr, da ſie in dem weit ausgebreiteten, einförmigen Steppenlande nur wie Goldfäden erſcheinen und da ſie noch dazu — von ferne nicht ſichtbar — ungeahnt und unangemeldet vor den bezauberten Blick des Reiſenden plötzlich hintreten.

Kurz auch ein Pole, der von Jugend auf alle dieſe und andere mannigfaltigen Reize und Formen, unter denen die Natur ſich in ſeinem großen Vaterlande darſtellt, in ſeine Seele und Phantaſie aufgenommen hat, wird nicht in Verlegenheit ſein, auf oben erwähnte bruske Frage der Franzoſen eine Erwiederung zu finden.

Welche Race zuerſt dieß weite Land zwiſchen Karpathen und Oſtſee beſetzt und bewohnt habe und in Folge welcher Umwälzungen und Ereigniſſe endlich die Slaven ſich in demſelben ausgebreitet haben, das liegt uns Alles in tiefem Dunkel begraben.

Wahrſcheinlich aber hatte daſſelbe auch wie das ganze öſtliche Europa als erſte Bewohner finniſche Jägerſtämme. Zur Zeit der Römer ſcheinen deutſche Völker hier bis öſtlich ſogar über die Weichſel hinaus gewaltet zu haben. Ob wir uns aber denken müſſen, daß dieſe „Deutſchen" dort als Grundbevölkerung die ganze Gegend inne hatten, oder ob ſie vielmehr etwa nur als Herren und Eroberer, wie jetzt noch die Preußen und Oeſterreicher über die Lande und die vielleicht ſchon damals ſlaviſche Grundbevölkerung ſchalteten und herrſchten, bleibt ungewiß.

Auch aſiatiſche Skythen und Sarmaten, d. h. Völker tatariſchen Stammes mögen in den Zeiten vor den Römern und vor Chriſti Geburt von Oſten her, wie die Germanen von Weſten, gebietend in dieſe Länder vorgedrungen ſein, in ähnlicher Weiſe, wie wir ſie ſpäter unter Attila und dann unter Dſchingis Chan und Batu Chan hier erſcheinen ſehen.

Die Slaven, von denen wir zu jener Zeit mit Sicherheit kaum eine Spur in dieſen Gegenden nachweiſen können, mögen unter dem Getümmel jener activen und gebietenden Racen nur eine leidende Rolle geſpielt haben.

Erſt nach der Völkerwanderung, welche das Römerreich zerſtörte, und welche die Germanen weſt- und ſüdwärts drängte, ſcheint hier das ſlaviſche Element erwacht zu ſein, und nach der Zeit des Exodus der Germanen ſehen wir dann alsbald, wie die Oſthälfte Deutſchlands, ſo auch das ganze Polenland von einer Menge frei gewordener Slavenſtämme erfüllt.

Sie lebten Jahrhunderte lang ohne nationale Einigkeit und ohne einen gemeinſamen Namen in kleinen Fürſtenthümern oder in Stammgemeinden mit patriarchaliſcher Verfaſſung, mögen aber ſchon damals die Keime zu denjenigen Eigenthümlichkeiten der Sitte und Sprache in ſich getragen haben, durch welche ſie ſich ſpäter, als ſie unter dem Namen „Lächen" oder „Polen" zuſammentraten, vor den Ruſſen, vor den Tſchechen und vor den andern Slaven auszeichneten.

Die Wiege des polniſchen Namens und die Wurzel des unter dieſem Namen aufgewachſenen Volks und Staats liegen hart an der Gränze Deutſchlands in dem jetzt dem Königreiche Preußen annectirten Poſen.

Da iſt der Schauplatz der älteſten Königsſage der Polen, der Sage von den Piaſten. Dort liegt auch der erſte Fürſtenſitz, die älteſte Stadt der Polen, welche ſie ſelbſt ihr Neſt (Gnesno, — Gneſen) nennen.

Wie die Magyaren, wie auch die Skandinavier, bei denen ebenfalls das älteſte und erſte Königreich, das nordwärts

hinausgreifende Dänemark, hart an der Grenze Deutschlands lag, so empfingen auch die Polen in dem Zusammenstoße mit den Deutschen das Christenthum und die ersten Impulse zu kräftiger National- und Staatenbildung.

Eine Zeit lang blieben sie sogar in jener ihrer westlichen Wiege des deutschen Kaisers Vasallen. Doch schritten sie bald aus ihrem „Neste" ostwärts hervor, wie die Dänen nordwärts, wie die Ungarn nach Süden.

Nach Westen hin, wo Deutschland die übrigen West-Slaven verschlang, wo es später sogar den Polen und ihren Piasten das ganze Oder-Gebiet abnahm und die schlesischen Provinzen germanisirte, wurden den Polen frühzeitig und im Laufe der Jahrhunderte immer wieder und immer mehr die Wege verrammelt.

Sie sind daher aus ihren Wurzeln von der Warthe von vornherein vorzugsweise in der Richtung zum weiten Osten hinausgewachsen. Dahin lag für sie das freieste Feld und dorthin haben sie von jeher ihr Antlitz gekehrt gehabt.

Dorthin ihr Gebiet auszudehnen, dahin die aus dem Westen erhaltene Cultur und Christuslehre weiter zu tragen, Europa gegen die von daher drohende Barbarei zu schützen, das wurde von den Polen alsbald als ihre Mission erkannt. Dem Westen sind sie zu allen Zeiten mehr freundschaftlich verbunden gewesen, zuerst als Vasallen des deutschen Kaisers, stets als Mitglieder der römisch-katholischen Kirche, fast immer als Schüler der deutschen Nation in Künsten und Wissenschaften, später häufig als Unterthanen von dort her aus Ungarn oder Schweden, aus Frankreich oder aus Sachsen hervorgegangener Prinzen und Könige, vorzugsweise aber als Verbündete gegen Mongolen, Tataren, Russen oder als Erretter aus der Türkennoth.

Mit dem Osten dagegen, mit den Russen, mit denen sie schon gleich im 10. Jahrhunderte unter ihrem ersten großen Herzoge Boleslaus, welchen Kaiser Otto III. mit der Königskrone schmückte, zusammenstießen, mit den Lithauern, die sie zum Christenthum bekehrten, mit den Tataren, denen sie mehr Schlachten lieferten, als irgend eine andere westeuropäische Nation, haben sie seitdem bis auf unsere Zeiten herab einen 800jährigen Kampf bestanden.

Zunächst und vor allen Dingen gewannen die Polen auf diesem Wege nach Osten, nachdem sie aus jenem ihrem engen Neste an der Wartha (Gnesen in Posen) hervorgerückt waren, die ganze Linie des Weichsel-Stroms, der von den Karpathen zum baltischen Meere hinabfließend den Osten und Westen scheidet.

In dem Gebiete dieses Stromes setzten sich die Polen ganz vorzugsweise fest. Dahin gingen sie, so zu sagen, über, wie in ihre zweite Wiege oder wie zu dem eigentlich großen geographischen Kern und Central-Canal ihrer ganzen staatlichen und nationalen Entwickelung.

Die Weichsel, oder wie sie im Lande selbst heißt die Wisla, ist den Polen dasselbe geworden, was uns Deutschen der Rhein, den Groß-Russen die Wolga, den Klein-russen der Dniepr, den Ungarn und Südslaven die Donau gewesen ist — ihr vornehmster Lebensweg, die Haupt-Arterie ihrer Heimath und ihres National-Körpers, die Ausgangs-Linie ihrer Eroberungen und auch ihr Vertheidigungs-Graben in Zeiten der Bedrängniß.

In dichten Massen und als vorherrschende Grundbevölkerung haben sie sich auch nicht weit über das Strom-Gebiet der Weichsel ausgebreitet. Dagegen hat ihr Geschlecht diesen Strom von der Quelle bis zur Mündung und fast in allen seinen Nebenzweigen völlig erfüllt.

Weichsel-Land und Polen-Land sind daher zwei Namen, die man in geographischer und historischer Hinsicht fast ganz als gleichbedeutend nehmen kann.

In dem Thale der Weichsel — von ihren Quellen im Tatra-Gebirge herab bis zur Mündung liegen die berühmtesten Lokalitäten, die ältesten und jüngsten Königsstädte, die zahlreichsten Edelsitze, die gefeiertsten Wahlstätten, Kampfplätze und Parlaments-Felder, — an sie knüpfen sich die theuersten Erinnerungen der Polen.

Gleich da, wo der Strom das Gebirge verläßt, und wo die letzten Aeste desselben in die Ebene hinausragen, schaut von einer der äußersten Spitzen, „Wawel" genannt, dem Schauplatze uralter Sagen das einst prächtige, jetzt verödete Königs-Schloß der Jagellonen auf die berühmte Stadt hinab,

welche am längsten die Haupt- und Krönungsstadt des polnischen Reiches gewesen ist.

Mit zahlreichen Thürmen, prächtigen Kirchen, alterthümlichen, an Monumenten reichen Gebäuden zieht sich Krakau am Fuße der Berge im Thale der Weichsel entlang. Alte Grabhügel, hoch wie die Pyramiden, liegen als stumme Zeugen einer großen Vergangenheit in der Landschaft verstreut, neben ihnen der dem letzten Polen (Kosziusko) errichtete, zu dessen Bau jeder Patriot und auch viele edle Patriotinnen ein Häuflein Erde herbeitrugen. Einst reiche und berühmte Abteien schmücken den Hintergrund dieser alten Persepolis der Polen.

Das ganze herrliche Landschafts-Panorama ist in der Ferne von den wildzerklüfteten Gipfeln des Tatra-Gebirges umstanden, in dem der schöne und kräftige Menschenschlag der sogenannten Goralen oder Gebirgspolen haust.

Zahlreiche Burgen, theils die Stammschlösser edler und hochberühmter Geschlechter, theils zur Vertheidigung des Landes von den Fürsten gebaut, treten in ihren Ruinen auf den Felsen aus den Wäldern hervor und ziehen sich in einem malerischen Kranze um den Fuß der Karpathen westwärts bis nach Schlesien und ostwärts gegen die Grenze von Rußland herum.

Weiter von Krakau abwärts strömt die Weichsel noch durch manches schöne Thal bis nach Sandomir, der Hauptstadt der alten Wojewodschaft gleiches Namens. Dort netzt sie die fruchtbarsten Waizenfelder der Welt. Die Stammhäuser der erlauchten Familien der Ossolinsky, der einst mächtigen Zborowsky, und viele alte Benediktiner- und Cisterzienser-Abteien schmücken den Strom, der auf seinem linken Ufer noch überall von malerischen Felsenabhängen begleitet wird.

Ein breites Hügel- und Bergland, weit entfernt davon ein niedriges Sumpfland zu sein, erfüllt hier noch den breiten Strich zwischen Weichsel und Oder. Die ganze reiche Gegend ist voll von geschichtlich denkwürdigen Orten.

Nicht weniger fruchtbar sind die von Sandomir flußabwärts liegenden Hügelebenen der früheren Wojewodschaft Lublin, in denen das Waizenkorn die reichste Erndte gibt, und in denen die alte einst volkreiche Hauptstadt gleiches Namens mit vielen Palläſten berühmter Adelsgeschlechter, Kirchen und Klöster geschmückt liegt.

An der Weichsel selbst folgt Kazimierz mit den Ruinen des von Kasimir dem Großen erbauten Schlosses und weiter abwärts das von den edlen Czartoryskis reich geschmückte, von dem französischen Horaz Delille besungene und von den Russen zerstörte, weltberühmte Pulawy und seitwärts an den Ufern eines Nebenflusses Sobieska Wola der Stammsitz Johann Sobiesky's, des Befreiers von Wien.

Ostwärts erhält die Landschaft einen anderen Charakter. An die Stelle der Hügel treten große Ebenen, die sich weiterhin in die Sümpfe Volhyniens verlieren. Es sind die großen Besitzungen mehrerer fürstlichen Familien, welche sich der Abstammung von einst unabhängigen slavischen Dynastien und Großfürsten rühmen.

Die Weichsel selbst tritt erst bei der Mündung der Pilica ungefähr in der Mitte ihres Laufs ganz aus den südlichen Landhöhen heraus. Nun erst verschwinden ihre bisher hohen, waldumkränzten, oft romantischen Ufer, und jetzt fließt sie in einer breiten Thalsohle mit ruhigem Laufe nach Norden.

Auf ihrer westlichen Seite erscheint nun auf angenehmen Hügeln gelagert die Residenz der spätern polnischen Könige, das prächtige und unglückliche Warschau, das stets wie ganz Polen selbst seine Stirn, (den befestigten Brückenkopf Praga) dem Osten zuwendete, und in dessen Weichbilde dem alten östlichen Erbfeinde so viele glänzende Treffen geliefert wurden.

Es gibt wenige Länder und Völker, deren ganze Geschichte und Entwickelung so um einen einzigen Fluß herum sich bewegt, wie — ich wiederhole es — das Leben der Polen um ihre „Wisla."

Von ihr, die ihnen in allen ihren Bewegungen, wie ich sagte, als Operations-Basis diente, setzten die Polen hauptsächlich in drei Richtungen aus, in denen sie ihren Einfluß weiter ausbreiteten.

Zuerst nach Südosten in der Richtung auf den Dniepr, wo sie sich in Volhynien und in dem anmuthigen Hügellande Podolien mehre kleinrussische Stämme und Fürstenthümer unterthan machten, wo sie

das alte ruſſiſche Kiew eroberten und lange beherrſchten und den ruthenischen Adel des Landes poloniſirten.

Alsdann nach Nordoſten — zu den Waldungen und Sümpfen am Niemen und an der Düna, wo ſie auf das noch lange barbariſche und heidniſche Volk der Lithauer ſtießen, das ihnen anfänglich durch zahlloſe verwüſtende Einfälle verderblich war, das ſie aber ſeit dem 14. Jahrhunderte immer mehr in die Kreiſe ihres nationalen Lebens hineinzogen. Die Polen erwarben ſich neben den deutſchen Rittern das Verdienſt, dieſen Gegenden und Völkern Europa's das Chriſtenthum zu bringen. Sie vereinigten ſie mit der römiſch-katholiſchen Kirche. Die Großfürſten Lithauens, die Jagellonen, die durch Verheirathung mit der letzten Piaſtin Hedwig die polniſche Krone erwarben, wurden dabei ſelbſt zu Polen. Auch nahm am Ende im Laufe der Zeiten der ganze litbauiſche Adel die Sprache der Polen, der höher civiliſirten Nation an, und da er am Ende in allen Beziehungen polniſirt wurde, ſo theilt er denn auch noch jetzt die polniſchen Sympathieen und National-Sitten.

Die Chriſtianiſirung und Poloniſirung Lithauens im Nord-Oſten kann man vielleicht als den größten Sieg der polniſchen Nationalität betrachten.

In direct öſtlicher Richtung endlich ſtießen die Polen auf die eigentlich ruſſiſchen Kernlande. Hierhin ſind ſie längs der Neben-Arme des Dniepr auf derſelben von der Natur vorgezeichneten Bahn, auf welcher auch der größte Eroberer unſeres Jahrhunderts, Napoleon, den Oſten angriff, unzählige Male hinausmarſchirt und haben unter den Jagellonen und unter ihren heldenmüthigen Königen Stephan Bathory und Johann Sobieſky viele glänzende Siege gegen die Ruſſen gewonnen.

In der Mitte und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Herrſchaft der Polen ihre größte Ausdehnung erreicht. Damals waren ſie, was jetzt die Ruſſen ſind, das mächtigſte Volk im Oſten Europa's. Damals hatten ſie ſogar die ganze Düna- und Dniepr-Linie inne. Der weiße polniſche Adler breitete ſeine Flügel von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere aus. Damals ſchaltete und waltete die polniſche Partei und Armee ſelbſt in Moskau zu wiederholten Malen nach Gutdünken und mehr als die Hälfte der ruſſiſchen Völkerſchaften ſtand unter polniſchem Einfluſſe.

Die Ausbreitung der römiſch-katholiſchen Kirche, mit der auch viele ruſſiſch-griechiſche Bevölkerungen unter der Polen-Herrſchaft unirt wurden und zum Theil noch heutzutage — nach der nur theilweiſe gelungenen Rückbekehrung der Unirten zur griechiſch-ruſſiſchen National-Kirche durch Kaiſer Nicolaus, — unirt ſind, mag als eine noch jetzt beſtehende Folge dieſer weiten Polen-Herrſchaft betrachtet werden.

Vor allen Dingen aber die weite Ausbreitung polniſcher Sitte und Sprache auf ruſſiſchem Untergrunde. In dem ehemals von ruſſiſchen Großfürſten beherrſchten Galizien, in Volhynien und Podolien bis zum heiligen ruſſiſchen Kiew hin, in der ganzen Weſthälfte Kleinrußlands oder des Ruſſinen-Landes hat ſich die ruſſiſche Nationalität in hohem Grade verwiſcht.

Von den Familien der ruſſiſchen Theilfürſten, den Nachkommen und Nachfolgern Wlademirs des Großen iſt keine Spur übrig geblieben. Polniſche Sprache und polniſche Sitten haben hier einen merkwürdigen, entſcheidenden und bleibenden Sieg über das ältere Ruſſenthum errungen, und haben allmählich alle höheren Stände und Claſſen der Geſellſchaft durchdrungen. Selbſt die griechiſch-ſlaviſche Prieſterſchaft hat dort ihre ruſſiſche Mundart vergeſſen. Sogar im vertrauteſten Alltagsgeſpräche bedient man ſich des Polniſchen und der ruſſiſche Dialekt iſt nur das Eigenthum des ungebildeten Landvolks geblieben. Da ſich dieß in verhältnißmäßig kurzer Zeit, nämlich ſeit 4 Jahrhunderten ſo geſtaltet hat, ſo mag man darin wohl einen Beweis der geiſtigen Ueberlegenheit der polniſchen Nationalität über die ruſſiſche finden.

Damals, auch während des ganzen 16. Jahrhunderts in der glorreichen Zeit der Sigismunde der letzten Jagellonen, feierte die Sprache und Bildung der Polen ihre größte Glanzperiode, die als ihr goldenes Zeitalter bezeichnet wird. Die Wiſſenſchaften erfreuten ſich einer ungemeinen Pflege und Gunſt. Könige und Magnaten ſtifteten Akademien. Die nach dem Muſter

von Prag eingerichtete Universität zu Krakau, deren Mitglied Copernicus war, hatte nicht weniger als über 50 Druckerpressen. Dort und auch im Auslande, in Deutschland, Frankreich und Italien besuchten die Polen die Hochschulen. Auch die polnischen Damen hatten ihre blühenden Schulen in den Klöstern, in denen selbst sie sogar die Dichter der Griechen und Römer lasen. Der Literatur und Dichtkunst widmeten die Polen sich mit eben so viel Liebe, wie den Waffen. Und als nach der Mitte des 16. Jahrhunderts einige dieser wohl gebildeten Polen in Paris erschienen, um den von ihnen gewählten König Heinrich von Anjou zu begrüßen, entwarf ein berühmter französischer Geschichtschreiber jener Zeit folgendes Bild von ihnen: „Das ganze Volk von Paris", sagt De Thou, „war erstaunt über die Erscheinung dieser polnischen Gesandten, über ihre feinen Pelze, ihre eleganten mit Edelsteinen besäeten Gewänder, über ihr würdevolles und mannhaftes Auftreten, ganz insbesondere aber über die Gewandtheit, mit der sie sich im Französischen, Deutschen, Lateinischen und Italiänischen ausdrückten. Diese fremden Sprachen waren ihnen so geläufig, wie ihre eigene. Sie redeten unsere französische Sprache mit solcher Reinheit und Präcision, daß man hätte glauben mögen, sie wären nicht an der Weichsel, sondern am Ufer der Seine geboren. Unsere französischen Hofleute schämten sich vor ihnen, wie Ignoranten, und die meisten von ihnen, wenn ihre polnischen Gäste mit ihnen über gelehrte Gegenstände zu reden anfingen, antworteten nur durch Zeichen und indem sie errötheten. Am ganzen französischen Hofe fand man nur zwei Männer, die im Stande waren, den Polen lateinisch zu antworten."

Ein eben so denkwürdiges Zeugniß gibt den Polen der damaligen Zeit einer der größten Gelehrten des 16. Jahrh. Muretus, den König Stephan Bathory aus Italien nach Krakau berief. „Unter den Italiänern", so sagt dieser berühmte Mann, „ist kaum einer unter hundert, der Lateinisch versteht oder Geschmack für die Wissenschaften hat. Unter den Polen dagegen findet man eine große Menge Männer, welche beide Sprachen vollkommen verstehen, und die eine so entschiedene Leidenschaft für die Wissenschaften und Künste haben, daß sie ihnen ihre ganze Existenz widmen."

Auch die Angelegenheiten der Städte und ihrer Bürger waren damals in einem verhältnißmäßig blühenden und geregelten Zustande, geschützt unter ihren Municipal-Rechten. Und selbst der arme Landmann war noch fern von der Erniedrigung, Armuth und Sklaverei, in die er später verfallen ist. Die Zeit des großen Kasimir, der sich (im 14. Jahrhunderte) den Ehrentitel „der Bauernkönig" erwarb, lag noch nicht fern. Manche haben sogar behauptet, daß damals im 14., 15. bis in's 16. Jahrhundert alle Ehren und Würden der Nation in Polen dem Wetteifer und der Theilnahme aller Classen zugänglicher gewesen sind, als in anderen Ländern Europa's. Viele der berühmtesten polnischen Männer jener Zeit gehörten ursprünglich dem Bauernstande an. Janicko, ein in Rom gekrönter Poeta Laureatus, war ein Bauer, desgleichen Kromer, im 16. Jahrhunderte Fürstbischof von Krakau. Dantiscus, ein polnischer Dichter, Diplomat und nachher Bischof, war ein Bürgerssohn aus Danzig.

Seit dem Aussterben des erblichen Königsstamms der Jagellonen (im Jahre 1572) ging es mit dieser Blüthe und Macht der polnischen Nation bergab, und während des 17. Jahrhunderts taumelten ihre Angelegenheiten einem raschen und immer schnellerem Verfall entgegen. Die Monarchie wurde ein Wahlreich. Es begannen die stürmischen Königswahlen, bei denen sich circa 200,000 Edelleute in Waffen auf dem Felde bei Warschau versammelten und dort wie erbitterte Parteien gespalten oft wie Landesfeinde in getrennten Lagern gegen einander campirten. Die Art der Wahl und die den Königen vorgelegten Capitulationen wurden beständig geändert. Neuerung folgte auf Neuerung. Und bei jedem Schritte weiter wurden die dem Ganzen und der Einheit so wohlthätigen Prärogativen der Krone geschwächt, und während sich über ihr die Macht und der Uebermuth des Adels immer mehr erhob, sanken unter dem Fuße des letzteren die unteren Classen des Volks in bodenloses Elend und völlige Schutzlosigkeit hinab.

Der Adel maßte sich so außerordentliche Privilegien und Freiheiten an, daß er am Ende untauglich wurde, etwas Gan-

zes und Festes zu bilden. — Auf seinem Grund und Boden besaß jeder dieser polnischen Edelleute wahre Souveränitäts-Rechte, war ein Herr und König. Die Gesetzgebung der Nation und des Staats betraf nur seinen Stand, die Adels-Corporation. Seinen Vasallen, Untergebenen und Leibeigenen gegenüber war er selbst Richter, Gesetzgeber und unumschränkter Souverän.

Der Staat, den die Polen bildeten und den sie eine „Republik" nannten, war zuletzt nichts als eine Conföderation einer Unzahl kleiner Despoten. Und diese Despoten waren unter einander nicht nur gegen ihre Leibeigenen, gegen den König und das Reich, sondern auch gegen die ihnen feindseligen Fractionen ihrer eignen Kaste verschworen.

Die merkwürdigste und verderblichste politische Institution von eigenthümlich polnischer Erfindung ist aber ihr berüchtigtes „freies Veto" traurigen Andenkens gewesen. Ihre Vorstellungen von dem Ideale persönlicher Freiheit und individueller Unbeschränktheit eines Edelmanns arteten so aus, daß sie den bei keinem andern Volke je erhörten Grundsatz aufstellten, ein Mitglied der Republik, d. h. ein Edelmann dürfe unter keiner Bedingung, selbst nicht von der Mehrheit der Nation, zur Annahme eines Beschlusses, eines Gesetzes oder einer Wahl gezwungen werden, dem er nicht seine freie persönliche Beistimmung geben wolle.

Sie gaben jedem Einzelnen das monstruöse Recht, sein „Nie pozwalam" (ich will es nicht) dem Willen der Majorität entgegenzusetzen, und ein einziges halsstarriges oder von fremdem Einflusse gewonnenes Individuen vermochte diese dadurch völlig wirkungslos zu machen. Die Geschichte zeigt uns kein Beispiel einer ähnlichen Staats-Einrichtung. Durch die immer fortschreitende Entwickelung und Ausbildung dieses unsinnigen Prinzips nahmen die Polen ihrem Staate alle Stabilität, machten ihn und sich, so zu sagen, unmöglich.

Ein Volk mit solchen wunderlichen Idealen im Kopfe mußte natürlich bald dem Untergange gewidmet sein. — Es wurde dadurch der Parteienzwiespalt im Innern und den Eingriffen fremder Gewalten von außen Thür und Thor geöffnet. Polen wurde ein nie ruhender Vulkan, der sich selbst beständig zerklüftete, die Fremden lockte und schließlich unter seinen eigenen Ruinen begraben wurde.

Die Polen verloren in Folge ihres wilden und völlig ausgearteten Unabhängigkeits-Sinnes alle Fähigkeit, sich mit vereinten Kräften einer Sache zu widmen. Ihre Heere, in denen es immer an Subordination fehlte, richteten viel weniger aus, als von der Tapferkeit der Soldaten und dem unternehmenden Sinne ihrer Anführer zu erwarten stand. Ihre ganze Geschichte wurde ein Gewebe von Leichtsinn, Unordnung und Unbestand. Es fehlte ihnen zuletzt gänzlich an der Disciplin und Selbstbeherrschung, wodurch man auch andere beherrscht.

Die Doppelgänger, Rivalen und Nachbarn der Polen, die Russen, die sich seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts unter dem Fürstenhause der Romanows zu einer einigen und immer mächtiger um sich greifenden Einherrschaft erhoben, fingen nun an, in dem sie sich von dem Einflusse der Polen, die sie einst selbst überwältigt hatten, frei machten, ihnen eine ihrer östlichen Provinzen nach der anderen zu entziehen.

Kurz nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erlangten sie die südliche Hälfte aller polnischen Striche östlich vom Dniepr, die Ukraine, das ganze Land der Kosaken, und zum zweiten Male Smolensk, das sie schon einmal im Jahre 1500 erobert hatten, — im Laufe des 18. Jahrhunderts durch die Reihe der sogenannten Theilungen des rasch versinkenden Polens, die sich Schlag auf Schlag folgten, zunächst im Jahre 1772, den Rest des Landes östlich vom Dniepr das Fürstenthum Witepsk; dann 1793 mit einem breiten Schnitt das Land westwärts längs des Dnieprs, Podolien und den Rest von Klein-Rußland, zwei Jahre darauf 1795 den Hauptkörper von Lithauen, nebst Kurland und Volhynien.

Das Weichselland, das eigentliche National-Polen kam bei diesen Theilungen auf eine kurze Zeit unter deutsche Mächte, unter Oesterreich und Preußen. Aber seit 1815 hat Rußland auch dies Hauptstück, den ganzen mittleren Central-Körper dieses alten national polnischen Weichsellandes, in Besitz genommen, und es sind nun

seitdem bei weitem die meisten der von den Polen einst bevölkerten oder besetzten Landstriche ihren Rivalen den Russen unterthan. Den Preußen ist nur die kleine alte polnische Wiege an der Wartha und der Saum der Ostsee-Küste, den Oesterreichern aber der Kranz der schönsten polnischen Landschaften am nördlichen Rande der Karpathen-Mauer geblieben.

Bei allen ihren glänzenden Talenten, trotz ihres tapfern Muthes und ritterlichen Sinnes, scheinen dem Naturell der Polen von Haus aus und mehr als je in den letzten Zeiten ihrer politischen Existenz viele Eigenschaften gefehlt zu haben, die besonders geeignet sind, das Glück der Nationen und Staaten dauernd zu begründen.

Man hat sie den genialen aber extravaganten, den verschwenderischen, den verlornen Sohn der Mutter Europa genannt. Es scheint in ihnen insbesondere nichts von dem sparsamen, haushälterischen, industriellen und erwerbsamen Sinne, der die germanischen Völker auszeichnet, gesteckt zu haben. Sie haben von sich selbst das Sprichwort erfunden: auf der Jagd einen Hahn erlegen und beim Festessen einen Ochsen aufspeisen. Und der Ausdruck „polnische Wirthschaft" ist bei uns zur Bezeichnung einer nachlässigen Staats- und Haushaltung eben so sprichwörtlich geworden.

Obzwar der Poesie und Musik ergeben, haben sie Handel, Gewerbe und bildende Kunst nie mit Erfolg betrieben und haben auch unter sich nie die geduldigen, arbeitsamen, achtbaren Mittelclassen erzeugt, welche jeder menschlichen Gesellschaft so wohlthätig und nothwendig sind, die sie erst recht vollständig machen, ihren Hauptkörper bilden.

Sie sind immer den Extremen zugeflogen. Da kriegerischer Ruhm, Herrschaft, ein glanzvolles, schranken- und zügelloses Leben für sie den höchsten Reiz hatte, so mußten, damit dies Alles Einigen zu Theil wurde, viele zur Abhängigkeit und zu harter, sklavischer Arbeit herabgewürdigt werden. — Die sanften und bescheidenen Ideale von einem freien achtbaren Bauern, oder von einem ehrsamen fleißigen Bürger, das sind Dinge, die den Polen nie in den Kopf gewollt haben. Adel war Alles, was aus ihrem Sinn hervorging. Wer nur den geringsten Grundbesitz unter die Füße bekam, wollte bei ihnen gleich ein Edelmann und Magnat werden, schöpferische Handels- und Industrie-Colonien sind nie von den Polen ausgegangen; nur Adels- und Militär-Colonien.

Die Polen bildeten in diesen Tendenzen und Neigungen den größten Gegensatz zu den ihnen benachbarten Deutschen, die in allen Zweigen des menschlichen Könnens und Schaffens einen so ernsten, ausdauernden und arbeitseligen Sinn bewiesen und hauptsächlich dadurch über die Polen so merkwürdige Siege errungen haben.

Als rege und unternehmende Kaufleute haben die Deutschen den Polen namentlich den langen Küstenstrich längs der Ostsee weggenommen und hier von Danzig über Königsberg, Memel und Libau bis Riga längs der ganzen Küste des alten Polen-Reichs eine Reihe blühender deutscher Handels-Colonien gestiftet. Die Polen haben sich durch sie überall von dem belebenden Anhauche des Meeres ausschließen lassen.

Einmal (es war am Ende des 15. Jahrhunderts) haben sie zwar diesen deutschen Colonienstrich für einige Zeit zurückerobert, haben ihre Grenze wieder bis an's Meer ausgebreitet und sollen, als sie damals die baltische See erblickten, vor Freude getanzt haben. Sie tanzten wohl, die Polen, und sangen, aber sie machten keine Geschäfte am Meere. Die Deutschen fuhren fort, selbst unter der polnischen Ober-Herrschaft die Geschäftsleute und eigentlichen Besitzer und Ausbeuter des Meeresstrandes zu sein. Sie machten sich nach einiger Zeit auch wieder politisch unabhängig von Polen, und schnitten diese dann ganz vom Meere ab, indem sie längs der Küste Alles germanisirten und die Polen auf die Ebenen, Sümpfe und Wälder des Innern beschränkten.

Auch in viele Partien dieses Innern drängten die betriebsamen Deutschen sich ein und bildeten bei den Polen, wie bei den Tschechen und Magyaren ein wesentliches Element der städtischen Bevölkerung.

Mit den Deutſchen, aber in noch weit größerer Zahl, als ſie, kamen die Juden in's Land, und übernahmen vorzugsweiſe die Betreibung vieler der bürgerlichen Geſchäfte, zu denen die Polen kein Talent oder keine Neigung hatten.

Sie, die Kinder Iſrael, fanden bei den Polen ein ſo günſtiges Terrain, daß ſie hier üppiger wucherten, als in irgend einem Lande Europas, in alle Städte, Dörfer und Weiler ſo weit Polen wohnten und herrſchten, als Handwerker Künſtler und Krämer in die große Lücke eindrangen, die ſie in dem polniſchen National-Weſen fanden. Sie bildeten, ſo gut als ſie dies konnten, ein Surrogat für die den Polen abgehenden mittleren Klaſſen, und bilden noch jetzt gleichſam dort den dritten Stand des Volkes, — indem ſie zwiſchen den übermüthigen Herren und den elenden unwiſſenden Leibeignen in der Mitte ſtehen. Sie ſind eine faſt unentbehrliche Plage des Landes geworden. — Der Umſtand allein, daß die Juden unter den Polen gewuchert haben wie ein Waizenfeld, während ſie bei den Ruſſen überall auf ſteinigen Boden fielen, deutet wohl auf eine ſehr beſtimmte Verſchiedenheit des Charakters und Weſens dieſer beiden ſlaviſchen Brüder hin. Ebenſo wird eine ſolche ſcharfe Grundverſchiedenheit des Bluts der beiden verwandten Stämme dadurch bewieſen, daß die berühmte Krankheit Plica Polonica genannt, nie den Kopf und das Haupthaar eines Ruſſen ergreift. Sie tritt nur aus dem polniſchen Geblüte hervor.

Wie die Deutſchen durch ihre überlegene Induſtrie und Bildung, ſo haben die National-Feinde der Polen, die Ruſſen, im Laufe der Zeiten den Sieg über ſie davon getragen durch die eine Qualität, des Gehorſams und der Unterordnung unter einen leitenden Willen, die ſie ſich in hohem Grade bewahrt oder angeeignet haben, obgleich ſie im übrigen in ihrer ganzen natürlichen, geiſtigen und körperlichen Begabung nichts weniger als über den Polen ſtehen.

Nie haben die Ruſſen ſolche Heldenfiguren erzeugt, die mit dem Reize der Schönheit in ihren Zügen und mit dem anmuthigen und ſchlanken Wuchſe etwas ſo Impoſantes und Energiſches verbunden hätten, wie die Polen, welche ſchon ſeit Karls IX. von Frankreich Zeiten die Bewunderung der Salons durch ganz Europa waren.

Doch will es dem Beobachter im Lande faſt erſcheinen, als wenn unter den Polen zwei ganz verſchiedene National-Typen durcheinander flöſſen und ſich ineinander verzweigten. Neben jenem voll Schönheit und Adel — wie ihn z. B. das in Deutſchland überall bekannte Bild des unglücklichen Fürſten Poniatowsky zeigt, welcher 1813 bei der Schlacht von Leipzig ſeinen Tod in den Fluthen fand, — exiſtirt noch ein zweiter mit der eben ſo allgemeinen unſchönen Kopfbildung des nur im Herzen edlen Kosziusko, mit gedrückter Stirn, tiefliegenden Augen, aufgeſtülpter Naſe und Stirn — ein Typus, welcher vielleicht eine Verſchmelzung der ſlaviſchen Polen und Mongolen andeutet und beweiſt.

Man hat häufig die Polen die Franzoſen des Nordens genannt. Wie dieſe ſind ſie lebhaft, gewandt und bildſam, zu jeder Entwickelung fähig, dabei zwar auch unbeſtändig, wie dieſe. Immer ſind ſie auf dem Tanzboden, auf dem Fechtboden, bei Gelagen voran. Selbſt die älteren Leute unter den Polen mit beſchneitem greiſen Haupte haben noch etwas von dem raſchen Weſen eines Renommiſten unſerer Univerſitäten.

Wie die Franzoſen, beſitzen die Polen, — junge und alte, — eine Elaſticität, die ſich allen Verhältniſſen anpaßt, alle Einflüſſe aufnimmt, allen Eindrücken nachgibt und keinen unterliegt.

In ewigen Contraſten bewegt ſich ihr Thun und Denken. Und wenn die menſchliche Seele überhaupt, ſo weiß vor allen die des Polen die grellſten Widerſprüche in demſelben Buſen zu vereinen.

Jahre lang leben ſie nachläſſig heiter auf der Oberfläche dahin, dann plötzlich raffen ſie alle Kräfte für irgend einen ſie begeiſternden Zweck zuſammen und wiſſen für Momente höchſt energiſch zu handeln.

Gleichgültig, obenhin, wegwerfend, betrachten und beſprechen ſie Menſchen und Dinge, flammen dann aber auf einmal in Haß und Liebe für eine Perſon oder eine Angelegenheit auf. Heute feiern ſie einen Feſttag in Buße und Gebet, morgen einen rauſchenden Carneval in Luſt und Taumel. In einer Stunde ſprechen ſie be-

geistert für Freiheit und Menschenrechte, und in der folgenden verletzen sie dieselben vielleicht höchst unbedacht in der Behandlung ihrer Diener und Untergebenen.

Begeisterung und Apathie, Eifer und Nachlässigkeit, Nachgeben und Widerstand, Verschwendung und Geiz alle diese entgegengesetzten Eigenschaften treten in der Geschichte der Polen, wie auch in dem Alltagsleben der Gegenwart grell hervor. — Und eben so auch der unbändigste Trotz neben der wegwerfendsten Unterwürfigkeit. Von jenem zeugt hinlänglich das schon erwähnte „Nie poswalam", das ein polnischer Edelmann im Gefühle seiner souveränen Größe den Beschlüssen des Parlaments und dem Willen seines ganzen Volks entgegensetzte. Von dieser die in Polen so beliebte Phrase: „Ich küsse Ihre Füße" oder gar: „ich falle ihnen unter die Füße", welche dort der bei allen Klassen eben so gewöhnliche Ausdruck des Danks ist, wie in Wien das uns wohl bekannte und viel maaßvollere: „Küß die Hand".

„Doch" — sagt eine geistreiche Dame, die über die Polen schrieb — „alle diese verschiedenen, wechselnden, in einander übergehenden, schillernden Eigenschaften des polnischen National-Charakters zu schildern, ist fast so schwer, wie ein Versuch, die Farben eines Schmetterlingsflügels zu analysiren. Schon beim Berühren verwischt man den zarten und bunten Schmelz."

Ein höchst elastischer und leichter Sinn, der sich über Alles hinwegsetzt, nicht vor der Zukunft bangt, die Vergangenheit nicht bedauert, die Kränkung, freilich oft auch die Wohlthat, schnell vergißt, gute Miene zum schlechten Spiel macht, lächelnd Alles erträgt, ist das Erbtheil aller Polen.

Mit Verwunderung sieht der Fremde in Polen selbst die Verwöhntesten unter ihnen die Unbequemlichkeiten einer Reise, die Mängel einer schlechten, temporären Wohnung, die Versehen ihrer bäurischen Dienerschaft, die Zudringlichkeit jüdischer Händler mit liebenswürdigster Laune ertragen. Sie machen das Beschwerliche zum Scherze, und amüsiren sich an dem, was andere, namentlich den ihnen gegenüber oft verweichlicht erscheinenden Deutschen erzürnen oder unmuthig machen würde.

Polnische Edelleute und Fürsten, die in ihren eigenen Häusern von allem möglichen Luxus umgeben, die meist viel gereist, mit allen Genüssen großer Hauptstädte bekannt sind, kann man con amore in den kleinen schmutzigen Judenstädtchen ihres Landes umher spazieren — in den unsaubern Wirthshäusern fürliebnehmen, in den engen dunklen Läden ihre Einkäufe machen, sich in den räucherigen Schaubühnen der größeren Städte an den elenden Aufführungen irgend einer herumziehenden Truppe oder am ohrenzerreißenden Spiel irgend eines ambulanten Virtuosen sich vergnügen, oder tageweit in harten Britschken auf holprigen Wegen zu Wolf- und Elennthierenjagden fahren sehen. Und dies Alles sieht man sie mit so viel liebenswürdiger Heiterkeit und Natürlichkeit thun, daß man sie, die da Blumen pflücken, wo andere nur dürre Oede erblicken, bewundern möchte.

Mit jener den Polen eigenen Elasticität hängt auch ihre Rastlosigkeit zusammen, die sie von der Stadt auf's Land, von einem Schlosse zum Anderen führt, ihnen eine beständige Reiselust eingeimpft hat, ja sie sogar im Innern ihrer Häuser unaufhörlich die Bestimmung und Anordnung ihrer Zimmer, die Stellung der Möbeln verändern läßt, und so ewig an die im Osten Europa's eingewurzelte Nomadennatur der Bewohner erinnert. — So glaubt man denn in einem polnischen Haushalte selbst schon ein Abbild im Kleinen von ihrer früheren Staatswirthschaft vor sich zu haben, in der sich auch wie in einem Kaleidoskope stets Alles durch einanderwarf.

Auch die Leidenschaft für das Spiel gehört zu denjenigen Schattenseiten im Charakter des Polen, die mit seinem leichten, flüchtigen, unstäten, abenteuerlichen, nach Aufregungen verlangenden Sinn zusammenhangen. Diese Leidenschaft scheint bei den Polen noch jetzt, wie zur Zeit des Tacitus bei den Deutschen, alle Klassen zu beherrschen. Nicht blos die Herren im Salon, auch die Diener im Vorsaal, die Soldaten in ihren Casernen, die Bauern vor ihren Hütten sieht man bei Würfel und Karten vertieft.

Nur eine Leidenschaft erringt über jene unglückselige und viel Familien-Glück zerstörende Neigung zuweilen den Sieg da-

von, die edlere und praktischere Lust und Freude am Tanz. Auch diese ist den Polen wie allen Slaven angeboren.

Sie nehmen sie aus der Jugend ins hohe Alter hinüber, und sie vermag selbst lebensmüde Füße noch für den rauschenden Wirbel der Mafurka zu beflügeln, dieses lebhaften, anmuthigen, wechselreichen, alle Glieder elektrisirenden, alle Muskeln durchzuckenden, halb kriegerischen Nationaltanzes, der so recht der Ausdruck der erregbaren, in Leidenschaften aufblitzenden Polennatur zu sein scheint.

Die Gastfreundschaft der Polen, wie aller Slaven, ist von alten Zeiten her berühmt gewesen. Sie üben sie in der großartigsten Weise. Nicht blos ihre Lust an Verschwendung und Aufwand, ihre Freude an der Entwickelung von Pracht und Luxus, ihre Begierde, sich im Mittelpunkte eines von ihnen protegirten und dafür ihnen huldigenden Kreises zu sehen, sondern auch eine natürliche Gutmüthigkeit und großherzige Mittheilsamkeit treibt sie dazu.

Man findet daher diese National-Tugend im ganzen Lande bei den Kleinen, wie bei den Großen je nach Kräften und Umständen geübt. Selbst in den jetzigen abhängigen, gedrückten und zerrütteten Verhältnissen der Nation.

Im alten Polen herrschte die Sitte, — und auch jetzt ist noch genug davon übrig, — daß die reichen Magnaten oder Pane in ihren Häusern eine Menge von Edelleuten, Verwandten oder Vasallen mit ihren Frauen und Kindern bei sich aufnahmen, die sie „Residenten" nannten, und die weiter keine Obliegenheit hatten, als den ganzen Train des Schloßlebens mitzumachen und aufs beste zum Glanze der Hauptfamilie beizutragen.

Da gab es mitten in den polnischen Waldungen viele solcher weitläuftigen Palläste wie es z. B. der der berühmten Familie Pac war, der die stolze weit in die Felder hinausleuchtende Inschrift trug: „Pac ist dieses Pallastes, und dieser Pallast des Pac würdig," und in welchem zuweilen mit der Hauptfamilie, und mit den attachirten „Residenten", und mit den Soldaten, welche sonst die polnischen souveränen Magnaten um sich zu versammeln pflegten, wohl 2000 Menschen beisammen hausten.

So etwas giebt es freilich jetzt nicht mehr. Aber doch ist man noch jetzt und zwar nicht bloß bei den Pac und den Branitzkys, Potozkys oder Sapiehas, sondern auch auf den kleineren Edelsitzen zu allen Zeiten darauf gefaßt, ganze Familien mit ihrem Train von Dienern, Pferden und Wagen aufzunehmen, und dabei oft den eigenen gewohnten Bequemlichkeiten für die Fremden zu entsagen.

Auf jedem Mittagstische hat man Couverts für unerwartete Gäste bereit, und gern erspart man selbst dem kaum bekannten Durchreisenden das unangenehme Rasten im unbequemen Wirthshause. Und da sieht sich denn ein solcher vorüberziehender Wanderer zu seiner Verwunderung oft mitten in den polnischen Haiden und Steppen plötzlich wie durch Zauber in höchst anmuthige Kreise versetzt, in denen er für einige Zeit sich in einem Wirbel von geselligen Schloßfreunden, Jagden, Pferderennen, Tanz und Spiel, Theater, lebenden Bildern, geistreicher Conversation und anderen Lustbarkeiten auf polnische Weise dahin schaukeln lassen kann.

Die Polen sind an diesen Rausch der Gesellschaft so gewöhnt, daß sie ihn nicht mehr entbehren können. Und wenn man ihnen erzählt, daß in andern Ländern in England z. B. oft der Herr vom Hause allein mit seiner Ehefrau und seinen Kindern bei Tafel oder beim Theetisch Platz nimmt, so rufen sie aus: „Ah que c'est triste!"

Die Polen werden so zu sagen mitten in dem Geräusche und den Freuden der „Gesellschaft" geboren, und von der Wiege an in denselben und für dieselben erzogen. So wie ein junges polnisches Edelmännchen sich allein auf seinem Stuhle und auf seinen Füßen halten kann, tafelt, und tanzt, conversirt und jubelt er mit den Großen, vermuthlich nicht zum Vortheile seines Charakters, obwohl dadurch die allen so eigene große gesellige Gewandtheit erzielt wird.

Die Polen sterben auch nicht gerne in der Einsamkeit, wo möglich mitten in zahlreicher Umgebung. Davon wüßte ich einen merkwürdigen Fall, den ich selbst zum Theil mit erlebte: Eine vornehme polnische Dame, die achtzig Jahre lang mitten in den Wirbeln ihres großen häuslichen Kreises gelebt hatte, konnte am Ende nicht mehr in Person bei den Freuden erscheinen. Sie verlegte indeß ihr Krankenlager dicht neben

dem brillanten Salon, in welchem ihre Gäste sich tummelten. Man ging zu Zeiten hinter den trennenden Vorhang zu ihr, um ihr zu erzählen, wer mit der schönen Gräfin T. die Mufurka tanzte, wer mit dem Fräulein P. — und als sie den Tanz und die Musik nicht mehr ertragen konnte: welche stille Whistpartien sich gebildet hätten, wer gewonnen, wer verloren, und was weiter noch im Saal passirte. Eines Abends, als wie gewöhnlich wieder die Gäste eine Zeitlang bei einander gewesen waren, ging plötzlich ein leises Gemurmel unter diesen von Tisch zu Tisch herum. Die eleganten Herren legten die Karten bei Seite, erhoben sich und schlichen still davon. Die Diener bliesen die Lichter aus. Ihre alte Freundin und Herrin war so eben während der Soirée sanft verschieden.

Man darf nur kurze Zeit in einem solchen polnischen Hause zugebracht haben, um zu erfahren, wie großen Einfluß die Frauen in Polen ausüben. Sie sind fast allgemein durch huldvolle Anmuth und Grazie ausgezeichnet und theilen den lebhaften, leichten und auch den ritterlichen Sinn der Männer. Dabei haben sie häufig eine tiefere Bildung und sogar eine größere Willensstärke und Festigkeit als diese.

Sie sind die eigentlichen Gebieterinnen der Gesellschaft und stets eingeweiht in die wichtigsten Pläne ihrer Männer. Ja sie leiten dieselben oft mit größter Geschicklichkeit und Umsicht, was bis auf die letzte Zeit herab die politischen und blutigen Ereignisse in diesem Lande bewiesen haben, da sich die polnischen Frauen nicht nur an den Opfern, sondern auch an den Kämpfen ihres Vaterlandes eifrig betheiligten und keine Gefahr scheuten.

Allgemein bewundert und wegen ihres betrübten Endes betrauert haben wir in neuerer Zeit eine dieser schönen und edlen Kämpferinnen für's Vaterland, die heroische Gräfin Helene aus dem patriotischen Geschlechte der Grafen Plater. Man könnte aber ein Buch füllen mit den Lebensgeschichten zarter Polenfrauen, die, wie die Jungfrau von Orleans, zu Zeiten ihre Brust für das Vaterland gepanzert und die Ulanen-Lanze gegen die Russen und andere Feinde geschwenkt haben.

An uneigennütziger und hingebender Gesinnung haben diese polnischen Frauen immer die partei- und eifersüchtigen Männer übertroffen und ein französischer Schriftsteller hat daher wohl nicht ganz mit Unrecht gesagt, der Ruf: Finis Polouiae würde nie ertönt sein, wenn man den polnischen Frauen gefolgt wäre.

Dies Finis Poloniae ist ein Trauerruf, der oft wiederholt wurde, der aber nur Wahrheit und Bedeutung enthält in Bezug auf das alte politische Staatsgebäude der Polen. Dies ist zertrümmert und eingesargt. Als Volk aber sind die Polen noch keineswegs verdorben und gestorben. Ihre Race, als solche, ist nichts weniger als verkümmert und verkommen. Vielmehr werden bei ihnen überall wie früher die kräftigsten Frauen wie Männer geboren, und diese haben auch wieder im Laufe dieses Jahrhunderts sowohl außerhalb ihres Vaterlandes in Italien, Spanien und andern Ländern mit dem alten angestammten Muthe gekämpft, als auch innerhalb des Weichsellandes gegen die Russen und Kosacken, — so zu sagen unter unsern Augen, — Wunder der Tapferkeit verrichtet.

Eben so wenig wie in Hinsicht auf ihr Blut und ihre Race können die Polen in Bezug auf ihre moralischen Zustände, — etwa wie die zügellosen Römer zur Zeit der Auflösung ihres Reichs, — als besonders entartet oder verkommen betrachtet werden.

Die Religion, das wichtigste Element eines jeden „Vaterlandes", ist ihnen noch immer ein heiliges Gut. Religiöser Sinn offenbart sich bei ihnen in vielseitig frommer Thätigkeit und in vielen lieblichen Gebräuchen. Unter dem Aeußern eines heiteren Weltsinns fühlt man bei ihnen eine Fülle von Schwärmerei und Enthusiasmus verborgen. Man erkennt bei ihnen ein jugendliches Gefühl für das Erhabene, Geheimnißvolle, Wundervolle, in das sie so oft tief sich versenken können. Selbst die Greise bei den Polen, — „grau wie junge Tauben", — schwärmen noch oft, während bei andern Völkern oft Jünglinge wie Greise reden.

Die Götter werden bei den Polen noch nicht verachtet, wie bei den Athenienſern zur Zeit des Philipps von Macedonien, oder wie bei den moralisch herabgekommenen Franzosen vor den Explosionen der französischen Revolution.

Digitized by Google

Das katholiſche Chriſtenthum erſcheint vielmehr bei den Polen noch heutzutage in einer faſt antiken, reinen und rührenden Geſtalt. Die überfüllten Kirchen, die nie leeren Beichtſtühle, die Strenge der Faſten, die Armuth ihrer Kloſtergeiſtlichen, das fromme, oft ſehr ſtreng aſcetiſche Leben und Ausſehen ihrer Prieſter, — dies Alles erinnert faſt an die erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche und mag wohl geeignet ſein, uns mit nicht geringem Vertrauen zu erfüllen zu dem „Jeschtscho Polsche ne poniala“ (Noch iſt Polen nicht verloren), mit dem bis auf unſere Tage die Polen ſtets kühn und trotzig auf das traurige Finis Poloniae des Kosziusko geantwortet haben.

Am allerwenigſten aber zeigt ſich ein eiſernes Zeitalter oder ein Abſterben in der Sprache oder Literatur der Polen, da ſprachliche und literariſche Verfall-Epochen doch ſonſt meiſtens mit politiſchen Schwächungen der Völker vereint erſchienen ſind. — Mitten in ihrem politiſchen Winter hat ſich vielmehr für ihre Sprache und Literatur ein wahrer Frühling von Neuem hervorgethan.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war in ganz Polen ſehr wenig geiſtige Bewegung. Ja manche Theile von Polen, z. B. Galizien, wurden noch am Anfange des jetzigen Jahrhunderts als ein literariſches China bezeichnet. Im ganzen Polenlande erſchien kaum eine Zeitung, kaum ein periodiſches Blatt, um der Welt zu beweiſen, daß dort einmal ein Siegmundiſches Zeitalter geblüht habe.

Seit Napoleons Zeiten, dann ſeit dem Jahre 1830, und wiederum ſeit 1848 — hat ſich dies abermals bedeutend geändert. Obwohl auch in dieſen Jahren bei vergebenen Anſtrengungen neues politiſches Mißgeſchick auf die Polen gehäuft wurde, haben ſie doch von Neuem ihre Leiern erhoben und es iſt aus dem alten noch nicht verſiegten Quell der Poeſie und Liebe ein reicher Strom hervorgebrochen. Ihre Sprache hat ſich beſtändig bereichert und veredelt. Was ſie nicht in Polen ſelbſt in dieſer ihrer originellen und naturkräftigen Sprache bilden, denken, ſchreiben und drucken durften, das haben ſie in Paris, London, Deutſchland, Amerika und andern Ländern erſcheinen laſſen. Es giebt jetzt wenige Druckorte in der Welt, in denen nicht auch polniſche Bücher gedruckt werden. Und ſo viele gerühmte Dichter, wie die Polen ſie jetzt haben, haben ſie kaum je zuvor gehabt. Alle dieſe Dichter, weit davon entfernt, an das Finis Poloniae zu glauben, verkündigen vielmehr mit Prophetenſinn die Herrlichkeit, die Auferſtehung und den kräftigen Ruhm ihres unglücklichen Vaterlandes. — Ja, der erſte Dichter der Polen, ihr Byron Mickiewitz, ein ächter Sohn des Landes, bezeichnet ſein Volk ſogar als den zukünftigen Mittel- und den belebenden Brennpunkt des ganzen Slaventhums.

Dies Alles ſind keine Merkzeichen eines inneren Verfalls des Geiſtes des Volks und eine Auflöſung ſeines Blutes und ſeiner Race. Die Polen ſelbſt ſind auch ſo weit davon entfernt an eine Abgeſtorbenheit ihres Stamms zu glauben, daß unter ihnen vielmehr, wie auch unter den Tſchechen und andern Slaven weit mehr die merkwürdige Anſicht verbreitet iſt, die ein berühmter ſlaviſcher Gelehrter Kollar zuerſt prophetiſch aufgeſtellt hat, die Anſicht nämlich, „daß eben gerade vor Allen den Slaven die Thore der Zukunft geöffnet ſeien, und daß ihnen die Aufgabe zufallen werde, die veraltenden Elemente der Bildung zu ergänzen und das erſtarrende geiſtige Leben der Menſchheit weiter vorwärts zu bringen, — da (wie die Slaven ſich vorſtellen) das Blumenſcepter der Cultur den germaniſchen und romaniſchen Stämmen bereits aus den Händen zu ſinken anfange.“

Dieſen in Polen, in Rußland, in Böhmen, an der Donau ſo ſehr applaudirten Ausſpruch mögen wir Deutſchen und anderen Weſt-Europäer zwar, ſoweit er über uns den Stab bricht, nicht zu unterſchreiben geneigt ſein, aber wir mögen ihn doch zugleich auch als einen Beweis der friſch fort glühenden Jugendlichkeit, Urkraft und des ungebeugten Selbſtgefühls auch dieſer europäiſchen Völker betrachten und uns in gewiſſer Beziehung darüber freuen.

Die Osmanen.

Wenn wir es auch als eine Fabel betrachten müſſen, was byzantiniſche Geſchichtſchreiber wohl vorgegeben haben, daß die Türken directe Abkömmlinge von Priamus und Hektor ſeien, ſo iſt es doch gewiß, daß die ſogenannte orientaliſche Frage, die uns in dieſem Jahrhunderte ſo viel beſchäftigt hat, gewiſſermaßen ſchon ſo alt, wie die Geſchichte unſeres europäiſch-aſiatiſchen Orients ſelber iſt.

Sie war eine Lebensfrage bereits für die alten Achäer, die unter dem Völkerfürſten Agamemnon nach Kleinaſien zogen und dort am Skamander nicht etwa blos die Trojaner, ſondern auch deren aus entlegenen Theilen Aſiens herbeigeeilte Bundesgenoſſen bekämpften, — und noch mehr war ſie es für die ſpäteren Hellenen, als ſie ihr Vaterland gegen den Perſer-König, den Beherrſcher des entlegenen Orients, vertheidigten.

In den zwei merkwürdigen Halbinſeln Griechenlands und Kleinaſiens, die nur durch enge Meere von einander getrennt ſind, ſchauen ſich die beiden Welttheile Europa und Aſien gleichſam in's Angeſicht.

Es iſt, als wenn die Continente hier ihre nervigen Fäuſte ausgeſtreckt hätten, entweder um ſich zu umſchlingen, oder aber um ihre Schwerter zu kreuzen.

Die Schickſale dieſer beiden Halbinſeln waren zu allen Zeiten unter einander verwebt. Die eine (die weſtliche) diente ſtets den Europäern als Burg und als Hafen gegen die aſiatiſchen Nationen, die ihrerſeits beſtändig die öſtliche als Brücke zu ihren Wanderungen und Märſchen nach Europa benutzten.

Die Völker, welche über dieſe Länderbrücken hier aufeinanderſtießen und zu Zeiten zu großen Reichen verſchmolzen, waren im Großen und Ganzen genommen faſt ſtets dieſelben.

Auf der einen Seite die alten europäiſchen Inſaſſen, die Griechen, die Illyrier, die Romanen, die Slaven mit mannigfaltig geſtaltetem Völker-Leben; auf der andern die Weſt-Aſiaten, die Syrer, die Perſer, die Araber ꝛc. mit dem einförmigen Lebens-Typus, mit den ſtarren deſpotiſchen Staats-Einrichtungen des Orients.

Nur die Hegemonie der beiden hier ſtreitenden Parteien hat im Laufe der Zeiten gewechſelt. Bald ſtanden an der Spitze der Europäer, die Hellenen, dann die Macedonier, ſpäter die Römer. Und das Banner von Aſien führten bald ein Perſer-König, dann die Kalifen und endlich die türkiſchen Sultane.

Für die größere Dauer der Zeit haben

während dieſes mehr als zweitauſendjährigen Kampfes die Europäer den Sieg und das Uebergewicht behauptet. Den Achäern gelang es, nicht nur Troja zu zerſtören, Kleinaſien mit blühenden griechiſchen Colonien zu beſetzen und ſpäter den Angriff des großen Königs von Iran abzutreiben, ſondern unter Alexander dem Großen ſtürzten ſie auch den Großherrn ſelber von ſeinem Thron am Euphrat und herrſchten über das ganze weſtliche Aſien für lange Jahrhunderte, zuerſt unter den Nachfolgern des Macedoniers, dann mit und unter den Römern und endlich wieder unter den byzantiniſchen Kaiſern.

Dauernd und weitgreifend hat ein großes weſt-aſiatiſches Reich und orientaliſcher Deſpotismus weder im Alterthum noch im Mittelalter, im öſtlichen Europa ſich feſtgeſetzt.

Erſt zu einer uns viel näher liegenden Epoche hat das merkwürdige Volk der Osmanen jenen von den Athenienſern ſo ſehr gefürchteten Triumph aſiatiſcher Großherren dieſſeits des Helleſponts errungen.

Dieſe Osmanen gehörten urſprünglich nach Sprache, Blut und Sitte zu demjenigen großen Völkerſtamme, der in Europa gewöhnlich der türkiſche heißt, und der wie die Mongolen, Tunguſen und Finnen wiederum einen Zweig der noch größeren Völkergruppe bildet, die wir wohl als die tatariſche oder die turaniſche, auch die hochaſiatiſche oder altaiſche zu bezeichnen pflegen.

Die Urſprungs-Mythen und Traditionen aller dieſer Völker weiſen auf den Altai, das hohe Central-Gebirge Aſiens an den Gränzen von China und Rußland hin. — Die Türken, die ſich ſelbſt als Verwandte jener Mongolen, Tunguſen und anderer Nomaden Central-Aſiens erkennen, haben über ihre Abſonderung von ihren Brüdern folgende Sage, die zwar auf hiſtoriſchem Grunde beruhen mag, übrigens, wie man leicht ſieht, von ihnen poetiſch ausgeſchmückt wurde.

Einſtmals, ſo erzählen die Türken, bei der Zerſtörung eines großen Nomadenreichs (nämlich desjenigen, welches die alten chineſiſchen Schriftſteller, das Reich der nördlichen Hunnen nennen), entrannen dem allgemeinen Blutbade nur zwei junge hunniſche oder tatariſche Prinzen, Namens Kaian und Nagos mit ihren Frauen.

Sie verſahen ſich mit den übrig gebliebenen Geräthen, Cameelen, Pferden und Heerden ihrer erſchlagenen Freunde und zogen nach Nordweſten zu den hohen Gebirgsverſtecken des Altai, um dort einen Zufluchtsort zu finden. Indem ſie immer tiefer in dieſe mächtigen Berglabyrinthe hinein geriethen, entdeckten ſie zuletzt einen äußerſt ſchmalen Fußſteig, den das Bergwild ausgetreten hatte, und der ſo enge war, daß nur ein Reiter zur Zeit zwiſchen den Klüften und Abgründen durchpaſſiren konnte.

Der Gemſenſteig, den ſie verfolgten, führte ſie endlich in eine angenehme, weite, von Bächen durchſchnittene und wieſenreiche Hoch-Ebene hinaus. An dieſem willkommenen und ſchwer zugänglichen Orte ließen ſie ſich mit ihren Heerden nieder, bauten ihre Hütten und Zelte, und lebten daſelbſt viele Jahre im Winter von Fleiſch, im Sommer von Milch und wilden Früchten. Sie gaben ihrer Wohnſtätte den Namen „Erkene-Kom", d. h. das Hochgebirgs-Thal.

Die Nachkommenſchaft jener beiden Nomaden-Prinzen, von außen ungeſtört und der übrigen Welt ganz unbekannt, mehrte ſich daſelbſt bedeutend und theilte ſich in verſchiedene Stämme und Horden. Nachdem ſie ſo 400 Jahre lang in ihrem Verſtecke gelebt hatten, und ihnen mit ihren zahlreichen Heerden daſſelbe zu enge geworden war, beſchloſſen ſie auf einer allgemeinen Volksverſammlung, wieder, wie die Juden aus Egypten, in die weite Welt hinauszuziehen. Aber ihre Alten hatten die Lage des berühmten ſchmalen Bergpfads vergeſſen, auf dem ihre Vorfahren flüchtigen Fußes hereingekommen waren. Und alle Nachſuchungen darnach in den himmelhoch aufſtrebenden Felſenwänden, die ihr „Erkene-Kom," dieſe Ur-Wiege aller türkiſchen Stämme umgaben, waren vergeblich. Man mußte daher zu anderen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen.

Ein Hufſchmied, ſo erzählt die türkiſche Sage, nachdem er die Gebirgsmauern aufmerkſam beobachtet, traf endlich eine Stelle, die ihm nicht ſo dick ſchien,, wie die übrigen, und durch welche auch um ſo leichter ein Durchgang zu machen war, da ſich da-

ſelbſt lauter eiſenhaltige Felſen fanden. — Auf ſeinen Rath wurde hier ein großes Feuer angemacht. Siebenzig mächtige Blaſebälge wurden aufgeſtellt, und mit Hülfe derſelben ſchmelzte man das Metall hinweg, ſo daß ſich eine Breche und ein ſchmaler Durchgang bildete, auf welches ein beladenes Cameel zur Zeit paſſiren konnte.

So zog nun die ganze Völkerſchaft, unter Anführung ihres damaligen Chans oder Herzogs „Bertezena" genannt, in die Welt hinaus und brach wie ein lang gehemmter Bergſee hervor.

Draußen ſchickten ſie Geſandte zu allen umwohnenden Stämmen und boten ihnen ihren Beiſtand und Schutz an, wenn ſie ihnen Weideraum abtreten und ſich ihnen unterwerfen wollten. Mehrere derſelben, die ſich zum Widerſtande vereinigt hatten, ſchlugen ſie zurück, und ſo wurden ſie bald ein großes und mächtiges Volk, aus deſſen Schooße viele berühmte Geſchlechter und Gewalthaber hervorgingen.

Das Andenken an den wunderbaren Ausgang aus dem Thale „Erkene-Kom" wurde ſpäter bei allen türkiſchen Völkern noch lange durch ein jährliches Feſt gefeiert, bei welchem ſie in einem großen Feuer mit vielen Blaſebälgen ein mächtiges Stück Eiſen glühend machten, auf das der oberſte Chan den erſten Hammerſchlag, und nach ihm auch alle übrigen Häuptlinge der Horden ebenfalls einen Hammerſchlag thun mußten.

Obgleich nun aber ſolche Erzählungen, — wie deren die aſiatiſchen Völker von den Arten und Weiſen ihres Urſprungs viele haben, — nicht in ihren Einzelheiten als Geſchichte genommen werden können, ſo ſtellen ſie doch in der Hauptſache gewiß ziemlich richtig dar, was ſich unzählige Male ereignet haben mag, und ſind ſelbſt in ihren poetiſchen Ausſchmückungen als bezeichnend für den Charakter und die Phantaſie der Völker, die ſich mit dieſen Mythen herumtragen, der Beachtung werth. Auch beſitzen ſie als Gegenſtände des ſpäteren Volksglaubens wenigſtens den Werth einer ſubjectiven hiſtoriſchen Wahrheit.

Von den auf die beſagte Weiſe in die Länder im Weſten des Altai ausgeſchütteten Türken-Stämmen waren mehrere ſchon lange vor unſeren Osmanen auf anderen Wegen nach Europa gekommen.

Die erſten Einfälle türkiſcher Völker in unſeren Continent geſchahen nicht über Kleinaſien, ſondern nördlich vom Schwarzen Meer durch Rußland. Die Cumanen, die Polowzer, die Petſchenegen und nach ihnen mehrere andere Horden, die im 13. Jahrhunderte mit Tſchingiſchan nach Europa kamen und dort mehr oder weniger dauernde Gewaltherrſchaften ſtifteten, gehörten derſelben weit verbreiteten Race der Türken an.

Aber die Namen dieſer nördlichen Türken ſind größtentheils längſt verſchollen und nur ſchwache Ueberreſte von ihnen wohnen noch jetzt in der Krim, im Ural und an der Wolga. Von allen den verſchiedenen türkiſchen Stämmen ſind die Osmanen die einzigen, denen es gelungen iſt, einen bleibenden Eindruck auf Europa zu machen, und ſogar in dem europäiſchen Völker-Areopage Sitz und Stimme zu erringen, eben ſo wie auch von allen den zahlloſen finniſchen Stämmen die Magyaren als die ausgezeichnetſten und begabteſten in Macht und Ruhm vorangeleuchtet haben.

Die Vorgänger und Brüder der Osmanen in Aſien, die ſeldſchuckiſchen Türken, die dort im 11. Jahrhunderte ein mächtiges Reich aus den Trümmern des Kalifats aufbauten, ſind nach Europa ſelber kaum hinüber gelangt, obwohl ſie allerdings die Herrſchaft der Europäer in Aſien, noch ehe von den Osmanen die Rede war, ſchon ſehr beſchränkten.

Sie nahmen den byzantiniſchen Griechen viele ihrer kleinaſiatiſchen Provinzen, die ihnen unter den arabiſchen Kalifen noch geblieben waren, hinweg. Auch waren es die von den ſeldſchuckiſchen Türken geſtifteten Reiche, mit denen die weſtlichen Europäer zur Zeit der Kreuzzüge in Streit geriethen.

Der große langdauernde Kampf der Europäer mit den Türken in dieſen Gegenden begann alſo eigentlich ſchon im 11. Jahrhunderte im Innern von Kleinaſien mit jenen Seldſchucken, die auch ſchon den Halbmond auf ihren Fahnen führten, und von denen die Osmanen dies Zeichen erbten.

Die Kreuzzüge galten faſt alle vorzugsweiſe türkiſch-ſeldſchuckiſchen Sultanen und da ſie in Bezug auf ihren vornehmſten

Zweck, (die Christianisirung des westlichen Asiens) unglücklich waren, da sie die Hauptschutzwehr Europa's gegen Asien, das byzantinische Reich, noch mehr schwächten, so haben diese ungeschickt geleiteten Kreuzzüge gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Türken, dem Islam und dem Oriente die Thore unseres Welttheiles zu öffnen.

Den türkischen Eroberungs-Marsch nach Westen setzten die Osmanen da fort, wo ihre Brüder, die Seldschucken, die mitten auf der Bahn und bevor sie noch Europa erreichten, in sich selbst zerfallen waren, ihn aufgegeben hatten.

Selten hat ein gewaltiges Volk von einem so kleinen Gemeinwesen begonnen, und fast nie ist eines mit so raschen Riesenschritten zu welterschütternder Größe herangewachsen, wie das der Osmanen.

Die Sage, welche die Osmanen über ihren speciellen Ursprung und über ihre Abtrennung von den übrigen türkischen Stämmen haben, erinnert ein wenig an die ersten kleinen Anfänge Roms. Auch spielt eine Wölfin und ein Raub von Sabinerinnen darin eine Rolle. Ihre Vorfahren, so lautet diese osmanische Mythe, die als friedliche Heerdenbesitzer an den Ufern des westlichen Meeres (der Caspischen See) lebten, wurden von einem benachbarten wilden Stamme, der weder Alter noch Geschlecht schonte, angegriffen, aus ihren Sitzen vertrieben und zu Grund gerichtet. Nur ein einziger kleiner Knabe, den die Feinde für todt in einen See geworfen hatten, entkam dabei. Ein Thier der Wildniß, eine Wölfin, erbarmte sich des jungen im Sumpfe steckenden Wesens, zog ihn hervor und säugte ihn, der zum Stammvater der osmanischen Türken bestimmt war, wie einst auch eine Wölfin dem Romulus und Remus denselben Dienst erwiesen hatte. Unentdeckt lebte der junge Hirt mit seiner Wölfin in einer einsamen Höhle, wuchs zum Manne heran und erzeugte dann mit einem ebenfalls flüchtigen Weibe, die sich zu ihm gesellte, 10 Söhne. Nachdem diese nun erstarkt waren, raubten sie sich Frauen von den benachbarten Stämmen und mehrten ihr Geschlecht. Als das Thal von Bewohnern erfüllt war, brachen sie dann, einen Wolfskopf an der Spitze ihrer Fahnenstange, hervor gegen ihre Feinde und setzten unter diesem Zeichen die Gegend umher in Furcht. Dies geschah in ururalten Zeiten.

Aber selbst noch im Anfange des 13. Jahrhunderts, 300 Jahre vor dem Zeitpunkte, wo sie sich zu einer drei Welttheile alarmirenden Macht erheben sollten, waren die Osmanen, wie einst das Volk Israel unter Abraham, weiter nichts als eine Horde von wenigen tausend berittenen Hirten und Hirtenkindern, die auf der Flucht vor den einbrechenden Mongolen sich aus der Provinz Korassan und aus der Umgegend des Caspischen Meeres her nach Westen auf den Weg machten und flüchtend über Armenien nach Kleinasien kamen.

Aus dieser geringfügigen Reitertruppe, die unterwegs noch durch Abtrünnige und Heimkehrende bedeutend zusammenschmolz, ging das große osmanische Reich hervor, wie aus den Mauern eines lateinischen Städtchens die den Erdball in ihre Kreise verwickelnden Römer, wie aus dem tief unten am Horizonte lauernden, einem schwarzen Punkte vergleichbaren Wölkchen ein unheilvoller den ganzen Himmel überziehender Sturm.

Wie bei vielen Flüchtlingen, die aus ihrer Heimath vertrieben, die weite Welt vor sich offen sahen und gleichsam von dem Anblick berauscht hineinblickten, so erwachte auch in dem Sinne dieses zwischen den alten Städten des Enphrat-Landes irrenden Häufleins räuberischer Hirten bald ein gewaltiger Drang nach Thaten, Ruhm und Schätzen. Die Führer desselben hingen schon frühzeitig, wie die Stammväter der Juden, schmeichlerischen Träumen und Eingebungen von der dereinstigen Größe ihres Volkes nach.

Ertoghrul, einer dieser oftgenannten Ur-Herren und ersten Horden-Führer der Osmanen, träumte einst auf der Heerfahrt, er sähe aus seinem Zelte einen schönen klaren Quell hervorsprudeln, der mit immer wachsender Gewalt im ungestümen Laufe zu einem großen Strome anwuchs und alsbald die Länder weit und breit überschwemmte. Einer seiner weisen Sheiks deutete das Gesicht dahin, daß dem Ertoghrul bald ein heldenmüthiger Sohn geboren werden solle, der das Volk zu großen Thaten führen werde.

Und noch schöner und bestimmter träumte bald darauf, als er erschien, dieser

Sohn selber, genannt Osman, das heißt zu deutsch, — ominös genug! — der „Knochenbrecher", (es ist der türkische Name eines Raubvogels, des Königsgeiers) — der gefeiertste Nationalheld des nach ihm benannten Volkes der Osmanen. —

Als Jüngling von Liebe zu der Tochter Edebalis, eines alten Sheiks, bewegt, schien es dem jungen Osman eines Abends nach Beendigung seines Gebets, als ob er den greisen Vater seiner Geliebten neben sich ruhen sähe, und als ob der wachsende Mond sich aus dem Busen seines Freundes glänzend erhöbe, um sich alsbald 'als Vollmond in seinem eigenen (Osman's) Schooße zu verbergen. An der Stelle aber, wo der Vollmond verschwunden, erhob sich ein herrlicher Baum mit weit ausgebreiteten Zweigen voll köstlicher Früchte, und unter ihnen ruhte das Weltall mit allen seinen Bergen und Thälern, reichen Auen und anmuthigen Flüssen, Provinzen und Städten, belebt durch eine geschäftige Bevölkerung, welche sich in dem Schatten des prachtvollen Baumes ihres Daseins zu freuen schien.

Im Vollgenusse dieses reizenden Gesichtes erwachte Osman und schilderte dasselbe erstaunt seinem alten Freunde. Dieser, der bisher seine Tochter dem jungen Abenteurer geweigert hatte, nun aber in dem Traume ein Wahrzeichen des Himmels zu Gunsten der Vereinigung seines Hauses mit dem Osmans und der wachsenden Größe des gemeinsamen Stammes erblickte, gab dann seine Einwilligung zu einer Verbindung, aus der in der That das glänzende Geschlecht der gewaltigen osmanischen Sultane, gleich einer Reihe von Meteoren, hervorging.

Fast alle Sagen und Erzählungen der Osmanen, welche sich auf die Kindheit ihres Volkes beziehen, sind sehr frommer, sehr phantasievoller und prophetischer Natur. — Auch haben ihre Geschichtschreiber (denn deren hat dies Volk immer sehr viele erzeugt) dafür gesorgt, daß wir die Entwickelung und den Weg der Nation von den Wüsten Turans über den Euphrat bis zum Bosphorus von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe besser verfolgen können, als die Anfänge und Fortschritte mancher anderer Völker.

Die noch jetzt im türkischen Reiche bekannten und vom Volke besuchten und verehrten Gräber ihrer ersten Sultane sind gleichsam die Mark- und Denksteine auf ihrer Siegesbahn. Suleiman, der Großvater Osmans, der sich zu Pferde in die Fluthen des Euphrat stürzte, um seiner Horde einen Weg zu bahnen, wurde an den Ufern dieses entlegenen Stromes begraben.

Seinem Sohne, dem oben genannten Etoghrul errichteten die Seinen das Grabdenkmal ein halbes Jahrhundert später schon 200 Meilen westlicher an den Ufern des Flusses Sangaris in der Mitte von Kleinasien, und der Enkel endlich, Osman, der Begründer der türkischen Macht, fand seine Ruhestätte bereits ganz nahe bei dem Rande des europäischen Meeres-Gestades, in dem sogenannten „silbernen Gewölbe" der alten bithynischen Stadt Prusa, deren Umgegend das erste feste Stammgebiet und das Wiegenland des osmanischen Reiches wurde.

Bis dahin hatte die Horde unter Verrichtung vieler Heldenthaten sich rastlos durch den nördlichen Theil von Kleinasien um die im Süden noch mächtigeren Staaten der Seldschucken und theils im Dienste derselben herumgeschlichen. Hier aber im alten Bithynien und an den Gränzen Asiens und Europa's, wohin der Arm der Seldschucken schon nicht mehr reichte, und wo die byzantinische Macht bereits nicht mehr blühte, nisteten sie sich ein und faßten als die frische Avantgarde der mürbe gewordenen Seldschucken zuerst in ihrer ältesten Königsstadt, jenem genannten Prusa, feste Wurzel, gleichsam wie ein Keil, der rechts und links beide Welttheile aus den Angeln heben sollte.

Von da aus haben sie um sich gegriffen, sowohl westwärts nach Europa, das vor ihnen lag; als ostwärts nach Asien in ihrem Rücken.

Da sie von vornherein dem Westen das Angesicht zugekehrt hatten, da sie anfänglich mit ihren Stammgenossen, den Seldschucken, in freundschaftlichen Verhältnissen standen, so wandte sich zunächst ihr Sinn und ihr Säbel vorzugsweise gleich gegen unseren Continent.

Nachdem sie die kleinen byzantinischen Statthalter und Lehnsfürsten und die griechischen Fürsten am Hellespont und an

dem Mare di Marmora eine nach der andern überwunden hatten, setzten sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach Europa selber hinüber.

Sie kamen dahin zunächst zum Theil als abenteuerliche Freibeuter, die hie und da Plünderzüge unternahmen und Privathändel der Byzantiner mit Waffengewalt schlichteten, zum Theil auch als Freunde und Trabanten der griechischen Kaiser, welche diese tapfern Reiter mitunter gegen ihre rebellischen Statthalter oder ihre Gegenkaiser in Sold nahmen. Zum Theil endlich auch als friedliche Einwanderer, die schon lange, bevor sie die Stadt einnahmen, in Constantinopel eine zahlreiche Colonie besaßen, — sehr bald aber, indem sie die Maske der Freundschaft abwarfen, als gebietende Eroberer, die schon im Jahre 1358 einem ihrer Fürsten, dem hoffnungsvollen Enkel Osman's Suleiman eine Grabstätte diesseits des Hellesponts, die erste dieser Art, erbauten.

Von dem Grabe dieses jüngeren Suleimans aus drangen sie alsbald, eine byzantinische Stadt nach der andern hinwegnehmend, tiefer in die europäischen Länder ein, und schon einige Jahre später, im Jahre 1361, erstürmten sie die größte Provinzstadt der Griechen, Adrianopel, woselbst sie ihren Sultanen ihre erste europäische Residenz bereiteten.

Dort nun beugten sich alsbald die griechischen und slavischen Provinzen umher vor ihrem Säbel, den schon jetzt einer ihrer Anführer einer Wolke verglich, welche über Europa heranziehend statt Regen nur Blut vergieße.

Von hieraus lösten sie dem alten griechischen Reiche, so zu sagen, alle Aeste und Wurzeln ab, bevor sie den Stamm (die dreifach ummauerte Hauptstadt) selber fällten.

Im Jahre 1389 vernichteten sie in der blutigen welthistorischen Völker-Schlacht auf dem Amselfelde die vereinte Macht der Serben, Bulgaren, Wallachen und Ungarn und streiften nun schon fast über das ganze große Halbinselland hin.

Endlich in der Mitte des folgenden Jahrhunderts, im Jahre 1453, nachdem sie die Stadt ringsumher umzingelt, das ganze Fahrzeug, so zu sagen, abgetakelt hatten, erstürmten sie den Rumpf des alten Byzanz, zertraten nun völlig das letzte noch zuckende Glied des römischen Reichs, das eben so hinter den engen Mauern einer einzigen Stadt, gleich einer Schnecke sich verkriechend, erlosch, wie es einst aus den engen Mauern einer einzigen Stadt über die Welt seine Fang-Arme ausgebreitet hatte.

Hier, am goldenen Horne, in dem Focus des Verkehrs zwischen Asien und Europa, wo die türkischen Sultane ihre zweite und schließlich europäische Residenz aufschlugen, wurde nun rasch jener brillante Traum des heldenmüthigen Hordenchefs Osman zur Wahrheit.

Der osmanische Staat wuchs unter einer Reihe kräftiger, talentvoller und glücklicher Regenten von Mohammed II. bis Selim II. während des Verlaufs eines Jahrhunderts, wirklich zu einem solchen riesigen Baume hervor, der die Völker dreier Welttheile, die berühmtesten und gesegnetsten Länder des Erdballs überschattete, so wie es Osman im Traume geschaut hatte.

Die anfänglich so geringfügige Horde von wenigen tausend Köpfen, — da sie sich theils in sich selbst vermehrte, — theils ihre Brüder, die seldschukischen Türken, deren Reiche eines nach dem andern verschlungen wurden, in sich aufnahm, — theils aber auch stets unter den unterjochten Völkern rekrutirte und viele zum Islam bekehrte mit dem Geiste der Osmanen erfüllte, und sie mit diesem Namen beehrte, — schwoll zu einem mächtigen Strome von mehreren Millionen an, die überall die Wohnsitze der Hingemordeten oder in die Sklaverei abgeführten Urbevölkerung einnahmen, — die sich als Grund-Eigenthümer und Bodenherren in den europäischen Reichslehen verbreiteten, die als Befehlshaber und Besatzungen in alle Städte Syriens, Mesopotamiens, Egyptens, ja der ganzen langen Nordküste von Afrika einzogen.

Zur Zeit ihrer größten Blüthe und Macht in der Mitte des 16. Jahrhunderts, — nachdem sie unter ihrem furchtbarsten Padischa Suleiman dem Prächtigen — auch Ungarn vernichtet und sogar die deutschen Kaiserstadt Wien bedroht hatten, und als der Hof des türkischen Sultans der glänzendste seiner Zeit geworden war, er-

ſtreckte ſich in Europa ihr Reich nordwärts bis an die Karpathen, weſtlich bis an den Fuß unſerer Alpen und in die Nähe Venedig's und öſtlich über Siebenbürgen und die Moldau hinweg durch das ganze ſüdliche Rußland, ſo weit die Reiterſchaaren ihres Vaſallen, des Chans der krimſchen Tataren ſtreiften.

Auf dieſer Höhe erhielten ſie ſich etwa anderthalb Jahrhunderte, während des 16. und eines Theils des 17. Seculi. Von da an nahm ihre innere Energie wie ihre äußere Macht ab. Es erſchienen unter ihnen wenig große und kräftige Männer mehr. Die Sultane verweichlichten im Harem, in dem ſie erzogen wurden. Familienzwiſt und Brudermord befleckten häufig die Stufen des Thrones. Wie bei den Herrſchern kein feſtes Thronfolgegeſetz, ſo hatte ſich im Volk kein conſervatives Adelselement, auf Geburt und befeſtigten Grundbeſitz begründet, ausgebildet. Habſucht, Raubgier, Beſtechlichkeit fingen an, immer mehr und mehr unter den Türken zu graſſiren, und untergruben die früher gelobte öffentliche Tugend.

So wie dieſe Stockung und Faulung im Innern eintrat, fingen nun die bisher bedrängten Nachbarn der Türken an, mit mehr Glück gegen ſie zu operiren. Das ganze öſtliche Europa, die Deutſchen, die Polen, die Ruſſen traten energiſcher auf.

Kleine chriſtliche Armeen ſchlugen nun zuweilen türkiſche Heere in die Flucht, die doppelt ſo ſtark waren. Selbſt die ſonſt ſo gefürchteten Janitſcharen waren nicht mehr ſchrecklich.

Oeſterreich, welches Ungarn befreite, wiederherſtellte und mit ſeinen Staaten vereinigte, brach ihre Macht im 17. Jahrhundert zuerſt an der Donau.

Ihm folgte Rußland, das im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, die tatariſchen Fürſtenthümer von Kaſan und Aſtrachan erobernd, bis zum Kaukaſus und zum ſchwarzen Meer vordrang, und am Ende ſich auch die türkiſchen Vaſallen in der Krim, ſo wie Alles, was die Türken jenſeits des Pruth beſaßen, unterthänig machte.

In unſerm Jahrhundert wurden, — auch hauptſächlich mit Hülfe Rußlands — die Donau-Fürſtenthümer Moldau und Wallachei, die Serben, die Montenegriner und endlich die Griechen innerhalb der Grenzen des alten Hellas von der Oberherrſchaft der Türken befreit.

Und in allen dieſen befreiten Ländern, die ſie nur militäriſch beſetzt, wo ſie neben den Eingeborenen nur als Soldaten gehauſt hatten, ohne in die mannigfaltigen Gewerbe und Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens einzudringen, ſind ſie jetzt faſt ſpurlos verſchwunden.

Nur viele traurige Ruinen bezeugen dort ihre einſtige Anweſenheit. Von Bauten und Kunſtſchöpfungen haben ſie nichts hinterlaſſen, als hie und da das zerfallene Gemäuer einer ehemaligen türkiſchen Feſtung, oder auch auf den Märkten der Städte allenfalls Waſſerleitungen und Brunnen, von welchen nützlichen Einrichtungen die Osmanen ſehr große Freunde waren, an manchen Orten wie z. B. in Ofen mitten unter den wieder aufgeblühten chriſtlichen Kirchen das Grab eines mohamedaniſchen Heiligen, zu dem noch jetzt wohl dann und wann ein frommer Türke an der Donau hinauf pilgert.

Lebendige Zeugen, ackerbauende Coloniſten, bürgerliche Gewerbe treibende Gemeinden ſind von ihnen dort unter der chriſtlichen Herrſchaft keine zurückgeblieben, wie dies bei ihren Stammgenoſſen, den türkiſchen Tataren in der Krim, in Kaſan und Aſtrachan doch der Fall geweſen iſt.

Merklicher wohl, wenn ſich dies ſo deutlich nachweiſen und von dem Angebornen unterſcheiden ließe, würden wir die Eindrücke ihrer dereinſtigen Anweſenheit in den Sitten, der Sprache und dem Charakter der ihnen unterwürfig geweſenen und jetzt von ihnen erlöſten Nationen finden.

Sowohl in die ungariſche, als auch in die wallachiſche, ſerbiſche und neugriechiſche Sprache haben ſich eine Menge türkiſcher Worte eingeſchlichen, und hiermit natürlich, da fremde Worte nie ohne fremde Begriffe kommen, auch manche türkiſche Vorſtellung und Sinnesart.

Ungariſche Schriftſteller des 17. Jahrhunderts klagen, daß in der Türkenzeit bei dem ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Adel, in ſeinen täglichen Gewohnheiten, in ſeinen häuslichen Einrichtungen Vieles türkiſch geworden ſei und davon möchte man auch noch jetzt wohl einige Ueberreſte finden können.

Daß auch die Wallachen, die Griechen und Serben die Einwirkungen des despotiſchen Drucks der Türkenherrſchaft in ihrem National-Charakter noch nicht ganz überwunden haben, iſt gleichfalls oft beklagt worden.

Sogar in einigen der dem Sultan noch direkt unterworfenen Provinzen bekommt man jetzt nur noch ſelten einen ächten osmaniſchen Türken zu ſehen. In dem von Slaven bewohnten Bosnien z. B. iſt zwar der Adel des Landes mohamedaniſch und in ſeinen Sitten türkiſirt, aber der Abſtammung und Sprache nach beſteht dieſer Adel doch aus eingebornen Slaven.

Auch in den übrigen europäiſchen Provinzen, welche die Türken noch jetzt inne haben, in Bulgarien, Macedonien, Thracien, Albanien etc. iſt die Grund- und Land-Bevölkerung Slaviſch, Griechiſch, Albaniſch etc., und die ſogenannten Osmanen haben daſelbſt nur, ſo zu ſagen, ſporadiſch vertheilte Wohnſitze.

Sie campiren in den Städten als Civil- und Militär-Beamte, und auf dem Lande als grundbeſitzende Herren, nur ſelten als ſelbſt arbeitende Dorfbewohner und induſtrielle Gewerbsleute.

Zuſammenhangende von Osmanen ausſchließlich bewohnte Landſchaften gibt es in der ganzen europäiſchen Türkei kaum einige.

In den Städten mögen ſie die Hälfte der Bewohnerſchaft ausmachen. Und im Ganzen mag ſich die Geſammt-Summe aller ächten Osmanen in Europa wohl ſchwerlich auf mehr als $1^1/_2$ Million belaufen. Die größte Zahl derſelben iſt in Conſtantinopel zuſammengedrängt. Es gibt daſelbſt beinahe eine halbe Million Bewohner, die den Osmanlis beigezählt werden.

Man kann daher ſagen, daß die Türken in Europa ſich jetzt in einer ähnlichen Stellung befinden, wie die Griechen zu der Zeit, als ihre Herrſchaft vorzugsweiſe auf die eine Stadt, Byzanz, beſchränkt war.

Verſuchen wir es nun, die Sitten- und Charakter-Eigenthümlichkeiten dieſes merkwürdigen Volks, — das einſt zur Zeit ſeiner Blüthe ganz Europa erſchreckte und erſchütterte, und das uns auch jetzt noch, obgleich nicht ſowohl durch drohende Macht als vielmehr bloß wegen der Frage, wer von ſeiner Schwäche vortheilen ſoll, ſo ſehr beſchäftigt, — zu zeichnen, ſo müſſen wir dabei vor Allem immer unterſcheiden, was ſie urſprünglich in ihrem Heimathlande waren und was ſie im Laufe der Zeiten bei ihrer Verbreitung durch ſo viele Länder und bei ihrer Berührung mit ſo verſchiedenen Völkern geworden ſind.

Das erſte und wichtigſte Angebinde, das die Osmanen nach ihren erſten Berührungen mit ihren weſt-aſiatiſchen Nachbarn empfingen, war der Glaube Mohameds.

Die urſprüngliche Religion der Türken in ihren innern aſiatiſchen Steppen war ein roher Naturdienſt, bei dem ſie vorzugsweiſe die vier Elemente: Feuer, Luft, Waſſer und Erde verehrten, dann aber auch zugleich einem oberſten Geiſte des Himmels Pferde und Schafe zum Opfer darbrachten.

Der Islam kam zu ihnen durch die Vermittlung der Araber und Perſer ſchon in ihrer Urheimath. Dieſe pflegten alle Gefangenen, welche ſie bei ihren Kämpfen mit den benachbarten Räuber-Nomaden machten, zum Islam zu bekehren, und dieſelben bekehrten dann wieder, wenn ſie in die Heimath zurück kamen, ihre Stammgenoſſen. Schon um das Jahr 1000 nach Chriſti Geburt waren auf dieſe Weiſe mehrere noch nomadiſirende Türkenſtämme gute Mohamedaner geworden, während freilich manche noch dem alten Schamanenthum anhingen und wieder andere von den Chineſen ſogar zu Buddhiſten gemacht waren.

Unſere osmaniſchen Türken waren längſt eifrige Anhänger des Propheten, als ſie aus den Ebenen des caſpiſchen Meeres nach Weſten auszogen.

Sie haben von jenem religiöſen Ernſte, der alle Orientalen von jeher auszeichnete, durch den Islam Vieles überkommen. Wie bei den Hebräern, wie bei den Arabern tritt auch bei ihnen der Einfluß der Religion auf Sitte, Sinn und Thätigkeit der Nation weit auffallender hervor, als bei den europäiſchen Völkern, und wie bei jenen, war auch bei den Osmanen ihr ganzes Thun und Denken, ſo zu ſagen, in Religion getaucht. Das religiöſe Element war ſtets die Stärke ihrer Heere.

Mit Strenge und Gewiſſenhaftigkeit

erfüllten ſie ihre religiöſen Pflichten und die Beobachtung der mit dieſen zuſammenhangenden Gebräuche. Und ſelbſt jetzt noch kann Nichts feierlicher ſein, als die Gebete der Türken im Gotteshauſe, die ſie in anſcheinend demuthsvoller Weiſe und ganz erfüllt von ihrem frommen Vorhaben verrichten. Die tiefe feierliche Schweigſamkeit und der imponirende Ernſt, die ſie dabei beobachten, ergreifen ſelbſt den chriſtlichen Zuſchauer. Ganz ſtill, leiſe und barfuß wie Bettelmönche ſchleichen die Männer,— ehrwürdige, alte weißbärtige Greiſe und hinter ihnen her ihre gehorſamen Knaben und Jünglinge herein, ſinken auf den Teppichen der Moſchee in die Knie, ſchlagen ſich wie büßende Sünder die Bruſt und verfallen in ſtumme Betrachtung und Anbetung des Unſichtbaren, oder lauſchen andächtig den Gebeten und Reden ihres Imam. Die äußere Frömmigkeit hat ſich bei ihnen faſt unverſehrt bis auf unſere Tage erhalten.

Ein ächter orthodoxer Türke betrachtet noch heute die Peſt als einen Pfeil Gottes, dem auszuweichen unnütz und gottlos iſt, trägt keinen Regen- oder Sonnenſchirm, weil es ihm ſündhaft ſcheint, den Segen Gottes von ſich abzulenken, und zieht die Kleiderbürſten vegetabiliſchen Urſprungs den gewöhnlichen vor, weil der Koran die Berührung alles deſſen, was vom Schweine kommt, verbietet. — Ihr Reſpect vor dem Koran iſt ſo groß, daß ſie der bloßen Lecture deſſelben allerlei Wunder zu ſchreiben. Das Leſen von Koranſtellen vermag ihrer Meinung nach verſchiedene Krankheiten zu heilen, und das Wunderbarſte iſt dabei, daß der pſychiſche Einfluß, der fromme ernſte Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer heiligen Schriften wirklich oft eine merkliche Heilkraft übt.

Außerdem aber haben ſie noch ihr ganzes Thun und Treiben in ein ſo gewaltiges Netz von frommem Aberglauben eingeſponnen, daß ſie ſich vor guten und böſen Vorbedeutungen kaum zu bergen wiſſen. Unzählig ſind die Mittel, die Zukunft zu erfahren, und eben ſo zahlreich die, ſich vor böſen Einwirkungen zu bewahren. Sie übertreffen darin noch die heidniſchen alten Römer von ächtem Schrot und Korn. Wie dieſe leſen ſie Gutes oder Böſes in den Eingeweiden friſchgeſchlachteter Thiere, — leiten Augurien ab aus dem Fluge der Vögel, — haben glück- und unglückbedeutende Stunden und Tage, die ernſthaft von den Aſtrologen in ihren Calendern beſtimmt werden, und kein Osmane unternimmt eine Reiſe, einen Hausbau, eine Ehe oder ſonſt etwas Wichtiges, ohne über den Punkt der Gunſt des Augenblicks und der Conſtellation der Geſtirne in's Klare gekommen zu ſein. Iſt er krank, oder haben böſe Träume ihn in Melancholie geſtürzt, ſo verſchafft er ſich vom Imam einen Topf, deſſen Inners mit vielen Koranenſprüchen beſchrieben iſt, füllt ihn mit Waſſer, läßt ſich alle die daran verſchwendete Tinte auflöſen und verſchluckt dann dieſe flüſſig gewordene heilige Schrift mit dem tröſtlichſten Vertrauen. Um noch ſicherer zu gehen, ſchneidet er ſich in ſolchen Fällen auch wohl ein Stück von ſeinem Gewande ab, befeſtigt den Lappen auf dem Grabe eines Heiligen, und hofft, daß ſo dieſer das Unglück wie eine Laſt auf ſich nehmen werde. — Das Dach ſeines Hauſes, den Schnabel ſeines Boots, die Mütze ſeines Kindes, den Hals ſeines Pferdes, das Bauer ſeines Vogels, Alles behängt er mit Amuletten und Gegenmitteln gegen das böſe Auge oder gegen anderen Zauber. Vieles von dieſem Aberglauben mag noch aus der Steppe und aus der Zeit des heidniſchen Nomadenlebens ſtammen. Aecht Mohamedaniſch aber, und ihnen mit dem Islam überkommen iſt jener, ſie, wie alle Anhänger des Propheten, ſo auszeichnende und ſo unerſchütterliche Glaube an ein unabwendbares Fatum, ein Glaube, der ſie auf der einen Seite ſo mächtig und ſiegreich, auf der andern aber auch für fortſchreitende Entwickelung ſo unempfänglich und ſtarrſinnig gemacht hat und der ſie ſo ganz beherrſcht, daß man ſich aus ihm faſt die Hälfte alles Thuns und Treibens eines Türken deuten kann.

Die Ueberzeugung, daß ihn in der Mitte des Kugelregens der Schlacht kein Geſchoß erreichen würde, welches nicht von Gott für ihn beſtimmt ſei, flößte dem Türken einen unüberwindlichen Muth ein. Doch machte ihn auch eben dieſe Vorſtellung, daß Gott ſelbſt hienieden Alles thue, verfüge und leite, gegen jedes menſchliche Eingreifen abgeneigt, unthätig und indolent. — In glücklichen Tagen erhöhte dieſer Glaube

die Kraft des Eroberers, erfüllte ihn aber auch im Unglück mit ſolcher Reſignation, daß er gleichgültig dem Zerfall und der Degradation ſeines Volks zuſah.

Ergeben in Alles, was über ihn kommen mag, lebt der Türke ruhig dahin, — in dem Bewußtſein, daß ihm die Zukunft nur das längſt Beſtimmte bringen werde, ſeine größte Genugthuung, ſeinen ſicherſten Troſt findend.

Macht ihn Unglück arm und zwingt es ihn, ſeit Jahren gewohnte Bequemlichkeiten aufzugeben, verliert er ſeinen einzigen Sohn, ſein liebſtes Kind: nie wird er murren. Gott iſt groß! Er gab es, er nahm es auch.

Ein Miniſter ſtürzt, — einem Statthalter wird der Tod zugedacht. Ohne Widerrede giebt er ſeinen Poſten und das Leben auf, und bittet nur um die nöthige Zeit, ſein Gebet zu verrichten.

Obgleich ſie zärtlicher Rührungen, tiefer Empfindungen, wie andere Menſchen, fähig ſind, nähren ſie doch nie einen Schmerz auf eine der Geſundheit ſchädliche oder den Geiſt zerrüttende Weiſe, und dauernde moraliſche Leiden, bleibende Störungen der Geiſtesthätigkeit ſind daher ſelten bei den Türken. Und die im Leben ſich kundgebende Reſignation verläßt ſie auch in der ſchmerzlichſten Krankheit und in der letzten Stunde nicht.

Bei keiner Nation hat der Arzt ſo wenige Vorwürfe, wie bei den Türken, zu erwarten, wenn ſeine Mittel nicht anſchlugen. Stets entſchuldigen ſie ihn damit, daß es nicht Allah's Wille war.

Im Widerſpiel zu den talentvollen aber verſchmitzten Byzantinern oder Griechen lobt man die einfache, ungekünſtelte Geradheit und die aufrichtige Ehrlichkeit der Osmanlis, denen von Haus aus eine Tendenz ſich ohne Umwege auszuſprechen in hohem Grade eigen iſt. Sie meiden die gewundenen Pfade, auf denen der ſchmeichleriſche Orientale des Südens (der Araber und ſein Nachbar, der Perſer) ſo gern wandelt.

Sie reden wenig, und was ſie ſagen, ſprechen ſie langſam, volltönend und mit Ausdruck, daher auch mit ihnen alle geringeren Geſchäfte kurz abgethan werden. Was z. B. der türkiſche Kaufmann ſagt, gilt ihm gewöhnlich als das erſte und letzte Wort, das Feilſchen iſt ihm unbekannt.

Man ſieht es ihnen an, daß ſie ein Herrſchervolk waren. Eine unerſchütterliche Ruhe und Zurückhaltung ſcheint den Türken ziemlich allgemein eigen zu ſein.

Ihr Gang iſt gravitätiſch. In allen ihren Bewegungen ſind ſie abgemeſſen und feierlich. Nur ſelten verrathen ſie äußerlich die innern Affecte ihrer Seele. Wo wir laut auflachen, da umſchwebt den Mund des Osmanen ein leiſes Lächeln. Wenn wir heftig in die Hände klatſchen, dann giebt er ſeinen Beifall nur durch ein leiſes Neigen des Kopfes zu erkennen oder bläſt vielleicht ein Mal den Rauch ſeiner Pfeife etwas ſtärker heraus. Unſer unruhiges Weſen und Leben ſcheint ihnen ein beſtändiger Rauſch, das ihrige däucht uns ein langer Traum.

Der Mangel alles ariſtokratiſchen Kaſten- und Klaſſen-Weſens bei den Türken bewirkt es, daß nicht blos den Hochgeſtellten, ſondern auch ſelbſt den Geringſten unter ihnen jener gewiſſe Anſtrich von Vornehmheit eigen iſt. Außerhalb der amtlichen Schranken ſind ſich alle Türken gleich; und keine Stellung iſt ſo hoch, die nicht Jeder, wenn Glück, Talent und Umſtände ihn begünſtigen, auch erreichen könnte. Der Arme und Niedere unter ihnen iſt von Haus aus urban, höflich und würdevoll. Er vergißt und überhebt ſich nie. Er ſcheint das Bewußtſein zu haben, daß, obwohl in einer Hütte geboren, er in einem Palaſte ſterben mag. Und mit dieſer Möglichkeit vor Augen ſcheint er immer ſo zu handeln, als hätte die Stunde der Umwandlung ſchon geſchlagen. Dieſe Verhältniſſe verſchaffen dem geſelligen Verkehr unter den Türken viele Leichtigkeit. Man ſieht den Bei in der Stunde der Muße ohne Umſtände neben dem Arbeiter, den Effendi neben dem Fiſcher Platz nehmen, als wären ſie zu demſelben Schickſale geboren. Bei jeder luſtigen Gelegenheit, jedem Familien-Feſte oder öffentlichen Feier ſtehen die Thüren der Reichen und Großen den Geringen und Armen viel offener als bei uns.

Obgleich die Grauſamkeiten ihrer Soldaten ſie bei uns übel berüchtigt gemacht haben, ſo läßt ſich doch im Frieden dem Türken ein großer Hang zum Wohlthun

und eine Geneigtheit zum Wohlwollen nicht abſprechen. Für ihre Günſtlinge ſind ſie fähig, Alles zu wagen. Ihre Sklaven behandeln ſie wie ihre Kinder. Sie ſcheinen den alten Grundſatz der römiſchen Eroberer: „Debellare superbos et parcere subjectis“ bis in's Extrem auszuführen. Die Widerſpenſtigen werfen ſie unbarmherzig nieder. Den Unterwürfigen liebkoſen ſie. Daher auch ihre große Liebe zu Kindern. Nicht zufrieden mit ihren eigenen Kindern, nehmen ſie auch noch ſehr leicht und häufig die hülfsbedürftigen Kinder Anderer und die Waiſen an. Dieſe Adoptiv-Kinder nennen ſie „Kinder der Seele.“ Auch die achtungsvolle Zärtlichkeit, die ſie ihren Müttern widmen, fließt aus derſelben Quelle. Die hohe Stellung der Mutter-Sultanin der ſogenannten Sultanin Valide, im Serail iſt ja allgemein bekannt.

Gegen ihre Glaubensgenoſſen ſind ſie äußerſt mitleidig. Selbſt der wenig Bemittelte wird keinen Armen ohne Unterſtützung von ſich weiſen. Thiere zu martern ſind ſie, die im Kriege ſo viel Chriſtenblut kaltblütig vergoſſen haben, unfähig. Sie haben ein natürliches Mitleiden mit allen ſtummen Creaturen, und außerdem gebietet ihnen der Koran ſelbſt Bienen, Ameiſen, Kräben, Schwalben und Fröſche zu ſchonen. Wenn ein europäiſcher Reiſender gelegentlich zu ſeinem Vergnügen mit der Büchſe einen Vogel aus der Luft herunterbringt, ſo klagen ſeine türkiſchen Reiſebegleiter ihn des Mordes an. Bei den Dörfern der Türken Kleinaſiens findet man Stallungen oder Vogelbauer zubereitet, in denen alte Adler, die nicht mehr weiter können, oder Feldhühner, die flügellahm wurden, oder Störche, die ſich den Fuß brachen, und die man einfing, auf öffentliche Koſten gepflegt und genährt werden. Ein Lamm, das noch nicht von der Milch entwöhnt wurde, ſcheuen ſich die Türken zu ſchlachten, um nicht das Jammergeſchrei der Schafmutter zu hören.

Die Pferde werden bei ihnen wie die Kinder erzogen und gepflegt, ſtatt mit der Peitſche nur durch freundliches Zureden gewöhnt, auch ſorgfältig an Hals und Mähne wie ihre Kinder mit Amuletten geſchmückt, um ſie gegen böſe Einflüſſe und Zauberei zu bewahren.

Daher war und iſt auch noch jetzt ein widerſpenſtiges und ſtörriſches Pferd eine große Seltenheit bei den Türken, und ſonſt war es bekannt, daß, wenn Pferde von dieſem Charakter in den Kriegen mit den Ungarn, Deutſchen, Polen und Ruſſen eingefangen wurden, dieſe erbeuteten Wildfänge unter der vortrefflichen Zucht der milden türkiſchen Stallmeiſter bald ſo ſanft und gelehrig wurden, daß ſie ihrem Herrn vor Freude entgegen wieherten und vor ihm die Knie beugten, um ihn bequem aufzunehmen. Auch noch jetzt läßt ſich ein vornehmer Türke, wenn er im Frühling auf dem Lande lebt, gern ein Zelt unter einem Baume am Rande ſeiner Pferde-Trift errichten, und ſchaut von da aus Tage lang behaglich dem Treiben, den Kämpfen und Spielen ſeiner Füllen und Stuten zu.

Eben ſo wenig haben die Türken als Schulmeiſter und Erzieher der Jugend einen harten tyranniſchen Sinn gezeigt. Obgleich zwiſchen Vater und Sohn aus ſehr begreiflichen Gründen bei ihnen, wie im ganzen polygamiſchen Oriente, nicht das zärtliche und innige Verhältniß beſtehen kann, wie im Occident, obgleich die Kinder in ihrem Vater mehr nur ihren Herrn und Gebieter erblicken, und faſt immer in beſcheidener Entfernung mit gekreuzten Händen, ehrerbietig ſeiner Befehle harrend, vor ihm erſcheinen, ſo haben ſie doch ſelten von Ausbrüchen des Jähzorns, oder von harten Strafen zu leiden. Der türkiſche Lehrer und Vater iſt gewöhnlich vorſichtig in der Aeußerung ſeines Wohlwollens, wie ſeiner Unzufriedenheit. Er prüft lange, urtheilt ſpät und nie läßt er ſich herab, ſeine Kinder perſönlich zu züchtigen.

Selbſt in jenen merkwürdigen Erziehungs-Inſtituten der Trabanten des Sultans und der Janitſcharen war zwar Zucht und Ordnung ſtrenge, aber nicht unmenſchlich. Dergleichen pädagogiſche Zwangsmittel, wie man ſie damals, ja hie und da bis auf unſere Tage herab, in den gebildetſten chriſtlichen Ländern für heilſam gehalten hat, Ketten, Klötze, finſtere Löcher und ſchlechtes Lager bei Waſſer und Brot kannten und kennen dieſe Barbaren nicht. Die einzige Strafe, die Baſtonade, durfte nur ſparſam und in beſchränkter

Weiſe in Anwendung kommen, und die Prügelſtrafen ſind bei den Türken nie ſo rigorös geweſen und nie ſo unbarmherzig und verſchwenderiſch geübt worden, wie z. B. in Rußland, und es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß türkiſche Kriegsgefangene bei den Ruſſen, wenn ſie der dortigen Disciplin unterworfen wurden, laut nach der türkiſchen Juſtiz zurückverlangten und dieſer Lobſprüche ſpendeten.

Ein ſehr vortheilhaftes Licht wirft auch auf die Gemüthsgaben der Türken die Rührung und Innigkeit, mit der ſie das Andenken ihrer Todten feiern. Ihre Kirchhöfe ſind immer mit Blumen und üppig vegetirenden Cypreſſen geſchmückt und gewöhnlich in reizenden Thälern oder auf anmuthigen Hügeln gelegen, wo wir eine Villa, ein Kloſter oder einen Weingarten gebaut haben würden. An Feiertagen ſind dieſelben die gewöhnlichen Sammelplätze des Volkes, auf denen ſich die Kinder neben den Gräbern ihrer Vorältern tummeln, während die Erwachſenen ſich des Genuſſes der friſchen Luft, der Pfeife und ihrer ernſten Erinnerungen erfreuen. Auch ſind die Osmanen große Freunde von ſtillen Familien-Feſten im Kreiſe der Ihrigen, und einige derſelben, z. B. das jährlich in allen türkiſchen Häuſern wiederkehrende Tulpenfeſt, ſind von ſehr anmuthiger Natur.

Den Namen führt dieſes Feſt daher, weil es zur Zeit der Blüthe der Tulpen gefeiert wird, die im Orient, wo jeder ein paſſionirter Blumenliebhaber iſt, ſehr häufig ſind. Der Schauplatz deſſelben iſt der Garten des Harems und die Zeit ſeiner Feier die Nacht. Iſt ein Paſcha oder gar der Sultan ſelbſt der Gaſtgeber, ſo ſtehen die Vaſen von jeglicher Art und Geſtalt, mit natürlichen und künſtlichen Blumen gefüllt aneinander gereiht, und werden von einer zahlloſen Menge von Laternen und farbigen Lampen erleuchtet, durch eine Maſſe von Spiegeln in's Unendliche vervielfältigt. Boutiquen mit verſchiedenen Kaufmannswaaren angefüllt, ſtehen unter Aufſicht und Leitung der Frauenzimmer, welche im anmuthigen Coſtüm die Kaufleute repräſentiren. Alle Sultaninnen, welche Schweſtern, Nichten oder Verwandte des Großherrn ſind, werden zu dieſem Feſte eingeladen, und ſie ſowohl als die Majeſtät kaufen in den prachtvoll eingerichteten Boutiquen kleine Gegenſtände, Waaren und Stoffe, womit ſie ſich gegenſeitig beſchenken. Tanz, Muſik und allerhand geſellſchaftliche Spiele verlängern die Ergötzlichkeiten und verbreiten eine Fröhlichkeit und Ausgelaſſenheit in dieſen Gärten und Mauern, die ſonſt daſelbſt nicht gefunden werden.

Wie das Gemüth, ſo hat die Natur auch den Verſtand der Türken nicht vernachläſſigt. Sie ſind nichts weniger als ungelehrig und von plumpem Geiſte. Vielmehr ſind ſie faſt durchweg durch eine ſchnelle Auffaſſung und namentlich durch ein gutes Gedächtniß ausgezeichnet. Nicht ihre Unfähigkeit ſteht ihnen bei ihrer Civiliſirung ſo ſehr im Wege, als ihr Mangel an Rührigkeit. Die ſtarre Indolenz, in die ſie verſunken ſind, hält ihre Talente gefangen. Es fehlt ihnen nur an der Ausdauer in der Anſtrengung, an dem Arbeitsdrange, an der raſtloſen Neu- und Wißbegierde der Europäer, um mit ihren guten Gaben Großes zu leiſten.

Sie pflegen nicht wie wir zu wetten und zu wagen, um das Glück zu erjagen. Fühlen ſie ſich von den Umſtänden gehoben und vom Winde begünſtigt, ſo laſſen ſie es ſich gefallen und leben gern in gemächlicher und leidenſchaftsloſer Behaglichkeit dahin, indem ſie die Stürme der Welt um ſich herum ausbrauſen laſſen.

Demzufolge ſind ſie auch dadurch ausgezeichnet, daß ſie im Gegenſatz zu den europäiſchen Nationen gar keine Glücks- und Hazard-Spiele kennen, wie ſie doch häufig ſelbſt bei ihren Unterthanen, den Griechen, Walachen und Slaven vorkommen. Selbſt ihre Jugend treibt keine Wettſpiele, kein Ringen, kein Verſuchen der Kräfte in gymnaſtiſchen Kämpfen und Laufen.

Den Tanz halten ſie ganz unter ihrer Würde. Sie laſſen ſich von ihren Frauen oder ihren Odaliſken höchſtens etwas vortanzen. Und eben ſo ſind auch die anderen Künſte, welche friedlichen Geiſt und geduldige Anſtrengung erheiſchen, bei ihnen, die nur die Kunſt des Kriegers übten, die, ſo lange ſie blühten, von dem Fieber der Schlachten und der Eroberungen beherrſcht wurden, gar nicht in Uebung gekommen, obwohl man nicht ſagen kann,

daß ſie jene verachteten. Denn die Muſik z. B. lieben ſie leidenſchaftlich. Aber Griechen und Armenier ſind ihre Vorſänger und verwundert ſehen es die türkiſchen Großen, wie die Geſandten unſerer Könige in Conſtkutinopel eigenhändig malen oder Clavier ſpielen und fragen ſie: „warum ſie ſich denn ſelber damit bemühten, da ſie doch reich genug wären, eine Trupp Muſikanten zu beſolden."

Nur in der Dichtkunſt haben ſie ſich in eigner Perſon bemüht. Sie beſitzen nicht nur viele hübſche Volkslieder, ſondern ſie haben auch manche ausgezeichnete Dichter und eine nicht arme Literatur hervor gebracht. Damit ich ſie auch in dieſer Hinſicht nicht zu tief ſetze, will ich hier nur anführen, daß unſer berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber der Türken, Herr von Hammer, eine vierbändige Blüthenleſe aus nicht weniger als 2200 türkiſchen Dichtern zuſammengeſtellt hat, die aber freilich nicht alle einer Krönung auf dem Kapitol würdig ſein mögen.

Insbeſondere aber haben ſich die Türken — bei einen ſo thatenreichen Volke ſehr natürlich! — in der Geſchichtſchreibung und Weltkunde häufig verſucht und haben viele Hiſtoriker und Geographen hervorgebracht. Ja ſie haben ſogar ſeit 300 Jahren — und deſſen kann ſich nicht jeder chriſtliche Staat rühmen — das ſtehende Amt eines Reichshiſtoriographen bei ſich gehabt, deſſen Pflicht es war, die Reichs-Begebenheiten, Kriege, Friedensſchlüſſe und innern Veränderungen zu verzeichnen. Doch haben auch dieſe türkiſchen Geſchichtſchreiber in ihrem Styl und ihrer Denkweiſe wenig für die Osmanen Charakteriſtiſches. Sie ſchreiben die Geſchichte wie ihre Gedichte in der den Perſern, Arabern und überhaupt allen Orientalen eigenthümlichen Manier. Dies zeigt ſchon eine Durchſicht der blumenreichen Titel ihrer Werke. Was wir einfach ein Geſchlechts-Regiſter nennen, heißt bei ihnen: „ein Roſenkranz der Gerechten" oder „ein Blumen-Garten der Beſten." Was wir blos ganz ſimpel eine Weltgeſchichte von den erſten bis auf die letzten Zeiten betiteln, dem geben ſie den entſprechenderen Namen: „Das hochwogende Meer und der reichſtrömende Brunnen in der Wiſſenſchaft der erſten und letzten Dinge." — Eine Sammlung von Biographien wird bei ihnen verſchönert zu „einem Roſenbündel aus den Gärten der Erkenntniß der Menſchen." Und wenn wir ein Buch in 8 Capitel theilen, ſo theilen ſie es lieber in eben ſo viele „Blumen-Beete" oder gar „Paradieſe." Es iſt derſelbe prachtvolle und pompöſe Styl, den ſie auch in der Titulatur ihrer Beamten eingeführt haben, und dem zufolge bei ihnen z. B. was wir einen Hofpagen nennen: „ein Diener des Kleides der Glückſeligkeit," oder ein Oberſthofmeiſter ein „Herr des Thores der Gnaden und Ehren" genannt wird.

Von der Art und Weiſe der bei den Türken üblichen hiſtoriſchen Kritik mag eine Stelle, die ich unſerm türkiſchen Geſchichtſchreiber Herrn von Hammer entlehne, als ein Beiſpiel gelten. Der berühmte türkiſche Reichshiſtoriograph Scadeddin kritiſirt darin den Styl und die hiſtoriſche Manier des Mecolana Idris, eines ſeiner Vorgänger, in folgender Weiſe: „Der Zauberkiel und der hochfliegende Genius des Mecolana Idris," ſo ſpricht der türkiſche Kritiker, „hat das herzgefällige Buch der acht Paradieſe zu Tage gefördert. Obgleich ich in dieſem Beete des Gartens des Styls wohl einige Gebrechen und Mängel den Blicken der Einſichtsvollen offen legen könnte, ſo iſt es doch ſonſt auf alle Weiſe das vortrefflichſte unter allen osmaniſchen Geſchichtswerken. Denn dieſes Werk treibt die Ausführlichkeit nicht bis an die Gränzen der Weitſchweifigkeit, und der Saum ſeiner Verbrämung iſt mit keinem Schlamm von Uebertreibung befleckt. Es iſt eine vor allen Bücherbräuten durch erhabene Reize weit ausgezeichnete Cabinets-Schönheit, deren moſchusdurchduftetes Haar (nämlich die kettenverſchlungenen Zeilen) ſie, wie Locken die Huris kleiden, und deren Antlitz mit dem rothen Anſtriche der mit rother Dinte geſchriebenen Koransverſe und Ueberlieferungsſtellen geſchmückt iſt."

Nüchterner und einfacher, als in ihren den andern Orientalen nachgeahmten Dichtungen und Geſchichtsbüchern zeigen ſich die Türken in den ſeit alten Zeiten unter ihnen gebräuchlichen Sprichwörtern, die einen Schatz praktiſcher Lebensweisheit darbieten und viele Beweiſe eines geſunden Sinnes, feiner Beobachtung und Menſchen-Kenntniß enthalten. —

Namentlich zeichnen ſich die echten alttürkiſchen noch aus der Nomaden-Zeit ſtammenden Sprichwörter, die man an Form und Inhalt leicht als ſolche erkennen und von denjenigen Lebensregeln und Weisheits-Sprüchen, die ſie von den Arabern und Perſern überkommen, unterſcheiden kann, durch einen ſehr kräftigen, treffenden und pikanten Witz und Ausdruck beſonders aus.

Da ſich Geiſt, Charakter und Sitte der Nation in ihren Sprichwörtern ſo vielfach klar und deutlich wiederſpiegeln und von ſolchen Dingen bei uns, wenn wir von den Türken handeln, viel ſeltener die Rede zu ſein pflegt als von ihren barbariſchen Kriegsſitten oder ihren blumenreichen Reimereien, ſo will ich den Leſer hier zum Schluß noch auf einige bezeichnende türkiſche Sprichwörter aufmerkſam machen, und eine kleine Sammlung derſelben mittheilen.

Sehr zahlreich ſind die Sprichwörter, in welchen der Osmane die Wahrheit anempfiehlt z. B.:

Sitze meinetwegen krumm, mein Sohn, ſprich aber nur gerade!" —

„Wer von der Lüge ſich entfernt, der nähert ſich Gott." —

„Wandle nicht über die zerbrechliche Brücke des Lügners, beſſer mein Freund, ſchwimme durch den Strom!" —

Sehr charakteriſtiſch ſind die eben ſo zahlreichen Ausſprüche, mit denen der ſchweigſame, vorſichtig redende Türke gegen die Zunge und Zungenfertigkeit zu Felde zieht.

„Die Zunge," ſo lautet eins derſelben, „iſt eine knochenloſe Schlange, die dennoch Knochen zerbricht." —

„Eine Wunde vom Meſſer vernarbt, eine Wunde, welche die Zunge geſchlagen hat, iſt unheilbar." —

„Die Zunge hat mehr Menſchen getödtet, als der Säbel." —

„Wer ſeine Zunge feſſelt, der rettet ſeinen Kopf!" —

„Wer ſpricht, der ſäet, er weiß nicht was, wer höret, der ärndtet, und hat die Wahl." —

„Das Herz des Thoren iſt auf ſeiner Zunge, die Zunge des Verſtändigen iſt in ſeinem Herzen." —

„Höre tauſend Mal, ſprich ein Mal!" —

Verachtung des Geſchwätzes, redſeliger und verläumderiſcher Leute drückt in recht türkiſcher Manier folgendes Gleichniß aus:

„Der Hund bellt, der Wolf geht ſeinen Gang." —

und mit einer noch hübſcheren Variation dieſes:

„Der Hund heult, die Karawane zieht vorüber," was man manchem thörichten Beſpötter alter ehrwürdiger Satzungen und Gewohnheiten zurufen könnte.

Manche in den türkiſchen Sprichwörtern enthaltenen Regeln der Moral möchte man den Ausſprüchen unſerer größten Kirchenväter an die Seite ſetzen, gewiß z. B. dieſes:

„Thuſt Du was Gutes, ſo wirf es in's Meer, erfährt's dort der Fiſch nicht, ſo weiß es der Herr!" —

oder dieſes:

„Das Gute des Menſchen birgt ſich in engen Raum, das Böſe aber wandelt auf breiten Spuren." —

oder folgendes:

„Thue Gutes demjenigen, der dir Böſes anthut, dann wirſt Du bei ihm und bei Gott Gnade finden." —

Von dieſem letzten Spruche könnte man faſt zu glauben geneigt ſein, daß die Türken, die wir gewöhnlich dem alten „Auge um Auge," „Zahn um Zahn" ſo ſehr zugethan halten, ihn von außen her empfangen hätten, wenn es nicht ausgemacht und nachgewieſen wäre, daß derſelbe bei den türkiſchen Stämmen ſelbſt ſchon in der Zeit vor Mohammed zu finden geweſen ſei.

Nicht weniger mag es wohl verwundern, daß ſogar das „Kenne Dich ſelbſt" der Griechen von dieſen osmaniſchen Barbaren ſo hoch geſchätzt wurde:

„Wer ſich ſelbſt begreift," ſagen ſie ſehr energiſch, „der begreift Gott."

Welche ſchöne Hindeutung enthält auch dieſer Ausſpruch:

„Wer am Abend noch ſchlecht iſt, der iſt niemals gut." Er ſcheint uns einen frommen Mann zu zeigen, der nach ſeinem Abendgebete alle böſen und rachſüchtigen Gedanken des Tages aufgibt.

„Zorn iſt Dein Feind, Ueberlegung Deine Freundin." —

„Wer zornig aufgeſprungen, der nimmt beſchämt wieder Platz." —

„Reiche dem Unglücklichen den Finger, und Gott reicht Dir ſeine Rechte.“ —

Die Undankbarkeit verdammen die Türken kräftig genug, denn „ein Undankbarer,“ ſagen ſie, „zählt nicht unter den Menſchen.“ —

Keine Tugend wird häufiger von ihnen geprieſen, als geduldiges Ausharren; kein Fehler bitterer getadelt, als Uebereilung:

„Schnell gegangen, bald ermüdet.“ —

„Raſch gewachſen, bald verblüht.“ —

„Wandle ruhig, du überholſt den Haſen.“ —

„Geduld iſt der Schlüſſel zu allen Freuden.“ —

Ihr feſter Glaube an die Unabwendbarkeit des Schickſals drückt ſich natürlich ebenfalls in vielen Sprichwörtern aus, wie z. B. in dieſem:

„Den Pfeil vom Bogen des Schickſals wehrt kein Schild der Klugheit ab.“ —

„Der Menſch ſpricht, das Schickſal lächelt.“ („L'homme propose, Dieu dispose“). —

„Was Dir zugedacht iſt, das ſendet man Dir ſogar aus Jemen!“ (Aus dem entfernteſten Orte der türkiſchen Herrſchaft.)

„Wer Glück haben ſoll, fängt auch wohl mit einem Eſel eine Gans, der Unglückliche aber ſelbſt mit dem Königsfalken keine Maus.“ —

Viele der in ihren Sprichwörtern enthaltenen Klugheitslehren zeugen von einer höchſt ſcharfſinnigen Beobachtung des Lebens und der Dinge:

„Mache Dich nur zum Schafe, die Wölfe werden bald bei der Hand ſein.“ —

„Nicht die Reiſe ſchadet dem Menſchen, wohl aber die Reiſegefährten!“ —

„Wenn Dir die Zeit nicht paßt, ſo paſſe Dich der Zeit an!“ —

„Wer einen Freund ſucht ohne Fehl, der bleibt ohne Freund.“ —

„Ein dummer Freund iſt ſchlimmer, als ein kluger Feind.“ —

„Vor dem Feinde hüte Dich ein Mal, vor dem Freunde, mit dem Du umgehſt, eintauſend Mal!“ —

„Wenn Dein Herr Dir auch nur Sand gibt, ſo ſteck es artig in die Taſche!“ —

Schillers: „An das Vaterland, das theure, ſchließ Dich an, da ſind die wahren Wurzeln Deiner Kraft“ geben ſie recht nomadiſch, aber recht verſtändlich ſo: „Ein Hund iſt am ſtärkſtem in ſeinem eigenen Stall.“

Unſer: „ er ſchlägt den Sack und meint den Eſel,“ umſchreiben ſie zierlicher:

„Meine Tochter, ich ſprach zu Dir, aber die Schwiegertochter ſollte es hören.“ —

Von dem Auge des Herrn ſagen ſie:

„Wo du nicht ſelbſt biſt, da ſind keine Augen.“ —

„Die Liebe iſt blind“ lautet bei ihnen ſo:

„Der iſt ſchön, den man von Herzen liebt.“ —

„Für den Liebhaber iſt auch Bagdad nicht weit.“ —

Unſer: „Ein neuer Flicken auf ein altes Kleid“ heißt bei den Türken:

„Ein geſunder Ochſe vor einem zerbrechlichen Pfluge.“ —

Die Zeit, in welcher die Türken dieſe und noch viele anderen goldenen Sprüche und Lehren, die ich hier übergehe, erfanden und aufſtellten, liegt weit zurück.

Es gab eine Periode, in der ſie auch nach guten Lehren handelten, wie die alten Spartaner nach ihren Geſetzen.

Es folgte eine andere, in welcher ſich ihr Geiſt von innerer Kraft angetrieben gewaltig erhob und wo er alle ſeine Springfedern in Bewegung ſetzend faſt mit römiſcher Energie die Welt anpackte und überfluthete. Wie kein anderes Nomaden-Volk haben die Türken es verſtanden, mit Umſicht und Methode ihre Herrſchaft über Europa, Aſien und Afrika zu erweitern und zu befeſtigen. Dieſer Umſtand allein ſchon reichte hin, zu beweiſen, daß neben der Ueberlegenheit ihrer kriegeriſchen Gaben ein gewiſſer ordnender Inſtinkt, neben der vernichtenden auch eine ſchaffende Kraft, dem National-Geiſte der Türken, wie ſie kein anderer Stamm aſiatiſcher Weltſtürmer beſeſſen hat, inne gewohnt haben muß.

Jetzt aber gleichen ſie wie geſagt, einem Baume, dem der Sturm das Laub geraubt hat. Der Stamm, die Aeſte und die Wurzeln ſind freilich noch da, und man erkennt noch den ganzen Bau, aber das Holz iſt morſch und faul geworden. Und wenn auch ſein endlicher Hinfall, die Austreibung der erkrankten Türken, wie man ſich auszudrücken pflegt, aus ihrem europäiſchen Lager nach Aſien, wahrſchein-

lich noch auf manchen Widerstand stoßen wird, wenn wir auch vor dem schließlichen Ende noch manches unvermuthete Aufflackern erleben mögen, so war doch bisher der Rückschritt so allmählich und dabei so constant, die innere Schwächung so sichtbar, daß ein Erlöschen der Flamme unvermeidlich scheint.

Die Türken haben keine Zukunft in Europa. Ihre Nationalität und ihre Religion sind starr in Wesen und Form, ohne belebenden Geist und ohne jene höhere Entwickelungsfähigkeit, die als erhaltendes Element eine den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit entsprechende Zukunft sichern könnte. Sie sind von einem Stoffe, der sich nicht biegen konnte, und daher brechen mußte.

Es scheint, daß sie einer sehr zähen, sehr vollständigen Niederlage entgegen gehen. Wenigstens haben bisher, wie ich sagte, alle die Staaten, welche sich von der Osmanen-Herrschaft befreiten, diese fremdartige Nationalität fast gänzlich ausgekehrt.

Wahrscheinlich werden die Staaten, die sich noch ferner über den Gräbern der Türken erheben werden, eben so verfahren, und ein späterer Ethnograph Europa's, wird dann von diesen Osmanen — nichts mehr zu berichten haben.

Die Armenier.

Die Armenier haben ſich in Folge, — oder doch vorzugsweiſe in Folge — der von den Türken ihnen gegebenen Impulſe ſoweit in Europa verſtreut, und haben ſich in manchen Gegenden unſeres Welttheils, wie die Juden, ſo eingeniſtet, daß ſie unter uns wahrſcheinlich noch den Sturz des osmaniſchen Reichs überleben werden, und daß wir ihre Betrachtung daher gleich der Schilderung der Osmanen folgen laſſen können.

Das Heimathland der Armenier in Aſien, im Süden des Kaukaſus, iſt ein hoch gelegenes Alpenland voll ſchöner Viehtriften, das ſich um den heiligen Berg der Noahs-Arche, um den Ararat gruppirt.

Der Urſprung des Volkes ſteigt in das graueſte Alterthum hinauf. Doch ſind die Berichte von einer frühzeitigen Blüthe, Macht und Unabhängigkeit des von ihnen gegründeten Staates ſehr mythiſch und fabelhaft. Die Geſchichte zeigt ſie uns faſt immer in Abhängigkeit und Zerriſſenheit.

Sie ſelbſt nennen ſich „Hait", nach ihrem Stammvater dieſes Namens, der, wie Abraham, aus den Ebenen Meſopotamiens in die Gebirge hinaufgeſtiegen und da die Wiege ſeines Volkes bereitet haben ſoll.

Unzählige Male, bis auf den heutigen Tag herab wurde ihr Land von benachbarten Eroberern unterjocht und vertheilt.

Mit Beſtimmtheit wiſſen wir nur von einer Periode ſehr bedeutender armeniſcher National-Macht und Blüthe. Tigranes der Große, ein armeniſcher Fürſt zur Zeit des Pompejus, unterwarf ſich einen bedeutenden Abſchnitt des weſtlichen Aſiens.

Seitdem dieſer große Tigranes von den Römern beſiegt wurde, iſt Armenien faſt immer, obwohl zu Zeiten noch ſelbſtſtändige und einheimiſche Regenten-Familien bei ihnen auftraten, ein Spielball der benachbarten Mächte, ein Hauptſchauplatz der aſiatiſchen Wirren und Kriege geweſen und bald ganz oder theilweiſe von byzantiniſchen, egyptiſchen oder perſiſchen Satrapen, arabiſchen oder türkiſchen Paſchas und ruſſiſchen Gouverneuren regiert worden.

Bald von dieſem, bald von jenem Machthaber wurden die Armenier, gleich den Juden, aus dem Lande vertrieben, oder in die Gefangenſchaft entführt, oder zur Coloniſirung entlegener Provinzen verpflanzt.

Dies traurige Geſchick, ſowie die Armuth ihrer eigenen Berge, aus denen ſie oft auch freiwillig, wie unſere Alpenbewohner, die Helvetier, auswanderten, hat ſie gewiß zu dem gemacht, was ſie geworden ſind, zu einem verſpreugten, in aller Welt ſpeculirenden Handels-Volke.

Schon frühzeitig ſtanden ſie im Verkehr mit Babylon, wohin ſie auf dem bei ihnen entſpringenden Euphrat die Producte ihrer Gebirgsthäler verführten.

Auch nach Tyrus und andern phöniciſchen Städten ſollen ſie ſchon in älteſten Zeiten die Maulthiere und Pferde, die ſie auf ihren Alpenwieſen züchteten, gebracht haben, ſowie ſie auch dem Hofe der alten Perſer-Könige jährlich 20,000 Füllen von ihrer edlen und berühmten Pferde-Race lieferten.

Je mehr ſie ihre Selbſtſtändigkeit und ihren kriegeriſchen Charakter verloren, deſto handelsluſtiger wurden ſie, ſo daß ſie ſich zuletzt als Handels-Commiſſäre durch ganz Aſien verbreitet haben.

Man findet ſie bereits frühzeitig bis nach Hindoſtan hin, von wo uns ſchon im Mittelalter durch ihre Vermittelung der Rhabarber, die Seide, Edelſteine, Gewürze und andere koſtbaren Waaren zugeführt und im Weſten vertheilt wurden. Sie waren und ſind in dieſen orientaliſchen Handelszweigen gewiſſermaßen die Rivalen, erſt der Juden und Araber und dann des andern von mir ſchon genannten und noch weiter oſtwärts verbreiteten Volks, der Tadſchiks oder Bucharen. Später hat ſie der Handelsgeiſt ſogar bis nach China im Oſten und bis an die Quellen des Nils getrieben, wo uns die Geſchichte in Abyſſinien zu Zeiten einflußreiche Armenier zeigt.

Auch nach Europa ſelbſt mögen dieſe aſiatiſchen Induſtrie-Ritter beſuchsweiſe ſchon frühzeitig gekommen ſein.

Einzelne bereits mit den alten Phöniciern, Griechen, Perſern und Römern. Die byzantiniſchen Kaiſer verpflanzten ſeit dem 8. Jahrhundert viele aus ihrem Lande vertriebene Armenier, die ſchon frühzeitig eifrige Anhänger des Chriſtenthums geworden waren, nach Europa und räumten ihnen Quartiere in thraciſchen und griechiſchen Städten ein.

Im Mittelalter, in den Zeiten der Kreuzzüge, mögen auch die Venetianer und Genueſer ſie im Orient kennen gelernt und auf ihre europäiſchen Märkte gebracht haben.

Doch ſind ſie hauptſächlich und in größerer Menge erſt nach den Eroberungen der Polen, Ruſſen und Türken im Orient zu uns herübergelangt, — und ſeitdem haben ſie ſich denn auch an vielen Puncten auf nord- und weſt-europäiſchem Terrain niedergelaſſen.

Eine der erſten feſten armeniſchen Gemeinden, von der wir wiſſen, hat ſich ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Lemberg in Galizien gebildet, wo ſie von den Fürſten Galiziens ſogar einen eigenen Magiſtrat erhielten, und wo ſie noch heutigen Tages unter einem beſonderen Biſchofe ſtehen.

Von da aus haben ſie ſich in kleinen Genoſſenſchaften oder Faktoreien durch alle Städte Polens verbreitet.

Obgleich ſie dort ihre armeniſche Sprache vergeſſen haben und obgleich dort auch ihre Kirche ſich der der Katholiken unirt hat, ſo erkennt man ſie doch jetzt noch überall an ihrer eigenthümlich orientaliſchen Geſichts- und Körperbildung, wie auch an ihrem alten ſpeculativen Sinn.

Wie in ihrem viehzüchtenden Alpenlande in Aſien, betreiben ſie in Polen hauptſächlich den Viehhandel und ziehen mit den Ochſen- und Pferdeheerden aus Podolien und Ukraine nach Warſchau, Krakau und auch bis nach Breslau in Deutſchland.

Auch haben ſie in dieſen Ländern

außerdem noch immer einen großen Theil des Handels mit türkiſchen und perſiſchen Waaren in ihren Händen und machten deßhalb ehedem oft weite Reiſen von den Grenzen Deutſchlands bis nach Perſien und tief in den Orient hinein.

Die Türken, die ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts faſt ganz Armenien den Perſern abnahmen, brachten das Volk wieder nach Conſtantinopel, wo ſeitdem die Armenier neben den Juden, Italiänern und Griechen zu den angeſehenſten und betriebſamſten Kaufleuten gehören.

Man findet ſie nun auch als Krämer, Beamten, Zollpächter und auch ſonſt noch in den mannigfaltigſten Chargen in allen Städten der europäiſchen Türkei, in denen ſie überall neben den Griechen und Osmanen die dritte Rolle ſpielen.

Namentlich ſind ſie die Bankiers der Paſchas, und man kann ſagen, daß faſt alle Einkünfte der türkiſchen Provinzen durch ihre Hände gehen. Sie creditiren ihren Paſchas in Conſtantinopel bei der Regierung, ſchicken dann aber auch ihre Agenten mit in die Provinz, um auf die Einſammlung des Tributes ein Auge zu haben. Der ganze Edelſtein- und Perlenhandel der Türkei iſt in ihren Händen. Sie ſind die vornehmſten Juweliere und Geldwechsler der türkiſchen Hauptſtadt.

Von der türkiſch-griechiſchen Halbinſel aus verbreiteten ſie ſich denn auch mit den Türken in den Donaufürſtenthümern Moldau und Walachei und in Ungarn.

In Siebenbürgen beſitzen ſie eine eigne Stadt: Armenopolis genannt, in der 400 armeniſche Familien wohnen, welche Handel mit Hornvieh und Fabrikwaaren betreiben.

In Ungarn haben ſie faſt die ganze Stadt Neuſatz inne und in den Ebenen zwiſchen der Donau und Theiß pflegen ſie die großen kaiſerlichen Puſten oder Weiden in Pacht zu nehmen, auf denen ſie Geſtüte begründeten und wo ſie, wie einſt in der Zeit der alten Perſer-Könige, in ihrem heimathlichen Alpenlande am Ararat, Pferdehandel betreiben. Sie ſind überall in Ungarn, wie nach Dem, was ich ſchon ſagte, auch in Polen die größten Landpächter, Viehzüchter und Ochſenhändler.

Als ſolche ſind ſie häufig reich und angeſehen geworden und nicht ſelten in den Adel Ungarns, der Walachei, Moldau und Bukowina übergetreten.

Auch unter dem polniſchen Adel findet man zuweilen Familien armeniſchen Urſprungs, wie es einſt unter dem ſpaniſchen Adel ſo zahlreiche Familien jüdiſcher Herkunft gab.

In Verbindung mit den Türken hat die wachſende Macht der Ruſſen zur Verbreitung der induſtriöſen Armenier in Europa am meiſten beigetragen.

Schon unter den Tataren waren ſie an der Wolga in Aſtrachan angeſiedelt. Als die Ruſſen dieſe Stadt in der Mitte des 16. Jahrhunderts eroberten, fingen die Armenier alsbald an, gleich den Bucharen, Rußlands Handel mit dem des Orients namentlich Perſiens zu verknüpfen.

Insbeſondere war Peter d. G. eifrigſt bemüht, die Armenier in ihren Beſtrebungen zu fördern und gewährte ihnen dazu verſchiedene Vortheile. Am Ende des 17. Jahrhunderts verlieh er ihnen große Privilegien und Freiheiten für ihren Verkehr in und durch Rußland.

Da die Perſer ſelbſt ihr Vaterland nicht leicht verlaſſen, und ſich noch weniger gern zu weiten Reiſen in nördliche Länder entſchließen, ſo wurden die Armenier in Europa, wie in Aſien ihre Faktoren.

Sie ließen ſich nun nicht nur in größerer Anzahl in Aſtrachan, ſondern auch in anderen ſüdruſſiſchen Städten nieder und bemächtigten ſich nach und nach des größten Theiles des perſiſchen Handels am caſpiſchen Meere, und ſie haben dort ihre Comptoire in beiden Welttheilen, auf einer Seite weit nach Iran, auf der andern ebenſo weit nach Rußland hinein.

Da die Zaren in jenen Gegenden allmählich eine ſtabile Ordnung ſchufen und anfingen, ihre Banner über die Chriſten des Orients wehen zu laſſen, ſo wanderten die Armenier auch bei verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ſie in den Kriegen zwiſchen den Türken und Perſern zur Verzweiflung gebracht wurden, in ganzen Schaaren nach Rußland aus.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts flüchteten ein Mal nicht weniger als 15,000 Armenier unter Anführung ihres Erzbiſchofs Argutinsky Dolgoruky über den Kaukaſus nach Eu-

ropa. Catharina II. wies ihnen verſchiedene Wohnplätze an, von denen aus ſie dann weiter wucherten.

Unter andern gründeten ſie in den Sümpfen und Steppen am Don die nicht unbedeutende und wohl bekannte Stadt Nachitſchewan, von der aus ſich durch ſie die Weinkultur und der Seidenbau im ſüdlichen Rußland verbreitete.

In der Mündungsſtadt der Wolga, in Aſtrachan, waren ſchon am Ende des 18. Jahrhunderts faſt alle Fabriken und induſtriellen Etabliſſements im Beſitze von Armeniern. Sie haben jetzt auch ihre Faktoreien und kleinen Colonien bis nach Moskau und bis an die Oſtſee in Petersburg vorgeſchoben.

Nachdem Rußland den Kaukaſus überſchritten, wurde dann auch ein bedeutender Abſchnitt des alten Armeniens und mit ihm der heilige Berg Ararat ſelber, ihre alte Hauptſtadt Eriwan und das berühmte Kloſter Edſchmiadzin, der Sitz des Oberhauptes der armeniſchen Kirche, von dieſer europäiſchen Macht abhängig, und auch hiermit wurden denn dieſem aſiatiſchen Volke wieder viele neue Wege und Thore nach Europa hin eröffnet.

Man ſieht ſie nun auch in der ruſſiſchen Armee häufig, zuweilen ſelbſt als Offiziere. Auch haben ſie ſich in den ruſſiſchen Adel eingeſchlichen, und einige der bei uns bekannteſten Namen ruſſiſcher Großen, — ich will nur die berühmte Familie der Grafen Lazareff erwähnen, — ſind armeniſchen Urſprungs.

Auch im weſtlichen Europa hat ſich dieſes merkwürdige orientaliſche Handelsvolk in neuer Zeit noch weiter verzweigt.

Sie fehlen natürlich nicht auf dem Weltmarkte Londons. Man findet ſie in Amſterdam, wie in Marſeille, und eben ſo in der Kaiſerſtadt Wien. In den Lagunen Venedigs auf der kleinen Inſel San Lazaro, welche der Senat im Jahre 1717 einer aus Morea vertriebenen armeniſchen Gemeinde ſchenkte, haben ſie ein durch ſeine literariſche Thätigkeit und ſeine armeniſche Druckereien und durch ſeine Erziehungs-Anſtalt berühmtes Kloſter begründet, das armeniſche Mechitariſten-Kloſter von S. Lazaro, von dem aus die geſammten armeniſchen Colonien Europa's und auch das aſiatiſche Heimathland ſelbſt anderthalb Jahrhunderte lang mit Büchern und geſchulten Miſſionären und Prieſtern verſehen worden iſt.

Aehnliche armeniſche Druckereien und gelehrte Inſtitute hat es auch zeitweiſe in Marſeille, in Rom, in Amſterdam, in Livorno, in Moskau und anderen Orten gegeben.

Denn trotz ihres traurigen National-Geſchicks ſind die Armenier von jeher, auch hierin den Juden ähnlich, ſehr eifrige Forſcher geweſen und haben ſich überall eine lebhafte Theilnahme für die Literatur ihres Vaterlandes oder doch ihrer Religion bewahrt. Seit dem ſie — ſchon im 2. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt — zum Chriſtenthum bekehrt wurden und die Bibel in ihre Sprache überſetzten, haben ſie eine Menge von Theologen und Chroniſten erzeugt und ihre Geſchichtſchreiber werden vor allen anderen Hiſtorikern der Orientalen als kritiſch und geſchmackvoll gelobt. Ihre Literatur iſt eine reiche Fundgrube für die Geſchichte der weſtaſiatiſchen Völker, mit welchen die der Armenier beſtändig ſo innig verwebt war.

Die Sprache, in der ſie ſchrieben, iſt zwar reich und ausgebildet, aber wie ihre gebirgige Heimath, äußerſt hart, voll von unbequemen Conſonantenhäufungen und faſt unerhörten Laut-Compoſitionen. Und darin bilden die Armenier einen auffallenden Contraſt mit ihren Gebietern den Osmanen. Sie, ein weiches und biegſames Volk beſitzen ein ſprödes und rauhes Organ und Idiom. Dieſe dagegen, die Türken, ein Herrſchervolk, eine äußerſt ſanfte melodiſche und wohlklingende Sprache, deren Accente man dem Murmeln des Waſſers verglichen hat. Man hat lange darüber geſtritten, welchem größeren Stamme jene armeniſche Sprache und das ſie redende Volk beizuzählen ſei. Wegen großer Aehnlichkeiten mit dem Syriſchen und Altphrygiſchen hat man die Armenier früher mit den Juden und Arabern den ſemitiſchen Völkern beizählen wollen.

Viele Gelehrte wagten es jedoch nicht, ſie entſchieden den Semiten oder ſonſt einer anderen großen Gruppe unterzuordnen. Und unſer großer deutſcher Sprachforſcher Adelung glaubte behaupten zu dürfen, daß das armeniſche Volk und ihre Sprache, die ſo viele anderswo nicht wieder zu findende Eigenthümlichkeiten habe, eine Nation und

ein Idiom für sich seien, und ganz isolirt daständen.

Erst in neuerer Zeit ist man sich darüber einig geworden, daß die Armenier mit ihren Nachbarn, den Persern und Kurden, so wie auch mit den Slaven und Deutschen einen Zweig des großen Indo-Germanischen Völker- und Sprachen-Stammes bilden. Man hat in ihrer Sprache die wesentlichsten Elemente und Charakter-Merkmale dieses großen Stammes wieder erkannt, obwohl in dieselbe in den letzten 4. Jahrhunderten in Folge des beständigen Verkehrs des Volks mit den Türken und Arabern nicht nur viele türkische und arabische Worte eingedrungen sind, sondern sogar auch die ganze armenische Constructionsweise der Sätze sich nach den Gesetzen der Grammatiken dieser beiden Völker umgeändert hat.

Mit der Annahme der Indo-Germanischen Herkunft der Armenier stimmen denn auch sehr gut die Bemerkungen, die man über ihre körperliche Erscheinung machen kann. Die Armenier sind ein wohlgestalteter Schlag Menschen. Sie haben äußerst regelmäßige und rundliche Gesichtszüge, und bei dunklem Haar und schwarzen Augen einen schönen hellen kaukasischen Teint, und ähneln unter allen Orientalen am meisten den Persern, den ächten Brüdern der Indo-Germanen. Merkwürdig ist es, wie sehr sich alle Armenier unter einander gleichen, und wie bei ihnen fast jeder eben so hübsch und eben so wohl gebildet ist, wie der andere, als wären sie alle von derselben Familie.

Vieles in ihrem Wesen und Benehmen, und sogar in ihren Gesetzen und Gewohnheiten erinnert an die Juden. So haben sie z. B. mehrere jüdische Religions-Satzungen angenommen, namentlich die jüdischen Gebräuche beim Schlachten des Viehs, beim Fasten, und die mosaischen Ansichten über reine und unreine Speisen. Vielleicht deutet dies auf einen früheren historischen und ethnischen Zusammenhang beider Völker. Vielleicht aber haben die Armenier diese Dinge erst mit dem Christenthum und mit der dadurch bei ihnen bekannt werdenden Bibel überkommen. Das berühmte Königsgeschlecht der Bagratiden, welches Armenien im 9. und 10. Jahrh. beherrschte, soll jüdischer Herkunft gewesen sein.

Auch gibt es bei den Armeniern wie bei den Juden, — und darin sind sie wie andere Orientalen von den Indo-Germanen sehr verschieden, — keine Stände, keine Geburtsvorzüge, keinen Adel, keine Hörigkeit und Leibeigenschaft. Ihre Gemeinden haben eine sehr demokratische Verfassung, während bei ihnen, wie bei den Juden, eine starke patriarchalische Gewalt geübt wird.

Die Familienbande sind eben so fest bei ihnen, wie bei den Juden. So lange die Häupter, Vater und Mutter leben, bleibt stets die ganze Familie ungetrennt und ohne Vermögensscheidung zusammen in unbedingtem Gehorsam gegen das Haupt. In ihrem Heimathslande selbst ist es nicht selten, daß bei einem achtzigjährigen Patriarchen drei Generationen bei einander leben und wirthschaften, vier bis fünf verheirathete Schwiegersöhne und Töchter im Alter von 50 bis 60 Jahren, und dann noch Enkel von 30 Jahren und deren Kinder, die Urenkel.

Wie die Juden, so hält auch die Armenier vor Allen das gemeinsame Band der Religion zusammen. Dieses Band ist bei ihnen stärker als Sprache, Abkunft und alle übrigen Merkmale der Nationalität. Man hat sie oft die christlichen Juden genannt. Daher will der unirte Armenier lieber nach seinem Bekenntnisse „Katholik" als nach seiner Nationalität: „Armenier" genannt werden. Nur die der alten armenischen Kirche treu Gebliebenen nennen sich gern „Armenier", nicht aber weil sie der armenischen Nation, sondern weil sie der Armenisch-Christlichen Kirche, der sie ihre Cultur und ihre ganze nationale Erhaltung verdanken, angehören.

Nirgends sind die Armenier in Europa in so tiefes Elend versunken, wie vielerwärts die Juden, mit deren Schicksal das ihrige sonst eine so auffallende Parallele bildet. Man begegnet ihnen fast überall als wohlhabenden, oft sehr reichen und einflußreichen Bürgern. Zum Theil erklärt sich dies wohl daraus, daß diesen sehr intelligenten und geschäftsgewandten Leuten, als alten Christen nie ein so hartes Schicksal bereitet wurde wie den Juden, — zum Theil daraus, daß sie sich nie so ausschließlich, wie die Juden, dem Kleinhandel hingaben. Sie ließen sich willig auch als ackerbauende Colonisten ansiedeln

und hie und da wurden sie geschickte Künstler und Fabrikanten.

Ueberall zeigen sie sich als ein stilles und ernsthaftes, beharrliches, unverdrossenes und unermüdetes Volk, blos erpicht auf den Gelderwerb. Mäßig im Essen und Trinken, halten sie wenig von Prunk und öffentlichen Vergnügungen. Ihnen ist am wohlsten, wenn sie mit den Ihrigen in ihren gewöhnlich sehr reinlichen und sorgfältig geschmückten Häusern eingeschlossen, ihren Gewinn überrechnen können. Unkriegerisch und furchtsam ziehen sie sich von allen Zänkereien, Unruhen und Aufläufen zurück, und zufrieden, ihre Geschäfte treiben zu können, zeigen sie sich als die unterwürfigsten Unterthanen. Sie haben nichtsweniger als Eroberungs- und Unabhängigkeits-Gedanken, keinen hochstrebenden Geist, keinen Enthusiasmus pour l'honneur! So lange ihr Geschäft gut geht, sind sie die ruhigsten Menschen von der Welt. Daher sie auch noch von den türkischen Ulema's, die Perle der Ungläubigen genannt werden.

Die ganze Summe der in Europa lebenden Armenier mag sich auf 600,000 Menschen belaufen. In Asien gibt es mehrere Millionen. Viel bedeutsamer aber noch würde sich dieses unter uns Europäern verstreute Volk darstellen, wenn wir für die Capitalien und Werthe, die sie bei uns in Bewegung setzen, einen zusammenfassenden Ausdruck gewinnen könnten.

Die Italiäner.

Von dem gewaltigen Gebirgs-Kerne Mittel-Europa's, den Alpen, löst sich südwärts der Zweig der apenninischen Berge ab und wirft sich in südlicher Richtung in die mittelländische See hinaus.

Mit den zahlreichen kleinen Plateaus und Thälern, mit denen er nach Osten und Westen abfällt, mit den größern Ebenen, die sich ihm zu beiden Seiten wie die Muskeln an den Rückgrat angesetzt haben, bildet er einen langen und breiten Länder-Damm, der gleichsam wie ein Pendel in die Mitte des Meeres hinaus hängt und von einem Triangel großer benachbarter Insel-Länder umgeben ist.

Es ist „la bella Italia, che l'Apennin divide c'l'mar circonda." — Es ist, wie ein deutscher Autor sagt, „das Indien unseres Welttheils, das Land eines beständigen Frühlings, das von den Nord-Europäern gepriesene Schooßkind der Natur, welches das allgemeine Samen- und Pflanzen-Beet des großen Zucht- und Gewächs-Hauses des ganzen westlichen und nördlichen Europa geworden ist und zugleich der große Sammelplatz, die breite Völkerbrücke, welche den Süden und Norden verband, eine Heerstraße, die nie von Wanderern leer geworden ist."

Die Natur hat das Ganze als ein eigenthümliches Glied unseres Continents mit bestimmt ausgeprägtem, und trotz aller Mannigfaltigkeit des inneren Organismus gleichartigem Charakter und Wesen begabt.

Kaum hat man die Alpenmauer, welche diese Halbinsel im Norden umschlingt und sie von dem mittlern Hauptkörper Europa's trennt, überschritten, so glaubt man sich in einer andern Welt zu befinden.

Es wehen dem Reisenden mildere Lüfte aus dem mit tausend Reizen geschmückten Garten des Po-Landes entgegen. Es sproßt um ihn her alsbald ganz fremdartige Vegetation, die Produkte einer südlichen Flora.

Die Luft klärt sich von ihren nordischen Nebeln und Dünsten. Wir treten unter das azurne Gewölbe eines ungewohnt glänzenden Himmels. Die ganze Natur, Atmosphäre und Landschaft offenbaren einen neuen Charakter.

Und dieser Charakter, die Temperatur,

das Klima und alle örtlichen Verhältniſſe bleiben auf der ganzen Länge jenes vulkaniſchen Dammes hin mit wenigen Nuancen in ſo hohem Grade dieſelben, daß man doch wohl behaupten kann, daß alle ſüdlichen und nördlichen, weſtlichen und öſtlichen Partien ſich viel weniger unter einander unterſcheiden, als die ganze Halbinſel in ihrer Totalität von andern großen Abſchnitten des Continents jenſeits der Alpen oder jenſeits des Meeres.

In Bezug auf ihre äußeren Umriſſe und Configuration iſt die apenniniſche Halbinſel viel gedehnter und minder compact als das Pyrenäen-Land oder Frankreich im Weſten, weit weniger zerſplittert aber als Griechenland im Oſten, und weit ſchlanker geſtaltet und den Meeres-Einflüſſen geöffneter als die zu ihm hinüberneigenden afrikaniſchen Länder im Süden.

Und außerdem contraſtirt ſie noch mit allen dieſen ihren Nachbaren in vielen anderweitigen Beziehungen.

Sie bildet demnach einen ſehr markirten in ſich verbundenen Abſchnitt unſeres Continents, — einen von der Natur abgeſteckten und umzäunten Garten, der von Haus aus dazu beſtimmt ſchien, das Vaterland eines beſonderen Geſchlechts von Bewohnern zu werden.

Die von Nord-Weſten nach Süd-Oſten langgeſtreckte Kette der Apenninen theilt das Land in zwei Abſchnitte. Eine Reihe von Thälern und Ebenen legt ſich auf der Oſtſeite an. Sie iſt dem adriatiſchen Meere zugewandt, den Einflüſſen des Nordens und Oſtens mehr ausgeſetzt, liegt im Angeſichte Illyriens und Albaniens und ihre ſüdlichſten Extreme tauchen ganz in die nachbarlichen Gewäſſer Griechenlands hinab.

Eine andere Reihe von Thälern, kräuterreichen Bergabhängen, fruchtbaren Ebenen und wunderſchönen Golfen und Baien ſchlingen ſich auf der Weſtſeite hinunter. Sie ſind vor den Einflüſſen des Nordens und Oſtens mehr geſchützt, dem ſanften Süden und dem milden Weſten mehr eröffnet. Sie haben einen größeren Reichthum an Häfen. Auf dieſer Seite iſt das Antlitz Italiens, die bedeutungsvolle Glanzſeite dieſes Lichtlandes, das im Oſten ſeine Schatten- und Rücken-Seite hat.

Dort im Weſten liegen ſeine reizendſten Landſchaften, die lieblichen Thäler des Arno und der Tiber, das früh civiliſirte Etrurien, weiterhin der Haupt-Mittelpunkt der Cultur und Macht-Entwickelung, Roma, dann das luxuriöſe Campanien, das Paradies von Neapel und andere Brennpunkte italiäniſcher Lebenskreiſe. Die Küſte zieht ſich an dem Binnenmeere hin, welches man gewöhnlich das Tuscifche nennt.

Es ſchwingen ſich wie der Hauptkörper der Halbinſel ſelbſt, ſo auch die großen italiäniſchen Inſelländer Sicilien, Sardinien und Corſica um dieſes Binnen-Meer herum und ſchließen es rings umher ein bis auf 4 große Straßen oder Waſſerthore, durch die es mit dem übrigen Körper der mittelländiſchen See zuſammenhängt. Man könnte dieſes Meer als die weſentlich italiäniſche See bezeichnen in eben der Weiſe, in welcher man den Archipelagus das weſentlich griechiſche Waſſer und Lebens-Becken genannt hat.

Die Halbinſeln von Griechenland und Italien verhalten ſich in geographiſcher Beziehung gerade umgekehrt. Jenes iſt dem Oſten aufgeſchloſſen und hat ſeinen Rücken im Weſten in den Bergen von Albanien und Epirus. Dieſes dagegen erſchließt ſich dem Weſten und wendet ſeinen Rücken nach Oſten. Die beiden ſonſt ſo verſchwiſterten und benachbarten Lande ſind daher gleichſam von einander abgewendet. Aus dieſen Verhältniſſen iſt es denn auch hervorgegangen, daß die Italiäner immer mehr dem Occidente, die Griechen — ſei es als Diener, oder Herrſcher — dem Oriente verbündet waren.

An Bewäſſerung hat Italien keinen Mangel. Die Quantität des atmoſphäriſchen Niederſchlags, die ſich im Laufe des Jahres auf ſeine Oberfläche herabläßt, iſt viel größer, als in den benachbarten Halbinſeln von Griechenland, Spanien und Afrika. Es iſt das am reichlichſten beregnete Land am mittelländiſchen Meere.

Aus den Gletſchern der Alpen ſtrömen nie verſiegende Flüſſe in ſeine lächelnde Ebenen hervor, und aus allen Abhängen quillt es aus zahlloſen Brunnen, Bächen und Cascaden herab.

Viele Boden-Vertiefungen am Fuße der Alpen und längs der Kette der Apenninen ſind daher mit reizenden Seen, — in dem trockenen Spanien eine große Seltenheit, — erfüllt.

Die Flüsse haben überall fette Marschen und feuchte Landstriche zwischen die Felsen-Nischen eingefügt, und es bietet sich allenthalben Gelegenheit zur natürlichen und künstlichen Bewässerung und Befruchtung der Thäler. — Unbezwingbare Wüsten oder nackte Felsen-Wildnisse gibt es in Italien nur ganz sporadisch und bei weitem nicht so massenhaft wie in Griechenland, Spanien oder gar dem nördlichen Afrika.

Dagegen erlaubt die geringe Breite des Landes keine großartige Bildung mächtiger Flüsse. Außer dem Po hat Italien fast kein in einigermaßen bedeutendem Grade schiffbares Gewässer. Es besitzt fast nur Bergströme, die nach allen Weltrichtungen hin auseinander fließen, und die Flußsysteme haben daher hier zur Verbreitung und Einigung eines eigenthümlichen Volkes weit weniger beitragen können, als z. B. in Ungarn, Polen oder Rußland, wo die Völker fast immer längs der Fluß-Adern hingerankt sind und wo einige von ihnen sich zugleich auf dieses oder jenes Flußgebiet beschränkt haben. — Auch hat der hohe und rauhe Rücken der Apenninen stets vielfache Sonderung und Scheidung veranlaßt. Er ist der Canalisirung beider Meere und Küstensäume hinderlich gewesen. Ja nur mit Mühe und nur an einigen Punkten hat er die Ausbildung bequemer Land- und Völkerstraßen von Osten nach Westen zugelassen. Durch ihre vielfache Verästelung kasten und theilen die Apenninen das Land in eine Menge kleiner oft sehr scharf geschiedener Abschnitte.

Jetzt ist das ganze Gewebe dieser schönen italiänischen Landschaften von den Abhängen der Alpen im Norden bis zu den südlichsten Spitzen Calabriens und Siciliens von einem und demselben Geschlechte bewohnt, das in allen seinen Zweigen sich als brüderlich verbunden und blutsverwandt empfindet, das durch eine große Gleichartigkeit der physischen und psychischen Anlagen zu einem Volke sich geeinigt hat. — Sie nennen sich alle mit demselben Namen Italiäner, sie sprechen alle dieselbe Sprache. Sie scheinen alle von denselben Gedanken, von denselben Sympathien beseelt zu sein. Wie sie alle schon seit einiger Zeit eine Seele bilden, so streben sie jetzt auch alle nach einem einigen Körper, einer sie Alle umfassenden politischen Verfassung.

So wie es jetzt ist oder werden will, das ganze Italien von den Alpen bis Malta ein Leib und eine Seele, ein Geist und ein Pulsschlag, durchweg dasselbe theure geheiligte Vaterland, so ist es früher fast nie und zu keiner Zeit gewesen. Namentlich sehen wir das Land, da die ersten Dämmerungsstrahlen der Geschichte auf dasselbe fallen, von kleinen Völkern von sehr verschiedenem Typus bewohnt, die weder von Fremden, noch von sich selbst unter einem allgemeinen Namen zusammengefaßt wurden. Sie waren unter sich so abweichend, daß sie sich nicht einmal durch ihre Sprachen verständlich machen konnten.

Sie lebten unter einander wie ganz fremdartige Menschen, ohne Einigung in unaufhörlichen Kriegen.

Dennoch aber waren sie, wenigstens die Mehrzahl in Mittel- und Süd-Italien, ihrer ursprünglichen Abstammung nach, dies haben neuere Forschungen bewiesen, unter einander verwandt.

Die Wurzeln ihrer Sprachen, die Formen ihrer Staatsverfassungen, der Geist ihrer Sitten beweisen, daß sie ursprünglich denjenigen Indo-Europäern am nächsten standen, welche auch die große Halbinsel im Osten bevölkert haben, den Vorfahren der Griechen, den sogenannten Pelasgern.

In allen Gebieten des menschlichen Thuns und Treibens läßt sich diese uralte Verschwisterung des Hauptstammes der Italiäner und Griechen nachweisen. Die Namen ihrer Götter sind ähnlich; ihre Rollen gleich vertheilt. Die Volks- und Stammsagen beider Völker sind dieselben. Der Wein- und Ackerbau hat bei beiden denselben Typus. Die Längen und Flächenmaße sind bei beiden dieselben. In der städtischen Gesetzgebung, in dem Münzwesen, in den bürgerlichen Ständen sehen wir trotz aller Verschiedenheit im Detail bei beiden sehr ähnliche allgemeine Verhältnisse und Bildungen.

Das alte griechische Haus, wie Homer es beschreibt, ist wenig verschieden von dem, welches in dem Herzen Italiens immer festgehalten wurde.

Digitized by Google

„Selbſt in den einfachſten Elementen der Sitte und Kunſt, in den Volksfeſten, in dem Waffentanz, in dem Minneſcherz, überall tritt die enge Verwandtſchaft der Vorväter der Hellenen und der Stämme des alten Italiens hervor.“

Sie offenbart ſich auch darin, daß, als ſpäter die Hellenen ſelbſt als Handelsleute und cultivirte Städtegründer nach Italien kamen, dieſe alten Italer ſo leicht und ſympathiſch mit ihnen verſchmolzen und daß am Ende ſogar die Hälfte Italiens den Namen Groß-Griechenland bekam.

Die zahlreichen blühenden Städte und Staaten, welche die Griechen in dieſen ſüdlichen Enden der Halbinſel und auf Sicilien gründeten, bewirkten, daß die einheimiſchen Völker ihre angeſtammten Sprachen zum Theil verlernten und in Sitte und Cultur faſt ganz zu Griechen wurden. — Auf Sicilien wurde die griechiſche Sprache faſt allgemein und blieb es auch während der Römer-Herrſchaft, ja bis tief in's Mittelalter hinein. Als die Römer mit ihren Eroberungen in dieſe Gegenden hinabtauchten, nahmen ſie ſelbſt ſehr bald immer mehr und mehr von der griechiſchen Sitte und Cultur an.

Die Griechen ſind zu dieſen ihnen zunächſt liegenden Partien Italiens faſt zu allen Zeiten zurückgekehrt. Auch wieder nach dem Fall des weſtrömiſchen Reiches. Sicilien, Calabrien und mehrere andere Abſchnitte Süd-Italiens waren noch bis in's 11. Jahrhundert in den Händen der griechiſchen Kaiſer.

Selbſt noch heutiges Tages iſt in einigen Gegenden Süd-Italiens eine griechiſch redende Bevölkerung übrig geblieben. Ja der italiäniſche Geſchichtſchreiber Botta behauptet, daß der ganze Charakter der heutigen Neapolitaner noch im Weſen Griechiſch ſei. Ihre Volksfeſte, ihre Tänze, ihre Fröhlichkeit, ihr Leichtſinn, ihr Hang zu Sophismen, dies Alles, ſagt er, ſei ganz Griechiſch. Die Lazzaroni in Neapel ſollen die directen Nachkommen der alten, Griechen von Cumae und Neapolis ſein, zweier griechiſcher Colonien, die ſchon 1000 Jahre vor Chriſti Geburt an der Bai von Neapel geſtiftet wurden.

Manche der Völker, die auf Italiens Boden in alten Zeiten eine Rolle geſpielt haben, ſind uns bis auf den heutigen Tag in Bezug auf ihre Abſtammung ein völliges Räthſel geblieben. So namentlich eins der bedeutendſten die alten Etrusker, die Urväter der heutigen Toscaner, die ſchon lange vor Roms Erbauung im Lande der Medici's einen Staat begründet hatten, in welchem Ackerbau, Städte und Künſte blühten. So viel auch über ſie ſchon geforſcht und geſchrieben iſt, wir wiſſen doch noch nicht, aus welchen Quellen ihre Civiliſation, die der Griechen parallel und zum Theil ſogar noch vorauf ging, gefloſſen ſein mag.

Ihre rauhe, konſonantenreiche Sprache wich weit von denen der andern Italer und Griechen ab. Der Mund der Römer und Griechen vermochte ſie kaum auszuſprechen.

Die etruskiſche Muſik hatte einen ganz eigenthümlichen Styl für ſich, ebenſo ihre übrigen Künſte. Sie kannten den Erzguß, die Metallſkulptur und die getriebene Arbeit, und verarbeiteten Gold und Silber zu den zierlichſten Schmuckſachen, zu einer Zeit, da die übrigen Italer von dem Allen noch nichts verſtanden.

Eben ſo ausgezeichnet waren ſie als Plaſtiker in Ton, und die Eleganz ihrer Vaſen-Form wird noch heute bewundert und nachgeahmt. Die toskaniſche oder etruriſche Säule, die älter als die doriſche der Griechen iſt, hat von ihnen den Namen. Ihre Religion, ihre Götterlehre und Mythen hatten nur wenig mit denen der übrigen Italer und Griechen gemein. Die Verfaſſungen ihrer Städte und Staaten waren eben ſo eigenthümlich und abweichend, und ſie dienten in ihren bürgerlichen Einrichtungen den Römern zum Muſter. Ihre Colonien waren vor der Blüthezeit der Römer ſo weit in Italien verbreitet, und ihre Nation ſo mächtig, daß faſt die ganze Halbinſel ihren Einflüſſen unterworfen geweſen ſein ſoll.

Etrurien war neben Griechenland die zweite Pflanzſtätte der Cultur unſeres Welttheils. Und trotz alle dem ſind wir, wie geſagt, völlig im Ungewiſſen über die Herkunft dieſes Volks. Eine alte Sage hat ſie als eine aus Lydien in Kleinaſien gekommene und an Italiens Küſte verſchlagene Colonie betrachtet.

Die Neueren haben ſie bald für Celten, bald für Iberer, bald für ein aus

dem Oriente herbeigesegeltes semitisches Volk oder geradezu für Phönizier gehalten. Da sie sich „selbst Rasen" nannten und dieser Name dem der Raten oder Rhätier in den Hochgebirge Graubündens ähnlich ist, so haben andere sie wiederum über diese Gebirge aus dem neblichten Norden herabsteigen lassen. Hiermit stimmt die noch jetzt lebendige Tradition der heutigen sogenannten Romanen in Graubünden, welche behaupten, die Urväter der alten Etrusker zu sein, die aber von andern bloß als in die Berge geflüchtete Reste der Etrusker betrachtet werden.

Obgleich sie am Ende in der Masse der Italiäner zerschmolzen, so kann man doch den Geist der Etrusker als noch bis auf den heutigen Tag fortwirkend betrachten. Da bei der römischen Eroberung sich ihre Staatseinrichtungen und Religions-Gebräuche den Römern mittheilten und das ganze politische Leben der Römer begründen halfen, so wirken sie in abgeleiteten und entfernten Aeußerungen auch noch auf uns.

In der später im Lande der Medici's wieder aufblühenden Kunst und Cultur berühren sie uns näher. Denn höchst wahrscheinlich war dies nichts als eine zweite Erndte auf dem alten durch die verschollenen Etrurier gedüngten Boden. Mit Recht ließ man daher auch zur Zeit der Revolutionirung Italiens unter Napoleon den Namen „Etrurien" wieder aufblühen, und stets hat derselbe fortgelebt in der allgemein adoptirten Benennung des etruscischen oder tuscischen Meeres.

Wie die nachbarliche Verbindung Italiens mit seiner Zwillings-Schwester, der griechischen Halbinsel, so hat auch seine Annäherung an Afrika und die Heimath der Semiten ihm im Laufe der Zeiten zu wiederholten Malen Ankömmlinge aus der Fremde zugezogen.

Die Phönizier, die Vorgänger der Griechen in der Herrschaft des mittelländischen Meeres hatten ihre Colonien rings um Sicilien und Sardinien herum.

Nach ihnen bewältigten ihre Söhne, die Carthager, alle die großen italiänischen Inseln und besaßen sie Jahrhunderte lang. Diese Afrikaner kämpften sogar mit den Römern um die Herrschaft über ganz Italien.

Unter dem Namen Saracenen kamen die Kinder Sems im Anfange des Mittelalters wieder und verbreiteten ihre Herrschaft und Ansiedlungen abermals über dieselben Partien Italiens, und selbst noch im 13. Jahrhunderte marschirten Afrikaner als Hülfstruppen des Kaisers Friedrichs II. durch die ganze Halbinsel und lagen überall im Quartier, wie einst unter Hannibal oder Genserich.

Auch noch in späteren Zeiten ist unter mancherlei Formen ein Austausch der Bevölkerung zwischen Italien und Afrika fortgegangen, und man kann sich daher denken, daß einige Spuren davon im Charakter und in den Sitten der Italiäner zurück geblieben sein müssen.

In ihrer Sprache finden wir viele arabische Handels- und Schifffahrt-Ausdrücke. Eine Italiänisch-Saracenische Mischlings-Sprache und Race existirt noch auf der Insel Malta. Auch in Calabrien und auf Sicilien und den andern italiänischen Inseln verräth sich die Beimischung arabischen Bluts in dem lebhaften spitzigen Dialekte des Volks und in dem den Inselnbewohnern eigenthümlichen Kehlton. — Und Anklänge des Charakters der Mauren ihres edlen und ritterlichen Wesens, ihres nüchternen, melancholischen, aber leidenschaftlichen und rachsüchtigen Temperaments, welche auch den spanischen Volks-Charakter auszeichnen, lassen sich, wie der Italiäner Mariotti sagt, leicht bei den italiänischen Inselbewohnern entdecken, so wie auch ihre olivenbraune Hautfarbe und ihr bleiches Gesicht, an Phönizier, Karthager und Saracenen erinnern.

Wie durch sein südliches Vorschreiten in den breiten alten Canal der Civilisation in's mittelländische Meer hinaus mit den orientalischen, afrikanischen und griechischen Schiffer-Völkern, so kam Italien durch seine Verwachsung mit dem Hauptkörper unseres Welttheils, mit den nördlichen Continental-Völkern, mit den Celten, Germanen und auch ein wenig mit den Slaven in Berührung, und wir müssen daher hier, wo es uns darauf ankommt, die Elemente,

nachzuweiſen, aus denen die Nationalität der heutigen Italiäner erwachſen iſt, auch die Einwanderungen dieſer Stämme eine kurze Revue paſſiren laſſen.

Die erſten, die Celten, die Vorväter der Franzoſen, ſpielen dabei die älteſte Rolle. Sie haben ſich ſchon in den früheſten Zeiten in einem bedeutenden Abſchnitte Italiens völlig heimiſch gemacht. Sie haben als Grundbevölkerung das ganze ſchöne Po-Land zwiſchen Alpen und Apenninen beſetzt. Es dauerte lange, bis daſſelbe nur unter dem Namen Italien mitbegriffen wurde. Es hieß vor Chriſti Geburt Gallien und zwar zum Unterſchiede von dem großen Gallien jenſeits der Alpen das „diesſeitige Gallien."

Vom Po aus ſind dieſe Gallier häufig in Mittel-Italien eingebrochen und haben ſeine blühenden Städte, Rom und die anderen, bedräut und zerſtört.

Sie waren aber dagegen auch die erſten Stifter von Mailand und anderen berühmten Orten Ober-Italiens.

Die Celten mögen zwar von vornherein in ihrem Raçen-Typus mehr Aehnlichkeit mit den alten Italern gehabt haben, als die Germanen und die anderen nordiſchen Nachbarn. Nachdem es aber den Italiänern unter Cäſar gelang, die Gallier in hohem Grade zu romaniſiren, oder zu italiäniſiren, da wurde dann während der 400jährigen Dauer der römiſchen Oberherrſchaft eine geiſtige Verſchwiſterung zwiſchen beiden romaniſch gewordenen Nationen hergeſtellt, welche bis auf unſere Tage herab reich an Austauſch und Gemeinſamkeit der Geſinnung und Tendenzen geweſen iſt. Zwar ſind die Gallier und ihre Nachfolger, die Franken und Franzoſen, wie ehemals unter ihrem Brennus dem Zerſtörer Roms, ſo auch nachher noch oft unter Karl dem Großen, unter den Anjou's, unter Karl VIII. und in neueſter Zeit unter ihrem Napoleon, unter dem Namen von Befreiern, als Beherrſcher und Unterdrücker der Italiäner gekommen und dieſe haben dann in Schlachten und ſicilianiſchen Veſpern ſich gegen ihre franzöſirenden Einflüſſe zu ſchützen geſucht.

Nichts deſtoweniger aber gibt es im Ganzen außerhalb des Ringwalls der Alpen kein Volk, mit dem die Italiäner als Nation ſo viel Gleichartigkeit der Geſinnung, ſo viele Sympathien und intime Beziehungen gehabt hätten, wie mit den Franzoſen. Wie die provençaliſche Dichtkunſt, wie in einer ſpätern Periode zur Zeit Ludwigs XIV. die ſogenannte claſſiſche Literatur der Franzoſen, ſo fanden auch alle anderen Vorgänge in Frankreich ſtets das bereitwilligſte Echo in Italien.

Die franzöſiſche Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts gab Italien eine neue Geſtalt. Die durch Napoleon I. wieder angeknüpfte engere Verbindung Italiens mit Frankreich brachte die politiſchen Ideen der Franzoſen dort im Umlauf und ließen einen ſo mächtigen Gährungs-Prozeß im Volke zurück, daß man faſt ſagen kann, die gegenwärtige Geiſtesbildung der Italiäner ſei auf transalpiniſchen Boden erwachſen. Sie denken franzöſiſch über Staat, Religion und Philoſophie und wenn nicht ihre Poeſie, ſo iſt doch ihre Proſa in hohem Grade franzöſiſch gemodelt.

Das alte Land der galliſchen Allobrogen, Savoyen und die liguriſche Grenzmark von Nizza, Landſtriche, die eine franzöſiſchredende und völlig celtiſche Grund-Bevölkerung haben, ſind bis auf die neueſte Zeit Jahrhunderte lang mit den Italiänern unter derſelben Herrſchaft verbunden geweſen.

Der Provinzial-Dialekt der Piemonteſen und Lombarden hat noch jetzt viel franzöſiſches oder galliſches, z. B. einen Anflug von dem galliſchen Naſenton und die dem toskaniſchen Ohre ſo unangenehme Ausſprache des u zu ü. Und ein Engländer Herr Edwards, der ſich durch phrenologiſche Unterſuchungen in neueren Zeiten einen Namen gemacht, hat bei den heutigen Anwohnern des Po ſogar dieſelbe Schädel- und Geſichtsbildung gefunden, wie bei denen an der Rhone und Loire und hat geglaubt, darin nachweiſen zu können, daß dieſe ſogenannten Italiäner in Bezug auf Blut und Körper-Bau noch jetzt den Galliern oder Celten angehören.

Die Verbindung der Italiäner mit den Galliern ragt in unvordenkliche Urzeiten hinaus. Ihre erſte Berührung mit den Germanen können wir nachweiſen.

Es war nicht lange vor Chriſti Geburt, wo ſie unter dem Namen der Cimbern und Teutonen von ihren Urſitzen an der Oſtſee aufbrechend zum erſten Male ſüdlich der Alpen erſchienen.

Seit dieſer Zeit aber ſind die Italiäner ſo zu ſagen ſtets mit ihnen in Kämpfen begriffen geweſen, ohne daß jedoch weder die Deutſchen in Maſſe in Italien, noch die Italiäner bei den Germanen in der Weiſe einheimiſch geworden wären, wie bei den ihnen viel näher ſtehenden Galliern.

Den Naturen beider ſo ſtark contraſtirenden Länder und Stämme ſcheint eine tiefwurzelnde Abneigung inne zu wohnen. Die Italiäner vermochten das Rhein- und Donauland nie in dem Grade zu romaniſiren, wie das Celten-Land. Sie wurden daraus durch mehr als eine Varusſchlacht vertrieben.

Umgekehrt haben auch die uncultivirten Nordländer, ſo oft ſie auch in das ſchöne Südland einbrachen, dort nirgends auf die Dauer ihre Raçe, Sprache und Sitte zur herrſchenden zu erheben vermocht.

Italien, wenn auch beſiegt, ſtand ihren verhältnißmäßig wenig zahlreichen Schaaren immer mit einer dichten Bevölkerung, mit einer alten Cultur und mit einer üppigen Naturfülle entgegen. Es verſchlang und tödtete ſtets die einmarſchirenden Deutſchen an Leib und Seele. Es war zu allen Zeiten auf beiden Seiten der Alpen ſprichwörtlich, daß Welſchland beſtimmt ſei, das Grab der Teutonen zu werden. Und es bewährte ſich bei dieſen ſtets wieder und wieder das noch ältere Sprichwort: Graecia capta ferum cepit Victorem. Das unterworfene Cultur-Volk fing in ſeinen ſeidenen Netzen den wilden Sieger.

Die Heruler, die Alanen, die Gothen, obwohl ſie ein Jahrhundert lang in Italien ſchalteten und walteten, ſie ſind alle wieder durch das Schwert und durch Krankheit umgekommen und ihr Name iſt im Apenninen-Lande ſehr bald völlig verſchollen.

Nur die Longobarden allein machen davon in einem gewiſſen Grade eine Ausnahme. Dieſe Germanen übten in der That einen ſehr merklichen und bleibenden Einfluß auf Italien. Sie werden als die freieſten, kühnſten und tapferſten unter allen den in Italien einrückenden deutſchen Stämmen geſchildert und man vergleicht ihre Einwirkung auf Volk und Land mit der der Franken in Frankreich und mit der der Angloſachſen in England.

Sie verbreiteten ſich faſt über die ganze Halbinſel. Selbſt im Süden derſelben ſtifteten ſie das lange beſtehende Herzogthum Benevent, das einen großen Theil des jetzigen Neapels umfaßte. Im ſchönen Po-Thale aber faßten ſie am tiefſten Wurzel und ſchmiedeten dort die eiſerne Krone, das Diadem der ſpätern ſogenannten Könige von Italien, das noch jetzt an dem Orte liegt, an welchem die Lombarden es deponirten.

Da ſie ſich ganz in Italien einheimiſch machten, ſo verſchmolzen ſie am Ende völlig mit den Bewohnern des Landes, und übten den ſtärkſten Einfluß auf die Umbildung der alten römiſchen Sprache zu der neueren italiäniſchen. Sogar nachdem ſie ſelbſt ſchon zu Italiänern umgewandelt waren, erhielt ſich noch die von ihnen eingeführte germaniſche Staatsform, das deutſche Recht und Lehnsweſen. In dem berühmten lombardiſchen Städtebunde und in dem noch heute geltenden Namen der Lombardei für das Po-Thal hat ſich ihr Volksname eben ſo erhalten, wie der der Angeln in England und der der Franken in Frankreich. Auch verrathen die Bewohner dieſes Thales von Turin bis Ravenna und Rimini noch heutiges Tages nicht undeutliche Spuren einer germaniſchen Beimiſchung. Dort zeichnen ſich die Leute nach dem Zeugniße eines berühmten italiäniſchen Ethnographen noch jetzt durch lichteres Haar, weißere Geſichtsfarbe, große helle Augen, ſchlanke ſtattliche aber ſelten feine Geſtalten vor den übrigen Italiänern aus.

Auch iſt daſelbſt die Mundart des Volks rauher und reicher an Conſonanten, als da, wo der germaniſche Einfluß unbedeutend oder gar nicht vorhanden geweſen, wie in Rom, Toscana und noch mehr im ſüdlichen Italien. Sie iſt ausgezeichnet, ſagt ein Italiäner, durch Kraft und gedrängte Kürze.

Wie die nordiſchen Sprachlaute, ſo iſt auch der kriegeriſche Sinn des Nordens hier mehr zu Hauſe geblieben. Napoleon

und nach ihm Oeſterreich und jetzt Victor Emanuel rekrutirten im nördlichen Italien ihre beſten Regimenter.

Am Ende finden wir denn auch dort noch auf den Wieſen-Plateaus und in den Waldverſtecken einiger anmuthigen Berge bei Vicenza und Verona die einzigen noch jetzt ziemlich unverfälſchten Ueberreſte deutſchen Volkes in der Mitte des Schooßes des italiäniſchen Stammes, die Hirtendörfer der ſogenannten Tredeci und Sette Communi, die noch heutzutage einen alten deutſchen Dialekt reden, und die ſich rühmen Abkömmlinge der alten Germanen zu ſein.

Nach der eigentlichen germaniſchen Völker-Wanderung im 5. u. 6. Jahrhunderte ſind zwar Deutſche noch unzählige Male über die Alpen herübergekommen. Die fränkiſchen Könige und die deutſchen Kaiſer aus dem ſächſiſchen, ſaliſchen und hohenſtaufiſchen Hauſe haben mit Waffengewalt ſtets ein vielfach beſtrittenes Herrſcherrecht in Italien geltend gemacht.

Doch wurden durch dieſe von Zeit zu Zeit wiederkehrenden und wie der Nordwind einbrechenden ſogenannten „Römerzüge" unſerer Kaiſer keine neuen germaniſchen Beſtandtheile in Maſſe dem italiäniſchen Volke einverleibt. Es waren keine Völker-Einwanderungen. Die deutſchen Kaiſer erſchienen nur vorübergehend an der Spitze ihrer kriegeriſchen Heerſchaaren.

Oft kämpften ſie nur mit italiäniſchen Truppen gegen die Italiäner, die Jahrhunderte lang in Parteien geſpalten waren, und unter denen die Deutſchen ſich nur Gehorſam verſchafften, ſo lange ihre Anweſenheit dauerte. Eine Germaniſirung Italiens bewirkten ſie nicht. Die deutſchen Kaiſer, wie z. B. unſer Friedrich II., wurden dabei eher ſelbſt zu Italiänern. Auch regierten ſie das Land häufig durch italiäniſche Staatskünſtler und Rathgeber und brachten dieſe wohl gar mit nach Deutſchland herüber.

„Jedes Mal aber," ſo ſagt ein italiäniſcher Schriftſteller, wuſch der erſte Frühlingsregen das bei dieſen Römerzügen vergoſſene Blut wieder weg, die erſte Ernte, üppig genährt von einem Boden, den die Leichen der Nordländer düngten, glich die Theurung wieder aus, welche die Verſchwendung der hungrigen Söldner veranlaßt hatte, und die Söhne des Südens wiſchten ſich die Thränen aus den Augen und griffen wieder zu ihrer Lyra und begannen zu ſingen, wie eine Schaar Vögel, wenn der Sturmwind vorüber iſt, nach ihrer alten Weiſe." —

Daß dieſe Darſtellung nicht ſehr übertrieben iſt, beweiſt unter andern die italiäniſche Sprache. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie wenig deutſche Worte trotz aller der Schaaren von tauſend und abertauſend Deutſchen, die nach Italien kamen, an ihr haften geblieben ſind. Man muß ſie in dem italiäniſchen Lexicon zuſammen ſuchen, wie die Kryſtalle in einem Gebirge. Es ſind wie guerra (Wehr) arnese (Harniſch) stivali (Stiefel) caccia (Jagd) fiasco (Flaſche) bicchiere (Becher) faſt nur Ausdrücke, die ſich auf Jagd, Krieg, Trinkgelage und dergleichen Dinge beziehen.

Uebrigens ſollen ſich in den lokalen Dialekten einzelner Bergthäler, ſelbſt in den Apenninen, ſolche deutſche Sprachbrocken häufiger erhalten haben, als in der italiäniſchen Haupt- und Schriftſprache.

Wie mit den Celten und Germanen, ſo ſind denn endlich die Italiäner, wie ich ſagte, auch mit der dritten großen Indo-Europäiſchen Völkergruppe, mit der der Slaven, in einige Berührung gekommen.

In dem nordöſtlichen Winkel Italiens ſaß ſchon lange ein Volk, das die Römer illyriſchen Urſprungs hielten und das ſie „Veneter" und darnach ihr Land an der Spitze des adriatiſchen Meeres Venetia nannten. Wegen der Aehnlichkeit dieſes Namens mit dem unſerer ſlawiſchen „Wenden" und aus andern Gründen haben manche Hiſtoriker vermuthet, daß dieſe alten Veneter, von denen nachher die Stadt Venedig ihren Namen erhielt, urſprünglich Slaven geweſen, die erſt nachher italiäniſirt worden ſeien.

Noch jetzt ſollen die dem venetianiſchen Munde eigenen Weichheiten, beſonders im Gegenſatz der harten lombardiſchen Weiſe, eine Folge dieſer ſlaviſchen Verwandtſchaft ſein. Auch haben mehrere Namen der Venedig benachbarten, jetzt italiäniſchen

Städte „Trieſt," „Pola" „Grado" und andere ein ſlaviſches Gepräge.

Daß zur Zeit der Völkerwanderung mit den Germanen, namentlich auch mit den aus Ungarn her einrückenden Longobarden, viele Slaven ebenſo nach Italien kamen, wie in unſeren Tagen mit den öſterreichiſchen Heeren, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ihre Elemente ſind dort aber unter germaniſchen Namen verſteckt.

Ebenſo ausgemacht iſt es, daß die ganze italiäniſche Landſchaft Friaul, die nordöſtlichen Enden Italiens bereits im 7. Jahrhunderte von Slaven umzingelt war. Die ſlaviſche Sprache war damals ſogar am Hofe des Herzogs von Friaul geläufig, und die Slaven brachen häufig über den Iſonzo auf italiäniſchen Boden ein und gründeten dort Städte, Burgen und Dörfer, die jetzt noch exiſtiren und die noch heutzutage doppelſprachig, halb ſlaviſch und halb italiäniſch ſind. —

Auf einer ziemlich langen Linie längs den Grenzen von Kärnthen, Krain und Iſtrien miſchen ſich ſlaviſche und italiäniſche Elemente. Und dieſe Grenze iſt durch die Eroberungen und Colonien der Venetianer in Illyrien und Dalmatien noch viel weiter ausgedehnt worden. Dadurch wurde Venedig ſelbſt ein Lebens-Mittelpunkt für die Slaven, die dorthin als Soldaten und Matroſen kamen, deren vornehmere Geſchlechter nicht ſelten gar der venetianiſchen Ariſtokratie einverleibt wurden und deren erwachte Geiſter zuweilen an den Kunſt- und Cultur-Beſtrebungen der Italiäner ſich betheiligten.

Aus dieſem Ueberblicke der von jeher in Italien eingedrungenen Bevölkerungen geht alſo hervor, daß dies Land in alten Zeiten vor Rom von den verſchiedenartigſten Stämmen, man kann ſagen von Partien faſt aller Europa und das Mittel-Meer umwohnenden Raſſen beſetzt war, und daß es auch in der Folgezeit häufig wieder von allen dieſen Stämmen, die dahin gleichſam wie zu einem geographiſchen Mittelpunkte convergirten, ergriffen wurde. Es entſteht nun die Frage, wie trotz allen dieſen auf der Halbinſel von früheſten Zeiten her vorhandenen und immer wieder andringenden fremdartigen Elementen ſich ein einiger Volksſchlag hergeſtellt und in ſtetem Kampfe mit ihnen eine uniforme Nationalität entwickelt und erhalten habe.

Und da iſt es denn wohl ausgemacht, daß die erſten und auch für alle Zeiten vornehmſten Begründer eines „Italia Unita" die Römer geweſen ſind.

Sie waren vom altitaliſchen Stamme in der Mitte des langen Landes, wo ſich ſtets und zu allen Zeiten das echte italiäniſche Weſen reiner erhalten hat, als in der dem Oriente zugeneigten Süd-Spitze und in den dem Norden die Hand reichenden Po- und Alpenthälern. Von dieſer Mitte eroberten ſie eine der italiäniſchen Landſchaften nach der andern, zuerſt die der ihnen verwandten Lateiner, der Sabiner, Umbrer und Samniten und die der ſo gänzlich von ihnen verſchiedenen Etrusker.

Ihre Eroberungen führten nicht nur eine Umſtürzung der alten Verfaſſungen, der unterworfenen Städte und Staaten herbei, ſondern auch eine gänzliche Aſſimilirung in Blut, Sitte und Sprache. Bürger- und Militär-Colonien gingen aus den Mauern der Stadt hervor und uniformirten das ganze Land, über das ſie ſich verbreiteten.

Die großen Land- und Heer-Straßen, mit welchen die Römer die Apenninen in verſchiedenen Richtungen durchbrachen, halfen dazu, die ganze Halbinſel in ein ſociales Ganze zu verſchmelzen. Die ſcharf ausgeprägten Volksthümlichkeiten ſchliffen ſich überall ab.

Die alten ſehr verſchiedenartigen oſciſchen, etruriſchen, auſoniſchen Idiome verſchwanden überall, die römiſche oder die lateiniſche Sprache wurde die allgemeine.

In eben der Weiſe revolutionirend und coloniſirend, drangen die Römer auch in das griechiſche Unter-Italien und Sicilien ein. Auch dort mußte griechiſche Sprache und Sitte der römiſchen weichen. Da hier aber die Römer in das Gebiet einer mächtigeren und älteren Cultur vorrückten, ſo konnten ſie freilich nicht umhin, auch von ihr Vieles anzunehmen, und von da an ging daher mit der fortſchreitenden vollſtändigen Latiniſirung der Halbinſel auch die ſteigende Helleniſirung Hand in Hand.

Aus dieſem Süden — wunderbar genug — nicht aus den Mauern ihrer Stadt, aus der ſie doch ſonſt alles nahmen, holten die Römer den Namen des von ihnen geeinigten und umgewandelten Landes und Volks. Keine Benennung wäre natürlicher für daſſelbe geweſen, als der Name „Romania" (Römerland); denn die Römer waren ſeine Schöpfer.

Statt deſſen duldeten ſie es, daß aus der Südſpitze des Landes, wir können nicht mehr nachweiſen wie, der ganz obſkure Name eines armen Hirtengeſchlechts, wie eine Schlingpflanze ſich ausbreitete und die ganze Halbinſel überzog. In dem Landeszipfel an der Meerenge von Meſſina, den wir heutzutage Calabrien nennen, ſoll in alten goldenen Zeiten ein König „Italus" geherrſcht haben, dem zu Ehren ſich die Leute dort, die bis dahin Oenotri (d. h. die Weinbauern) hießen, „Itali" und ihr Land „Italia" nannten.

Nach anderen ſollen die Calabrier dieſen Namen ihrer ſchönen Weidetriften wegen, von jeher geführt haben; denn „Italia" verwandt mit dem lateiniſchen „Vitulus" (junges Rind) ſoll ſo viel als das Rinder- und Weideland bedeuten. Noch zu den Zeiten der Blüthe des alten Syrakus ging indeß dieſer für ſo weiten Ruhm beſtimmte Namen nicht über die kleine calabriſche Halbinſel nordwärts hinaus. Allmählich ſeit dem 4. Jahrhunderte vor Chriſti Geburt umfaßte er bereits das ganze ſüdliche Italien.

Am Ende dieſes Jahrhunderts adoptirten ihn die Römer, als ſie das ſüdliche Italien eroberten, und ſie führten ihn dann weiter nach Norden hinauf, anfänglich jedoch nicht bis über die Toscana umgebenden Apenninen hinaus.

Dort trennte der Rubico, ein kleiner Fluß im Süden von Ravenna, noch lange Das, was man „Italien" nannte, von der nördlichen Po-Ebene, die noch unter dem Namen „Gallien" begriffen wurde.

Erſt nach den puniſchen Kriegen drangen die Römer auch ſiegreich, coloniſirend und die alten cisalpiniſchen Gallier entnationaliſirend in das Po-Land ein. Sie verbreiteten ihre Sprache und Sitte und die der nun mit ihnen vereinigten Italiäner des Südens, bis an den Fuß der Alpen, die ihnen als eine ſehr natürliche Grenze ihrer erweiterten Heimath erſcheinen mußte. Dieſe Italiäniſirung des Po-Landes war aber ſchon längſt halb vollendet, ehe man ihm noch dem Namen Gallien offiziell entzog.

Erſt der Kaiſer Auguſtus dehnte den Namen Italien, indem er dabei der öffentlichen Meinung, die ſchon damals allgemein bis an die Alpen ging, folgte, ſo weit aus, wie er dann ſpäter faſt immer gegolten hat, bis an den Varus oder Var bei Nizza gegen Frankreich, bis nach Iſtrien gegen Oſten, und bis an die Gletſcher im Norden. Man muß dem Kaiſer Auguſtus als dem Schöpfer des Begriffs Italien und Italiäner anſehen.

Die ganze ſogenannte Bezwingung und Eroberung Italiens durch die Römer kann man als eine Einigung der Italer zu einem Staate unter echt italiäniſchem Banner, als eine Uniformirung und Verſchmelzung alles Fremartigem auf italiäniſchem Boden zu einem Volke betrachten.

Die Italiäner haben durch die Römer unter allen Völkern in Europa zuerſt den Vortheil errungen, daß ſie als eine ſprachlich, ſittlich, ſocial und politiſch geeinigte Nation daſtanden, zu einer Zeit, als noch alle anderen Raſſen des Welttheils in Stämme und Clan-Geſchlechter aufgelöſt durcheinander lagen. Eine ſolche nationale Einigung war ſelbſt den hochcultivirten aber ſtets geſpaltenen Griechen nicht gelungen.

Das Werk der, ſo zu ſagen, für die Ewigkeit bauenden Römer hat alle Wechſelfälle der folgenden Zeitläufe überdauert. Die von ihnen niedergelegten Fundamente der italiäniſchen Einheit bilden noch jetzt die Baſis der italiäniſchen Nationalität. Ihre im Verlaufe der Zeiten modificirte Sprache, der von ihnen dem Volke zwiſchen den Alpen und Sicilien gegebene Ton, die Erinnerungen an ihre Großthaten ſind in allen Jahrhunderten bis auf unſere Tage herab der patriotiſche Kitt geweſen, der die Italiäner zu einem Volke verband und verbindet.

Nur durch ihre Vorarbeiten wurde es möglich,. daß was ſpäter ein Dante oder Petrarca am Arno ſangen, gleich in dem ganzen Lande als etwas aus dem eigenen Herzen Hervorgegangenes empfunden wurde.

Das Gepräge, welches sie dem Volke bis an den Varus und bis an die Nordspitze des adriatischen Meeres aufdrückten, war so unauslöschbar und fest, daß es immer wieder durch alle später daraufgeschütteten Elemente hervorblickte und sich siegreich herausarbeitete, und daß zu allen Zeiten und noch jetzt wieder Italien strebte und strebt, sich politisch innerhalb derselben Grenzen zu einigen, die Kaiser Augustus ihm steckte.

Diese frühe von den Römern zu Stande gebrachte Einigung ganz Italiens zu einer gleichartigen Nation gab den Italiänern das große Uebergewicht in Europa, durch welches sie im Stande waren, unseren Welttheil zu erobern und den großen Einfluß auf seine Völker zu üben. Italien unter den Römern wurde in so hohem Grade und in so weitem Sinne das Lebens-Centrum von ganz Europa, wie es nach ihm kein anderes europäisches Volk wieder gewesen ist.

Das Blut und die Ideen der ganzen civilisirten Welt culminirten und centralisirten ein halbes Jahrtausend lang in Italien. — Rom empfing bei sich alle Fremdlinge, drückte ihnen seinen Stempel auf, und sandte sie als Römer wieder in die Welt hinaus.

Da sie ein so kriegerisches, kraftvolles, ernstes, consequentes, disciplinirtes, politisches und gesetzkundiges Volk waren, wie es kaum je in der Geschichte erschienen ist, so haben sie daher auch mehr Töchter-Völker und Töchter-Sprachen in Europa geschaffen als irgend ein anderes.

Sie brachten eine mehr oder minder vollständige Romanisirung oder Italiänisirung aller Länder und Völker von Schottland bis Cabylien, von der pyrenäischen Halbinsel bis zum Euphrat zu Stande. Die Landessprachen wurden von den welterobernden Lateinern nicht nur aus den Gerichtssälen und Verwaltungs-Büreaus des Reichs, sondern zum großen Theil auch aus den Zusammenkünften der gebildeten Gesellschaft verdrängt; die griechische Sprache war fast die einzige die sich daneben behauptete, und den Untergang des Weltreichs überlebte. Die Particular-Rechte und die alten politischen und socialen Verfassungen der Nationen wichen überall den allgemein in Geltung kommenden Rechten und Zuständen der römischen Universal-Monarchie.

Ueberall wo der römische Soldat sein Standquartier absteckte, der römische Colonist seinen Acker einfriedete, an der Themse, an der Donau, am Tigris und am Nil, siedelte sich auch der römische Banquier und der römische Handelsmann an, zogen auch aus Italien der Feldmesser und der Architekt, der Opferpriester und der Advocat, der Schullehrer, der Künstler und der Handwerker nach.

Ueberall wurden die Gegensätze nivellirt, welche die Nationalitäten sonst so streng geschieden hatten, und neben der äußeren Uniformität der officiellen Sprache, des Geldes, der Rechtspflege und der Administration wurde das ganze Leben, Denken und Wesen der Völker mit römischen Elementen durchdrungen. „Unter allen Himmelsstrichen", sagt Prudentius, „lebten die Menschen nach römischer Weise, als wenn die ganze Welt nur eine italiänische Stadt wäre".

Trotz der später nachfolgenden endlosen Umwälzungen und Völkerwanderungen ist das Gepräge, welches die Römer einem großen Theile von Europa aufdrückten, im Laufe der Jahrhunderte nicht wieder verloren gegangen. Wohin wir blicken, da begegnen wir noch heutigen Tages ihren mächtigen und unvergleichlichen Einwirkungen. Sie hinterließen in unserem Welttheile die weitverbreitete Gruppe der nach ihnen sogenannten romanischen Nationen.

Wie der Nationalgeist und die Sprache der Italiäner selbst, so ruhen auch die der Spanier, der Portugiesen, der Franzosen, der Belgier, der weit an der Donau verbreiteten Walachen auf den von den Römern durch Romanisirung geschaffenen Fundamenten.

Aber ihr Einfluß auf die Cultur Europa's ragt weit über die Existenz ihrer politischen Macht und Blüthe hinaus. Selbst nachdem ihr Leib gleichsam längst todt war, ging der von ihnen in's Leben gerufene Geist in Europa noch rastlos umher, große Thaten verrichtend und fast noch mehr Völker bannend und erobernd, als ihre Legionen es gethan hatten.

Die mit den Römern erwachsene und von ihnen hoch cultivirte Sprache blieb

noch länger als ein Jahrtauſend nach der Auflöſung des römiſchen Reichs die Sprache der Gebildeten, der Dichter, der Diplomaten, der Geſetzgebung und des ganzen allgemeinen Verkehrs unſeres Welttheils.

Sie bürgerte ſich nachträglich ſelbſt in Gegenden ein, in welche römiſche Krieger nie gekommen waren, z. B. auch im ganzen, weiten Sarmatenlande und in Scandinavien. — Sie iſt noch heutzutage neben der griechiſchen, ihrer Schweſter, die Sprache der Gelehrten und der Wiſſenſchaften in ſo hohem Grade, daß man ſelbſt keine neue Erfindung, kein an den Enden der Welt aufgefundenes Pflänzchen wiſſenſchaftlich placirt zu haben glaubt, wenn man es nicht unter einem lateiniſchen Namen einregiſtrirt hat.

Noch am Ende des Mittelalters wurden die Dichter vor Petrarca nicht für das, was ſie in ihrer *eigenen* Sprache geſungen, ſondern für ihre *lateiniſchen* Gedichte auf dem Capitol gekrönt, ſowie auch noch jetzt unſere Gelehrten nur durch in römiſcher Sprache geſchriebene Abhandlungen den Doctorhut erwerben können.

Obgleich die Römer keinen originellen Namen für den ewig jugendlichen Führer der Muſen geſchaffen, ſondern den Namen Apollo unverändert von den Griechen angenommen haben, obgleich ihre ganze Philoſophie und Poeſie eine entlehnte war, zu der die Begeiſterung von Griechenland herübertönte, ſo haben ſie doch Alles, was ſie von Griechenland empfingen, mit ſo großer politiſcher Macht geſtützt, daß ſie und ihre Sprache die Träger und Verbreiter auch der griechiſchen Cultur in Europa geworden ſind.

Am wenigſten haben die ſteifen, harten, pünktlichen, tapferen, ganz von Herrſchſucht erfüllten Römer für die ſchönen Künſte geleiſtet. Sie waren Fremdlinge auf dieſem Gebiete und bedienten ſich auf demſelben immer des Kopfes und der Arme der Griechen. Nicht in Folge einer warmen Begeiſterung für Kunſt, ſondern zur Ausſchmückung ihrer Kaiſerſtadt plünderten ſie die eroberten Länder und führten ihre Kunſtſchätze nach Italien.

Auch in der Philoſophie waren ſie nur Nachbeter der tiefgeiſtigen Griechen. Man erkennt dies am beſten in ihrer Sprache, die an philoſophiſchen Ausdrücken und Kunſtwörtern ſo arm erſcheint, daß Plato und Ariſtoteles kaum in gutes Latein überſetzbar ſind.

Dagegen haben ſie als eine durch und durch zur Herrſchaft geborene und herangebildete Nation in ihrer Sprache, wie in ihrem Geiſte und ihrer Geſetzgebung alle bunt verwickelten Rechts-Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens beſſer durchdacht und verarbeitet als irgend ein Volk zuvor.

Ihr Recht hat zweimal die Welt-Angelegenheiten regulirt, einmal ſo lange ihre Kaiſer noch das Scepter ſchwangen, durch die Stütze ihres ſiegreichen Schwertes und ein zweites Mal auf friedlichem Wege, in Folge der Huldigung, die man ihren Anſichten und Principien freiwillig zollte.

Das römiſche Recht war ſchon einmal zur Zeit der Stürme der Völkerwanderung gänzlich außer Gebrauch gekommen. Ja, der Juſtinianiſche Codex, die Quinteſſenz dieſes Rechts, war eben ſo, wie einſt zur Zeit der Maccabäer bei den Juden der moſaiſche Canon, völlig verloren gegangen. Er mußte in dem Schutt der Zerſtörung wieder aufgefunden werden, wie die Laokoon-Gruppe, die Venus von Medici und die anderen antiken Statuen, und wie an dieſe ausgegrabenen griechiſchen Kunſt-Schöpfungen ſich eine neue Aera der Kunſtgeſchichte anknüpfte, ſo ging aus jenem wieder entdeckten römiſchen Geſetzbuche eine noch viel mächtigere, ſpätgeborene Herrſchaft der bürgerlichen Verfaſſung der Römer hervor.

Dieſe merkwürdige zweite Eroberung der Welt durch das römiſche Geſetz ging im Mittelalter von der vornehmſten und älteſten Lehranſtalt Italiens, von Bologna, ſeit unvordenklichen Zeiten der Mutter der Wiſſenſchaften, aus. Ein gelehrter Mann, Irnerius, fing dort an im 13. Jahrhunderte die Pandekten zu leſen, zu ſtudiren und zu erklären. Auf ſeinen Antrieb wurden darauf römiſche Rechtsſchulen in ganz Italien gegründet, und bald nachher, da ihr Ruhm ſich verbreitete, ſchickten die Völker von allen Seiten ihre lernbegierigen Abgeſandten über die Alpen, wurden die geduldigen Schüler der aus dem Munde der italiäniſchen Profeſſoren zu ihnen redenden Römer, und ſteckten noch einmal ganz freiwillig ihren Nacken in das für die Ewigkeit geſchmiedete römiſche Joch.

Die Rechtsgelehrten der Römer brachten

da noch nachträglich die Unterjochung ganz Germaniens und vieler anderer Völker, die ihre Feldherren nicht hatten bändigen können, zu Stande und die Verhältnisse und Zustände jeder Stadt, jedes Dorfes in Europa wurden nach den Aussprüchen und Decreten der alten, längst verstummten römischen Prätoren und Kaiser geordnet.

Staaten vergehen,
Finstere Vergessenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus,
Aber der Fürsten einsame Häupter
Glänzen erhellet
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Dies Wort unseres Schillers, das er zum Preise großer Männer sang, mag man in noch höherem Sinne von dem Geiste solcher gewaltig auftretender und überlegener Völker, wie es die Griechen und Römer waren, gelten lassen. Sie werfen, wie der Montblanc, weite Schatten in die Länder hinaus, sie tragen das Licht noch lange leuchtend empor über die Landschaft, nachdem ihr Fuß schon in Finsterniß versank.

Sie sind unsterblich, und selbst wenn sie zu sterben scheinen, ist es eigentlich kein Tod, sondern nur eine Verpuppung und ein Wiederaufleben in anderer Form.

Schon während ihnen von den Barbaren das Schwert genommen wurde, hatten die Italiäner sich ein anderes Scepter der Weltherrschaft gebildet. Rom hatte den Samen des Christenthums in seinem Busen aufgenommen und der aus diesem Samen hervorkeimende Weinstock, die Macht des römischen Bischofs, war leise und allmählich an dem Baume des Kaiserthums empor gerankt und mit ihm aufgewachsen.

Nachdem die Barbaren die kaiserliche Eiche gefällt hatten, blieb die schwerer auszurottende Ranke der Kirche bestehen. Da sie das weltliche Scepter nicht mehr schwingen konnten, griffen die Römer zum Hirtenstabe, und mit ihm haben sie allmählich im Laufe des Mittelalters durch sanftere Künste, durch mildere Mittel und Wege, durch Wort und Ueberredung wieder alle Völker Europa's in ihre Netze gesponnen.

Unter den vielen Gaben, die wir von Rom und Italien empfingen, ist die bedeutungsvollste das Christenthum. Das große Werk der Christianisirung, das in Rom begonnen, es wurde von da aus durch die Söhne Italiens fortgeführt, trotz der Unterbrechungen durch das politische Mißgeschick ihres Vaterlandes.

Es gab eine Zeit in Europa — und sie dauerte lange, — wo Italiäner als Sendboten durch alle Lande des Welttheils pilgerten, als Missionäre der neuen Lehre, das Barbarenthum und Heidenthum zu beschwören, und wo Italiäner überall an den Höfen der Könige und in den Hauptstädten der Völker als Kirchenfürsten an der Spitze der geistigen Angelegenheiten standen.

Da sie als Soldaten und Prätorianer nicht mehr die Kaiserkrone vergeben konnten, so fingen sie nun an, es als Priester zu thun. Seitdem Karl der Große diese Krone um das Jahr 800 aus den Händen Leo's III. empfangen hatte, war Rom, die ewige Stadt, wieder die Capitale der Welt. Das große Uebergewicht der von den Italiänern gestalteten, gepflegten und großerzogenen päpstlichen Macht und christlichen Kirche bewirkte es, daß im Mittelalter wiederum, wie im Alterthum, die Geschichte Europa's Italien zum Brenn- und Mittelpunkte bekam, auf dem alle Kämpfe, die geistigen wie die Krieger-Schlachten, ausgekämpft wurden.

„Die römisch-christliche Kirche, ihr imponirender Ritus, die Pracht und der Zauber ihres Cultus, der die Sinnesthätigkeit auf erhabene Gegenstände führt und die Seele an die Andacht fesselt, ihre lieblichen Arien, ihre erschütternden Chöre, ihre glänzenden Geräthschaften, die weiten, majestätischen Räume ihrer Gotteshäuser, der reizende poetische Anhauch, der ihrem ganzen Gottesdienste ein so verklärtes Ansehen gibt, ihre anziehende Mystik, die das Gemüth in höhere Sphäre entrückt", das Alles ist ein Werk italiänischer Erfindung und Kunst.

In allen Ländern des westlichen und mittleren Europa's, nördlich bis an das Nordcap hin und östlich bis über die Grenzen Sarmatiens hinaus, verbreitete sich dieser von den Italiänern geordnete Gottesdienst und die von ihnen organisirte Kirchenherrschaft. „Der heilige Zauber des neuen Roms, wie der Schatten des alten,

ſchwebten um den ganzen Welttheil und hielten ſeine Neigungen, Triebe und Strebungen in tauſend Banden und Hüllen.

Ueberall diente man Gott nach italiäniſcher Weiſe und in der von Italiäner durch die Welt geführten Sprache. Italien war die Oberherrſcherin im Reiche der höchſten Geiſtes-Angelegenheiten.

Im 11. Jahrhunderte, als dem gewaltigen Benedictiner-Mönch Hildebrand die dreifache Krone auf das Haupt geſetzt wurde, erreichte dieſe Univerſaltheokratie der Italiäner, die faſt ganz Europa umfaßte, wie einſt unter Auguſtus ihre Univerſal-Monarchie, ihre Vollendung.

Wie jener junge mongoliſche Pferdehirt, und noch mit mehr Recht, als Tſchingis-Chan, konnte der geniale Sohn eines italiäniſchen Handwerkers ſagen, „die ganze Welt drehe ſich um ihn, wie um ihren Mittelpunct.“

Die Kaiſer hielten den hohen Prieſtern Italiens den Steigbügel und die Könige Europa's kamen, ihnen den Pantoffel zu küſſen. Die Macht dieſer italiäniſchen Kirchenfürſten hat noch länger gedauert, als die der römiſchen Conſuln und die Reihe ihrer Regenten iſt zahlreicher und glänzender, als die der römiſchen Imperatoren.

Und obwohl ſpäter auch dieſe italiäniſche Suprematie, wie einſt die der Kaiſer durch einen neuen geiſtigen Arminius in den Wäldern Deutſchlands, gebrochen wurde, ſo liegt doch noch heutigen Tages ein großer Abſchnitt unſeres Welttheiles in ihren Feſſeln und iſt in Bezug auf kirchliches Leben und religiöſes Denken als italiäniſirt oder als von Italien aus beeinflußt zu betrachten.

Ja, das Terrain, welches dem Papſtthum in Deutſchland und im Norden Europa's verloren ging, wurde ihm reichlich erſetzt durch die gewaltigen Provinzen, welche ihm ſeine Miſſionäre, ſeine Dominikaner, Auguſtiner und Jeſuiten jenſeits des Oceans in den neuen Welten eroberten.

Und dieſes Papſtthum, dieſe von Italien aus fortwährend geübte geiſtliche Weltherrſchaft hat ein ſo unverwüſtliches Leben, daß ihnen auch bisher alle die großen Völkerſtürme der Neuzeit, die franzöſiſche Revolution, die napoleoniſchen Kriege, die Erſchütterungen von 1848 und die neueſten Umwälzungen in Italien ſelbſt, die alle, wie Luther in Deutſchland, es mit der Wurzel ausrotten zu wollen drohten, noch wenig geſchadet haben. Es ſchwankte, es lavirte in dieſen Stürmen, aber es blieb vor Anker und gebietet noch jetzt, wie zuvor.

Die katholiſche Kirche und das Papſtthum ſind wohl die großartigſten und einflußreichſten aus dem Geiſte des modernen Italiens hervorgetretenen Schöpfungen. Aber es ſind nicht die einzigen.

Zugleich mit dem Aufbau der Kirche und zum Theil unter ihrem Schutze, den ſie ihnen im Kampfe mit dem deutſchen Kaiſer gewährte, blühten in Italien eine Fülle von anderen Staaten, ſtädtiſchen Culturſitzen und Republiken auf.

Eine Vorliebe, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, für ſtädtiſches, bürgerliches und republikaniſches Weſen ſcheint von jeher in dem Geiſte der Italiäner gelegen zu haben. Sie mochte zum Theil durch den Charakter des vielfach abgekaſteten Vaterlandes der Italiäner bedingt ſein, die ſo ſtädtiſch ſind, daß ſie ſogar die Bürgerſchaft einer Stadt noch jetzt häufig eine Nation (una nazione) nennen. Wir ſehen ſchon in den älteſten Zeiten das Land mit Städten bedeckt, das Volk, nicht wie die Deutſchen, in bäuerlichen oder landbeſitzenden Verbindungen, nicht wie die Slaven, in Familien-Stamm- und Blutsgenoſſenſchaften, ſondern in ſtädtiſchen Communen oder Stadt-Staaten vereinigt.

Schon zu der Etrusker Zeiten ging in Italien Alles von den Städten aus. Alle die Kriege der alten Italiäner unter einander waren Städtekriege. Nicht von einem mächtigen Völkerfürſten-Geſchlecht, wie etwa ſpäter die Karolinger es waren, ſondern von den Bürgern einer Stadt wurde die römiſche Welt-Eroberung durchgeführt. Zur Zeit der Römer, wie ich ſchon ſagte, ſchien ganz Italien, ja, die ganze Welt, nur eine einzige Stadt zu ſein. Ganz Italien erhielt von ihnen bürgerliche Stadtrechte, das ganze Reich der Orbis terrarum, ſo zu ſagen, eine ſtädtiſche Einrichtung.

Durch den Einbruch der deutſchen Könige und Adels-Geſchlechter wurde dieſe in Italien tiefwurzelnde Tendenz zu

städtiſcher Wirthſchaft für eine Zeit lang unterbrochen. Denn die Germanen waren, ſo zu ſagen, ein Volk von Hirten und Landleuten. Sie gaben den von ihnen eroberten Reichen eine königliche Familien- und Hausverfaſſung, die ihr Urmodell in der Einrichtung des Landſitzes eines Ländereienbeſitzenden Edelmannes gehabt zu haben ſcheint.

Im ſpäteren Mittelalter aber, nachdem die Barbaren ſich italiäniſirt hatten und den transalpiniſchen Kaiſern in den Päpſten mächtige Opponenten erwachſen waren, da kamen die italiäniſchen Städte wieder zum Vorſchein. Das ganze Land und Volk löſte ſich gleichſam wie eine Perlenſchnur in eine Menge von ſtädtiſchen Republiken auf, wieder mit ſo zahlreichen, blühenden und glanzvollen Bürger-Gemeinden, wie ehemals zur Zeit der Etrusker und Großgriechenlands. Es war, als wenn Italien ſich mehr ſelbſt überlaſſen, immer wieder ſeine alte ihm innewohnende Natur hervorkehrte.

Der von den Deutſchen eingeführte Land- und Lehnsadel verſchwand. In keinem Lande Europa's wurde das Feudal-Syſtem und der Ackerbau-Staat ſo früh abgeſchafft, wie in Italien. Nur das ſüdliche Italien und Sicilien machen davon eine Ausnahme. Das Ritterthum ging in den ſtädtiſchen Republiken und ſelbſt in den kleinen Monarchieen, zu denen ſich nach einiger Zeit viele dieſer Republiken umgeſtalteten, bald ganz unter. Denn dieſe neuen Monarchieen, ihre Herren und Herzöge waren, wie die Medici's in Florenz, wie die Dogen und die Patricier in Venedig und Genua, faſt überall die Kinder des Bürgerthums und der Städte, ſo zu ſagen Stadthauptleute.

Schon im 14. Jahrhunderte war der von der Fremde eingewanderte Rittergeiſt in Italien, wo er ohnedies nie tiefgewurzelt hatte, rein verloren. „Dieſer überwiegende Einfluß der Städte im Mittelalter", ſagt ein berühmter italiäniſcher Geſchichtſchreiber, Sismondi, „iſt der Urſprung des *modernen* italiäniſchen Charakters. Daher haben die Italiäner lauter ſtädtiſche Gewohnheiten. Daher iſt bei ihnen faſt alles Landeigenthum im Beſitze der Städter, und der Cultivirer des Bodens iſt kein unabhängiger Landedelmann mit ſeinen Sclaven, auch kein ſelbſtbeſitzender Freibauer, ſondern ein Zeitpächter des ſtädtiſchen Bürgers".

Daher auch die minder ſcharfe Trennung der Claſſen der Geſellſchaft in Italien. Die höheren Claſſen, der Adel ſind in Italien mit dem Bürgerſtande in ihrer geſellſchaftlichen Stellung zugleich mehr verwachſen, als in Deutſchland oder Frankreich. Man hat ihnen die übermüthigen Anmaßungen des alten deutſchen und franzöſiſchen Hof- und Herren-Adels nie vorwerfen können. Auch iſt der Adel in Italien nie mit ſo heftigem Haſſe wie in Frankreich verfolgt worden, weil er in Blut, Geſinnung und Beſchäftigung mit den Bürgerſtänden und den Städten viel enger verbunden war.

Nach Dem, was ich ſagte, kann man aber alle dieſe Eigenheiten nicht nur den jetzigen *modernen* Italiänern zuſchreiben. Im Gegentheil findet man ſie, wie ich zeigte, ſchon bei den früheſten, und man mag daher wohl auch Das, was Sismondi als eine *Folge* des Ueberwiegens der Städte bezeichnet, umgekehrt, als die alte ſeit Jahrtauſenden wirkende *Urſache* dieſes Uebergewichts betrachten.

Gleich einem üppigen Orangenbaume mit einer Fülle von goldenen Früchten und Blüthen, ſo ſteht das mit blühenden Städten reichgeſchmückte Italien des Mittelalters da. Es waren darunter mächtige Republiken, wie Venedig und Genua, die zuweilen gegen eine heilige Allianz europäiſcher Fürſten Stand hielten und die faſt ein Jahrtauſend hindurch ſelbſtſtändig in die Weltereigniſſe und Geſchicke der Völker eingegriffen haben.

Ging der Ritter- und der Feudalgeiſt in dieſen italiäniſchen Städten zu Grunde, ſo entwickelten ſich dagegen in ihnen deſto ſchöner die ſtädtiſchen Gewerbe. Ihre republikaniſche Verfaſſung förderte die Talente, vielſeitige Geſchicklichkeit und lokalen Patriotismus, vermehrte die Bevölkerung, die Reichthümer und machte die Künſte und Wiſſenſchaften blühen.

Wenn wir die glänzenden Schilderungen der italiäniſchen Zuſtände zur Zeit der höchſten Blüthe dieſer ihrer ſtädtiſchen Republiken, d. h. etwa während des 14. und 15. Jahrhunderts, leſen und dabei einen Blick thun auf die damaligen

Zuſtände in andern Ländern, ſo können wir uns kaum überreden, daß beide gleichzeitig waren. Dort, namentlich in Frankreich und England, ein trauriges Schauſpiel von Armuth, Barbarei und Unwiſſenheit, überall Gewaltthaten ungebildeter Herren und im Elende verkümmernde Bauern. Mit Entzücken wenden wir uns von ihnen zu den reichen, aufgeklärten Staaten Italiens, zu den Apenninen, welche bis zur höchſten Spitze reicher Anbau bedeckt, zu ihren großen, prächtigen Städten, mit ihren lebensvollen Häfen, ihren Arſenalen, Villen, Muſeen, Bibliotheken, ihren Märkten, angefüllt mit allen Gegenſtänden des Luxus und Genuſſes, und ihren Factoreien, wimmelnd von kunſtfertigen Arbeitern.

Handel und Schifffahrt waren die Quellen des Wachsthums dieſer italiäniſchen Städte. Sie waren die Triebfedern ihrer Thaten und das Ziel ihrer Anſtrengungen. Handelsſinn erfüllte zu einer Zeit ganz Italien, ſelbſt die Kirche und den Papſt. Und dieſer fein und verſtändig berechnende Sinn hat bei den Italiänern außerordentliche Reſultate hervorgebracht.

In jenen von ihnen geſtalteten Zweigen der Thätigkeit haben ſie dem neueren Europa die erſten Geſetze gegeben. Den Handel cultivirten ſie mit ſolchem Talente, daß ſie darin die Muſter und Lehrer von uns allen wurden. Die meiſten mercantilen Kunſtausdrücke, ſowie die Buchführung des europäiſchen Kaufmannes, das Bankier- und Wechſelweſen ſind italiäniſchen Urſprungs.

Die Italiäner gaben der Welt das erſte Muſter eines Seegeſetzbuchs. Auf ihren ſogenannten Conſolato's beruhen noch jetzt die freilich nun mehr entwickelten Rechte der ſeefahrenden Völker. Es gab eine Zeit, vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, wo die Geſetze von Amalfi, Piſa, Genua und Venedig auf allen Meeren reſpectirt wurden. Kein Kreuzzug konnte ohne Beihülfe dieſer italiäniſchen Städte zu Stande kommen. Bei der Eroberung des heiligen Landes, und nachher bei der von Conſtantinopel, ſpielten ſie eine hervorragende Rolle, oder hatten doch jedenfalls von dieſen Eroberungen den vornehmſten Nutzen.

Ihre Colonien und Küſtenbeſitzungen dehnten ſich über alle Häfen und Vorgebirge des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres aus. Genueſer und Venetianer hatten überall, auch in Spanien, in Barcelona, Sevilla und Liſſabon, ihre blühenden Factoreien, und ſelbſt in Egypten und Syrien ihre Comptoire.

Im ſüdlichen Rußland, ſogar im Innern von Kleinaſien, findet man die Thürme, die ſie damals zum Schutze ihrer Magazine oder ihrer Handelswege bauten. Dadurch iſt es gekommen, daß die italiäniſche Sprache bis auf den heutigen Tag, ſelbſt unter der Türkenherrſchaft, die vornehmſte Geſchäfts- und Handelsſprache der ganzen ſogenannten Levante geblieben iſt. Auch ſind ſeitdem in dem ganzen übrigen Europa manche Handelszweige in den Händen der Italiäner geblieben. So z. B. der Handel mit orientaliſchen und ſüdlichen Gewürzen, Früchten und Delicateſſen. In Ungarn nennt man noch jetzt die Gewürzhändler gewöhnlich „Wälſche", in Deutſchland „Italiäner".

Ihre Marco Polo's reiſten im 13. Jahrhunderte Handel treibend und Geſchäfte anknüpfend durch ganz Aſien, bis an den Hof des Mongolen-Kaiſers, bis China und Japan. Ihre Seefahrer, Aſtronomen und Kosmographen waren die geſchickteſten in Europa und, wie die Kreuzzüge, ſo konnte auch die Entdeckung der neuen Welt und die Umſegelung der Erde ohne ihre Beihülfe nicht in's Werk geſetzt werden. Ein Del Cano, ein Columbus, ein Veſpuccio, die meiſten Pionniere der großen oceaniſchen Entdeckungen waren in der italiäniſchen Schule gebildet worden. Allen Theilen des Werkes der Erderforſchung ſind, ſo zu ſagen, italiäniſche Spitzen aufgeſetzt geweſen.

Wie Handelsſinn und kaufmänniſche Tugenden, ſo mußten auch die Italiäner in ihren Städten mit ſo bunt geſtalteten Verfaſſungen, mit leidenſchaftlichen Parteiungen, zwiſchen denen politiſche Gegenſtände beſtändig verhandelt und discutirt wurden, auch *ſtaatsmänniſche Gaben und politiſche Talente* gewinnen. Sie gingen auch in dieſer Hinſicht durch eine ſo allſeitig ſie prüfende Schule, daß Italien dadurch für eine lange Folgezeit das Land der Politiker wurde. Selbſt in ihren

ſchlechteſten und verfallenſten Zeiten haben ſie den meiſten Großſtaaten des übrigen Europa's unumſchränkte Herrſcher in Geſtalt von Miniſtern gegeben. Namentlich im 17. und 18. Jahrhunderte hatten italiäniſche Staatsmänner faſt an allen Höfen die Zügel in Händen. In Spanien die Orſini's und nach ihnen der berühmte Cardinal Alberoni. In Frankreich der kluge, äußerſt gewandte, ja, man kann wohl ſagen, der große Cardinal Mazarin, der Richelieu ſeinem Könige als den einzigen Menſchen empfahl, welcher im Stande wäre, ſeine Leitung der Geſchäfte fortzuführen, in Oeſterreich der Prinz Eugen, der größte Staatsmann und Feldherr ſeiner Zeit, und Montecuculi, der einzige, der dem franzöſiſchen Turenne die Spitze bieten konnte. Es gab eine Zeit, wo man ſolche einflußreiche Italiäner in allen Cabineten ſelbſt in den kleinſten Staaten fand. Und war es nicht auch in neueſter Zeit wieder ein Italiäner, gleichſam ein römiſcher Cäſar, der 20 Jahre lang Europa beherrſchte?

Waren die Italiäner in der That, wie ich ſagte, von Alters her echte Stadtmenſchen, ſo mußten ſie, wie den Handel das Kind zugleich und den Erzeuger der Städte, ſo auch vor allen Dingen die vornehmſte ſtädtiſche, die echt bürgerliche Kunſt, die Architektur üben. Und in der That hat auch dieſe Kunſt unter ihnen am längſten und immer geblüht, hat keine ſolche hoch auf- und tief abſteigende Linien verfolgt, wie andere Künſte, z. B. die Malerei, oder die Muſik.

Die Italiener ſind zu verſchiedenen Epochen die Architekten Europa's geweſen. Es war die einzige Kunſt, in der die alten Römer von vornherein excellirten, in der ſie keine Nachahmer waren. Viele Zweige der Baukunſt, z. B. die Wege, die Brücken und der Feſtungsbau, waren dieſen Welteroberern beſonders von Nöthen. Sie überſtreuten die ganze gebildete Welt mit ihren für die Ewigkeit gebauten Werken, deren Trümmer noch jetzt lautredende Zeugen ihres großartigen Geſchmacks und ihres Geſchicks ſind. „Ein Römerbau" iſt bei uns eine ſprichwörtliche Bezeichnung eines ſoliden Bauwerks geworden.

Selbſt aus der ſpätern Kaiſerzeit, als Poeſie und Literatur ſchon im ehernen Zeitalter ſtanden, haben wir noch ſolche großartige Römerbauten. Ja, ſogar mitten in der Völkerwanderung, wo die Lyra völlig verſtummte, ſind unter gothiſchen und lombardiſchen Königen in Italien bewundernswürdige Bauwerke ausgeführt.

Und die Architektur iſt auch wieder die erſte Kunſt geweſen, die nach den Zeiten der Barbarei ſchon im 10. Jahrhunderte in den Städten Italiens ſich wieder regte, da die anderen Muſen noch lange ſchlummerten. Wir können ſie mithin vorzugsweiſe als eine echte, als eine eingeborne Tochter Italiens bezeichnen.

Wie die ſtädte- und wegebauenden Altrömer, ſo hatten auch die als chriſtliche Miſſionäre und als Sendboten des Papſtes in die Welt hinausziehenden und Altäre weihenden Neurömer vor allen Dingen wieder die Baukünſtler von Nöthen. Die in Rom ſich aufbauende Kirche mußte vorzugsweiſe durch ſchöne Gotteshäuſer imponiren. Sie wurde die Hauptpflegerin der Baukunſt. Es entſtand ein prachtvoller und weitverbreiteter italiäniſcher Kirchenbau-Styl.

Derſelbe machte im Laufe der Jahrhunderte zwar mancherlei Phaſen durch. Im Ganzen aber ſchloß er ſich in ſeinen Säulen, ſeinen runden Bögen und ſeinen Kuppeln verſchiedenen antiken, ſchon lange in Italien einheimiſchen Bauſtylen insbeſondere dem etruriſchen an.

Er contraſtirte in allen Beziehungen ſtark mit dem von den germaniſchen Nationen ſpäter gepflegten, eckigen, ſpitzen- und thurmreichen Bauſtyle, der den eckigen, rauhen und hochſtrebenden nordiſchen Barbaren aus der Seele gebaut zu ſein ſcheint, der aber unter den der Anmuth mehr huldigenden, ſo zu ſagen, mehr gerundeten Italiänern immer, obgleich ſie ihn zuweilen nachahmten, etwas Fremdes geblieben iſt.

Brunelleschi, der Meiſter des Palaſtes Pitti in Florenz, Bramante, der Umgeſtalter der Peterskirche von Rom, Palladio, der Erbauer zahlloſer Dome und Fürſten-Reſidenzen, ſind einige wenige der vielen italiäniſchen Baumeiſter, die in ihrem Fache durch die ganze Welt ſo berühmt geworden ſind. Ja, es gab in Italien Geſchlechter und Familien von Baumeiſtern, z. B. die Familien Lombardi in Venedig,

in der dieſe Kunſt und die ihr nöthigen Talente vom Vater auf Sohn erblich wurden. Und noch jetzt ſind daſelbſt ganze Diſtricte oder Thäler zu finden, aus denen alle Bewohner als intelligente Häuſer- und Wegebauer in die Welt ausziehen, um die Städte und Straßen in Deutſchland oder Frankreich bauen zu helfen.

Wie in Indien, Egypten und Griechenland, ſo hat die Religion, die Begeiſterung für das Göttliche und für ſeine Verſinnbildlichung unter den Menſchen eben überall auch den anderen Künſten Schwung und Seele gegeben.

Schlug die chriſtliche Kirche und Religion, die Mutter der Künſte, ihren Hauptſitz in Italien auf, ſo mußte eben Italien, das Kirchenbau- und das Städteland, auch das Hauptland für alle übrigen Künſte werden.

Die im Schooße der Kirche und der Städte erſtehende Baukunſt, die dieſer anderen Künſte zur Nachhülfe ſo ſehr bedarf, die gleichſam nur das rohe Gehäuſe und die Hülle liefert, welche die Bildhauer mit Sculpturen zu füllen und zu ergänzen, die Maler mit Farbendichtungen zu ſchmücken haben, die dem Geſange und der Muſik in ihren Hallen und Gewölben das ſchönſte Echo gibt, mußte daher bald den Flor auch dieſer Künſte nach ſich ziehen.

Vor Allem kamen die echt chriſtlichen, die echt religiöſen Künſte, die Muſik und Malerei in Aufnahme und riefen herrliche Productionen in's Leben. Beide haben ſich unter den Italiänern ſo heimiſch gemacht, wie bei keinem anderen uns bekannten Volke der Welt, ſelbſt nicht unter den Griechen des Perikles und Alexanders des Großen, obwohl dieſe, wie es ſcheint, in der Sculptur den Italiänern die Palme ſtreitig machen.

Denn es iſt bemerkenswerth, wie in Italien immer das Plaſtiſche und, man kann hinzuſetzen, in der Poeſie auch das Epiſche dem Pittoresken ſtets untergeordnet war. Schon die Römer, wenigſtens ihre Dichter, z. B. Virgil, waren in der beſchreibenden, maleriſchen Gattung am größten. In neuerer Zeit erzeugten Venedig, Mailand, Florenz, Rom, ja, faſt alle Städte Italiens, ihre eigne Malerſchule, mit ihrem beſonderen Charakter, mit ihren eigenen unvergleichlichen Meiſtern an der Spitze.

In dem Künſtler-Heroen aber, den man „den Göttlichen" genannt hat, in Raſael Sanzio brachte Italien das Unübertrefflichſte hervor, was der geſammten Menſchheit zu Theil geworden iſt, einen Genius, in deſſen Werken ſich die reinſte Anſchauung des geiſtigen Adels der Menſchennatur offenbart, welche je ein Mann beſeſſen hat, und der ſich in allen ſeinen Productionen auf der Höhe der feierlichſten und keuſcheſten Schönheit gehalten hat.

Zur Zeit Raſael's, des Makelloſen, des Vollendeten, in der Periode des ſogenannten Cinque cento des 15. und 16. Jahrhunderts, erreichte die Kunſtblüthe in Italien ihren Zenith. Damals ſtanden die Macht und der Reichthum aller italiäniſchen Städte und Staaten auf dem Gipfel. Damals ſchufen, wie ſeine Künſtler, ſo ſeine Dichter ihre für ewig bewunderten Werke. Es war dies eine ſo brillante Zeit, wie ſie, außer den Italiänern, nur noch ein Volk, das Helleniſche zur Zeit des Pericles, je durchlebt hat.

Es gibt, merkwürdig genug, keine Völkerblüthe-Perioden in der ganzen Weltgeſchichte, die ſich in allen Zügen ſo ſehr gleichen, wie bei den Griechen das fünfte Jahrhundert vor Chriſti Geburt und bei den Italiänern das Cinque cento nach Chriſti. Faſt ſcheint die eine der beiden 2000 Jahre auseinander liegenden Zeitperioden nur eine Copie der anderen zu ſein. In beiden Fällen eine Fülle glänzender Städte und Fürſtenthümer, in beiden Fällen eine unvergleichliche Blüthe der Künſte und der Poeſie. In beiden Perioden Charaktere und Männer, die ſich zuweilen wie Brüder ähnlich ſehen. In beiden Fällen „eine Eroberung der Geiſterwelt, eine Erſtürmung des Olymp ſonder Parallele."

Es ſcheint faſt, als habe ſich damals der italiäniſche Geiſt dem der Griechen, der ihm von vorrömiſchen Zeiten her urverwandt war, ſelbſt inniger zugewandt, als dem, der die wirkliche Welt erobernden Römer, Italiens eigenen, aber in gewiſſer Beziehung entarteten Kindern. In der That zeigen ſich in den modernen Italiänern zahlreichere Beziehungen zu den Helle-

neu, als zu jenen pedantiſchen, unliebenswürdigen, kriegeriſchen, halsſtarrigen, ungeſchmeidigen römiſchen Landesgenoſſen. — Man kann ſie als die Griechen der Neuzeit bezeichnen.

Die Zeit der Raſaele iſt zwar in Italien vorüber. Ihr Glanz war mit dem 16. Jahrhundert abgeſchloſſen und ob ſolche Genien unter den Italiänern je wiederkehren werden, iſt wohl ſehr die Frage. Die bildenden Künſte und Kunſtſchulen ſind ſeit zweihundert Jahren bei ihnen auf abſteigender Linie. „Nichtsdeſtoweniger iſt aber dem ganzen Volke als ein bleibendes Erbtheil, ein ſehr allgemeiner und feiner Kunſtſinn geblieben. Faſt jeder Italiäner, ſelbſt der gemeinſte, hat einen eigenen Sinn für die vollendete Form und für das Maleriſche und ſelbſt geringfügigen Dingen weiß er ein geſchmackvolles Aeußere zu geben."

In manchen kleinen Zweigen der bildenden Kunſt, z. B. in der Moſaik-Malerei, in der Stuckatur, in der Formung des Alabaſters zu geſchmackvollen Vaſen, Urnen und Gefäßen, ſind die Italiäner noch immer unerreicht und die Gyps-Figuren-Ateliers ſind faſt überall bei uns in ihren Händen.

Nur durch den beſtändigen Anblick der alten in ihren Städten ſo zahlreich geſammelten Meiſterwerke, durch die fortgeſetzte Uebung des Auges und Urtheils, mit einem Worte, durch das Aufwachſen in den Armen der Kunſt, läßt ſich wie früher in Griechenland, ſo jetzt in Italien jener künſtleriſche Inſtinkt erklären, der bei ihnen alle Claſſen beſeelt, der ſelbſt den gemeinſten Mann veranlaßt, ſeinen zerriſſenen Mantel in maleriſche Falten zu legen, oder beim Spiele oder im Geſpräche mit ſeinen Genoſſen graziöſe Gruppen zu bilden, und der es auch bewirkt, daß auf ihren Straßen, in ihren Dörfern, in dem Innern ihrer Häuſer, wo zwar Reinlichkeit und Ordnung nicht auffallend ſind, faſt Alles ein pittoreskes Anſehen gewinnt.

Vieles davon iſt ſogar in ihren körperlichen Habitus und in ihre perſönliche Erſcheinung übergegangen und hat ſich in ihrer leiblichen Geſtalt und Phyſiognomie feſtgeſetzt. Statt der ungeſchlachten Züge, der eckigen Geſichter, der rohen Complexion und der ſchlecht gebauten, aber oft derben und muskulöſen Körper, welche dieſſeits der Alpen häufiger ſind, finden wir gleich jenſeits der Gebirge ſchon bei den nördlichen Italiänern eine elegantere und leichtere Form, eine ſchlanke Figur, mehr erhobene und ſchön geformte Züge mit einem geiſtigeren und lebendigeren Ausdrucke im Antlitze. Allerdings aber ſind dies Dinge, die man zum Theil wenigſtens mehr Uranlage und Urſache als Wirkung nennen muß, und die freilich außerdem auch noch mehr oder weniger als ein altes Erbtheil alle Eingebornen Süd-Europa's im Gegenſatz zu den Nordländern charakteriſirt.

Wie könnten wir aber von dem den Italiänern eingebornen und anerzogenen Geſchmacke und Kunſtſinn reden, ohne vor Allem auch der Muſik zu gedenken? Sie ſcheint auf dem italiäniſchen Boden ſchon ſo alt zu ſein, wie die Baukunſt. Wenigſtens wurden bereits in vorrömiſchen Zeiten wie ich ſagte, die Etrusker als ausgezeichnete Muſiker geprieſen.

Durch die Herrſchaft der unmuſikaliſchen Römer, die in dieſer Beziehung wie ein weit vom Stamme gefallener Apfel, wie ein talentloſer Sohn in einer begabten Familie daſtehen, erlitt zwar auch die Weiterbildung dieſer Kunſt eine Unterbrechung.

Mit der chriſtlichen Kirche aber, mit den, dem einigen Gott erſchallenden und den Engeln nachgeſungenen Lobliedern und Pſalmen zog auch die Muſik wieder in Italien ein.

Sie hat daſelbſt mehrere ſehr charakteriſtiſch verſchiedene Blüthen-Epochen durchgemacht und bis auf die neueſte Zeit herab, darin von den andern Künſten verſchieden, andauernd die brillanteſten Früchte erzeugt. Nachdem ſie lange faſt nur der Kirche gedient hatte, machte ſie ſeit dem 17. Jahrhunderte auch Verſuche die Bühne zu betreten und es wuchs am Ende der eigenthümliche Zweig der Muſik, das Kind Italiens, die Oper, heran, welche die Italiäner gepflegt und geſchaffen haben, „die mit Hülfe ihrer Sänger und Compoſiteure ſo ſehr den Geſchmack und die Sinne aller Europäer beherrſcht, daß man faſt ſagen kann, unſer jetziger Kunſtgeſchmack ſei dadurch charakteriſirt."

Die italiäniſchen Operndichter Roſſini,

Donizetti, Spontini, und zahllose andere ſind noch unſere Zeitgenoſſen geweſen. Und man kann wohl ſagen, daß die Italiäner das Primat in dieſem Kunſtzweige noch nicht abgegeben haben.

Italiäniſche Sänger-Colonien findet man in allen Hauptſtädten der Welt. Sie haben in dieſem Fache keine anderen Rivalen als die Deutſchen, welche letztere ihnen aber in der Inſtrumental-Muſik überlegen ſind.

Die Charaktere der Muſiken dieſer beiden vornehmſten Muſik-Nationen Europa's ſtehen ungefähr in demſelben Gegenſatze wie deutſche und italiäniſche Baukunſt. In der deutſchen Muſik, wie in dem ganzen Weſen dieſer Nation iſt Alles tiefſinnig und hochfliegend, in der italiäniſchen dagegen findet ſich als Grund-Element der reine Wohlklang, in ihr ſind die klaren, ſinnlich-ſchönen Melodien der Harmonie übergeordnet. Man möchte die italiäniſche Muſik, wie das italiäniſche Volk ſelbſt, vorzugsweiſe pittoresk nennen. Ihre Triller, Rouladen und Colloraturen ſcheinen an die Rundbögen, Kuppeln und Colonnaden der italiäniſchen Gebäude zu erinnern.

Wenigen Völkern iſt Muſik und namentlich Geſang ein ſo dringendes Bedürfniß geworden, wie den Italiänern, denen die Natur dazu die glücklichſte Organiſation gegeben hat, die ſchöne Stimme, das feinſte Gehör und eine äußerſt melodiſche Sprache. Geſang begleitet in Italien nicht nur alle Lebensverrichtungen, ſondern er bezeichnet und accentuirt auch alle Gemüthsverfaſſungen bei heitern und freudigen ſowohl, als bei traurigen und leidenſchaftlichen Affekten. „Beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte der unteren Claſſe," ſo ſagt ein Reiſender, „mag es in Italien wenige Individuen geben, die nicht in wilden Geſang ausbrechen, wenn ihr Zorn den höchſten Grad erreicht." — Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo erklärt ſich daraus, wie ein ſolches Volk die Oper erzeugen und wie lebensgetreu und natürlich es alle die in dieſer Dramen-Gattung in Geſang ausgeſchütteten Leidenſchaften finden mußte, wobei einem unbefangenen nüchternen Nordländer ſo Manches gezwungen und künſtlich zu ſein ſcheint.

Iſt die Kunſtſprache des Handels in Europa wenigſtens zum Theil, ſo iſt die der Muſik in der ganzen Welt durchgehend italiäniſch, und die andern Völker haben dieſe italiäniſche Muſikſprache ſo völlig adoptirt, daß ſie ſich nicht ein Mal die Mühe gegeben haben, für die Unterſchiede eines Andante und Adagio, eines Allegro und Allegretto und hundert andere muſikaliſche Kunſtausdrücke entſprechende Wörter zu bilden und daß mit jenen italiäniſchen Wörtern unſerer muſikliebenden Jugend auch eine Liebe für die italiäniſche Sprache eingeflößt wird.

Dieſe anmuthige, wohlklingende Sprache nun iſt ſelbſt das gefälligſte Monument, das ſich der den Italiänern innewohnende Schönheitsſinn geſetzt hat. Faſt jedes ihrer hunderttauſend Worte enthält in ſeiner Conſtruirung Belege für die Feinheit ihres Ohres, für die Rundung ihres Mundes, die Glätte ihrer Zunge und das Melodiſche ihrer Stimme.

Es iſt aber merkwürdig, daß alle dieſe italiäniſche Sprach-Muſik ſich erſt im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr herausgeſtaltet hat. Denn in früheſten Zeiten ſcheinen unter den alten Italern nichts weniger als muſikaliſche und weiche Sprachen obgewaltet zu haben; die Ueberreſte, die von dem alten Oskiſchen und Umbriſchen in Süd- und Mittelitalien noch auf uns gekommen ſind, ſcheinen vielmehr, ſo weit wir aus Inſchriften auf den Klang ſchließen können, auf äußerſt holperige Idiome hinzudeuten.

Von den altem Etruskiſchen ſagten die Römer ſelbſt, daß es eine ſo unerträglich harte und rauhe Sprache geweſen ſei, daß ſie dieſe kaum hätten nachſprechen können. Ganz gut klingende römiſche Namen entſtellten ſich in dem Munde dieſer kunſtliebenden Etrusker zu ſehr unlieblich und dumpftönenden Lauten, z. B. Tarquinius zu „Tarchnas", Alexandros zu „Elchſentre", Minerva zu „Menrva", Polydeukes zu „Pultuke" u. ſ. w. Und dies geſchah in den Gegenden (im Florentiniſchen), in welchen ſpäter der reinſte und geprieſenſte italiäniſche Dialekt erblühte.

Auch das alte Celtiſche in Norditalien war nach den jetzigen celtiſchen Sprachreſten zu urtheilen wohl nichts weniger als ein rundliches und vokaliſches Idiom.

Das ſpäter die Oberhand gewinnende Römiſche oder Lateiniſche ſcheint in dieſer

Beziehung vor allen übrigen italiäniſchen Redeformen den Vorzug gehabt zu haben, denn wenn es auch nicht eine beſonders weiche Sprache genannt werden kann, vielmehr als ein entſchieden männliches, kraftvolles, volltönendes Idiom eines die Welt beherrſchenden Volks bezeichnet werden muß, ſo iſt es doch auch weit entfernt von einer unbequemen und ohrverletzenden Conſonanten-Häufung, wie ſie einen Südländer wohl in manchen Sprachen, ſo z. B. in den germaniſchen und ſlaviſchen, erſchrecken.

Sie ſcheint zwiſchen dem neuen weichen italiäniſchen und den alten harten italiſchen Sprachen die Mitte zu halten, und iſt wohl die urſprüngliche Quelle und Mutter alles Wohlklangs in allen heutigen romaniſchen Dialekten, nur daß dieſe im Laufe der Zeiten die majeſtätiſche Männlichkeit an jener Weltgebieter-Sprache abſtreiften und das Sonore am Ende als die Hauptſache heraus kehrten und weiter cultivirten.

Beim Italiäniſchen, das wir hier allein betrachten, iſt dies beſonders auffallend. Den kurz mit ſcharfen Conſonanten endigenden Worten des Lateiniſchen läßt der italiäniſche Mund in angehängten Vokalen ſanft austönen, ſo z. B. in madre ſtatt mater, imperatore ſtatt imperator.

Das ſcharfe t erweicht er zu einem mildern d, z. B. lido ſtatt litus, podesta ſtatt potestas. Das heftig niederſchlagende l in Conſonant-Compoſitionen zerſchmilzt er in ein i, z. B. „fiamma“ ſtatt flamma, „piangere“ ſtatt plangere. Eben ſo werden die Gaumenbuchſtaben häufig zu ſchlüpfrigen Ziſchlauten zerquetſcht, z. B. vox zu „voce“, occidere zu „uccidere“. Die anſtrengenden Aſpirate h zu Anfang von Worten klingt an in dem ſehr bequemen u, z. B. „uomo“ ſtatt homo. Ein eben ſolches milderndes u wird oft in der Mitte der Worte dem vollen und knappen O vorgeſetzt, z. B. „suono“ ſtatt sonum. Das weiche v tritt oft an die Stelle des harten p oder b, z. B. „tavola“ ſtatt tabula, „avere“, ſtatt habere.

Dies ſind von den zahlloſen Beiſpielen, die jede Pagina des italiäniſchen Lexikons darbietet, nur einige wenige, an die ich aber hier erinnern wollte, um fühlbar zu machen, daß das Italiäniſche faſt überall eine Verſchönerung, Auszierung und Zerſchmelzung des Lateiniſchen iſt und gewiſſermaßen das weibliche dieſes männlichen Idioms darſtellt.

Es mag ſonderbar erſcheinen, daß dieſe Abrundung, Ausſchleifung und Verweichlichung des Lateiniſchen gerade nach dem Einbruche der germaniſchen Barbaren in Italien unter Rückwirkung dieſer rauhredenden Menſchen und während der Vermiſchung mit ihnen ſtatt hatte. Es iſt, als wenn die Italiäner durch dieſe zu ihnen hereinbrechenden rauhen Töne aus dem Norden ſich, aus einer Art Oppoſition, des Wohlklanges um ſo mehr befliſſen hätten. Manches darin mag ſich aber aus dem dabei entſtehenden Kampfe der beiden Sprachen herſchreiben. Abſchleifung und Abrundung mußten eine natürliche Folge dieſes Ringens ſein. Wie die Flußgeſchiebe alle charakterlos abgerundet erſcheinen, wie ſcharfkantig und verſchieden ſie auch urſprünglich nach der Natur der Gebirgsarten geweſen ſein mögen, ſo rieben ſich auch in jenem Sprachen-Kampfe die Worte aneinander ab.

Da die Italiäner unter der Herrſchaft der Gothen und Lombarden zunächſt überhaupt ein unkriegeriſches, ſchwächeres und milderes Geſchlecht wurden, ſo ſcheint es demnach wohl natürlich, daß ſie auch die majeſtätiſche kraftvolle reiche Sprache der Weltgebieter in ihrem Munde ummodelten.

Auch die Kirche mochte bei ihnen, wie auf die Kunſt, die Muſik, den Geſang, ſo auch auf die Ausbildung einer vokalreichen klangvollen Sprache fördernd hinwirken.

Der Sitz der Kirche und des Papſtes iſt noch jetzt als der Sitz der klaſſiſchen italiäniſchen Ausſprache und der „Bocca Romana“ berühmt.

Man hat der lieblichen melodiſchen Sprache der Italiäner den Flug der Lerche zugeſtanden. Man hat ihr den Schwung des Adlers abgeſprochen. Daß dieſes Urtheil eine Wahrheit enthält, daß damit auf Grund-Anlagen des italiäniſchen Geiſtes hingedeutet wird, beweiſt auch wieder der Charakter der literariſchen Leiſtungen, welche in dieſer Sprache erzielt wurden, der Charakter der italiäniſchen Poeſie.

Iſt die Poeſie in eben ſo hohem Grade, wie die Sprache ſelbſt der Ausdruck der innerſten Seele einer Nation, das Auge ihres Antlitzes, der Spiegel ihres Lebens, iſt ihre Geſchichte die Geſchichte der Volks-

ſeele mit ihrer ganzen Entwickelung, ihren Freuden, Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen, ſo iſt es für die geſangluſtigen, kunſtliebenden Italiäner wohl ſehr charakteriſtiſch, daß faſt ihre ganze Poeſie mehr oder weniger nur im Kreiſe der Lyrik geblieben iſt.

In dieſer Gattung haben die Italiäner, wie die Spanier im Drama, die meiſten Dichter, die größten und unerreichten Meiſter aufzuweiſen, unter welchen Petrarca den erſten Platz einnimmt. Sie haben nur einen Dichter von erhabenem Schwunge mit einem Adlerfluge erzeugt, den Dante, der aber ganz einſam daſteht, der keine Nachfolger gehabt hat, deſſen Nachahmer alle verunglückt ſind.

Petrarca dagegen hat bei den Italiänern ein zahlloſes Heer von glücklichen Schülern gefunden. Im Lyriſchen und Erotiſchen erreichte ihre Literatur und Sprache die höchſte Ausbildung. Unſäglich waren deßwegen unter ihnen die Anſtrengungen für Verfeinerung der Sprache, für Vermehrung lieblicher Ausdrücke und harmoniſcher Zuſammenſtellungen der Worte. Dem vollendet zarten Amintas des Taſſo folgte bei ihnen der in mancher Hinſicht noch zartere Pastor fidor.

Als ein künſtleriſches Volk haben ſie dabei hauptſächlich die Form gepflegt und mit dem Stoff der Sprache künſtlich gearbeitet, wie ihre Benvenuto Cellini's mit den edlen Metallen, Juwelen und Perlen. Alle ihre Dichtungen und Lieder ſcheinen weniger darauf berechnet, das Herz und den Geiſt der Leſer zu heben, als vielmehr nur das Ohr der Zuhörer zu entzücken, ihre Sinne zu berauſchen, oder dem Ausdrucke geſelliger Fröhlichkeit zu dienen. Daher der leichte Inhalt und Charakter der italiäniſchen Poeſie und dagegen ihre mannigfaltigen künſtlichen und oft äußerſt verwickelten Formen, in denen ſelbſt ihre größten Dichter, ein Petrarca, ein Bocaccio ſich abzumühen nicht verſchmähten.

Faſt alle Formen der lyriſchen Dichtungs-Arten und die Namen, welche wir noch jetzt für ſie brauchen: „Sonett" „Ballade" „Canzone" „Pasquill" etc. etc. ſind ebenſo Erfindungen der Italiäner, wie die Formen und Namen unſerer mannigfaltigen muſikaliſchen Kunſtprodukte.

Als ächte Muſiker und Maler haben die Italiäner immer nur mehr die maleriſche und muſikaliſche Seite der Dichtkunſt ausgebildet, als die plaſtiſche. Die Tragödie ging den mehr heitern als tragiſchen Italiänern, die darin einen ſo großen Gegenſatz zu den ernſten Spaniern bilden, völlig ab, wogegen ſie im Luſtſpiel Vortreffliches geleiſtet haben und als ein lebhaftes, in ſeinem ganzen Weſen theatraliſches Volk auch namentlich die Pantomime mit Vorliebe gepflegt, ja dieſe von allen Völkern Europa's zuerſt zu einem beſonderen Kunſtzweige gemacht haben.

Ueberall ſind bei ihnen die weicheren und leichteren, und auch leichtfertigeren Gattungen der Poeſie die echt nationalen geweſen und geblieben. Ganz beſonders auch haben ſie ſich in der Satyre hervorgethan, worin ſie namentlich zu dem ehrlichen und hierin armen Deutſchen einen ſo großen Gegenſatz bilden.

„Der Hang zum Scherz, zur Witz-Uebung, zu Sarkasmen und zum Spott liegt ſchon urſprünglich tief in der Natur des munteren Volks, und ihm wurde durch die Zerriſſenheit der italiäniſchen Staaten und durch die unaufhörlichen Rivalitäts-Kriege, die einen allgemeinen Zug des Neid's und der Eiferſucht förderten, eine reichliche Nahrung gegeben."

Es gibt kaum einen italiäniſchen Dichter, der ſich in dieſer Gattung nicht verſucht hätte. Schon die alten Römer hatten dieſe Tendenz und ſie erzeugten ja den größten Satyriker der Welt, Juvenal, der ein urſprünglicher italiäniſcher Poet und nicht wie Virgil und Ovid Nachahmer der Griechen war. Ganz Europa hat daher auch die Ausdrücke „Satyre," „Carricatur," „Traveſtie" und die damit etwas verwandten Begriffe und Worte: Charlatan, Harlekin, Bajazzo und ähnliche von den Italiänern empfangen.

Die allmähliche Heranbildung dieſer ſatyriſchen, witzigen, geiſtreichen, ſchönen, muſikaliſchen, neuitaliäniſchen Sprache und Poeſie iſt ein ſehr lange dauernder Prozeß geweſen, und daß ſie endlich ein Gemeingut aller Italiäner, ein ſie alle einigendes feſtes National-Band wurde, iſt ein verhältnißmäßig erſt ziemlich neues Reſultat.

Den höchſten Gipfel ihrer Anmuth,

ihres Glanzes und ihrer allgemeinen literarischen, kirchlichen, diplomatischen und anderweitigen Geltung und Verbreitung über ganz Italien erreichte sie im 16. Jahrhunderte und erst seit dieser Zeit hat sie sich auf ihrer Höhe erhalten und hat also jetzt erst etwa 300 Jahre hindurch zur Herstellung eines Italia unita mitgewirkt.

Nichts destoweniger aber ist sie dazu selbst auf der Höhe der Macht, auf welcher sie nun steht, noch bei weitem nicht ein so kräftiges Instrument, wie die allgemeinen, allmählich heraufgekommenen Schrift- und Conversations-Sprachen in Deutschland, Frankreich und England. Denn in keinem Lande Europa's sind die provinziellen Patoi's oder Mundarten so verschieden, wie in Italien, und in keinem sind sie mit solcher Liebe gepflegt worden und haben sich bei allen Ständen so fest eingenistet. Dies geht so weit, daß man nicht selten bemerkt, wie selbst dem gebildeten Venetianer, Lombarden oder Neapolitaner das „Italiänische" etwas unbequemes ist, und wie er sich freut, wenn er nach einer italiänischen Conversation zur Erholung wieder zu seinem mit der Ammenmilch eingesogenen Stadt- oder Thal-Dialekte, der seinen andern Landsleuten unverständlich ist, übergehen kann.

Diese Stadt- oder Thal-Dialekte sind in Italien alle fast mit derselben Sorgfalt wie eigene Sprachen cultivirt worden. Jeder von ihnen hat seine eigene reiche Literatur, nicht bloß poetische und prosaische Unterhaltungsschriften, sondern auch viele ernste Werke, philologische Arbeiten, Wörterbücher, Grammatiken. Namentlich sind diese lokalen Literaturen reich an Satyren, Spottgedichten und Volkskomödien, in denen die Nachbar-Städte und Gebiete lächerlich gemacht werden.

Dieser stark markirte Partikularismus in Sprache, Sitte und Wesen hat sich vermuthlich zum Theil im Mittelalter während des langen Bestandes der rivalisirenden Städte, Republiken und Staaten so eingenistet. Zum Theil aber ist er in Italien noch älter, wohl uralt, und ist eine Folge des langausgestreckten wenig compakten und abgerundeten Landes, das durch die Apenninen und ihre Arme in viele Thäler und natürliche Bezirke abgekastet ist.

Von Thal zu Thal, von Flußbecken zu Flußbecken finden sich da in Lebensweise, Physiognomie, Herkunft, Charakter und Gesinnung weit größere Contraste als man gewöhnlich ahnt. Viele dieser Dialekt- und Charakter-Verschiedenheiten beruhen vielleicht noch auf jenen alten schon vor den Römern in Italien eingesessenen Völkerschaften und Rassen, auf den Unterschieden der Umbrer, Ligurer, Samniten, Celten und wie sie alle heißen.

Denn wenn ich oben sagte, daß die Römer durch eine Romanisirung der ganzen Halbinsel den ersten Grund zu einem Italia unita legten, so darf man doch nicht wähnen, daß es ihnen gelungen sei, alle uralten und sehr naturgemäßen provinziellen Eigenthümlichkeiten verschwinden zu machen. Der Italiäner Lucchesini stellt sogar die Behauptung auf, daß die verschiedenen sogenannten italiänischen Dialekte keineswegs Töchter einer und derselben römischen Mutter, sondern noch die alten aus der Römerzeit herstammenden und durch sie nur etwas modificirten Volkssprachen selbst seien.

Außerhalb ihrer engen Grenzen sind selbst in Italien noch jetzt diese Mundarten äußerst unverständlich. Auch wird das eigentliche gebildete Italiänische von den Ungebildeten keineswegs allgemein gut verstanden, so daß die unteren Classen in Italien eigentlich gar keine sie alle umfassende allgemeine Nationalsprache besitzen und anerkennen.

Dieser Mißbrauch oder dieses Uebergewicht der Volksdialekte war in Italien immer das ernstlichste Hinderniß der Verbreitung eines gemeinsamen National-Typus der Sprache. Und eben so lange haben der damit zusammenhangende scharf ausgeprägte Lokal-Patriotismus, die leidenschaftliche Anmaßlichkeit der einen Stadt oder Provinz gegen die andere, das Aufkommen einer allgemeinen Volks-Erziehung und einer einigenden National-Gesinnung erschwert.

Seit dem letzten halben Jahrhundert hat allmählich eine mächtige Sehnsucht darnach, ein eigenes Volk für sich zu sein, ein eigenes freies mächtiges Vaterland zu besitzen, alle patriotischen und denkenden Italiäner mehr und mehr ergriffen. Wenige wollten an die Nachhaltigkeit dieser

Bewegung glauben. Spott und Klagen über den moraliſchen Verfall der Italiäner, über ihre Zerriſſenheit, über ihren Mangel an kriegeriſchem Sinn und an ſtarken Männern und Führern waren oft allgemein. Seit dem Einbruch der alten Gallier in das alte Rom hat man auf dieſe Weiſe unzählige Male den Untergang Italiens prophezeit und beklagt, und eben ſo oft haben die Italiäner die Welt mit einer unerwarteten Wiedergeburt überraſcht. Und ſo ſind wir denn auch in unſern Tagen wieder Zeugen einer ſolchen Ermannung dieſes Volkes geweſen. Denn als die Stunde der Prüfung kam, haben die Italiäner ſich in dieſem Allen ganz wider Erwarten tüchtig bewieſen. Bei Curtatone, bei Magenta, bei Solferino haben ſie für ihr Vaterland tapfer geſtritten. Dort ſtanden junge Patrioten aus den erſten Familien des Landes als gemeine Soldaten in Reihe und Glied, und aus der Reihe der gemeinen Soldaten traten entſchloſſene, geniale, freiheitsliebende und begeiſterte Männer, wie Garibaldi, hervor und ſtellten ſich an die Spitze ihres Volkes. Auch fehlte es, wie denn große Männer faſt immer zu rechter Zeit und wunderbar pünktlich erſchienen, nicht an großen Staatsmännern, wie Cavour, und nicht an heroiſchen Königen, wie Victor Emanuel. — Freilich muß man dabei beklagen, daß die Italiäner dies Werk ihrer Befreiung und Einigung nicht ganz aus eigener Kraft zu Stande brachten. Auch iſt freilich die Arbeit noch nicht vollendet und muß erſt die Prüfung der Zeit beſtehen. Jedenfalls aber iſt es doch ſchon etwas Großes, daß die Erreichbarkeit des Zieles uns in ſo unerwarteter Weiſe ſo nahe gelegt iſt. Und namentlich müſſen wohl wir, die Deutſchen, den Erfolg preiſen und wünſchen, daß er durch einen ſchließlichen Sieg gekrönt werde. Mit der Befreiung und Stärkung Italiens wird ein Princip feſtgeſtellt, das vor Allem unſerm zerriſſenen Deutſchland zu Gute kommen muß, deſſen innere Verhältniſſe mit denen der Italiäner ſo große Aehnlichkeit haben, das Princip nämlich, welches allen durch Sprache, Blut und Geſinnung geeinigten Völkern ihre Individualität, ihre politiſche Selbſtſtändigkeit ſichert. Aber auch für ganz Europa wäre ein kräftiges Italien innerhalb ſeiner natürlichen Grenzen, eine der größten Wohlthaten. Denn wenn irgendwo, ſo war das Gleichgewichts-Syſtem ſeiner Mächte auf der apenniniſchen Halbinſel, die von jeher den Zankapfel bildete, mangelhaft. Und außer Deutſchland gibt es kein zweites Volk, das durch ſeine Einigung ſo kräftig, wie die Italiäner zur Anbahnung des allgemeinen Friedenszuſtandes mitwirken könnte, welcher das höchſte Ziel aller Cultur iſt.

Wenn wir zum Schluß auf den ganzen Gang dieſer intelligenten und talentvollen Nation noch einen Blick werfen, ſo ſtellt ſich dabei das Faktum hervor, daß ſie nicht wie viele andere berühmte Völker nur *einen* entſchiedenen Gipfel ihrer Blüthe erreicht, ſondern ſo zu ſagen, eine ganze Reihe von Perioden der Erhebung durchgemacht hat. „Der Pulsſchlag geiſtigen Lebens hat in Italien ſeit den erſten Anfängen europäiſcher Geſchichte *nie* völlig ſtill geſtanden.“ Wenn ſich auch zu Zeiten ihre Sonne mit Wolken umzog, ſo iſt ſie doch nie, wie z. B. die der Hellenen, für lange Jahrhunderte ganz vom Horizonte verſchwunden. Selbſt in den oft langen Perioden tiefſten politiſchen Elends haben die Italiäner noch immer in der einen oder andern Richtung und Weiſe geblüht und ſich Ruhm erworben, und das mag denn als das größte Zeugniß für ihre bewundernswürdige innere Lebensfähigkeit betrachtet werden, und in uns den Glauben an ihr ferneres Beſtehen und Gedeihen ſtärken.

Die Walachen oder Romänen.

Es klingt wie eine wunderſame Mähr, daß, wie man berichtet, zur Zeit als das gewaltige Römer-Reich, wie der Thurmbau zu Babel, zuſammenſtürzte und ſich in eine Menge kleiner Staaten und Völker auflöſte, ein Reſt römiſcher Bürger und Soldaten ſich in ein entlegenes und wildes Gebirge zurückzogen, — in den Verſtecken deſſelben die Stürme der Völkerwanderung auswetterten, — daß ſie lange Jahrhunderte dort mit den Urbewohnern der Gegend vermiſcht zuſammen hielten, — dann bei günſtiger Gelegenheit aus ihren Thälern hervorbrachen — und die weiten Landſchaften rings um den Fuß des Gebirges herum mit ihren zahlreichen Nachkommen wieder bevölkerten — und ſo der Nucleus oder Sauerteig eines neuen großen, weitverbreiteten Volkes wurden, welches noch bis auf den heutigen Tag exiſtirt, und noch jetzt ziemlich deutlich, obgleich mit vielfachen Beimiſchungen und Modificationen, die römiſche Sprache redet, bei dem auch das Andenken und der Name der Römer erhalten blieb, — und daß noch dazu dieſe Conſervirung des Namens und der Sprache der Römer gerade in einer Localität zu Stande kam, die vor allen übrigen ein großes Völkerthor, ein wahrer Paſſage-Platz der verſchiedenartigſten Völkerfluthen war, in einer Localität, von der man alſo vorzugsweiſe hätte erwarten können, daß, wenn irgendwo, eben dort alles Römiſche und Alterthümliche bis auf die letzte Spur weggetreten und weggeſchwemmt werden würde, — dies Alles ſage ich, ſcheint faſt unglaublich, und doch iſt es die ſeit Alters überlieferte und geglaubte Geſchichte deßjenigen merkwürdigen Volkes, welches wir Deutſchen die Walachen oder Moldo-Walachen zu nennen pflegen.

Den Hauptkern der weiten Landſchaften, welche dieſes Volk bewohnt, bilden die bewaldeten Höhen und die grasreichen Alpen-Plateaus der ſüdlichen Karpathen, die mächtigen und romantiſch zerklüfteten Gebirge unſeres heutigen Siebenbürgen, welche bei den Einwohnern ſelbſt blos „Muntje“ (Montes), die Alpen genannt werden.

Von dieſem hohen Berglande, das faſt rings umher von weiten Ebenen umgeben iſt und nur an zwei Punkten durch ſchmale,

niedrige und noch dazu durchbrochene Bergrücken mit anderen Gebirgen, im Norden mit den polnischen Karpathen und im Süden mit den serbischen Bergen zusammenhängt, — fließen nach allen Seiten hin die Gewässer ab.

Nach Norden und Westen die zahlreichen Zuflüsse der Theiß, die dem ungarischen Flachlande zueilen, nach Osten, der Dniester, der Pruth und Sereth, die in das schwarze Meer ausmünden, und nach Süden die Aluta und viele andere kleine Flüsse, die sich in der Donau-Rinne sammeln. Der breite Canal der Donau umschlingt das Land wie ein natürlicher Grenzgraben auf der ganzen südlichen Hälfte und trennt es von den Ländern der großen griechischen Halbinsel.

Die inneren Theile des gebirgigen Länder-Kerns rivalisiren an natürlichen Reizen und Reichthümern mit den schönsten Partien unserer deutschen Alpen. — Da fällt der Blick in eine Fülle schauriger und gewaltiger Felsenklüfte, von den großartigsten Verhältnissen und Gestaltungen. Da ragen die alten Knochen der Erde in schwindelnder Höhe empor, als wären sie ein Werk der Titanen und ein Schauplatz der erhabensten Gedanken und Thaten — gleichsam versteinerte Phantasie-Gebilde.

In der Tiefe rauschen in Cascaden und Wirbeln die Bergströme. Die Terrassen und Flanken sind hie und da mit den schönsten und üppigsten Waldungen auf das malerischeste geschmückt. Oben auf dem emporgehobenen und weitgestreckten Rücken ziehen sich blumige Wiesen und grüne Triften hin.

Auf den einzelnen wie Thürme und Kuppeln vertheilten Gipfeln der Alles überragenden Bergkolosse aber bieten sich weite und entzückende Aussichten dar, im Süden bis zum Pontus und bis zu dem alten Haemus in Thracien, im Norden tief nach Polen und Ungarn hinein.

Auf lange Strecken ist das colossale Gemäuer dieser wundervollen Berge eine wahre Bergfestung, völlig unzugänglich dem Fuße des Menschen, oder doch den Karavanen, Heeren und Wanderzügen der Völker.

Hie und da aber ist die Festung von Natur-Breschen oder Thoren durchbrochen, durch welche die Gewässer und Winde wie auch die Völker seit alten Zeiten aus- und einflutheten, und diese Thore oder Päße, „das eiserne Thor", „der rothe Thurm-Paß", „der Vulkan-Paß" sind von jeher in der Geschichte des Landes berühmt gewesen.

Die Klüfte und Adern der Gebirge sind reich an Mineralien der mannigfaltigsten Art. Man findet in ihnen Bergharz, Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Silber und Gold. Selbst das überall so seltene Quecksilber fehlt nicht. An ihren Rändern sind die ergibigsten Massen des reinsten Krystall-Salzes in großen Schichten niedergeschlagen.

Zur Ausbeutung vieler dieser Schätze ist ein Theil der Berge schon seit der ältesten Zeit durchlöchert worden. Vieles aber bergen sie in ihrem Schooße noch unbenutzt und unentdeckt.

An dem niederen Rande der Hochgebirge schlingt sich zunächst ein Kranz äußerst lieblicher Hügellandschaften, durch die obere Walachei und Moldau bis zur Bukowina rings dahin. In ihnen wechseln freundliche bequeme Thäler mit bewaldeten mäßigen Anhöhen, fruchtbare weite Ackerfluren mit grasreichen Flußmarschen auf das anmuthigste ab.

Helle Buchenwaldungen und duftende Lindengehölze sind in ihnen der häufigste Baumschmuck. Zwischendurch ziehen sich Rebhügel hinein. Wildwachsende Obst- und Fruchtbäume sehr mannigfaltiger Art, die hier im Frühling ganze Gelände mit einem Blüthenmeer bedecken, machen das Land einem angenehmen Garten ähnlich.

Während der Bär, der Luchs, die wilde Katze in den Schluchten der Hochgebirge hausen, sind jene Linden- und Buchen-Haine der hügelichten Partien von dem Gezwitscher aller Arten von Singvögeln erfüllt, die hier in einer so außerordentlichen Menge anlangen und nisten, wie kaum in irgend einem anderen Theile Europa's. Auch leben in den Wäldern verschiedene Gattungen von Hirschen und Rehen, ein Ueberfluß von Hasen, von wilden Schweinen und anderen Gewild.

Die Hügelstriche verlieren sich zuletzt in das Blachfeld völlig ausgeebneter Landschaften, die sich längs der Donau, am Pontus, am Dniester, an der Theiß rings um jenen Gebirgskern des Landes, wie ein weit ausgebreiteter Teppich herumlegen.

In diesen Ebenen haben die Flüsse seit dem Anbeginn der Schöpfung ihren fetten Schlamm niedergeschlagen und über das Ganze weite Schichten der ergibigsten Ackerkrume ausgebreitet.

Die Ernten lohnen hier im Mündungslande der Donau wie im Delta des Nils hundertfältig und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieser Donau-Ebenen, die zu verschiedenen Zeiten die Kornkammern Constantinopels waren, und die sich zu der griechischen Halbinsel ähnlich verhalten, wie die Po-Landschaften oder die Lombardei zu der italiänischen, ist bei alten wie bei neuen Schriftstellern stets gepriesen und fast sprichwörtlich gewesen.

Ich kann dieses hier nur in den Hauptumrissen skizzirte Gemälde des jetzt von den Walachen bewohnten Abschnitts von Europa, der die sogenannten Donaufürstenthümer Moldau und Walachei, die russische Provinz Bessarabien, das österreichische Herzogthum Bukowina, das Königreich Siebenbürgen, das sogenannte Temeswarer Banat und bedeutende Abschnitte von Ungarn begreift, und an Ausdehnung der pyrenäischen Halbinsel gleichkommt, im Detail nicht weiter ausführen.

In Summa könnte man dem Gesagten nach aber wohl behaupten, daß dieser Länder-Complex von Haus aus alles darbot, was einem Volke an Rohstoffen zum Gedeihen und zur Entwickelung der Cultur und aller Künste vonnöthen war, und hätte man das Gebiet aus der Ländermasse, in der es verkeilt ist, herausschneiden und für sich als eine Insel in's Meer hinauslegen, oder sonst in eine günstige geographische Position bringen und dazu mit einem industriösen Urstamme bevölkern können, so hätte daraus eines der zu allen Zeiten blühendsten Reiche und Nationen werden müssen.

Voltaire hat irgendwo gesagt, daß das Klima zwar sehr viel Einfluß auf den Charakter der Nationen habe, zehn Mal mehr aber noch die Regierungsform und hundert Mal mehr als beides die Religion.

Er hätte aber noch hinzusetzen mögen, daß *über* dies Alles die geographische Position eines Landes und Volkes entscheidet, daß die Lage, die ihm in dem großen Länder- und Völkerkranze zu Theil geworden ist, die Art und Weise wie es in den weiten Länderteppich der Continente verwebt ist, vor *Allem* und Jedem in Betracht zu ziehen ist.

Das schönste Land der Erde wird nicht im Stande sein, eine blühende Gesellschaft, ein einflußreiches Geschlecht zu erzeugen und zu fördern, wenn die Stellung, die es auf unserm Planeten einnimmt, eine der Entwickelung nugünstige, wenn es von Hemmungen und traurigen Einflüssen in seiner Nachbarschaft umgeben ist.

Die fetten Aecker der Walachen grenzen und vermischen sich auf der einen Seite mit den unermeßlichen Steppen des südlichen Rußlands. Breite Bahnen ziehen sich aus diesen tief in's Land hinein.

Zwischen den südlichen Vorgebirgen der transsylvanischen Alpen und dem Pontus bleibt ein weites, stets offenes Thor, durch das die kalten Steppenwinde hereinblasen, die das Klima im Winter dem von Rußland fast gleich machen und hier in dem Breitengrade von Florenz die Donau und die andern Flüsse und das ganze Land für Monate lang unter einer dicken Decke von Schnee und Eis vergraben.

Wie die Nordostwinde, die im Lande sogenannten Crivans, so sind hier auch von jeher die barbarischen Steppenvölker hereingebraust und haben zu wiederholten Malen für lange Zeiträume die schönen Aecker in Wüsteneien verwandelt und nur als Pferdetriften benutzt.

Die majestätische Donau, der größte Strom Europa's, der wohl einer Vermählung mit dem Ocean würdig gewesen wäre, erleidet hier das Schicksal, von dem engen und abgelegenen Bassin des schwarzen Meeres verschlungen zu werden.

Da er quer über die nördliche Basis der großen griechischen Halbinsel hinläuft, so haben die Cultur-Reiche, welche auf dieser Halbinsel sich verbreitend, an der Propontis und am ägäischen Meer ihre Wurzeln hatten, ihn stets nicht sowohl als eine Lebensader, sondern vielmehr blos als einen Grenz-Canal und als ihren Schutzgraben behandelt, längs dessen sie ihre Militair-Grenzen und Vertheidigungs-Anstalten errichteten. Und so haben sie das Land *jenseits* der Barbarei und dem Norden preisgegeben.

Die Völker des Nordens und Ostens wiederum betrachteten diese Donau-Riede-

rungen ſtets als das Ende ihres Gebietes, zu dem ſie noch bequem reiten und weiden konnten, während der Süden ſich daran feſthielt, wie an das Aeußerſte, das er noch zu vertheidigen vermochte.

Dieſem nach war hier an der Donau faſt nie ein entſcheidender Centralpunkt des Völkerlebens. Nie entwickelte ſich hier wie am Delta des Nils, des Rheins und anderer großen Ströme eine freie, mächtige und gebietende Nation. Es war hier zu allen Zeiten der Geſchichte nur ein beſtrittenes Grenz-Land, das immer ein die Herrſchaft wechſelnder Spielball der gewaltigen Nachbarn geweſen iſt, gleichſam ein Buſen, in den der Schaum der Völker — die äußerſten Spitzen der Wellen — hineinbrandeten und verſpritzten.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Völkerbrandung, dieſer in den unteren Donauländern eingewurzelte und althergebrachte Miſch-Zuſtand, wie wir ihn durch den Lauf der hiſtoriſchen Jahrhunderte verfolgen können, ſchon weit über die Zeit aller beglaubigten Geſchichte hinaufgeht.

Die alten Schriften der Griechen, in denen dieſe Länder zuerſt genannt werden, rechnen die Bewohner derſelben den von ihnen ſogenannten thraciſchen Stämmen bei, unter denen allmählich die Geten und die Daken oder Dacier als beſondere, unſere Donaufürſtenthümer und das ſiebenbürgiſche Alpenland bewohnende Nationen hervortreten.

Der letzte Name der Dacier behielt zuletzt bei den Römern die Oberhand, und blieb für lange Zeit eine bleibende Bezeichnung, die ſogar auch jetzt noch wohl (wenigſtens in gelehrten Werken) dem ganzen großen Walachenland beigelegt wird.

Die walachiſche Sprache hat noch heutzutage eine Menge Worte und Wurzeln, die wir weder aus der türkiſchen, noch aus der ſlaviſchen, noch aus der lateiniſchen, noch ſonſt aus einer andern jetzt benachbarten und bekannten Sprache, aus der ſie Elemente empfangen hat, herleiten können, und die daher vermuthlich jenen von den Griechen und Römern als Urbewohner genannten thraciſchen Geten und Daciern angehören.

Wie in der Sprache, ſo mag das Volk auch ſonſt noch in ſeinem Blute und Stamme, in ſeinen Sitten und ganzem Weſen viel urſprünglich daciſches oder thraciſches an ſich haben.

Dieſer Anſicht ſehr geneigt wird der ſein, der je Gelegenheit hatte, einen großen langgewachſenen und plumpen walachiſchen Hirten, mit ſeinen in Ziegenfell gehüllten Füßen, ſeinen von einem ledernen Gürtel zuſammengehaltenen Beinkleidern, mit ſeinem Schaaffell auf dem Kopfe, mit ſeinen zwar nicht unſchönen aber wilden Geſichtszügen unter dem Kalpac zu ſehen, und dieſe Figur mit den daciſchen Kriegsgefangenen verglichen hat, wie ſie in Rom auf den berühmten und oft in Kupferſtichen copirten Sculpturen an der Säule des Trajans dargeſtellt ſind.

Die Figuren, die der alte römiſche Bildhauer dort vor 2000 Jahren in Stein ausmeißelte, ſehen den lebendigen Geſtalten, die wir heutiges Tages an der untern Donau in den Gebirgen des alten Daciens herumſteigen ſehen, ſo ähnlich, wie ein gutes Portrait ſeinem Originale.

Auch von dem in den Luſtſpielen der Römer eingeführten Knechte, der immer unter dem Namen „Davus" den ſpitzbübiſchen und barbariſchen Dummkopf ſpielt, hat man geglaubt, daß er eine Zeichnung nach den aus Dacien eingeführten Sklaven ſei.

Andeutungen dieſer Art, ſage ich, laſſen uns vermuthen, daß wir in den heutigen Walachen noch ein gut Stück von den alten Daciern vor uns haben.

Zur Zeit der höchſten Blüthe des römiſchen Kaiſerreichs beherrſchte die Dacier ein mächtiger König Decebalus genannt, der in dem alten berühmten, und noch jetzt in einigen Ruinen vorhandenen Sarmizegethuſa, in einem der Alpenthäler Siebenbürgens reſidirte und von da aus das Land rings umher beherrſchte.

Die Römer unter dem Kaiſer Trajan überwanden dieſen Völkerfürſten nach langen und hartnäckigen Kämpfen, bauten eine feſte ſteinerne Brücke über die Donau, zogen Truppen und Coloniſten in das Land, legten Chauſſeen und Bergwerke an, und verwandelten das ganze daciſche Reich in eine römiſche Provinz.

Die unterjochten Barbaren erlernten die römiſche Sprache, die ſie aber von Anfang herein mit daciſchen und anderen Elementen gemiſcht haben mögen.

Obwohl schon der Kaiser Hadrian die feste Donaubrücke wieder abbrechen ließ, und dann auch unter dem Kaiser Aurelian die ganze unruhige Provinz Dacien bald wieder aufgegeben wurde, und obwohl die Römer dort höchstens hundert und fünfzig Jahre walteten, so haben sie doch in dieser kurzen Zeit den Eingeborenen den Stempel ihrer italiänischen Sprache so tief aufgedrückt, daß die Nachkommen derselben diese angelernte Sprache noch jetzt nicht vergessen haben, und noch heutiges Tages ihr Land Zara Rumaneski (Römer-Land) nennen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Grenzen des heutigen Verbreitungs-Gebietes dieser Sprache und des walachischen Volks fast genau den Grenzen der römischen Provinz „Dacien" entsprechen.

Diese Provinz ging östlich bis zum Dniester, westlich bis zur Theiß, südlich bis an die Donau, nördlich bis wenig über Siebenbürgen hinaus, d. h. überall gerade so weit, als noch heutzutage die Walachen das Land als Urbewohner inne haben.

Es gibt schwerlich einen zweiten gleich starken Beweis für die Energie des Corporal-Stocks und die fast zauberische Wirkung des Schulmeisterstabes der Römer.

Ungezählte Jahrhunderte hausen die barbarischen Daken allein und ungestört in ihrer eigenen Weise in ihrem nordischen Lande. Sie lernen nichts von den Macedoniern, nichts von den Griechen, die wiederholt als Freunde und Feinde ihr Land besuchen.

Dann kommen aber diese unwiderstehlichen Länder-Bezwinger und Völker-Verderber, die Römer, und werden für die kurze Spanne von 150 Jahren ihre Lehrer und Herren, und obgleich die Dacier nachher wieder für fast 2 Jahrtausende gleichsam wie ein am Meeresufer wachsender Strauch von den mannigfaltigsten Völker-Brandungen und Stürmen herumgepeitscht werden, so haben sie das von den Römern Empfangene doch in so hohem Grade bewahrt, daß einem Reisenden bei ihnen das römische Element so zu sagen auf Schritt und Tritt unter den Füßen hervorquillt.

So viel Brücken auch seit des Milthiades und des Perser-Königs Darius Zeiten über die Donau geschlagen sind, so ist doch die römische von Trajan gebaute Brücke die einzige, welche jetzt noch (wenigstens in einigen von Hadrian nicht zerstörten Trümmern) vorhanden ist.

Von den römischen Chausseen gibt es noch heutzutage einige deutliche Spuren im Lande.

Obgleich die Römer in ihren Bergwerksgängen jeden Block mit dem Hammer und mit dem Eisen wegmeißeln mußten, so sind doch die von ihnen ausgehämmerten jetzt verödeten Stollen und Schachte, in denen man mit Verwunderung wandelt, viel zahlreicher im Lande als die, welche man später nach Erfindung des Pulvers weit bequemer aussprengen konnte.

Alle einigermaßen bedeutenden und interessanten Ruinen des Landes stammen von den Römern her, und die Münzen, Mosaiken und sonstigen Kunstwerke, welche man dort zahlreich aus dem Boden wühlt, tragen das Gepräge und die Bildnisse römischer Kaiser.

Das Volk selbst verschmäht alle anderen zahlreichen Namen, unter denen es der übrigen Welt bekannt wurde, pflegt mit Liebe bloß seine römischen Traditionen und Erinnerungen und hält keine National-Benennung für ehrenvoller, als die der Römer, „Rumunye" oder „Rumänen", die es sich noch jetzt beilegt.

Wer die Schriften der schönen und geistreichen Gräfin Dora d'Istria, einer Tochter des walachischen Fürsten Ghika, kennt, der wird sich erinnern, mit wie lebhaftem Patriotismus diese gelehrte Dame stets sowohl von der Walachei als von Italien, als wäre letzteres ihrer Väter Land, spricht, und wie warm sie mit den Freiheitsbestrebungen der Italiäner, die sie die Brüder ihrer Walachen nennt, sympathisirt. In den im Jahre 1849 an der Donau ausgebrochenen Nationalitäten-Kämpfen gaben sogar diese Walachen dem verwunderten West-Europa, das sonderbare Schauspiel, daß sie unter Anführung von „Centurionen" und „Dekurionen" ins Feld rückten und in ihren Fahnen und Wappen die classischen Buchstaben „S. P. Q. R." (Senatus Populus que Romanus) setzten.

Selbst in den Produkten ihrer National-Poesie gehen diese Rumänen noch heutzutage oft auf Rom zurück, als wenn dies Rom ihr eigentliches Stammland, ihre

Heimath, deren Verluſt ſie mit Wehe erfüllte, geweſen wäre. —

„Wohin iſt Roma, das durch romaniſches Blut
So viel vertheidigte, das nun aber Klagende?
Das Vaterland, das theure, wir haben es verloren!
Wehmüthig ſeufzen wir unter fremden Zungen.
Weinet, ihr Gebeine, ihr Gräber der Römer,
Ueber uns Fremdlinge in fremden Gebieten!
Weinet ihr Töchter und Söhne, ihr würdigen Sprößlinge
Aus des großen Romulus erlauchtem Stamm!
Hebet bis zum Himmel die Klage der Wehmuth,
Denn der romaniſche Ruhm iſt auf ewig verſchwunden!
Klaget auch ihr, ihr Hügel und Berge in Trauer!
Ihr Bäche und Quellen in das That hernieder!
Auch ihr kleinen Vöglein hört nimmer auf,
Mit uns insgemein die Trauerklänge zu ſingen:
Süßes Italien, du ſchönſtes der Länder!
O, wie haben dich die Feinde von uns entfernt!“

Dieſe Seufzer und Verſe fand ich einſt in der elegiſchen Dichtung, die mir einer der patriotiſchen Nachkommen der römiſchen Coloniſten in Dacien unweit der Ruinen jenes alten Königsſitzes des Decebalus Sarmizegethuſa präſentirte.

Und man muß demnach glauben, daß ein römiſches National-Gefühl, ein römiſches Heimweh ſich durch die ganze bunte Geſchichte der Walachen bis auf unſere Tage herabgezogen hat.

Lebhaft erinnert man ſich bei ſolchen Verſen der berühmten Elegien, die der römiſche Ovidius vor 1800 Jahren in eben dieſem Lande, in welchem er in der Verbannung lebte, componirte.

Iſt es nicht, als wenn des alten Naſo Klagelieder in jenen Gegenden unter den römiſchen Coloniſten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gegangen wären und ſich bis zu unſerer Zeit als uralte National-Trauergeſänge wieder und wieder erzeugt hätten?

Und nun die Sprache, in der ſolche Lieder geſungen werden, und in der das ganze Volk redet, iſt ſie auch nicht ganz mehr die des Ovid, ſo blitzen Dir doch überall in der Maſſe völlig rein erhaltene oder nur wenig abgeſchliffene römiſche Brocken aus ihr entgegen, wie der Quarzkryſtall aus der Maſſe des Granit.

Nicht ohne Erſtaunen kann ſich der Reiſende neben einem dieſer Barbaren an den Ufern des Dnieſter oder Pruth niederlaſſen, und vernehmen, wie bei dem Geſpräche, das er mit ihm über ſeine nomadiſchen Angelegenheiten anknüpft, ihm ein ſo heimathlich tönendes lateiniſches Wort über das andere zwiſchen den rauhen Lippen hervortritt.

Er ſelbſt, Dein walachiſcher Reiſegefährte und Geſprächsgenoß gibt ſich für einen „pescator“ (Fiſcher) aus, und Dich redet er „Domne“ (Domine, Herr) an und wünſcht Dir ein „bundi“ (guten Tag) oder „bun avenit“ (von ad venire willkommen).

Welch wunderſamer Willkommen, der von der Tiber bis zum Dnieſter und durch ſo viele Secula hindurchhallt! — Fragſt Du ihn „Que es“ (Welcher Nation biſt Du)? ſo antwortet dieſer zottige ſchaafpelzige Nomade: „Eo sum Romanic.“ (Ich bin ein Römer.)

Das Gras auf dem ihr ſitzt, nennt er „frunse värdje„ (frons viridis) „das grüne Laub.“

Fragſt Du ihn nach den walachiſchen Namen des um Euch weidenden Viehs, ſo bekommſt Du wieder lateiniſche Wörter zu hören. Es ſind lauter „capras“ (Ziegen) „vaccas“ (Kühe) „boos“ (boves) (Ochſen) und der Hund der ſie bewacht: „kine“ (canis, chien). Wie machten es nur die Römer, daß ſie jene uralten Berghirten ſelbſt dieſe längſt gewohnten Dinge nun tauſen lehrten?

Fängt er an, ſeine Thiere zu zählen, ſo iſt es „uno, duo, tri.“ Auch nennt er dieſe Operation ſelbſt, wie die Römer „numerare.“

Die wilden Birnenbäume, die mit Früchten behangen am laubgeſchmückten Ufer des Pruth vor Euch ſtehen, betitelt er „pieras formassas“ (pirus formosa) und die ſchwarzen Pflaumen daneben „prungus negros (prunos negras) und die Nüſſe „nukus“ (nuces). Zwiſchendurch auch ſpricht er wohl Manches von ſeinem „Imperatu nostru“ (Imperator noster) und Du wirſt faſt irre daran, ob er auf den alten Kaiſer Trajan in Rom oder auf den Zaren Nicolaus in Petersburg hinzielen will.

Iſt endlich die Unterhaltung und auch das Steppen-Feuer, das neben Euch loderte, erloſchen, ſo ruft das Barbarenkind,

wie ſonſt wohl ein römiſcher Centurio des Abends im Lager: „extinse fuoco“ (Unſer Feuer iſt erloſchen) und geht mit Dir über den „podu de leno“ (den pons ligneus) der das Waſſer überbrückt, zu ſeiner nicht weit entlegenen „casa.“ (Hütte).

Es mögen uns hier dieſe Beiſpiele, die man noch bedeutend vermehren könnte, genügen und ich mag im Allgemeinen bemerken, daß Diejenigen, welche die walachiſche Sprache in ihre Elemente zu zerlegen geſucht haben, zu dem Reſultat gekommen ſind, daß mehr als die Hälfte dieſer Elemente römiſchen Urſprungs ſei.

Sehr merkwürdig iſt es, daß die walachiſche Ausſprache der lateiniſchen Laute der der modernen Italiäner in hohem Grade gleicht. So z. B. um nur Einiges anzuführen ſprechen die Walachen wie die Italiäner: „Tschitschero“ nicht Zizero (Cicero), eben ſo „dscheme“ nicht gemit (er ſeufzt), dschoku (Italien: gioco) dusche ſüß; noi, wir; voi, ihr; uovo (ovum), Ei. Das „gli“ der Italiäner haben die Walachen ganz auf gleiche Weiſe z. B. tagliare im walachiſchen und italiäniſchen für „ſchneiden.“

Man hat dies aus ſpäteren Verbindungen der Walachen mit den jetzigen Italiänern herzuleiten verſucht. Doch ſcheint es viel natürlicher, anzunehmen, daß die an die Donau verpflanzten römiſchen Bürger und bäuriſchen Soldaten in ihrer Lingua vulgaris ſchon damals Vieles ſo ausſprachen, wie es noch jetzt die Italiäner thun, und das gleich aus Italien mit an die Donau herüberbrachten.

Nachdem die Römer Dacien verlaſſen hatten, fiel es (vermuthlich nicht ohne harte Kämpfe) zunächſt unter die Herrſchaft germaniſcher Völker, der Gothen und der Gepiden.

Germanen (die deutſchen Oeſterreicher) beherrſchen auch jetzt wieder einen bedeutenden Abſchnitt des daciſchen Landes und Volks.

Die walachiſche Bukowina, Siebenbürgen, die öſtliche ganz walachiſche Hälfte Ungarns ſteht unter ihrer Herrſchaft. Auch iſt jetzt, ſchon ſeit dem zwölften Jahrhundert, das ganze innere gebirgige Dacien mit kleinen Landſchaften deutſcher Coloniſten durchſpickt und auch die Moldau und Walachei haben nicht wenige deutſche Anſiedler erhalten.

Es iſt zwar wohl kaum ein Zweifel, daß auch ſolche Perioden deutſcher Herrſchaft und Beimiſchungen nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der walachiſchen Nationalität geblieben ſind. Selbſt aus gothiſchen Zeiten enthält die Sprache noch einige germaniſche Elemente, und auch heute mag wohl wieder der Walache mancherlei von ſeinen deutſchen Nachbarn, ſeinen deutſchen Gutsverwaltern, oder ſeinen deutſchen Ortsrichtern adoptiren und lernen.

Allein derjenige Bevölkerungs-Zuwachs, der dem Dakenlande bald nach dem Abzuge der Gothen nach Weſten und Süden von Seiten der Slaven zu Theil wurde, und die von dieſen Slaven ausgehenden Einwirkungen ſind doch in der Geſchichte der walachiſchen Nationalität viel bedeutſamer und nachhaltiger geweſen.

Mit den Slaven, die ihnen von Haus aus einen höhern Grad von Verwandtſchaft und Sympathie entgegenbringen mochten, ſind die romaniſirten Daken eine Verbindung auf viel breiterer Grundlage eingegangen.

Die Slaven, die auch wie die Germanen durch den Einfall des Attila und ſeiner Hunnen in Aufruhr geſetzt waren, rückten am Ende des 5. Jahrhunderts zur untern Donau heran und überſchwemmten auch das alte Dacien, in welchem ſie ſich neben den von ihnen unterjochten Eingebornen niederließen.

Viele von ihnen blieben auch daſelbſt, als ſie in den folgenden Jahrhunderten die Oberherrſchaft des Landes an die finniſch-tatariſchen Nomaden-Völker verloren, an die Bulgaren, Magyaren, Petſchenegen und Kumanen, die eines nach dem andern aus dem Oſten hervorſtürmten und eines nach dem andern Dacien und die Donauländer für eine kürzere oder längere Zeit theilweiſe oder ganz bewältigten.

Gerade unter dem Druck dieſer wilden Oberherren ging wohl erſt die innige Vermiſchung des ſlaviſchen und dakoromaniſchen Elements vor ſich. Das letztere behielt bei demſelben zwar die Oberhand, vermuthlich weil die eingedrungenen Slaven doch gegen die alten Eingeborenen in der Minderzahl waren.

Daß aber die ſlaviſche Beimiſchung von

bedeutendem Gewichte und nachhaltig war, beweisen noch heutzutage in der Moldau und Walachei viele Verhältnisse.

Das Slavische tritt Einem dort eben so gut auf Schritt und Tritt entgegen, wie das Römische, sowohl in den Sitten, als in der Sprache und auch in der äußern Erscheinung des Volkes. In seinem ganzen körperlichen Habitus, seiner Physiognomie, seinem Wesen und Benehmen gleicht der Walache vielfach seinen slavischen Nachbarn in der Bulgarei und im südlichen Rußland.

Seine Wohnungen sind ganz ähnlich eingerichtet wie bei den Ruthenen und Kosacken. Seine Bienenzucht, seine ganze Acker- und Hauswirthschaft ist vielfach auf demselben Fuße wie bei jenen.

Vieles davon mag freilich nicht gerade direkt von den Slaven übertragen, sondern von der Gleichartigkeit der klimatischen Verhältnisse gleichartig erzeugt sein.

Auch in der Sprache dieser Walachen finden sich die deutlichsten Spuren eines dem Volke tief eingeprägten Slavismus.

Von derjenigen Hälfte des walachischen Wortschatzes, welche nicht aus Italien abgeleitet werden kann, ist nach der Behauptung des slavischen Gelehrten Schafjarik die Hälfte slavisch.

Ja, sogar mehrere eigenthümliche Grundlaute, Vokale, Consonanten und Laut-Zusammensetzungen des slavischen Alphabets sind in das Walachische übergegangen.

Wir vermögen aber nicht zu sagen, ob dies nicht auch zum Theil auf einer über alle Geschichte hinausgehenden Urverwandtschaft der slavischen mit der walachischen oder thracischen Race beruhen mag. Auch muß dabei bemerkt werden, daß der aus dem Slavischen entlehnte Wortschatz in dem Walachischen unassimillirt blieb, ohne Einfluß auf die Form und den Bau des Walachischen, und daß diese Sprache daher eine romanische, eine Schwester des Italiänischen geblieben und nicht eine slavische geworden ist, wie wohl Einige gemeint haben.

Zu verschiedenen Malen wurde die gesammte walachische Nation, oder wenigstens ein bedeutender Theil von ihr, mit slavischen Stämmen zugleich zu demselben Reiche oder zu derselben Knechtschaft zusammengeschmiedet. So z. B. im 8. und 9. Jahrhundert zu dem großen Walacho-Bulgarenreiche, in welchem Slaven die Hauptmasse der Unterthanen bildeten.

Und dann wurden oft von den tatarischen Gebietern Slaven in die walachischen Lande und vice versa Walachen in die slavischen Gegenden versetzt.

Auch später noch kamen die Walachen häufig unter slavische Obergewalt. Galizische (ruthenische) Fürsten herrschten im 12. Jahrhundert über einen großen Theil von Bessarabien und der Moldau.

Und so fielen denn auch die Walachen mit den südlichen Slaven derselben christlichen Kirche, dem griechischen oder orientalischen Patriarchate zu.

Lange Zeit, sogar bis in's 17. Jahrhundert, war demnach das Slavische nicht nur die Kirchen-, sondern auch die Staats- und Rechtssprache der Walachen. Alle Gesetze, alle Contracte wurden in der slavischen Sprache ebenso abgefaßt, wie in anderen Ländern in der lateinischen. Auch bedienen sich die Walachen zum Schreiben und Drucken ihrer Sprache noch bis auf den heutigen Tag des slavischen Alphabets.

Fast alle höheren Aemter und Würden beim Hofe, selbst der späteren walachischen Fürsten, bekamen und behielten slavische Namen und Titel. Die ganze Staats- und Kirchen-Einrichtung war gewissermaßen nach dem Muster der Slaven.

Auch die Bojaren, der höhere Adel der Walachen, sollen nach der Meinung Einiger, slavischen Ursprungs sein, was freilich diese Bojaren selbst nicht zugeben wollen. Sie selbst halten sich für echte Römer-Geschlechter.

Auch derjenige Nationalname der Walachen, unter dem sie am meisten in Europa bekannt sind, ist von den Slaven in Umlauf gesetzt. Die Slaven nannten von jeher alle Abkömmlinge oder Unterthanen der Römer Wlach oder Walachen. Italien selbst nannten sie auch das Walachenland. „Wlach" heißt noch jetzt im Polnischen ein Italiäner. — Es ist dasselbe Wort, daß auch die Deutschen in der Form: „Wälsche" gebrauchen. Durch diese slavische und germanische Benennung der Walachen wird also wieder die italiänische und romanische Herkunft der heutigen Bewohner Daciens gleichsam anerkannt, ob-

wohl sie selbst diesen Namen nicht gerne hören.

Auch in ihren geselligen Sitten und Alltags-Gebräuchen zeigen die heutigen Rumänen vielfach eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Slaven und obwohl von den Gelehrten solche Dinge häufig übersehen werden, oder ihnen wenigstens kein so großer Werth beigelegt wird, wie z. B. der Forschung über Alphabete, Participien und Conjunctionen, so sollten doch auch sie als Hülfsmittel zum Beweise existirender Völkerverwandtschaften und eingetretener Mischungen aufmerksam beachtet werden.

Ich will hier nur Einiges beispielweise anführen.

Wie in den slavischen Ländern, so zieht auch im Dakenlande, einer uralten Sitte folgend, das Landvolk, wenn die Bäume blühen, aus seinen Winterbehausungen tanzend hervor. Die mit Blumen geschmückten Mädchen in besonderen Reihen und in anderen, die von ihren seidene Tücher schwenkenden Vortänzern angeführten Burschen. „Sie haben", sagt Demetrius Kantemir, einst selbst ein walachischer Fürst und einer der besten Kenner der Sitten seines Volks „hundert verschiedene Weisen und Tacte und einige höchst anmuthig darauf eingerichtete Tanzfiguren. Mit ihnen werden zehn Tage zwischen der Himmelfahrt Christi und dem Pfingstfeste in beständiger Bewegung zugebracht und alle Flecken und Dörfer tanzend und springend durchlaufen."

Dies ist fast genau so, wie bei den Kosacken und Bulgaren.

Auch die Art und Weise, wie bei den halbslavischen Letten und Lithauern der liebende Jüngling den Eltern seiner Geliebten einen schüchternen Freiwerber schickt, — wie dieser Freiwerber vorsichtig und mit hergebrachten Ceremonien und Reden, als wenn es sich darum handelte, einen Prinzen mit einer Prinzessin zu vermählen, seinen Antrag anbringt, — wie ausweichend ihm von den Eltern begegnet wird, wie man ihm, der, wie er sagt, ein verlorenes Lämmlein, ein aufgespürtes, aber verschwundenes Reh, — ein einst erblicktes, aber wieder entflohenes Täubchen zu suchen gekommen ist, — erst absichtlich die anderen Töchter präsentirt, — wie diese von ihm zwar gelobt, zugleich aber kritisirt und als Untergeschobene verworfen werden — und man dann endlich, wenn der Freiwerber dringender wird, mit dem echten Täubchen, das bereits in seinem Versteck auf's Schönste herausgeputzt ward, hervorrückt — und was dann noch weiter sich ereignet, — dies Alles stimmt so genau mit den walachischen Gebräuchen bei denselben Gelegenheiten überein, daß sogar die dabei hergebrachten Reden und selbst die Vergleiche und Bilder, deren sich die Redner bedienen, fast ganz dieselben sind, wie bei den halbslavischen Lithauern und Letten, die doch von den halbslavischen Walachen durch weite Länderstriche getrennt sind.

Wie dergleichen Sitten, so sind auch mehrere besondere Arten des Aberglaubens bei den Walachen ebenso eingewurzelt und verbreitet, wie in der ganzen slavischen Welt. So, — um auch hierfür unter vielen Beispielen nur ein sehr specielles anzuführen, — glauben die Walachen, daß die Sonne am Tage des heiligen Johannes des Täufers ihren Lauf nicht gerade fort, sondern in zitternder Bewegung hüpfend und springend beginne. Die walachischen Bauern stehen daher an jenem Tage früh vor der Morgendämmerung auf, um den Aufgang der Sonne und jene „zitternde Bewegung" an ihrer leuchtenden Kugel zu beobachten. Sie betrachten es als ein gutes Zeichen und als einen Antrieb zur Fröhlichkeit, wenn es ihnen gelang, diese Beobachtung zu machen. — Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß auch in vielen ehemals slavischen Gegenden Deutschlands die jetzt deutschen Bauern diesen selben Aberglauben von ihren slavischen Voreltern überkommen haben und noch heutzutage von jener Begierde, die Sonne am Johannistage „hüpfen und springen" zu sehen, auf die ihren Dörfern benachbarten Höhen früh morgens hinausgetrieben werden.

Aehnliches ließe sich noch von vielen anderen Gebräuchen, Meinungen und Gewohnheiten der Walachen bemerken. — So haben sie auch, um noch eines anzuführen, die Wila, die Luft- und Wolken-Göttin der Slaven, in den Kreis ihres Aberglaubens aufgenommen, die darin

Digitized by Google

ebenſo haften blieb, wie von Kaiſer Trajan's Zeiten her „die Zauberin Tina“ oder Dina, d. h. die römiſche Diana.

Dieſe Dinge, ſage ich, weiſen gewiß ebenſo beſtimmt, wie Sprachwurzeln, grammatikaliſche Formen und gemeinſam gewordene Ausdrücke und Worte, auf eine ſehr bedeutende und lange dauernde ſlaviſche Beimiſchung unter den Walachen hin, denn nur durch eine ſolche ſcheint es ſich erklären zu laſſen, daß dergleichen in alle Weiler- und Haushaltungen des Volkes eindringen und ſich da als alltäglich geübte und ganz geläufige Weiſe und Form des Lebens feſtſetzen konnte.

Man zwingt den Völkern neue Geſetze, Religionsausübung und ſelbſt vielleicht auch eine neue Sprache noch eher auf, als neue Familien-Gewohnheiten, Haus-Gebräuche und Dorf-Sitten.

Auch in neueſter Zeit wieder haben die Slaven und zwar die Ruſſen einen bedeutenden Einfluß auf die walachiſche Nation ausgeübt.

Sie haben eine große von Walachen bewohnte Provinz (Beſſarabien) mit ihrem Reiche vereinigt und haben auch im Laufe dieſes Jahrhunderts zu wiederholten Malen Jahre lang in anderen rumäniſchen Provinzen, namentlich in der Moldau und Walachei, wie Herren geſchaltet und gewaltet und haben ſie ſo durch von ihnen eingeführte Reformen ihrem eigenen Weſen vielfach ähnlich gemacht und aſſimillirt. Namentlich haben ſich die rumäniſchen Bojaren in neuerer Zeit den ruſſiſchen Adel mehrfach zum Muſter und Vorbild genommen.

Dieſe fortgeſetzten und oft wiederholten Einwirkungen der Slaven auf die Rumänen, die, wie ich ſagte, ſchon von dem 6. Jahrhundert her datiren, wurden aber in dieſem langen Zeitraume von vielen andern fremdartigen Einflüſſen, welche von finniſchen, mongoliſchen und turk-tatariſchen Völkern ausgingen, ebenſo wie in dem Heimathslande der Slaven ſelbſt gekreuzt und modificirt.

Die nomadiſchen Reitervölker der Avaren, der Magyaren, der Bulgaren, der Petſchenegen und Polovzer, dann die Mongolen und zuletzt die Türken fielen der Reihe nach über die zuerſt mit Römern und dann mit Slaven vermiſchten Dacier her und incorporirten ſie entweder ganz oder wenigſtens theilweiſe ihren wechſelnden, ſchnell aufgebauten und ſchnell zerfallenden Reichen.

Bei dieſen blutigen Eroberungen und Wechſeln der Herrſchaft wurden häufig große Partien des Landes wüſte gelegt, ganze Abtheilungen des Volkes vernichtet, zertreten, vertrieben und durch fremde Ankömmlinge erſetzt.

Wenn die alten Gebieter durch neuauftauchende Nomaden aus dem Sattel gehoben wurden, ſo verſchwand zwar ihr Name aus der Geſchichte, aber wahrſcheinlich blieben doch hie und da Reſte ihres Stammes und Blutes im Lande zurück, und dieſelben kamen nun, wie die Rumänen, ſelbſt in das Verhältniß von Unterthanen der neuen Herren und fügten ſich der Maſſe der Gedrückten bei.

Jedenfalls blieb bei den Rumänen, ſowie bei den Ruſſen, Vieles von dem Geiſte, den Sitten und der Sprache dieſer Nomaden-Völker zurück.

In der Sprache der Walachen finden wir noch jetzt neben den altdaciſchen, gothiſchen und ſlaviſchen Elementen manche Wörter finniſchen, türkiſchen oder tatariſchen Urſprungs, die ohne Zweifel jener wechſelnden Obergewalt orientaliſcher Nationen zuzuſchreiben ſind. Doch hat keines dieſer erobernden Völker geiſtige Kraft genug beſeſſen, um den früheſten Bewohnern des Landes die Sprache zu nehmen, die ſie von ihren erſten kraftvollen Beſiegern, den Römern, empfangen hatten.

Als eine Folge der Nomadenherrſchaft iſt auch wahrſcheinlich unter Anderem der Umſtand anzuſehen, daß die Walachen, obſchon ſie das ſchönſte Ackerbauland bewohnen, doch weit lieber Hirten als Landwirthe ſind, und daß ſelbſt ihre Agricultur, die keine Feldeinhegungen kennt, — bei der es nur offene Dreſchtennen auf freiem Felde und keine anderen Dreſchmaſchinen, als die Hufen der Pferde gibt, ſoviel Nomadiſches hat.

Als Bienenwirthe ziehen die Rumänen nomadiſch, wie die Baſchkiren in den Gefilden ihres Landes, umher. Wie dieſe und andere Halbnomaden betrachten ſie das Wohnen im Hauſe gleichſam nur als einen Nothbehelf, und keinem Walachen fällt es ein, darin zu arbeiten oder zu

ſchlafen, wenn ihn Regen oder Kälte nicht dazu zwingen.

Viehzucht iſt ihre Leidenſchaft und ein wohlhabender walachiſcher Bauer hat oft mehr Ochſen und Roſſe im Beſitz, als er ſelbſt weiß und gezählt hat. Beſonders ſcheint er als Schäfer an ſeinem Platze zu ſein, wenn er, voran die friedfertigen Wollträger, die ſelbſtverfertigte Hirtenpfeife im Munde, langſam über die Weiden dahinſchreitet. Er iſt gegen ſein Vieh liebreich und gutmüthig, wie ein Vater unter ihnen. Daher dieſes ſich auch immer ſehr zahm, willig und gehorſam zeigt, wie gute Kinder. Gilt es, ſein Vieh vom Hungertode zu retten, ſo iſt der Walache ſogar kühn im Rauben und Stehlen, als geſchehe es ſeiner ſelbſt willen; daher auch St. Georg, der Schutzpatron der Heerden, bei ihnen der größte und gefeierſte Heilige des Kalenders iſt.

Die walachiſchen Aelpler und Sennen treiben mit ihrem Vieh weit in der Welt umher. Sie gehen damit tief in die Türkei hinein, wo ſie auf dem Balkan Triften und Weide-Gerechtigkeiten beſitzen. Sie haben auch den ganzen Viehhandel vom Pontus von Odeſſa, die Donau hinauf bis Ungarn und Wien in Händen, wo man ſie überall als rauhe Ochſentreiber bei den reifenden Heerden findet. Und dieſes nomadiſirende Hirtenleben iſt nach tatariſcher Weiſe ſo recht ihr Element und in allen europäiſchen Provinzen des türkiſchen Reichs iſt ein „Wlach“ oder ein Hirt ſo ziemlich identiſch.

In dieſen türkiſchen Provinzen in Rumilien, Macedonien, Theſſalien ſtoßen dieſe Wanderer aus den Donaulanden auch wieder auf ſehr merkwürdige und weitverbreitete Ueberreſte ihrer eigenen Nationalität, die ſogenannten „Cuzo-Walachen“, die ihre Schafe und Ziegen ſogar bis in den Peloponnes hineintreiben und die, wie einige glauben, die Nachkommen derjenigen Dako-Romanen ſind, welche die römiſchen Kaiſer nach dem Einbruche der Gothen ſüdwärts der Donau verpflanzten.

Von allen eben genannten uraliſch-aſiatiſchen Nomaden-Völkern blieben die Magyaren, die ſich ſeit dem 10. Jahrhundert in ein ſeßhaftes Donauvolk verwandelten, den Walachen am längſten auf dem Nacken.

Sie vereinigten einen großen Theil des alten Daciens, Siebenbürgen, das Banat und das ganze Theiß-Land mit ihrem Reiche und beherrſchen unter Oberhoheit der Oeſterreicher dieſe Striche noch jetzt. —

Sie ſind nicht blos als Gebieter, Soldaten, Beamte, Oberherren und Lehns-Patrone, ſondern ſtellenweiſe auch als Bodeneigenthümer und Grundbevölkerung in dies Land eingedrungen, ſo daß es nun auch mitten unter den Walachen ganze Landſchaften und Thäler gibt, in denen die alte romano-daciſche Bevölkerung völlig vernichtet und durch magyariſches Blut erſetzt iſt, wie dies denn auch längs der ganzen Theiß hinab geſchah.

Auch die Hauptmaſſe der rumäniſchen Bevölkerung ſelbſt iſt in jenen, der Krone Ungarn unterworfenen Walachen vielfach magyariſirt, namentlich die höheren Claſſen des Volks, die Gebildeten und der Adel. Alte Bojaren-Familien gibt es daher unter den $1^1/_2$ Millionen Walachen Ungarns und Siebenbürgens kaum. Der grundbeſitzende Edelmann iſt dort faſt durchweg Magyar. Und das Volk beſteht in dieſem Abſchnitte ſeines alten daciſchen Stammlandes in der Hauptſache nur noch als ein Theil der ſogenannten „misera contribuens plebs“.

Der letzte gewaltige Völkerſturm aus Oſten ſtürzte über die Dako-Romanen im Anfange des 13. Jahrhunderts dahin, als die Nachfolger Dſchingis-Chans (1233 bis 1241) ſich aufgemacht hatten, den Weſten der bewohnten Welt zu erobern, wie er ſelbſt ſchon den Süden und Oſten unterjocht hatte.

Die Herrſchaft der Mongolen war aber in dieſen weſtlichen Gegenden, in denen ſich nun die feſten Kaiſer- und Königreiche der Deutſchen, der Polen und der Magyaren gebildet hatten, nur von ſehr kurzer Dauer.

Sie beſchränkte ſich alsbald ausſchließlich auf das öſtlichere Europa, das jetzige Rußland, und da nun nach ihnen keine neue uraliſche Völker-Einwanderung weiter erfolgte, ſo waren denn darnach die Walachen in den oft erneuerten Verſuchen zur Errichtung einer unabhängigen Nationalität einigermaßen glücklich und erfolgreich.

Bald nach dem Zurückweichen der Mongolen, nach der Mitte des 13. Jahr-

hunderts, ſtanden unter den, in den Bergthälern Siebenbürgens zuſammengeflüchteten Rumänen zwei Volksführer auf und leiteten die Ihrigen in die von den Mongolen verwüſteten Donauländer am Fuße der Gebirge zurück.

Der eine derſelben, Dragoſch mit Namen, zog wie die walachiſchen Hiſtoriker ſich ausdrücken, „mit der jugendlichen Blüthe des römiſchen Volks“ von der Marmaroſch an den Quellen der Theiß aus, oſtwärts. Das erſte öſtlich fließende Gewäſſer, das er unter ſehr abenteuerlichen Umſtänden — die einheimiſchen Schriftſteller haben ſie zu einer hübſchen Mythe ausgeſchmückt, — erreichte, hieß Moldawa, und Dragoſch gab demnach dem Lande, das er eroberte und wieder mit Rumänen bevölkerte, und dem Staate, den er begründete, den Namen der „Moldau“.

Der andere rumäniſche Staaten-Gründer Radul oder Rudolph der Schwarze mit Namen, der an den Quellen der Aluta in einem Thale Siebenbürgens gewohnt hatte, welches ſeit alten Zeiten Fogaraſch genannt wird, war in ähnlicher Weiſe ſchon einige Zeit vor Dragoſch aus den Bergen hervorgebrochen, und ſüdwärts längs dieſes Stromes gegangen, indem er die alten Landſchaften der Daken dort zurückeroberte, von Neuem bevölkerte, bebaute und zu einem Staate vereinigte, der nun „die Walachei“ par excellence genannt wurde.

Auf dieſe beiden merkwürdigen Staatenbildungen des Dragoſch und Radul, die bis auf unſere Tage herab, wenn auch nur mit einer ſehr unvollkommenen und ſtets angefochtenen Selbſtſtändigkeit und meiſtens nur als Vaſallenthümer von Nachbarreichen ſich erhalten haben, blicken die Rumänen mit beſonderem Wohlgefallen als auf die Periode der Wiedergeburt und Erneuerung ihrer Nationalität, die, wie ſie meinen, einſt unter Decebalus und Trajan ihr goldenes Zeitalter gehabt, dann während der tauſendjährigen Völkerwanderung in den Bergwiegen von Fogaraſch und Marmaroſch geſchlummert, aber ſtill der Väter Sprache und Sitte gepflegt hatte, und nun unter jenen oben genannten Nationalhelden auf ein Mal wie ein entfeſſelter Bergſtrom brauſend und befruchtend in die Ebene wieder hinausfloß.

Damals wurden mehrere Striche des alten Daciens an der Donau und am Pontus wieder daciſirt oder walachiſirt, und das unter der Aſche glimmende rumäniſche Volks-Element, das natürlich auch unter den Tataren nie gänzlich erſtorben war, wurde wieder nach Oben gebracht.

Damals im 14. und 15. Jahrhundert rauften ſich die Walachen tapfer mit den Polen und Ungarn und andern Nachbarn, die ſich immer in ihre Angelegenheiten miſchten, herum. Damals hatten ſie ihre Alexander, ihre Stephans und andere Fürſten, denen ihre Annaliſten wie neuerwachten Decebals, die Beinamen „der Guten“ oder „der Großen“ u. ſ. w. beilegten.

Doch dauerte auch dieſe nationale Selbſtſtändigkeit nicht lange. Denn ſchon ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts ſtand ein anderes Ungewitter, die über Kleinaſien und Conſtantinopel heranziehende Macht der Türken, am ſüdlichen Horizonte Daciens.

Die Walachen riefen dieſe neuen aſiatiſchen Nachbarn anfänglich ſelbſt in ihr Land, da ſie hofften, ſich ihres Beiſtandes gegen die Ungarn bedienen zu können, und die Türken ihrerſeits ſchonten ſie ſo lange, als die Macht der chriſtlichen Nachbarn zu reſpektiren war.

Als aber in der unheilvollen Schlacht bei Mohacz (im Jahre 1526) dem Magyarenreiche ein Ende gemacht und der Halbmond in Ofen und bis Wien hin aufgepflanzt wurde, da kamen auch die Walachen allmählich gänzlich unter die Füße der Türken. Es wurde ihnen anfangs kleine, mit den Jahren aber ſtets größere und wachſende Tribut-Pflicht aufgelegt.

Die einheimiſche Fürſtenwürde, die nach Erlöſchen der alten Herrſchergeſchlechter des Dragoſch und Radul, von einem erblichen in ein wählbares Amt verwandelt worden war, wurde bald nun unter dem immer mehr direkten Einfluſſe der Sultane beſetzt und zuletzt, wie die Paſchas, mit der Auszeichnung von drei Roßſchweifen beehrt, wurden dann dieſe walachiſchen Fürſten auch, wie die Paſchas nach Gutdünken ernannt und abgeſetzt.

Anfänglich nahmen die Sultane noch die Rückſicht, daß ſie dieſe ihre fürſtlichen Vaſallen aus den alten eingeborenen Bojaren-Geſchlechtern der Walachen wählten.

Digitized by Google

Allmählich aber verließen sie auch diese Gewohnheit und fingen an, fremde Abenteurer aus Epirus und Albanien, die das Meiste dafür boten, auf den Thron zu berufen, und seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts wurde es ein bleibender Gebrauch der Sultane, die walachischen und moldauischen Fürsten, die ihre Grenzwächter und wie einst Miltiades für Darius, ihre Donauaufseher und Donaubrückenbauer geworden waren, aus den in Constantinopel lebenden griechischen Familien zu nehmen und gewöhnlich zu dieser Würde denjenigen Griechen zu ernennen, der ihnen als Staatsdolmetscher zu ihrer Zufriedenheit gedient hatte.

Die Sultane pflegten in dem herkömmlichen Ernennungsdekrete diese zu Fürsten der unteren Donau-Lande erhobenen Dolmetscher in ihrem blumenreichen, aber doch sehr bezeichnenden orientalischen Style „eine von ihrer Hand erbaute Pflanze, eine leuchtende und von ihnen angezündete Kerze" zu nennen. Sie bliesen diese Kerzen ohne Umstände aus, wenn es ihnen gut dünkte, und so sah denn die Walachei allein seit der Einführung dieses Systems im Laufe eines Jahrhunderts nicht weniger als 40 verschiedene Griechen auf ihrem Throne erscheinen und wieder verschwinden.

Diese „griechischen Hospodare" brachten nun zu allen den unter den Rumänen schon eingedrungenen Nationalitäten und Sprachen auch die griechische hinzu.

Das Griechische wurde nicht nur die Hofsprache der Hospodare, sondern es wurde auch die Conversations-Sprache der Gebildeten und die Alltagssprache aller vom Hofe mehr oder weniger abhangenden Bojaren, die unter der Herrschaft der Türken in hohem Grade graecisirt oder byzantinisirt wurden.

Die griechische Sprache wurzelte sich so ein, daß sie sogar jetzt noch selbst unter den walachischen Edelleuten der österreichischen Provinz Bukowina die gewöhnliche Sprache der Conversation und Correspondenz ist, wie in Petersburg etwa das Französische.

Manche griechische Worte und Elemente sind daher auch in die Dako-Romanische Sprache und Nationalität übergegangen.

Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat Rußlands eingreifende Uebermacht den Einfluß jener von den Türken geförderten griechischen Familien gebrochen. Mit seiner Hülfe sind wieder eingeborene walachische Geschlechter auf den Thron gelangt und dann haben auch die Russen in der vornehmen Gesellschaft der Fürstenthümer nebst ihren Sitten die französische Sprache vielfach an die Stelle der Griechischen gesetzt.

Der stete Wechsel der Regierung, die Unbeständigkeit der Gegenwart, die Ungewißheit der Zukunft, während der ganzen Periode der von den Türken eingeführten Griechenherrschaft mußte bei den Walachen jede dauernde Unternehmung und nützliche Reform unmöglich machen. Die dann und wann aufkommenden Keime der Industrie wurden immer wieder erstickt, der Handel und alle national-patriotischen Bewegungen gelähmt und unterdrückt. — Das von den Griechen, wie Peru von den Spaniern ausgebeutete, mit despotischem Regiment geplagte, und mit Abgaben überhäufte Volk mußte, wie die Peruaner, in seinem Elende und seiner Knechtschaft unbeweglich bleiben, während alle Nachbarn umher Fortschritte machten.

Da noch dazu, wenn man die Volksgeschichte der Walachen im Ganzen und Großen überschaut, jener Wechsel und jene Ungewißheit seit uralten Zeiten hergebracht und so zu sagen, das beständige betrübte Loos dieses wie gesagt, in eine so ungünstige geographische Position gebrachten Volks gewesen sind, so kann man sich denken, daß unter solchen Verhältnissen sich weder eine sehr großartige und glückliche, noch eine sehr tugendhafte, oder eine sehr regsame und industriöse Nation ausbilden konnte.

In der That glaubt man, wenn man unter die Walachen kommt, man mag nun aus Westen von den energischen und rührigen Magyaren, oder aus Osten von den ebenfalls minder indoleuten Kosacken, oder aus Süden von den kriegsmuthigen und rüstigen Serbiern, zu ihnen reisen, einen großen Schritt bergab gethan zu haben.

Obgleich die Natur im schönsten Schmuck strahlt, so ist einem bei der Betrachtung des Menschen und seiner Werke doch zu Muthe, als wenn man in einen argen Sumpf hinabgerathen wäre.

Die Wege, auf denen der Reiſewagen von einer kleiner mit Stricken daran gebundenen Heerde wilder Roſſe fortgeriſſen wird, ſind je nach der Jahreszeit, entweder ein tiefer Moraſt, oder ein ſtaubiger Wüſtenſtrich.

Die Häuſer der Bewohner oder vielmehr ihre Strauch- und Schilfhütten, ihre Erdlöcher und zerlappten Sommer-Zelte und ihre elenden Winterhöhlen, die man kaum wahrnimmt, weil ſie ſich immer furchtſam abſeits von der Heerſtraße ins Innere des Landes verkriechen, und noch dazu die Angen gleichſam im Rücken (ich meine die Fenſter auf der vom Wege abgekehrten Seite haben,) ſind noch unheimlicher als die der Ungarn und Koſacken, die Aecker noch mehr verwildert und vernachläſſigt. Man ſieht es wohl, daß ſie von Leuten beſtellt wurden, die 200 Heiligentage in ihrem Kalender haben, die ſehr läſſig pflanzen, ſehr wenig ſäen und nichts deſtoweniger in Folge der üppigen Natur ihres Landes gewohnt ſind, viel zu erndten.

Die Geſtalten der Menſchen von denen man ſich umgeben ſieht, die Hirten, die ihr gehörntes Vieh, welches im Vergleich mit ihnen wohlgefällig, reinlich, zierlich und faſt möchte man ſagen civiliſirt ausſieht, mit rauhſtimmigem Hallo vorübertreiben, — die plumpen Ackersleute, die mit einem Geſpann von 6 Ochſen langſam einen miſerabeln und höchſt urthümlichen Pflug durch die vom Fett glänzende Ackerkrume ſchleppen, — die Poſtillone, die Pferdeknechte, die Gaſtwirthe und ihre Gehülfen, die den Reiſenden bedienen, und die ihr ſtruppiges Haar mit Speck geſalbt haben — ſie alle ſchauen ſo wild und düſter drein, daß er glaubt, er ſei in das Land der ungehobelten Cyklopen gerathen. Selbſt in dem Schulmeiſter im Dorf und in dem Pfarrer der Kirche möchte er eher einen Heiducken als ein ſanft leuchtendes Licht der Gemeinde erkennen.

Es iſt unmöglich, daß es bei den Unterthanen des Decebalus, die einſt Ovid beklagte, ärger ausſehen konnte, und man hält den Ausdruck des moldauiſchen Fürſten Kantemir, der ſeine bäueriſchen Landleute „für die elendeſten Dorfbewohner unter der Sonne erklärt", für treffend genug.

Sieht man ſich die wilden Köpfe, die Einem umgeben, an, und ſucht die auf dem Antlitz der Bewohner dieſes Landes verzeichnete Schrift zu leſen, ſo entdeckt man keine Züge, die man eben ſehr charakteriſtiſch nennen könnte, kein beſtimmtes, nationales Gepräge.

Man begegnet den ſchwarzen Haaren und den dunklen Augen des Orientalen und dem blonden Haar und dem matten Blicke des Slaven. Die mongoliſch hervorſtehenden Backenknochen und die gerundeten Wangen der Kaukaſier, die Habichtsnaſe der Tataren, die gerade Naſe der Griechen und die aufgeworfene der Ruſſen ſcheinen unter allen Claſſen der ſo vielfach mit fremden Elementen gemiſchten Rumänen gleich gemein zu ſein.

Alle dieſe Stämme, aus denen ſie zuſammengefloſſen ſind, ſcheinen bei ihnen in gewiſſem Grade noch jetzt neben einander zu beſtehen, obgleich ſie alle dieſelbe Sprache reden, und obgleich ſie allerdings auch alle in ihrem Weſen wieder etwas Gemeinſames beſitzen, wodurch man ſie ſogleich von denjenigen Völkern, die ihre Miſchung und Umwandlungen nicht mit durchmachten, unterſcheiden und als Walachen erkennen kann.

Energiſche, entſchiedene und großartige Männer, ſtarke und edle Charaktere findet man bei dieſem Volke ſelten, obwohl ſie alle verwegen und ſehr aufgelegt ſind, Händel anzufangen und dabei ob ihres lebhaften Temperaments in ihren Leidenſchaften ſich oft ungemeſſen und rachſüchtig zeigen.

Das Herz haben ſie nicht weit vom Munde, aber ſo wie ſie die leicht aufgeregten Feindſeligkeiten ſchnell vergeſſen, ſo halten ſie auch nicht lange treue Freundſchaft.

Sie ſind mehr ſchlau und verſchmitzt, als verſtändig und überlegſam, und wiſſen in ihrem unſteten Sinn von keiner Mäßigung ihrer Gefühle.

Wenn es ihnen wohl geht, überlaſſen ſie ſich dem Uebermuth und der ausgelaſſenſten Luſtigkeit. Im Unglück aber entfällt ihnen völlig der Muth.

Nichts ſcheint ihnen beim erſten Angriff ſchwer zu ſein; kommt aber ein widriger Umſtand dazwiſchen, ſo gerathen ſie in Verwirrung und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen.

Gegen Ueberwundene und Untergebene ſind ſie bald gütig, bald grauſam.

Treue iſt bei ihnen ſelten „und ſoll ich es rein herausſprechen," ſagt der Fürſt Kantemir, dem ich hier als einem unparteiiſchen Kenner lieber als mir ſelber oder andern Berichterſtattern folge, „ſo finde ich an dem Charakter und den Sitten der Walachen, meiner Landsleute, nicht leicht etwas zu loben, als ihre ihnen allen angeborene Gaſtfreiheit und ihre ſtrenge Rechtgläubigkeit."

Gegen alle Neuerungen ſind ſie im höchſten Grade eingenommen, was freilich ſehr begreiflich iſt, da alles Neue, was ihnen von außen kam, faſt immer nur neue Plage und neue Tyrannei war.

Alle Induſtrieen, Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften werden bei ihnen von Fremden, von den bei ihnen angeſiedelten Deutſchen, Ruſſen, Franzoſen, Armeniern und Juden betrieben.

Sie ſelber ſind nicht nur keine Liebhaber und Bewunderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern faſt alle, wie der genannte Fürſt behauptet, hegen nur Verachtung gegen dieſelben, ebenſo wie gegen die „fremden Abenteurer" ſelbſt, von denen ſie ſie betreiben ſehen. Für einen echten Walachen, denken ſie, genügt es, wenn er ſeine gehörnten Ochſen, ſeine Pferde, Schaafe und Bienenſtöcke in ſeine Regiſter mit Strichen und Kerbſchnitten in den Stock, der ihr Conto-Courant-Buch vorſtellt, einzutragen verſtehen. Alles andere ſcheint ihnen überflüſſig.

Am wenigſtens hat man von jeher die Bojaren und überhaupt den Adel der Walachen loben wollen. Er theilt ſich in verſchiedene Claſſen, neben dem eingeborenen Dakoromanen haben ſich viele reich gewordene Griechen, Armenier, Juden, Polen, Tataren, ja ſogar Tſcherkeſſen in den Land-Adel der Fürſtenthümer eingedrängt. Er iſt daher wohl noch bunter zuſammengeſetzt als das gemeine Volk ſelbſt.

Die Mißhandlungen, denen dieſe Bojaren entweder als Höflinge der Hospodaren oder als Diener des türkiſchen Sultans ehemals ebenſo gut ausgeſetzt waren, wie ihre eigenen von *ihnen* wieder gedrückten und geplagten Bauern, haben auch bei ihnen viel Unempfindlichkeit gegen die edleren Genüſſe des Lebens und gegen die feineren Regungen der Seele bewirkt.

Sie haben zwar in neuer Zeit ihre alte National-Tracht abgeſtreift, und haben Weſt-Europäiſche Moden und Gewohnheiten meiſtens auf dem Wege über Rußland zum Theil auch über Oeſterreich und Wien bei ſich eingeführt.

Dabei aber ſind ſie nichts deſtoweniger in ihrem Weſen, in ihren Neigungen und Liebhabereien noch vielfach die *Alten* geblieben, franzöſiſch redende europäiſch ſich geberdende Orientalen.

Sie haben eine ziemlich große Abneigung gegen alle Anſtrengung des Körpers wie des Geiſtes. Jede Bewegung welche Beſchwerde verurſacht, iſt ihnen zuwider. Man ſieht ſie faſt nie zu Fuße. Das Reiten und andere körperliche Uebungen, ſogar die Anſtrengungen der Jagd, die bei ſo vielen höheren Claſſen anderer Völker zu den Lieblingsbeſchäftigungen gehören, ſind ihnen unliebſam. Sie bewegen ſich faſt nur in bequemen Kaleſchen.

Der Kleider-Aufwand iſt unter den Frauen wie den Männern ungemein groß und wird den Familien- und Vermögens-Verhältniſſen verderblich. Sie wollen alle mehr ſcheinen, als ſie ſind. Ihr Hang zur Verſchwendung kommt ihrer Begehrlichkeit gleich. Dabei werden ſie aber bald von unbegrenzter Prunkſucht, bald von einem ängſtlichen Geize beherrſcht.

Dem Luxus, den ſinnlichen Genüſſen und den bequemen Freuden der Geſelligkeit ergeben, haben ſie namentlich ſehr wenig Sinn für die wundervolle Natur ihres Landes. Sie wollen nur in den Reſidenzſtädten der Fürſten leben, in denen von jeher Gnaden und Aemter, Titel und Pfründen vertheilt wurden und zu erhaſchen waren.

Die herrlichſten Striche ihres Vaterlandes ſind daher vereinſamt und vernachläſſigt, die großartigſten Thäler und die ſchönſten Landſchaften, in denen Ritter und Könige ihren Sitz aufſchlagen könnten, ſind neben den Bären und Adlern nur von armen rohen Hirten bewohnt.

Zuweilen wohl fällt es ihnen ein, ſich hie und da ſchöne Landhäuſer zu bauen. Doch führen ſie faſt nie die oft kundgegebene Abſicht, dieſelben zu bewohnen, aus, und ſo verfallen dieſelben in kurzer Zeit wieder in Trümmer. Nur ſelten vermögen ſie es über ſich, ein Mal, welche Jahreszeit es auch ſein möge, die Städte zu verlaſſen,

Digitized by Google

deren Cirkel für sie von einer unwiderstehlichen Anziehungskraft sind.

Große originelle Genies und hohe Gedanken leben so wenig unter ihnen, wie erhabene Tugenden und aufopfernde Gefühle. Aber was sie schnell lernen können, eignen sie sich mit Begierde und auch mit Leichtigkeit an, da sie durchweg nicht ohne Talent sind.

Dies sind melancholische Betrachtungen, die aber fast Alle, welche den Nachkommen der alten Dakoromanen in ihrem Lande einen Besuch machten, angestellt haben. Allerdings dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß man sich bei generellen Völkerschilderungen zu hüten hat, die Feder zu tief in die dunklen Farben zu tauchen, da es überall des Tadelns und Beklagenswerthen so viel gibt.

Der, welcher den schwierigen Versuch macht, die Züge eines Volkes oder einer Gesellschaft mit wenigen, schwachen und allgemeinen Pinselstrichen darzustellen, darf nicht vergessen ein wie großes und mannigfaltiges Wesen ein zahlreiches Volk ist, das in mehreren Millionen über einen weiten Flächenraum vertheilt wohnt.

Da gibt es nun viele Schattirungen und Abstufungen der Zustände, die man nur durch eine in's Detail gehende Schilderung erkennen lassen könnte. Da zeigen ganze Gemeinden, ja ganze Stämme eine Physiognomie, die bedeutend abweicht von derjenigen, die man als die allgemeine bezeichnet hat. Da gibt es viele Ausnahmen von der Regel einzelne edle Individuen, die sich hoch über die allgemeine Mittelmarke, welche der Ethnograph bezeichnet hat, emporgehoben, und die sich Tugenden, Geschmack und Bildung, zu der man der ganzen Masse eine Hinneigung absprechen mußte, wirklich in hohem Grade angeeignet haben.

So haben denn auch die Walachen, trotz der geringen Achtung, die sie nach den Zeugnissen ihres alten Fürsten Kantemir für die Wissenschaften hegen, diesen gelehrten Fürsten selber erzeugt und neben ihm noch manche andere wissenschaftliche Celebritäten, unter denen ich wohl auch wieder an die liebenswürdige geistreiche und gelehrte Gräfin Dora d'Istria erinnere, die in unsern Tagen mit so rührender Pietät ihr viel erschüttertes Vaterland und die Lichtseiten ihrer so vielfach getadelten Landsleute gepriesen hat.

So rühmen sich die Walachen, unter vielen andern gefeierten Helden, einst auch die Ungarn mit ihrem großen Johann Hunyades (dessen Mutter wenigstens eine Walachin war) und seinem Sohn Mathias Corvinus beschenkt zu haben.

Mehrere in der Geschichte oft genannte Fürsten der Bulgaren waren walachischen Stammes, und selbst die römischen Kaiser Aurelianus und Galerius sollen geborene Dako-Romanen gewesen sein, und von den walachischen Patrioten werden sie daher mit Stolz als ihre Landsleute betrachtet.

Ebenso findet man im Walachenlande hie und da nette und stattliche Wohnungen, die jenem von mir gegebenen allgemeinen Bilde der dort sonst gewöhnlichen „Strauchhütten und Erdhöhlen" gar nicht gleichen. In den Gebirgen bieten sich zuweilen Dörfer dar, in denen die Leute sogar ihren Obstgärten eine recht gute Pflege widmen, besonders den Zwetschen-Bäumen, der Lieblings-Obstgattung der Walachen. Da sieht man sie wohl mit Weib und Kind zur Zeit der Reife der Zwetschen hinaus ziehen, um sie Tag und Nacht zu hüten, oder aber auch, im Grase liegend das Kinn auf beide Arme gestützt, des lieben Segens sich zu erfreuen.

Hat das harte Schicksal, das stets über ihrem Lande waltete, sie indolent und träge gemacht, da sie selten der Früchte ihres Fleißes theilhaftig werden konnten, so hat die beständige Kriegsnoth und Beraubung sie auch gelehrt, auf Gewinn und Besitz mit Leichtigkeit Verzicht zu leisten. In's Verlieren schickt sich niemand leichter als der Walache mit seinem oft wiederholten lakonischen Rufe: „Wie Gott will!" Hart und bedürfnißlos wie sie aufgewachsen, lassen sie sich durch ein Unglück selten ganz niederwerfen. Hagelschlag, Ueberschwemmung, Feuersbrunst und dergleichen sehen sie einfach als „von Gott kommend" an, weßhalb sie auch nicht viel klagende Worte darüber verlieren. Selten auch ergeben sie sich der Bettelei.

Ihre Gastfreundlichkeit, die, wie ich schon erwähnte, auch ihr kritischer Dichter und Richter, der Fürst Kantemir, als ihre hervorstechendste Tugend lobt, tritt überall zu Tage. Wo nur ein Paar Walachen

zuſammen ſitzen und ſparſam an einem trocknen Maisbrode nagen, indem ſie dazu, als einzige Würze, zu Zeiten von einem fingerlangen Knoblauchsſtengel etwas abbeißen, da iſt der Reiſende ſicher, von ihnen freundlich zur Theilnahme am Mahle eingeladen zu werden. Bei ihren Hochzeiten und anderen Feſtlichkeiten, wo es hoch hergeht, hat der einſprechende Wandersmann allemal einen Theil, und bei ihren Begräbniſſen wird immer eine Anzahl Arme im Hauſe des Verſtorbenen geſpeiſt und nach Vermögen beſchenkt.

Ueberhaupt weiß oder ahnt ſchon jeder, der einmal die Lüneburger Haide durchreiſte, und in dieſer traurigen Gegend, die im Ganzen ſehr wahr, als eine „Wüſte" geſchildert wird, doch ſo manches freundliche, ja reizende Naturbild entdeckte, daß auf den Haiden des walachiſchen Volksgeiſtes auch noch ſo manches Anmuthige und Wohlthuende gefunden werden mag.

Wie treu und feſt war, — trotz der ſeinem Volke im Allgemeinen zur Laſt gelegten leichtſinnigen Vergeßlichkeit, der alte Avram Babecz, dem ein deutſcher Reiſender einſt in der Walachei begegnete und der 12 Jahre lang um ſeinen früh verſtorbenen Sohn nach walachiſcher Sitte trauerte, d. h. ſtets mit entblößtem Haupte einherging. Wie viele ähnliche Züge könnte man dem wohl noch zur Seite ſetzen.

Wie höchſt wohlklingend und anſprechend ſind nicht viele der bei den „barbariſch" geſcholtenen Walachen einheimiſchen National-Geſang-Weiſen, welche, wie die der Slaven, immer in Molltönen klagen.

Wie rührend und poetiſch ſind nicht häufig die unter der Nation verbreiteten Lieder und Dichtungen. Ich habe mir ſelbſt einige derſelben auf meinen gelegentlichen Reiſen unter den Walachen geſammelt. Was kann wohl zarter ſein als folgende Verſe, die ein geborener Walache als ein Volkslied ſeiner Nation mitgetheilt und „Impartire a florilor" (die Vertheilung der Blumen) überſchrieben hat:

Florilor, o florilor
Di Livada reserite!

Blumen, o ihr Blumen,
Dem Wieſengrund entſproſſen!
Töchter der Natur,
Mit Farben geziert,
Mit den Farben der Sonne,
Gelb, grün und röthlicht;
Mit dem Blau des Himmels;
Aus Aller Kranz
Geb' ich jedem Mädchen eine.

Milde Augen und holder Mund,
Lächelnde Anmuth und ein ſanfter Tritt,
Dich ſchmücken ſie, o liebenswerthe Flora,
D'rum ſcheuk' ich Dir das ſtille Veilchen.

Roſe, Roſe, wie biſt Du voll Feuer!
Dir gebe ich eine auf der Stelle, Iliana.
Empfange ſie, theure Herrin!
Ich weiß, daß das Feuer Dir brennt in dem Buſen.

Maria, Dein Herz iſt ſo rein und klar,
Gleich dem Thau, der am Graſe hängt!
Selbſt biſt Du eine Blume ohne Dorn,
Liebliche, die Du ohne Wiſſen
Füllſt die Seelen mit Entzücken:
Deine Gabe ſei eine Lilie,
Welche, wenn ſie ſich entfattet,
Die ganze Schöpfung umher erfreut.

Solche Dinge ſind denn wohl im Stande, uns mit dem bäuriſchen Volke, das ſie erfand, wieder auszuſöhnen. Und wer die höchſt merkwürdigen walachiſchen Volksmärchen geleſen hat, welche vor einigen Jahren von einem Deutſchen geſammelt und publicirt wurden, der wird nicht umhin können, den Walachen einen hohen Grad von Phantaſie zuzugeſtehen.

Endlich, kann uns denn bei der traurigen Betrachtung des Mißgeſchicks und der Verwahrloſung dieſer Nation auch noch der Umſtand ein wenig erfreuen, daß in allerneueſter Zeit, wenigſtens zwei Glieder dieſes, ärger als Polen, verſtückelten Volkskörpers, ſich wieder brüderlich zuſammengefunden haben, und daß die Moldau und Walachei wenigſtens einen Verſuch zu einer Vereinigung und nationalen Erſtarkung gemacht haben.

Es iſt wohl ſeit des Decebalus Zeiten das erſte Mal, daß ſo viele Dacier wieder, wie jetzt, unter einem von ihnen ſelbſt erkorenen Fürſten zuſammenſtehen.

Ob dies der Anfang iſt zu einer ſolchen Wiederherſtellung des alten Daken-Reiches in ſeinem ganzen, weiten Umfange, von der die rumäniſchen Patrioten träumen, die vor ihren berauſchten Blicken die wege- und ſtegeloſen Steppen und Wälder der Walachei ſich „mit goldenen Saaten, von Chauſſeen und Eiſenbahnen durchſchnitten, mit Fabriken beſäet, von 10 Millionen gebildeten Römlingen" bevölkert ſehen — das kann erſt eine ſpätere Zukunft lehren.

Die Hoffnung zu einer Verwirklichung dieſes Traumes kann man indeß ſchwerlich auf der trüben Geſchichte der Vergangenheit des Landes und Volkes bauen. Manche Nationalitäten ſcheinen ſowohl ihrer natürlichen Anlage, als der Weltſtellung ihres Wohnortes nach dazu verurtheilt zu ſein, fortwährend nur eine untergeordnete und ſchwankende Rolle zu ſpielen.

Auch mag man kaum ohne Schrecken an die blutigen Wege und furchtbaren Erſchütterungen denken, mit deren Hülfe allein es gelingen könnte, alle die walachiſchen Stammesgenoſſen, auf deren Rücken in Rußland, in Galizien, in Ungarn und Siebenbürgen andere Völker und Staaten ſich angebaut haben, unter dem Schutt und aus der Vermiſchung hervorzuziehen.

Wie ſie ſeit dem Anbeginn der Geſchichte ein Zankapfel zwiſchen Römern und Gothen, Slaven, Byzantinern und Tataren geweſen ſind, ſo werden ſie auch jetzt noch immer die Eiferſucht jener benachbarten Mächte reizen. Welche Wege aber auch der Himmel dies Volk führen mag, für uns Deutſche wird die Frage ihrer Nationalität und Selbſtſtändigkeit immer von großem Intereſſe ſein, weil ſie an die Mündung der Donau geſtellt ſind, längs welcher ein großer Theil unſerer heimiſchen Gewäſſer, unſerer Auswanderer, unſerer Bildung und unſerer Volkskräfte einen Ausgang ſucht.

TAYLOR INST. OXFORD

Finnen, Lappen und Samojeden.

Durch die unermeßlichen Waldungen, an den zahllosen Seen, über die weiten sumpfreichen und öden Ebenen des Nordens von Europa, — in den Gebirgen, welche unsern Welttheil von Asien scheiden und in den äußersten Enden der skandinavischen Alpen, so wie an den Küsten des Eismeeres sind eine Menge von merkwürdigen Völkern und Völkerresten verbreitet, die sämmtlich in Körperbau, Sprache, Sitten und Cultur mit einander verbrüdert, eben so aber von ihren Nachbarn sehr verschieden sind, und die man daher als zu einer und derselben großen Menschen-Gruppe gehörend betrachtet.

Schon der Vater der Geschichte, Herodot, scheint eine dunkle Kunde von diesen Kindern des Nordens, vielleicht durch die Vermittelung der weithandelnden griechischen Kaufleute am schwarzen Meere, erhalten zu haben. Denn er sagt, daß jenseits der ackerbauenden Scythen in den Ländern, wo die Sonne nicht mehr schiene, ganz wilde, ganz fremdartige Nationen lebten, die ihre eigene Sprache redeten, die nichts mit den Scythen gemein hätten, die sich ohne gesellige Ordnung in den Wäldern jagend umhertrieben, und von denen er unter anderen einen Stamm hervorhebt, von ihm die „Melanchlänen" (die Schwarzmäntler) genannt.

Auch was Tacitus in seiner Schilderung Germaniens uns von seinen „äußersten Europäern" mittheilt, und was diesem Römer wohl durch Vermittelung der Germanen zu Ohren kam, ist nur wenig und sagenhaft.

Doch nennt Tacitus zum ersten Male den Namen der Fennen oder Finnen, und sagt von ihnen, daß sie von Kräutern lebten, sich in Thierhäute kleideten, keine Pferde besäßen, des Eisens entbehrten und daß sie in „erstaunenswerther" Wildheit, in „schnödester Dürftigkeit" (mira ferocitas, foeda paupertas) lebend, keine Götter zu verehren schienen.

Der Name Finnen, der von dem germanischen „Fenn" (marschige, sumpfige Aue) abgeleitet scheint, ist demnach eine uralte Bezeichnung der Deutschen für ihre in den nördlichen Sumpfstrichen wohnenden Nachbarn gewesen. Wir haben ihn bis auf den heutigen Tag beibehalten und auf den ganzen weit verbreiteten finnischen

NORWEGER.

Digitized by Google

Völkerſtamm übertragen. — Von allen Germanen haben von jeher die Skandinavier dieſen Finnen, die auch zum Theil mit ihnen dieſelbe Halbinſel bewohnten, am nächſten geſtanden.

Die älteſten ſkandinaviſchen Traditionen erwähnen ihrer als roher, ſich gegenſeitig befehdender Stämme, als „Söhne der Felſen," als das „Volk der Erdklüfte," und bezeichnen ihr Land mit dem Namen „Jötunheim," die Heimath der Jötunen oder Jätten, — „der Bergwölfe" und „der das Licht haſſenden Zauberer." — In ihren ſpätern hiſtoriſchen Schriften geben die Schweden und Norweger ihnen auch, wie die Deutſchen, den Namen Finnen oder Fennen.

Außer den Deutſchen und Skandinaviern kennen wir in der hiſtoriſchen Zeit ſonſt kein anderes europäiſches Volk, das mit dieſen Finnen in ſo breite Berührung gekommen wäre, als die öſtlichen Slaven, die jetzigen Ruſſen, deren Sitze ſich ſeit unvordenklichen Zeiten auf einem langen weiten Striche neben denen der Finnen hin erſtreckten.

Auch ſie ſcheinen in dieſen ihren Nachbarn das den Slaven Fremdartige und das ihnen unter einander Gemeinſame frühzeitig erkannt zu haben. Denn ſie hatten und haben für ſie eine uralte umfaſſende Benennung. Sie nennen ſie „Tſchuden," ein Wort, deſſen Ableitung dunkel iſt, vermuthlich aber bloß ſo viel bedeuten ſoll, als „Fremde," „Nichtſlaven." Wegen der Aehnlichkeit dieſes alten ruſſiſchen Worts Tſchuden, mit dem Namen des von Herodot genannten Volks der Scythen, haben einige Gelehrte die Vermuthung aufgeſtellt, daß dieſe berühmten Scythen der Griechen unſere heutigen Finnen ſeien.

Als die Ruſſen bei der Ausdehnung ihrer Eroberungen zum Ural vordrangen, fanden ſie auch dort überall dieſe fremdartigen („tſchudiſchen") Stämme, und weil man nun dieſes ganze lange Gebirge, das die Finnen Oqur, d. h. die „Höhe" nannten, von ihnen beſetzt fand, und weil man glaubte, daß ſie von den Thälern dieſes aſiatiſchen Grenzgebirges, wie von ihren Urſitzen aus, gleich den dort entſpringenden Strömen, ſich über das nördliche Europa verbreitet hätten, ſo hat man ihnen darnach auch wohl den Namen des ogurſchen, ugriſchen oder uraliſchen Völkerſtammes gegeben.

Bei den Finnen ſelbſt ſind natürlich alle dieſe ihnen von Fremden beigelegten Namen unbekannt. Da ſie in ihrer weiten Verſtreuung alle ihre Stamm-Brüder nie kennen gelernt, da ſie nie eine zu gemeinſamen Thaten und unter derſelben Staatsleitung verbundene Nation gebildet haben, ſo beſitzen ſie auch keinen ſie alle umfaſſenden Namen.

Jeder kleine Stamm hat ſeine beſondere Benennung für ſich. Doch kehrt bei vielen der Name „Suomalaiſet" oder etwas dem Aehnliches wieder, welches nach der Meinung deutſcher Forſcher, eben ſo wie das deutſche Wort Finnen, ſo viel als Waſſermänner oder Sumpfleute bedeuten ſoll, und man könnte ihn gewiſſermaßen, als den echten einheimiſchen mit der ſumpfigen Natur ihrer Heimath zuſammenhangenden National-Namen der Finnen betrachten. Man hat bemerken wollen, daß noch jetzt in Gegenden, wo Finnen und Ruſſen untermiſcht wohnen, jene ſich am liebſten an den tiefliegenden Ufern und Gründen der Flüſſe, in Marſchen und ſumpfigen Gegenden, dieſe dagegen auf Hügeln anbauen.

Die Zeit, in welcher die Verbreitung der „Finnen" oder „Tſchuden" oder „Suomen" vom Ural aus ſtatt gefunden haben mag, geht über den Urſprung aller Geſchichte, ja aller Sagen unſeres Welttheils hinaus, ſie hat ſich ſelbſt weder durch Sprachforſchung, noch durch andere künſtliche Operationen und Schlußfolgerungen beſtimmen laſſen.

Weil wir indeß in der hiſtoriſchen Zeit die Slaven ſowohl, als die Germanen immer vom Süden her, gegen die Finnen vordringen und dieſelben fortſchreitend weiter nach Norden zurücktreiben ſehen, ſo glaubt man, daß die Finnen als die allerfrühſten Ankömmlinge, als die eigentlichen Urbewohner Europa's, oder doch eines großen Abſchnitts von Europa, und daß Germanen ſowohl, wie Slaven als ſpätere Eindringlinge auf ihrem Gebiete zu betrachten ſeien.

Demnach ſollen nach der Anſicht mehrerer berühmter deutſcher und ſkandinaviſcher Hiſtoriker dieſe Sumpfleute ſich einſt viel

weiter ſüdlich herabgezogen, nicht nur ganz Rußland und die ſkandinaviſche Halbinſel bewohnt haben, ſondern auch in Dänemark und ſelbſt in Deutſchland, ja ſogar in England und in Frankreich, wo man, wie auch neuerdings in der Schweiz, Spuren und Monumente der Exiſtenz der Finnen entdeckt und nachgewieſen zu haben glaubt, als die eigentlichen vorhiſtoriſchen Ureinwohner anzuſehen ſein, deren kleine Rauchhütten in unſeren Wäldern und Sumpfſtrecken und an unſeren Flüſſen verſtreut waren, und über deren Gräber wir Indo-Germanen, wir Deutſchen, Celten, Slaven alsdann unſere Städte bauten und unſere Culturſtaaten errichteten.

Dieſe Anſicht wird unter andern auch durch die Bemerkung, welche einige Sprachforſcher gemacht haben, unterſtützt, daß die finniſche Sprache mit der der in Europa auch uralten Iberer und Celten, mit denen ſich die Finnen dereinſt in den Beſitz des Welttheils theilten, weit mehr Gemeinſames habe, als mit den Sprachen der jüngeren Germanen und Slaven. Auch engliſche Sprachforſcher haben in dem Idiome der Briten einige finniſche Elemente entdeckt.

Auch *jenſeits* des Urals in den unermeßlichen Länderſtrecken des nördlichen und mittleren Aſiens hat man die Spuren untergegangener finniſcher Völker verfolgt.

Zwiſchen dem Ural und den Grenzgebirgen von China findet man unzählige Denkmäler verſchiedener Art: Grabhügel, Erdwälle, Ruinen, Reſte von Schachten und Bergwerken, von denen die jetzt dort wohnenden tatariſchen Völker ſelbſt ſagen, daß ſie weder von ihnen, noch von ihren eigenen Vorfahren, ſondern vielmehr von einer untergegangenen Race herrührten. Man betrachtet daher dieſe Werke als Zeugniſſe für die Anweſenheit eines dort weit verbreiteten Volks, und die Ruſſen, welche jetzt jene Gegenden beherrſchen, glauben, daß auch dieſes Volk ein tſchudiſches oder finniſches geweſen ſei. Sie nennen alle jene Werke: Tſchuden-Gräber, Tſchuden-Feſtungen, Tſchuden-Schachte.

„Es gibt oder gab alſo," ſagt ſchon unſer deutſcher Schlözer, „eine große Finnenwelt, die in Anſehung ihrer Ausbreitung eine der allergewaltigſten in der Menſchheits-Geſchichte iſt, und gegen die ſelbſt die mächtige Slaven-Welt, ſo weit wir ihre urſprüngliche Grenzen kennen, einſt eine Kleinigkeit war."

Vielleicht findet dieſe „Finnenwelt" ihre beſte Parallele in der jetzt vor unſern Augen untergehenden Indianer-Welt Amerika's. Vielleicht bildeten die Finnen in derſelben Weiſe die rohe primitive Bewohnerſchaft unſeres Welttheils, wie die Indianer als der Urbevölkerungsſtoff über die neue Welt verbreitet ſind, und vielleicht ſind wir Germanen, Slaven, Celten, Romanen in Europa eben ſolche eingedrungene Coloniſten und Neulinge, wie die Spanier und Engländer in Süd- und Nord-Amerika.

Jetzt liegt jene große einſt blühende Finnenwelt in Trümmern und Ruinen, und wenn *ein* Volk in Europa ein Recht hat, ein goldenes Zeitalter, ein verlornes Arkadien zu beklagen, ſo ſind es die Finnen, die ſich denn allerdings auch oft genug darin gefallen, die lebendige Friſche ihres längſt entſchwundenen Lebens-Morgens, die Zeit, wo jeder Finne frei, ſtark, weiſe und glücklich war, wo ihm Honig von den Aeſten ſeiner Eichen träufelte und Milchbäche ſeine Erde berieſelten, in ihren Sagen auszumalen. Es ſind jetzt nur noch *einige* dürftige lebendige Aeſte des großen einſt ſo weit verzweigten Baumes übrig, und obgleich ſie jetzt von einer geringen *politiſchen* Bedeutung ſind, ſo geht doch aus obigen Andeutungen ſchon zur Genüge hervor, von wie großem Intereſſe in anderen Beziehungen das Studium und der Verſuch einer Charakteriſtik dieſer finniſchen Völkertrümmer für uns Europäer ſein müſſe.

Wie in Aſien die ehemaligen finniſchen Völker zu Grunde gingen, und welche Ueberreſte von ihnen noch jetzt dort in Sibirien und am Altai zu finden ſein mögen, haben wir hier nicht zu unterſuchen. Unſerem Vorhaben gemäß, bleiben wir mit unſerer Betrachtung ganz auf der weſtlichen Seite des Urals.

In den ſüdlichen Partien dieſes Wald-Gebirges, an der mittleren und oberen Wolga und ihren Zuflüſſen haben in alten

Zeiten diejenigen finnischen Stämme geſeſſen, deren Namen in der Weltgeſchichte am meiſten bekannt geworden ſind. In dieſen Gegenden waren die Urſitze der Spalen, Skamaren, Sabiren und nach ihnen der noch berühmteren Avaren, Bulgaren, Chazaren und Magyaren, die man alle in der Hauptſache für Völker uraliſchen oder finniſchen Urſprungs hält.

Ich ſage in der Hauptſache. Denn da dieſe ſüdfinniſchen Stämme alle in der Nähe jenes großen Völkerthores zwiſchen dem Ural und dem caſpiſchen Meere und neben jener großen Nomadenſtraße aus Aſien nach Europa ſaßen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſchon von der älteſten Zeit her durch die auf dieſer Straße einziehenden Mongolen und Tataren in ihren Sitzen beunruhigt, aſſizirt und von da in die große Strömung hinabgeriſſen wurden.

Bei allen andern echten und unverfälſcht gebliebenen Finnen, ſo weit wir ſie noch jetzt beobachten können, bemerken wir keinen ſtarken Wanderungs- und Eroberungs-Trieb. Vielmehr erſcheinen ſie uns überall nur als ſtille, ſchwache, vielzerſplitterte Stämme, als leidende Opfer und Unterthanen Fremder und nicht als deren Bewältiger und Gebieter.

Vielleicht erhielten daher die beſagten ſüdlichen Finnen jenen weitgreifenden Schwung bloß durch eine Vermiſchung mit den aus Aſien vordringenden Nomaden, und wir haben mithin in ihnen nur tatariſirte oder mongoliſirte Finnen, — Baſtardvölker zu erkennen, die von den wilden aſiatiſchen Nomaden vom Ural, wo ſie wurzelten, losgeriſſen und fortgeführt wurden, und die, von ihnen mit einem höheren Unternehmungsgeiſte inſpirirt, dann ſelbſtſtändig für eine mehr oder weniger lange Periode eine große Rolle in der Geſchichte des öſtlichen Europa's ſpielten.

Einige dieſer uraliſchen oder finniſch-tatariſchen Miſchvölker haben ſich nur auf eine kurze Zeit bemerklich gemacht.

So jene jetzt kaum noch genannten Spalen, Skamaren und Sabiren. Sie ſind bald wieder verſchwunden und ihre Namen ſtehen theils nur noch in den älteſten ruſſiſchen Annalen verzeichnet, theils leben ſie noch, aber nicht ohne üble Nebenbedeutung, im Munde ſlaviſcher Völker, bei denen z. B. „Skamare" ſo viel, als ein Schurke, „Sabire" ſo viel, als ein Knecht, „Spale" oder Spole ſo viel, als ein Unhold oder „Räuber" bedeutet.

Andere von dieſen finniſch-tatariſchen Miſch-Völkern ſind aber zu größerer und bleibender Macht gelangt.

Die Avaren

die wir in Europa zuerſt an der untern Wolga und am Don erſcheinen ſehen, folgten bald den Hunnen des Attila auf ihrem Zuge nach Weſten, und gründeten ein mächtiges Reich an der mittlern Donau im jetzigen Ungarn, von wo aus ſie gleich den Hunnen in viele Theile des weſtlichen Europa hineinſtreiften. Sie erlagen aber den Deutſchen unter Pipin und Karl dem Großen, von denen ſie im Weſten, und ihren eigenen ihnen nachrückenden Stammgenoſſen, von denen ſie im Oſten angegriffen wurden. Die Reſte ihres Volkes im Donaulande haben ſich ſpäter mit den Magyaren vermiſcht.

Die Chazaren

gründeten nach den Avaren an den untern Partien der Wolga und des Don ein großes Reich, das ſeine Blüthe und weiteſte Ausdehnung zu der Zeit Karl's des Großen erhielt.

In dieſen für den Welt-Handel ſo günſtig gelegenen Gegenden waren die der Cultur nicht ganz unzugänglichen Chazaren eine Zeitlang die thätigſten Vermittler des Waaren-Verkehrs zwiſchen Europa und Aſien; und der natürliche Handels-Canal der Wolga trug von ihnen im Oriente lange Zeit den Namen: „Chazaren-Fluß."

Doch wurde ihre Macht im 9. Jahrhunderte von den Ruſſen, die unter ihren normanniſchen Führern in die erſte große Blüthen-Periode ihrer Geſchichte eintraten, gebrochen und ſie verſchwinden darnach ſpurlos mitten in den ſpäter hier brauſenden Völkerwogen. Sie gingen völlig in den türkiſchen Stämmen auf, welche ſchon ſeit dem Anfange des 9. Jahrhunderts durch das uraliſch-caſpiſche Völkerthor in Europa einbrechend, die Kette der finniſchen Völker am ſüdlichen Ural zerriſſen hatten und die Chazaren gleichſam verſchlangen.

Die Bulgaren,

die an der mittlern Wolga zu Hause waren, stifteten darnach dort ein mächtiges und zur Zeit der Kreuzzüge blühendes Reich, dessen Mittelpunkt in der Nähe des heutigen Kasan an der Vereinigung der Kama und Wolga lag, in dem sich neben Ackerbau und Viehzucht auch Handel und Industrie entwickelten, das aber im 13. Jahrhunderte von den Mongolen unter Batu-Chan vernichtet wurde.

Eine Abtheilung dieser finnisch-uralischen Bulgaren an der Wolga war schon zur Zeit Karl's d. Gr. von dem westlich gerichteten Völkerzuge mit fortgerissen, wahrscheinlich von den Chazaren, an die untere Donau getrieben, und hatte dort auf dem Rücken unterjochter Slaven ein zweites Bulgarenreich, das für lange Zeit dem byzantinischen Kaiserthume lästig und gefährlich wurde, gegründet.

In diesem westlichen Bulgaren-Reiche ging aber die finnisch-tatarische Nationalität, Sprache und Sitte unter der Mehrzahl der Slaven bald völlig zu Grunde.

Es ist von ihnen dort heute nichts mehr übrig, als der Name der Provinz „Bulgarien."

Die Magyaren

endlich, die ihre Ursitze im mittleren Ural an den Quellen der Kama hatten, und die hier von den türkischen Petschenegen aufgestört wurden, folgten wiederum ihren Brüdern in dem allgemeinen Zuge nach Westen und setzten sich, wie sie, im mittleren Donaulande fest. Sie sind von allen finnisch-uralischen Stämmen die einzigen, welche sich bis auf unsere Tage herab dauernd als ein mächtiges und historisch sehr bedeutungsvolles Volk erhalten haben.

Der gewaltige tatarisch-mongolische Einbruch unter Tschingis-Chan und seinen Nachfolgern im Anfange des 13. Jahrhunderts, der wieder so viele türkische Stämme über den ganzen Osten Europa's ausschüttete, und der, wie ich sagte, auch das letzte blühende Finnen-Reich, das der Bulgaren an der Wolga vernichtete, scheint allen ursprünglich finnischen Völker-Bewegungen im südlichen Ural ein Ende gemacht zu haben. Von nun an hören wir von keinen Avaren oder Magyaren, oder andern ganz oder halb finnischen Stämmen mehr, die von da ausgezogen wären.

Die ganze Gegend im südlichen Ural, an der untern Wolga und am Don erscheint nun fast ganz tatarisirt oder mongolisirt. — Heutzutage finden wir daselbst noch die Tschuwaschen, Teptjären, Metscherjäken und Baschkiren, lauter jetzt zum Islam bekehrte Finnen, die rings von echten Tataren umgeben sind, und außer der Religion derselben auch ihre Sitten und ihre Sprache angenommen haben, und daher fast eben so gut den Tataren beigezählt werden können, wie z. B. unsere germanisirten Slaven in Sachsen den Deutschen.

Die zahlreichsten und bekanntesten unter diesen zu Mohamed bekehrten und jetzt turk-tatarisch redenden Finnen sind die

Baschkiren

oder wie sie sich selbst nennen, die „Baschkurt," die unter dem Namen „Pascatir," schon in sehr alten Zeiten dort genannt wurden.

Sie wohnen im alten Stammlande der Magyaren, in den Gegenden, die einst Groß-Ungarn hießen, an den obern Quellen des südlichen Hauptzweiges der Kama, in den Thälern und auf den Hügeln der südlichen Partien des mittleren Ural im Norden von Orenburg, wo alle Höhen, alle Flüsse und Bäche baschkirische Namen haben und weithin bekunden, daß das Volk dort seit uralter Zeit heimisch gewesen sei. Man glaubt, daß schon Herodot die Baschkiren dort gekannt habe und daß sie dasselbe Volk seien, welches dieser Grieche „Agrippäer" nannte.

Ihr jetziger Name „Baschkurt," der schon bei den arabischen Schriftstellern genannt wird, soll so viel bedeuten als „die Bienenwirthe," und deutet auf eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, die Pflege und Ausbeutung der im Ural so häufigen wilden Bienen hin.

Sie haben zwar etwas Ackerbau, und Einige von ihnen sind ganz ansässig gemacht. Doch wohnen die Meisten nur im Winter in festen Häusern, und genießen auch nur im Winter Brot. Im Sommer nomadisiren sie mit ihrem Vieh und ihren Pferden umher und leben von deren Milch, wie die Mongolen.

Obwohl, wie gesagt, ursprüngliche Finnen, haben sie jetzt selbst ihre alte Sprache, die noch im 13. Jahrhunderte der der finnischen Magyaren sehr ähnlich gewesen sein soll, — (Rubruquis, der berühmte Reisende und Gesandte des französischen Königs an den Chan der Mongolen, bemerkt, daß zu seiner Zeit die Baschkiren noch dieselbe Sprache mit den Magyaren geredet hätten,) — ganz gegen die der Türken oder Tataren vertauscht, sind diesen sogar auch in der Gesichtsbildung und in der dunklen Farbe des Haares ähnlich geworden, und haben von ihnen endlich auch die mahomedanische Religion angenommen.

Einen Beweis für ihre ursprünglich finnische Abstammung findet man jedoch unter andern noch darin, daß sie bei ihren tatarischen Nachbarn von alten Zeiten her „Sari-Ueschtek" (rothhaarige Ostjaken) genannt werden. — Sie müssen also wohl ehemals wie meistens die Finnen blond oder rothhaarig gewesen sein.

Von den sogenannten

Metscherjäken und Teptjären,

die neben und zum Theil unter den Baschkiren wohnen, kann man fast alle über diese gemachten Bemerkungen gelten lassen. Mit den genannten zusammen sollen die Baschkiren im Stande sein, ein Heer von 100,000 Reitern aufzubringen, und die Russen sagen von ihnen, daß sie in Bezug auf Tapferkeit und raufluſtigen Sinn nach den uralischen Kosacken die erste Stelle unter den Völkern der orenburgschen Gegend einnehmen.

Den Baschkiren und Metscherjäken reihen sich ihre Nachbarn die

Tschuwaschen

an, die ebenfalls ursprünglich zwar ein finnisches Volk, jetzt aber in so hohem Grade tatarisirt oder vertürkt sind, daß sie von mehreren Ethnographen ganz den Tataren beigerechnet werden. Bei der Vermischung mit den Tataren scheinen sie ihre alte finnische Sprache völlig eingebüßt zu haben. Bei einigen ihrer Stämme soll dieselbe zu drei Viertheilen türkisch-tatarisch sein. Ein deutscher Sprachforscher, Schott, der eine Grammatik dieser Sprache herausgegeben hat, hält sie in ihrem ganzen Bau für wesentlich Tatarisch.

Die Tschuwaschen haben auch, ähnlich wie die Baschkiren und anders als die übrigen echten, wie gesagt meist blondhaarigen Finnen, dunkle Haare und Bärte erhalten, und selbst in ihrer ganzen Körperbildung und Lebensweise Vieles von den Tataren angenommen, die sie selbst in ihren Liedern ihre „Brüder" nennen. Schweinefleisch ist ihnen, wie den Tataren, ein Gräuel, obwohl sie zum Theil Christen geworden sind, und nie Mohamedaner waren.

Nichts destoweniger aber unterscheiden sie sich doch wieder ganz merklich von den echten und eigentlichen Turktataren. Sie haben nicht das tatarische Costüm. Sie wohnen scheu und gesondert in ihren eigenen Dörfern und besitzen nicht, wie die Tataren, die Gewohnheit, mit den Russen zusammen in den Flecken und Dörfern zu hausen. Städte, sagt ein russischer Schriftsteller, scheuen die Tschuwaschen, wie die Pest. „Sie sind auch viel phlegmatischer und apathischer, als die weit mehr geweckten und neu- und wißbegierigen Tataren, die, wenn sie eines Fremden ansichtig werden, gleich Alle, groß und klein vor die Thür laufen und ihn mit tausend Fragen belästigen. Ganz anders die Tschuwaschen, die einem Fremden, wenn sie ihm begegnen, kaum eines Blickes würdigen."

Sie lassen sich auch sonst noch so leicht von den gänzlich vertürkten Baschkiren und echten Tataren unterscheiden, so daß daher viele russische Gelehrte sie noch immer den finnischen Völkern beirechnen. Sie sind in der Mehrzahl noch Heiden und beten einen obersten Gott an, den sie fast wie die Skandinavier ihren Donnergott: „Tora" nennen. Ihr tägliches Gebet zu diesem Tora, das ich hier mittheilen mag, weil es geeignet ist, einige Blicke in den Charakter und das Leben dieses Volkes thun zu lassen, lautet so:

„Tora sei uns gnädig! Tora verlaß uns nicht! Bewahre den irdischen König! unseren Söhnen und Töchtern gib Trinken, gib Essen, gib Gesundheit, Brot und Honig! Tora fülle mit gesundem Vieh unsere Höfe! mit Pferden den Stall! mit Kühen die Wiese! mit Schaafen das Feld! Tora gewähre den Wanderern, weither-

kommend und müde vom Wege, in's Haus zu kommen! Tora gib uns immer! und vom Teufel befreie uns und verjage ihn o Tora!" Dies heidnische Gebet hört man unter ihnen noch oft. Doch bezeichnet es wohl den jetzigen Verfall ihres Heidenthums, daß sie ehemals ihren Göttern lebendige Pferde zum Opfer darbrachten, während dieselben sich jetzt mit Pferdchen aus gebranntem Teige begnügen müssen.

An Neigung zur Dichtkunst und an poetischer Auffassung der Natur fehlt es den Tschuwaschen eben so wenig, wie den echten finnischen Völkern. — Wenn z. B. einer von ihnen in den Wald fährt, so besingt er seine Umgebung ohne Vorbereitung und wie es ihm gerade einfällt. Er erwähnt, wie er da gelustwandelt, welche Abenteuer er bestanden, was für Blumen er daselbst gepflückt oder seiner Schönen gebracht habe. Ein anderes Mal, wenn er längs des Flusses spaziert, an welchem seine Auserkorene Wäsche spült, besingt er sie von Kopf bis zu Fuß. Doch haben solche aus dem Stegreif verfaßte Lieder alle, wie bei den Letten und Russen, eine sehr wehmüthige Melodie. Als ein Pröbchen der einfachen tschuwaschischen Muse, und zugleich auch als Beweis von der zärtlichen Heimathsliebe dieses Volks mögen folgende Verse dienen, welche von tschuwaschischen Rekruten in der Fremde gesungen wurden:

„Wirbelnd fliegt des Schnee's Flocke. Unsere Locken fliegen auch so. Rauschend fällt der Regen nieder, unsere Thränen eben so. Längs der Wolga treiben abwärts die Eisschollen, unsere Gedanken gleichfalls! Ach mein Vater, ach meine Mutter, wär ich doch ein Vogel! Ueber unsere Törschen würde ich flattern. Wäre ich doch nur des Dorfes Thor. Wenn die Bauern kämen, von selbst würd' ich mich öffnen, auch von selbst mich schließen! Oder wär' ich die Hofthür unseres Hauses. Wenn Vater oder Mutter kämen, von selbst würde ich mich aufthun, von selbst mich wieder zuthun!"

Auch an muntern geselligen Festen fehlt es den Tschuwaschen nicht. Dasjenige, was bei ihnen mit der größten Ungeduld, etwa wie bei uns das Weihnachtsfest erwartet wird, ist das Kohl- oder Sauerkraut-Fest. Im Herbste, wenn das Kraut reif ist, laden die wohlhabenden Hauswirthinnen einige Mädchen, oft an dreißig ein, um das Kraut zu schneiden, wie man am Rhein zur Weinlese einladet. Die Ernte selbst dauert gewöhnlich nicht lange, denn das Abendbrot und die Gesellschaft ist die Hauptsache. Von Männern werden nur die Verwandten eingeladen. Die übrigen jungen Leute des Orts, die gern dabei sein möchten, zeigen sich erst schüchtern am Fenster, wünschen der Wirthin einen guten Abend, gratuliren zum neuen Sauerkraut und treten erst ein, wenn diese antwortet: Ich danke viel Mal und bitte, uns Gesellschaft zu leisten. Die Burschen bringen allerlei Backwerk mit, spielen mit den Mädchen allerlei Gesellschaftsspiele Pfänder, Blindkuh etc.

In den tschuwaschischen Dörfern ist es um diese glückliche Zeit immer lebhaft. Denn aus allen Häusern hört man die willkommene Sauerkraut-Musik, die von den taktmäßigen Stößen der Stampfe und Schneidewerkzeuge herrührt, mit denen der Kohl geschnitten und gestampft wird. — Die jungen Elegants des Dorfs ergehen sich dabei mit ihren Schönen vor den Häusern, indem sie allerlei muntere Lieder singen.

Die Tschuwaschen sind noch jetzt ein ziemlich volkreicher Stamm und sollen an 400,000 Köpfe zählen, die in der Gegend von Kasan, Simbirsk und Penfa in den Wäldern und Ackerfluren, an der Wolga als friedliche Ackerbauer und Bienenzüchter vertheilt sind.

So bedeutsam die Rolle war, welche die von den Tataren inspirirten, von ihnen in Bewegung gesetzten und mit ihnen vermischten südlichen Finnen in alter Zeit spielten, so traurig und wenig glänzend war das Schicksal ihrer mehr nördlichen Brüder.

Von alle denjenigen Urstämmen dieser Sumpf- und Waldleute, auf welche die Skandinavier, Slaven und auch andere Indo-Germanen bei ihrem ersten Eindringen gestoßen sein, und welche sie ausgerottet haben mögen, schweigt alle Geschichte. Sie sind vom Strome der Ereignisse verschlungen worden, ohne auch nur eine bedeutende Spur ihres Daseins, oder eine Inschrift auf ihren Gräbern hinterlassen zu haben.

Zu der Zeit, in welcher authentische Geschichte zu dämmern beginnt, finden wir ihre Ueberreste schon weit nach Norden

zurückgedrängt und ihre indogermanischen Nachbarn mit ihnen auf einer langen Linie in steten Reibungen und Kämpfen.

Da die Skandinavier weit früher als die Slaven im Norden von Europa eine hervorragende Macht entwickelten, so erhalten wir daher auch von dieser Seite her die erste bestimmtere Kunde über sie.

Die Vorfahren der Normannen und Schweden sehen wir von vornherein auf ihrer Halbinsel in einem stetigen Fortschreiten von Süden nach Norden begriffen; in einem fortwährenden Eroberungskriege gegen die finnischen „Jotunen," die sie Schritt vor Schritt immer weiter in die Nordenden ihres Halbinsel-Landes zurück- und zusammendrängen.

Mehre finnische Völker werden uns ferner deutlich genannt als solche, welche der gothische König Hermannarich bei seinen Eroberungszügen in's weite Ostland im 4. Jahrhunderte sich unterwürfig machte, und die er mit seinem großen, zwischen Pontus und Ostsee gestifteten Reiche verband. In ähnlicher Weise wurden im 9. Jahrhunderte von den skandinavischen Warägern unter Rurik mehre finnische Völker zu Unterthanen der nördlichen Germanen gemacht.

Selbst die allernördlichsten Finnen an den Ufern des weißen- und Eis-Meeres wurden schon frühzeitig von normannischen Seefahrern besucht. Diese betrieben dort in der Gegend des jetzigen Archangel einen blühenden Handel, bei dem namentlich ein finnisches Volk, die Biarmier oder Permier, als eifrige Vermittler dienten. — Nach ihrem einst im Norden so berühmten Namen wird noch jetzt das russische Gouvernement Perm genannt.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts zur Zeit der Kreuzzüge fingen unter ihrem Könige Erich die Schweden, von dem Missions-Geiste der Kreuzritter ergriffen, an, die Partien des finnischen Ostlands, welche ihnen zunächst lagen, nämlich die große Halbinsel zwischen dem botnischen und finnischen Meerbusen zu erobern, bleibend zu besetzen und mit Colonisten zu versehen.

Es wohnten hier seit alten Zeiten die finnischen Stämme der „Tawasten," „Cajanen" oder „Quänen," „Carelen" oder Karjalaiset (d. h. der Heerdenleute) und der Ingern, nach denen noch jetzt die Provinzen Tawasteland, Quäneland, Ingermanland und Karelien genannt werden. Die Schweden behielten das Land 500 Jahre, machten seine Bewohner zu Christen, und unter ihren milden Colonial-Gesetzen hat sich dort in diesem par excellence sogenannten „Finnlande" noch heutzutage die zahlreichste Masse der Finnen erhalten.

Auch in den Colonien-Ländern, welche die Dänen und die deutschen Ritter an der Ostsee gründeten, wurde ein finnisches Volk, die sogenannten „Esthen" unter germanische Botmäßigkeit gebracht.

Vor allen aber drangen seit der Stiftung eines mächtigen russischen Staates unter Rurik die Slaven auf das Gebiet der uralischen Stämme unterjochend und vernichtend ein. Sie kämpften mit den „Wessen," mit den „Meren" den „Muronen" und andern finnischen Völkern.

Namentlich waren die weit um sich greifenden Bürger der russischen Republik Nowgorod, in deren jungem Staate die Meren einen Hauptbestandtheil bildeten, den Finnen verderblich, und von den eben genannten finnischen Völkern existirt jetzt nichts mehr, als ihre in den russischen Annalen Groß-Nowgorods verzeichneten Namen.

Die Russen besetzten und colonisirten ihre Länder und nahmen die finnischen Urbewohner derselben in den Schooß ihrer eigenen Nationalität auf. Sie drangen auf diese Weise umgestaltend von Nowgorod aus in nördlicher Richtung zum weißen Meere vor und verwischten auf diesem Striche gleich einem Lawastrom längs der Dwina alle finnischen Urbewohner. Wie ein breiter Kiel drängte sich hier das slavisirte Land zwischen die unter den Schweden stehenden Finnen und die finnischen Urstämme am nördlichen Ural ein.

Diese Decimirung, Aufwickelung und Slavisirung finnischer Stämme durch russische Colonisation hat bis auf die neuesten Zeiten herab gedauert und hat bei der fortschreitenden Vergrößerung des russischen Reiches auch in nordöstlicher und östlicher Richtung um sich gegriffen.

Hier sind einst berühmte finnische Völker, z. B. jene alten Permier, fast völlig verschwunden. Die Wotjäken, Syrjänen, Tscheremissen, Wogulen und andere sind auf wenige weit verstreute Einöden-Bewohner zusammengeschmolzen.

Die Großruſſen ſandten zu ihnen nicht nur ihre Soldaten und Handelsleute, ſondern auch eifrige Miſſionäre und Biſchöfe, die in den ruſſiſchen Annalen als berühmte Apoſtel und Märtyrer unter den heidniſchen Finnen geprieſen werden. Faſt Alles, was ſie taufen und zur griechiſchen Kirche bekehren konnten, nahm auch allmählich die ruſſiſche Sprache, Kleidung und Sitte an.

Und darnach iſt ein großer Theil von dem, was wir jetzt „Ruſſen“ nennen, nichts weiter als bekehrte und ſlaviſirte Finnen, in derſelben Weiſe, wie ein bedeutender Theil der jetzigen „Deutſchen“ und verdeutſchte Slaven betrachtet werden muß.

Seit der Eroberung Sibiriens durch die Ruſſen im 16. Jahrhunderte, ſeit der Annectirung mehrerer Oſtſeeprovinzen unter Peter d. Gr. und endlich ſeit der Erwerbung Finnlands im Anfange dieſes Jahrhunderts, ſind faſt ſämmtliche finniſche Nationen, mit einziger Ausnahme der Magyaren und eines Theils der von Schweden abhängigen Lappen, unter das Principat der Ruſſen gekommen.

Um nun Das, was nach allen dieſen Vorgängen von der einſt ſo großen Völker-Familie auf europäiſchem Boden noch übrig geblieben iſt, bequem zu überblicken, können wir dem Geſagten nach das Ganze in drei Gruppen zuſammenſtellen und folgende 3 Abtheilungen annehmen:

1) Die Reſte finniſcher Völker auf der ſkandinaviſchen Halbinſel, die durch das Baltiſche Meer von ihren Brüdern im Oſten getrennt ſind.

2) Die Reſte finniſcher Stämme am nördlichen und mittleren Ural und an der Kama und Wolga herab, die von ihren Brüdern im Weſten durch einen breiten völlig ſlaviſirten Länderſtrich getrennt ſind.

3) Die finniſchen Völker in der Mitte zwiſchen jenen beiden Partien, die im Weſten durch das Baltiſche Meer und im Oſten durch den breiten ſlaviſirten Länderkeil von ihren Brüdern getrennt ſind.

Die Reſte finniſcher Bevölkerung in Skandinavien oder

die weſtlichen Finnen

ſind jetzt von dieſen drei Gruppen die ſchwächſten und am wenigſten bedeutſamen.

Durch das ganze Innere der ſchwediſchen Halbinſel zieht ſich ſüdwärts bis zum Wener-See ein Strich herab, in welchem die Bevölkerung noch mehr oder weniger mit finniſchen Elementen durchwebt iſt, und zum Theil auch noch die finniſche Sprache redet.

Sogar in einer der ſüdlichſten Provinzen von Schweden, in Gothaland, gibt es noch jetzt mehrere ſogenannte „Finnenhaiden“ oder „Finnenwälder,“ in denen ſich einzelne Ueberbleibſel finniſcher Bevölkerung aus den älteſten Zeiten her erhalten haben.

Die ſchwediſchen Könige haben auch zu Zeiten dieſe alte finniſche Bevölkerung ihres Reichs durch neue Colonien verſtärkt, indem ſie finniſche Landleute von jenſeits des Botniſchen Meerbuſens aus dem eigentlichen Finnland herbeiholten und ſie in Schweden anſiedelten.

In der alten ſkandinaviſchen Zeit waren die finniſchen Bewohner der Halbinſel beſonders berühmt in der Verfertigung von Schmiede-Arbeiten. Finniſche Schwerter ſpielen eine Hauptrolle bei den ſchwediſchen Helden. Auch ſollen nach der Sage die wichtigſten Bergwerke in Schweden von Finnen entdeckt worden ſein. Jetzt aber haben dieſe ſchwediſchen Finnen nicht mehr den Charakter eigenthümlicher Stämme oder Völkerſchaften. Sie beſitzen keine nationale Stammnamen mehr, leben unter den ſchwediſchen Bauern zerſtreut, ſind natürlich ſchon ſeit lange lutheriſche Chriſten und verſtehen meiſtens auch die ſchwediſche Sprache.

Auch die im hohen Norden Skandinaviens, wie Beduinen wandernden

Lappen

werden von den Norwegern und Schweden gewöhnlich „Finnen“ genannt, und obwohl die Lappen ſich von den eigentlichen Finnen ſowohl durch ihren Körperbau, als durch ihre Lebensweiſe und ihren Charakter vielfach ſcharf unterſcheiden, ſo ſcheinen doch die Unterſuchungen über ihre Sprache und andere Umſtände den Beweis geliefert zu haben, daß ſie nur ein verſchiedenartig entfalteter Zweig einer und derſelben gemeinſamen Wurzel ſind.

Die Lappen ſind im Ganzen klein von Statur. Die eigentlichen Finnen hingegen ſo groß, wie andere europäiſche Völker. Die Lappen haben faſt durchgängig ſchwar-

zes Haar, eine ſtark gelbliche Complexion, ein eckiges Geſicht, platte Naſe, längliche Augen, hohe Backenknochen, breiten Mund, ſpitzes, bartloſes Kinn, dicken Kopf, von pyramidaliſcher Schädelform und ſcheinen ſich in dieſem allen dem aſiatiſch-mongoliſchen Typus in ſehr hohem Grade zu nähern.

Ihre finniſchen Nachbarn und Brüder dagegen haben meiſtens helle Haare, rundlichere Geſichtszüge, eine friſchere Complexion, und überhaupt in geringerem Grade die Kennzeichen der mongoliſchen Raçe.

Beide haben ein mehrfach verſchiedenes Temperament. Den eigentlichen Finnen zeichnet durchweg ein beſtimmtes kraftvolles Weſen, ein reiferer Verſtand, ein oft düſterer Ernſt und tiefe Melancholie aus. „Der Lappe dagegen iſt ein völlig wildes ſorgloſes Naturkind, ein wunderliches Gemiſch von Mißtrauen und kindiſchen Launen und Affekten.“

Endlich iſt der Lappe ein eingefleiſchter Nomade, ſtolz auf ſeine Rennthierheerden, von ächter Beduinen-Natur, und läßt ſich faſt gar nicht in einen anſäſſigen Coloniſten verwandeln. Kann er als Heerdenbeſitzer nicht mehr exiſtiren, ſo greift er in der Noth zum Fiſcher- und Jägerhandwerk, nie zum Ackerbau.

Sein Nachbar der Finne dagegen iſt faſt durchgängig ein ſeßhafter Ackerbauer und als ſolcher wird er von den leidenſchaftlich nomadiſchen Lappen verabſcheut. Dieſe ſind vor den Anſiedlungen der Finnen überall auf der Flucht. Und daß dieſe Antipathie, dieſer Nationalſtreit zwiſchen Lappen und Finnen ſchon ein ſehr altes Verhältniß ſei, beweiſt das berühmte alte finniſche National-Epos Kalewala, das hauptſächlich den Gegenſatz und Kampf zwiſchen den alten Göttern und Heroen der Finnen und Lappen zum Thema hat.

Daß aber trotz allen dieſen ſehr ſtarken Verſchiedenheiten die Lappen mit den Finnen dennoch zu demſelben großen Völkerſtamme gerechnet werden müſſen, erhellt, wie geſagt, aus mehreren anderen Verhältniſſen und Umſtänden. Zuerſt daraus, daß beide Stämme ſeit unvordenklichen Zeiten nachbarlich neben einander gewohnt haben. Wir finden keine andere europäiſche Familie, der die Lappen näher verwandt wären, als der finniſchen. Ihre Sprache hat den Bau und die Wurzeln der finniſchen, und daß ihnen dieſe finniſche Sprache mit Gewalt aufgedrungen ſei und eine andere ältere bei ihnen vertrieben habe, iſt nicht glaublich, weil wir nichts davon hören, daß Finnen je die Gebieter und Lehrmeiſter der Lappen geweſen wären.

Die Sagen und Mythen der Lappen ſind trotz des Kampfes zwiſchen ihren Göttern und Heroen innig mit denen der heidniſchen Finnen verwebt. Man hat unter ihnen kürzlich epiſche Gedichte entdeckt, die denen der Finnen ſehr ähnlich ſehen. Und als Thaumaturgen und Zauberer ſtehen die Lappen bei den Finnen in eben ſo hohem Rufe, wie dieſe ſelbſt bei den Skandinaviern und Slaven. Und endlich ſpiegelt ſich auch trotz der angedeuteten Verſchiedenheit ihres Temperaments im Grunde genommen der finniſche Volks-Charakter in dem Lappen wieder ab, nur daß der Finne dabei mehr von dem Vater, der Lappe mehr von der Mutter geerbt zu haben ſcheint.

Daß die Skandinavier beide Völker unter demſelben Namen „Finnen“ begreifen, möchte in dieſer Hinſicht zwar nicht ſehr beweiſend ſein, wohl aber der Umſtand, daß die Lappen ſich ſelber einen Nationalnamen geben, der in Form und Bedeutung ganz mit dem übereinſtimmt, den auch die Finnen ſich beilegen.

Dieſe nennen ſich, wie ich ſagte, Suomalaiſet, jene „Sabmeladt,“ und beides bedeutet daſſelbe: „Sumpfmenſchen“. Dazu auch ſind alle die eben angedeuteten Abweichungen und Contraſte zwiſchen den zwei Nationen nicht ſo groß, daß ſie nicht als innerhalb derſelben Abſtammung beſtehend gedacht werden könnten. Schwarze Haare kommen ausnahmsweiſe auch bei einigen andern Stämmen vor, die doch ganz entſchieden finniſch ſind. Die kleinere Statur der Lappen mag aus dem rauheren Klima und der verſchiedenen Lebensweiſe hervorgegangen ſein. Weit mehr als das Leben der Finnen wechſelt das der Lappen zwiſchen höchſtem Ueberfluß und bitterſten Mangel, zwiſchen größter Hitze und unbarmherzigſter Kälte, zwiſchen äußerſter Anſtrengung und völliger Unthätigkeit. Von Moskito's verfolgt eilen ſie ſeit Jahrhunderten jeden Sommer zum Meer hinab, um ſich und ihre Heerden in Seeluft und Salzwaſſer zu baden, und von Hunger getrieben eilen

ſie im Herbſte zu den Bergen, wo ihr Rennthiermoos wächſt, zurück.

Daß verſchiedene Zweige deſſelben Stammes ſich der eine dem Ackerbau, der andere dem Nomadenleben widmen und ſich dann trotz der Verbrüderung große Contraſte, und tiefe Antipathien zwiſchen ihnen erzeugen, iſt in der Völkergeſchichte eine häufige Erſcheinung.

Ja unter den Spaltungen und Unter-Abtheilungen der Lappen ſelbſt exiſtiren faſt ebenſo ſtarke zum Theil unerklärliche Abneigungen. Die Lappen von Umea z. B. haben einen ſo tiefen Abſcheu vor den Lappen von Luleah, daß ſie, obwohl beide nomadiſche Blutsfreunde ſind, gar nicht mit einander verkehren und ſich nie unter einander verheirathen.

Das an Zahl ſchwache Volk der Lappen iſt in vereinzelten Familien in den wilden Thälern und Klüften, an den zahlloſen Seen und Fiorden eines weiten und unfruchtbaren, aber an Naturwundern reichen, und wenig bekannten Ländergebietes zerſtreut, das ſich durch das nördliche Schweden und Norwegen und durch einen Theil von Rußland bis zum weißen Meere hinzieht.

Die kahlen Felſen und Eis-Gebirge ihrer Marken, und ihre unzähmbare Natur ſtellen keine Hoffnung in Ausſicht, daß je Ackerbau, Cultur und dichte Bevölkerung bis in dieſen Winkel Europa's ſich erſtrecken werden. Rennthiere und Lappen iſt das Beſte, was es dort geben, das Einzige, was dort exiſtiren kann.

Und nach Verlauf von Jahrhunderten werden ſich vermuthlich dieſe Verhältniſſe noch ſo darſtellen, wie ſie jetzt ſind. Allerdings iſt dabei noch in Betracht zu ziehen, daß eine gewiſſe langſame Germaniſirung der den Schweden und Norwegern unterworfenen Lappen um ſich gegriffen zu haben ſcheint. Wenigſtens haben ſprachliche Unterſuchungen ergeben, daß bereits ein drittel der Worte ihres Sprachſchatzes ſkandinaviſchen Urſprungs oder doch bloße Ueberſetzung aus dem Schwediſchen und Norwegiſchen iſt. Bei den den Ruſſen unterworfenen Lappen mag ein ähnlicher Prozeß der Slaviſirung vor ſich gehen.

So viel von den Finnen im Weſten oder auf der ſchwediſchen Halbinſel.

Die zweite oder öſtliche Gruppe finniſcher Völkerreſte, am nördlichen und mittleren Ural und an der Wolga, bietet eine ſehr große Mannigfaltigkeit von weit vertheilten Stämmen und Namen dar. Es gehören zu ihr die von Süden nach Norden neben einander hauſenden Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wotjäken, Permier, Wogulen, Oſtjäken, Sirjänen und in vieler Hinſicht auch noch die am Eismeer ihr kümmerliches Daſein friſtenden Samojeden.

Die ſüdlichſten von dieſen öſtlichen Finnen ſind

die Tſcheremiſſen.

Sie ſtehen den Tſchuwaſchen am nächſten, ſowohl in Bezug auf ihre Wohnorte, als ihre Stammverhältniſſe.

Sie hauſen, wie die Tſchuwaſchen, in der Umgegend von Kaſan, doch mehr nördlich als jene und an den Ufern der untern Kama.

Da ſie, wie die Tſchuwaſchen, den Tataren oft und lange unterworfen waren, ſo haben auch ſie von ihnen Manches, obſchon viel weniger, als jene, angenommen.

Sie ſind ein uraltes finniſches Volk, von deſſen Namen wir ſchon ſeit tauſend Jahren einige Spuren in den ruſſiſchen Annalen finden. Die meiſten der Tſcheremiſſen ſind jetzt Chriſten, doch gibt es unter ihnen, wie unter vielen andern dieſer öſtlichen Europäer, auch noch Heiden, welche aber neben ihren Götzen, ſowohl die ruſſiſchen Heiligen, als auch Mahomed anrufen und ſowohl mahomedaniſche, als auch chriſtliche Feiertage, und heidniſche Gebräuche beobachten.

Dies letztere mag insbeſondere die Art und den Grad der hier an der Wolga ſtatt gehabten Völker-Miſchungen charakteriſiren. Ihre phyſiſche Natur, ihr helles Haar, ihr dünner Bart, ihr ehrlicher, aber ſtörriſcher Charakter, ihr ſcheues Weſen, dieß Alles bezeichnet die Tſcheremiſſen als Finnen.

Auch ſind der bei ihnen übliche Kleiderſchmuck, wie die Einrichtungen ihrer Wohnungen und ihrer Haus-Wirthſchaft ganz auf dem finniſchen Fuße.

Die heidniſchen Tſcheremiſſen nennen ihren oberſten guten Gott „Inma", was wieder ein unter den finniſchen Völkern ſehr weitverbreiteter Name iſt. Denn „Ju-

ma," oder „Jumala," oder Jummal," oder „Ibmel" iſt faſt bei allen Finnen der Name Gottes oder des Himmels. Dieſer Juma, ſagen die Tſcheremiſſen, ſei der Schöpfer der Natur und der Menſchen und regiere das Weltgebäude.

Sie glauben auch an ein böſes Princip, das ſie „Keremet" oder „Keremiet" nennen. Bei Erſchaffung der Welt und des Menſchen war dieſer Keremet dem Juma zur Hand. Es kam dabei der Hochmuth über ihn und er wollte es dem Juma gleich thun. Da er ihm aber an Kraft nachſtand, ſo verdarb er nur des Juma's Schöpfungen. Als dieſer z. B. das trockene Land ſchaffen wollte und dem Keremet befahl, in Geſtalt eines Enterichs auf den Gewäſſern herumzuſchwimmen und in das Waſſer hinabtauchend, die Erde heraufzuholen, da that dies Keremet zwar, aber er gab nicht alle Erde, die er gefaßt hatte, dem Juma ab, ſondern behielt einen Theil davon im Schnabel und als die ſchöne Oberfläche der Landſchaft fertig war, da ſpuckte er das Zurückbehaltene aus, und wohin es fiel, da entſtanden Berge und andere üble Dinge.

In demſelben Breitengrade mit den Tſcheremiſſen, doch mehr weſtlich auf der rechten Seite der Wolga, ſind die Ueberreſte der

Mordwinen

verſtreut. Sie werden in dieſen Sitzen, d. h. in dem großen Länderzirkel zwiſchen der Oka und mittleren Wolga ſchon von den byzantiniſchen Schriftſtellern und bereits als Unterthanen des Weſtgothen Königs Hermannarich genannt.

Wie uralt ſie ſchon in dieſen Gegenden ſein müſſen, beweiſt unter anderen der Umſtand, daß ſie noch heutiges Tages die Wolga mit demſelben Namen nennen, unter dem ſie ſchon den Griechen und Römern bekannt wurde. Sie nennen ſie „Räwa", was dem Namen der Alten: Rha gleich iſt.

Als der Hauptmaſſe der ſlaviſchen Bevölkerung Rußlands ſehr benachbart, haben ſie jetzt ſchon mehr von der Lebensweiſe des ruſſiſchen Landvolks angenommen und kommen auch in ihrer Körperbildung und ihrem ganzen Weſen den Ruſſen näher.

Doch haben auch ſie Einzelnes von den Tataren adoptirt, namentlich manche Ausdrücke in ihrer Sprache, wie denn viele türkiſch-tatariſche Worte und Elemente an der untern Wolga herauf ſich durch die ganze nordiſche Finnenwelt verſtreut haben.

Man hat alle die ſoeben genannten Finnen-Stämme auch wohl unter dem Namen der Wolga-Finnen zuſammengeſtellt, weil ſie ſich alle längs der Ufer und Zweige dieſes Stromes gruppiren. Und die Wolga ſelbſt, an deren mächtiger Puls-Ader ſich einſt das Leben der Finnen ſo bedeutſam und welthiſtoriſch entfaltete, — an der die oft von mit genannten finniſchen Bulgaren und Chazaren ihre blühenden und nicht ganz unciviliſirten Reiche gründeten, — von der die finniſchen Awaren und Magyaren nach Weſt-Europa ausgingen, — dieſe Wolga ſelbſt, ſage ich, hat man wohl als das große National-Gewäſſer der Finnen bezeichnet, ebenſo, wie man den Dnieper vorzugsweiſe den Slaven-Fluß, und den Rhein den Germanen-Strom genannt hat. Wie nach dem Geſagten der griechiſche Name für die Wolga „Rha," ſo ſoll auch der tatariſche Name für dieſen Strom „Itil" nicht tatariſchen oder ſlaviſchen, ſondern finniſchen Urſprung's ſein. Die Tataren nahmen den Finnen die Wolga hinweg, und jetzt freilich iſt ſie, nachdem auch die Macht dieſer Tataren unterging, die Haupt-Lebensbahn der Großruſſen und Koſacken geworden und hat daher auch allgemein den ſlaviſchen Namen Wolga angenommen.

Nordoſtwärts von der Wolga und von Kaſan, an der von ihnen benannten Wiatka, kommen zunächſt

die Wotjäken,

uralte und noch jetzt ganz echte Finnen, die ſich ſelbſt „Udmurdi" d. h. Männer nennen.

Sie ſind in allen Dingen den Finnen im jetzigen Finnlande ſehr ähnlich. Doch ſollen ſie ihr früheres nomadiſches Leben erſt ſeit der ruſſiſchen Herrſchaft, d. h. etwa ſeit dreihundert Jahren, mit einem ſeßhaften vertauſcht haben. Sie werden jetzt als ſehr fleißige und geſchickte Ackerbauer gelobt. Kaum iſt der Winter zu Ende, ſo verläßt der Wotjäk ſeine warme raucherfüllte Isba, in welcher er die kalte Jahreszeit in Geſellſchaft ſeiner Kälber, Gänſe und Enten gemüthlich verlebt hat, bezieht in

ganz durchräucherten Zuſtande mit kranken Augen die lichte Sommerſtrohhütte und beginnt ſein thätiges Leben, ackert, pflügt, eggt und ſäet aber freilich nicht eher, als bis das ganze Dorf ſich berathen und die dazu nöthigen günſtigen Vorbedeutungen erlangt ſind, bis der Himmel beobachtet und die Erfahrung der Greiſe eingeholt iſt. Sie ſind bei den Ruſſen berühmt wegen ihrer wirthſchaftlichen Knauſerei, aber auch wegen ihrer Ehrlichkeit. Was ſie einmal vertragsmäßig zu geben verſprochen haben, das geben ſie unfehlbar, wie alle Finnen. Ihre Nachbarn, die Tataren, ſcheinen ſie von alten Zeiten her zu fürchten. Denn ſie haben unter ſich das Sprichwort: Der Tatar iſt ein Wolf, der Wotjäk ein Haſelhuhn.

Zum Theil ſind ſie noch Heiden und verehren, wie die meiſten noch heidniſchen Finnen, einen Erdgott (das gute Prinzip) und einen Waſſergott (das böſe Weſen) und über beide einen Obergott, den ſie „den Alten" nennen.

Ihre Weiber, die ſich wie die Frauen aller finniſchen Völker durch eine größere Eigenthümlichkeit ihrer Nationalkleider vor den Männern auszeichnen, tragen hohe Mützen aus Birkenrinde, die ſie mit gewebten Stoffen überziehen und mit Silbermünzen ausſchmücken.

Nördlich von dieſen Wotjäken wohnen

die Sirjänen

und öſtlich von ihnen die Permier. Die 30,000 Sirjänen (zu deutſch: Grenzleute), ſind in den nördlichſten Partieen der weiten Waldungen des nordöſtlichen Rußlands, die das mächtigſte Nadelholzmagazin von ganz Europa bilden, verſteckt.

Sie leben dort meiſtens von der Jagd und den Waldprodukten. Sie ſind berühmt als ſehr geſchickte Jäger und namentlich als kühne Bärenjäger. Schon ihre kleinen Kinder bitten die Aeltern um nichts dringender als um ein „Knall-Spielzeug" (eine Flinte). Von Jugend auf im Waidwerk geübt, werden ſie ſo ſichere Schützen, daß bei ihnen faſt kein anderer Schuß gilt, als der in die Schnauze des Thieres, damit der Pelz unverſehrt bleibe. Schießpulver, das in ihren dichten Wäldern ſtets ein rarer Artikel iſt, erſcheint ihnen ſo koſtbar, wie Goldſtaub. Nur unter den dringendſten Umſtänden theilen ſie davon andern mit und machen dann immer die Bedingung, daß es durchaus in natura, Pulver gegen Pulver, zurückbezahlt werden müſſe. Wenn ſie in den Wald ziehen, zählen ſie ſorgfältig die Anzahl der Patronen oder Schüſſe, die ſie mitnehmen, und berechnen darnach die Anzahl der Pelze, die ſie zurückbringen werden. Auch der mit Pulver handelnde Kaufmann weiß genau, wie viele Otter- oder Hermelin- oder Fuchspelze er für jedes Pfund Pulver, das er einem Sirjänen creditirte, zurückerwarten darf.

In ihrem National-Charakter verrathen ſie noch jetzt ihre intime Verwandtſchaft mit dem finniſchen Mutter-Stamme. Bedächtigkeit, Ernſt, Geradheit und Zuverläſſigkeit zeichnen den Sirjänen eben ſo aus, wie die anderen Finnen, und wie unter andern auch nach Dem, was ich früher einmal bemerkte, die Magyaren. Im Uebrigen aber ſollen auch ſie jetzt ſchon angefangen haben, ſich der Weiſe der ruſſiſchen Bauern zu nähern. — Rußland verwandelt oder verſchlingt jetzt alle dieſe finniſchen Völker, wie die Angelſächſiſche Race die Indianer Nord-Amerika's.

Daſſelbe läßt ſich über die nicht zahlreicheren

Permier

ſagen, die in der Umgegend der nach ihnen benannten Stadt Perm wohnen. Einſt waren dieſe Permier, als der Name eines thätigen finniſchen Handelsvolks weit im Norden und bei den ſkandinaviſchen Seefahrern berühmt, und man hat auch wohl die Sirjänen und Wotjäken und überhaupt alle nordöſtlichen Finnen unter dem gemeinſamen Namen des „permiſchen Finnenſtammes" befaßt, indem man ſie unter dieſer Benennung von den ſüdlichen „Wolga-Finnen" unterſchied.

Jetzt aber, wo die Ruſſen viele hölzerne Städte unter ihnen gebaut haben, iſt der Glanz des Namens der Permier erloſchen, ihre Anzahl auf 30,000 Köpfe zuſammengeſchmolzen und ihre Nationalität der der Slaven verähnlicht.

Kaum haben ſich von der in den alten Annalen der Skandinavier und Ruſſen ſo oft beſprochenen Zeit, wo die Permier als ein halbciviliſirtes Volk den Handel

des europäiſchen Nordens mit dem Orient vermittelten, wo ſogar arabiſche und indiſche Waaren hier durchpaſſirten, unter ihnen einige Traditionen erhalten.

Noch weiter öſtlich von den permiſchen Finnen hauſen

die Wogulen

und neben ihnen die Oſtjaken, deren unter ſich verwandte Sprachen beweiſen, daß ſie ebenfalls zu dem finniſchen Stamme gehören.

Doch fallen dieſe Völker in der Hauptſache ſchon ganz außerhalb der Grenzen unſerer Betrachtung. Denn ſie ſtehen, ſo zu ſagen, nur noch mit einem Fuße auf europäiſchem Boden. Ihr weiteſtes Verbreitungsgebiet dehnt ſich jenſeit des Urals aus, längs der weſtlichen Zuflüſſe des Irtiſch und Ob. Auch gehen ſie am Ob tief in Sibirien hinein bis Tomsk, und weiter.

Sie ſind reine Jägervölker, der Mehrzahl nach noch Heiden und der ſogenannten magiſchen Form der Naturreligion oder dem Schamanismus ergeben, welcher das allgemeine religiöſe Bewußtſein aller nördlichen und insbeſondere der finniſchen Völker bildet.

Ein Studium dieſer noch jetzt urſprünglichſten Finnen würde uns wahrſcheinlich am beſten das Bild eines alten Ur-Europäers, wie er vor der Einwanderung der Celten, Slaven und Germanen beſchaffen war, vor Augen führen.

Nördlich von den Finnen, in Perm und am Ob, in den allerödeſten und von der Natur am dürftigſten ausgeſtatteten Partien unſeres Welttheils, auf völlig kahlen und baumloſen Gebieten, und in ſelten aufthauenden Moräſten, den grauenhaften ſogenannten „Tundren", an den Ufern eines faſt ſtets mit Eis erfüllten Meeres treiben ſich endlich die armſeligen Stämme der

Samojeden

herum. Sie gehören in der Hauptſache zwar Aſien an, haben dort (am Altai) auch ihr altes Stammland, von welchem aus ſie durch unbekannte Ereigniſſe und Revolutionen in die äußerſten Norden-Enden der Welt hineingetrieben ſein ſollen.

Doch führen ihre Jagden auf die wilden Rennthiere und ihre Wanderzüge ſie auch auf europäiſches Gebiet, ſogar bis in die Nähe von Archangel, wo ſie zuweilen jenem andern Europa ganz angehörenden Wandervolke, den Lappen, begegnen.

Wie die Lappen, und in noch höherem Grade als dieſe, ſind die Samojeden von ihren finniſchen Nachbarn im Süden in Sprache und Weſen abweichend. Nach Pallas gleichen ſie in ihrer Kopfbildung, in ihren breiten platten Geſichtern, „welche aber bei ihren jungen Frauen zuweilen ſehr angenehm ſein können", in ihren aufgeworfenen Lippen, in ihrem ſchwarzen borſtigen Haar am meiſten den Tungusen, dem großen Völkerſtamme des nordöſtlichen Aſiens. Nichts deſto weniger aber ſind ſie auch wieder mit ihren finniſchen Nachbarn verſchwiſtert, wie dies ein neuerer unermüdlicher Erforſcher dieſer Gegenden und Völker, der treffliche Gelehrte und Reiſende Caſtrén, beſtimmt nachgewieſen hat.

Sie kleiden ſich, wie die finniſchen Oſtjaken in Rennthierfelle. Ihre Sprache zeigt in den Wurzelwörtern eine bedeutende Uebereinſtimmung mit den finniſchen Dialekten an der Wolga. Ungezählte Jahrhunderte hindurch haben ſie mit dieſen finniſchen Völkern in nachbarlichen, wirthſchaftlichen und verwandtſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden. Auch in ihren Sitten und Gebräuchen findet ſich oft eine große Uebereinſtimmung mit denen der Finnen. So, um nur eins anzuführen, in den Gebräuchen bei Verlöbniſſen. Bei den Samojeden fährt ein Heirathsluſtiger mit ſeinem Freiwerber zum Hauſe der Erkorenen. Der Freiwerber geht hinein und bringt bei dem Vater oder Vormund der Braut den Antrag an. Während deſſen muß der Freier ſelbſt draußen in der Kälte bei dem Schlitten und den Pferden ausharren, bis ihm die Einwilligung herausgemeldet wird. Dies und alle ferneren dabei vorkommenden Details des Benehmens und Verfahrens finden ſich genau ſo auch bei den 500 Meilen entfernt wohnenden finniſchen Eſthen in den deutſchen Oſtſeeprovinzen wieder.

Ja ſogar der Name Samojeden oder Samogiten, unter dem ſie von jeher bei allen Völkern, auch bei den Mongolen, bekannt waren, ſcheint finniſchen Urſprungs. Dieſer Name begegnet uns in den verſchie-

denſten Geſtalten durch die ganze finniſche Welt bis zu den Grenzen Deutſchlands. Ich ſagte ſchon, daß die Lappen ſich Sabmelads, die Finnen Suomalaiſet nennen. In Litthauen finden wir eine alte Provinz Samogitien, und ſogar in Preußen noch ein Sameland. Es ſind lauter Worte, die einen gemeinſamen Urſprung zu haben ſcheinen.

Allerdings aber dürfen wir die Samojeden nicht in demſelben Grade und Sinne, wie die Wogulen, Mordwinen und die andern genannten den Finnen beizählen. Sie ſind von ihnen doch wieder ſo ſehr verſchieden, daß viele Gelehrte aus ihnen lieber eine eigene Völkergruppe, „die ſamojediſche", gemacht haben, die ſie den Finnen und Tunguſen und Tataren als verſchwiſterte Zweige eines größeren Ganzen, welches ſie die altaiſche Völker-Familie nennen, an die Seite ſetzen.

Am deutlichſten offenbart ſich die Verwandtſchaft der Samojeden und Finnen in dem verwandten Genius ihrer Sprache und National-Poeſie. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man in dem vielfach dünkelhaften Europa ſo grobe und unphiloſophiſche Vorſtellungen von den Samojeden, daß man glaubte, dieſes Volk bediene ſich ſtatt der Sprache „eines gewiſſen thieriſchen Knurrens und Ziſchens." Es iſt erſt ein Reſultat neuerer ſehr erfreulicher Forſchungen, daß auch die Samojeden nicht nur eine ſehr kunſtvolle und entwickelte Sprache mit verſchiedenen Dialekten beſitzen, ſondern in dieſer Sprache auch allerlei Märchen, hübſche Erzählungen und Lieder gedichtet haben.

Ein großer Kenner der finniſchen Völker ſagt, daß ſelbſt das berühmte finniſche Epos Kalewala, von dem wir weiter unten etwas mehr mittheilen werden, nur als eine Entwickelung der Samenkörner zu betrachten ſei, die auch ſchon in der ſamojediſchen Sprache verborgen liegen. Die Rapſodien des Epos Kalewala und der ſamojediſchen Heldenlieder ſcheinen aus denſelben Quellen gefloſſen. — Heldengeſänge dieſer Art ſtehen bei den Samojeden in hohem Anſehen. Mit beinahe religiöſer Andacht lauſchen die Zuhörer auf jedes Wort, das von des Sängers Lippen kommt. Sie laſſen ihn gewöhnlich mitten in der Stube ſeinen Sitz nehmen, während die Zuhörer ſich im Kreiſe umherplaciren. Der Sänger ſelbſt iſt nicht ſelten während ſeines Vortrages ſo gerührt, daß bei ſehr ergreifenden Stellen ſein Körper zittert und die Stimme bebt. Er ſucht durch ſeine Geberden Theilnahme an dem Schickſal ſeines Helden an den Tag zu legen. In der Rechten hält er einen Pfeil, deſſen Spitze dem Boden zugekehrt iſt. Mit ſeiner Linken bedeckt er das thränenvolle Auge. Die Zuhörer ſitzen mehrentheils ſtumm umher. Bei anregenden Stellen und Momenten der Erzählung aber, — wenn der Held des Gedichts, der ſchon in der Wiege liegend daran denkt, daß es Zeit ſei, ſich eine Hausfrau zu nehmen, dann wie Herkules aus der Wiege gleich ſtark ſich erhebend auszieht, die Königstochter auf der kupferbedeckten Burg zu gewinnen, — wenn er nach ſiebenwöchentlicher abenteuerlicher Fahrt unter der Erde weg am Ziele ankommt, — dort in einen Zobel verwandelt auf den Bäumen und Mauern hüpfend alles ausſpäht, — wenn er mit ſeinen Nebenbuhlern in Kampf geräth, — ſeinen Zauberpfeil zwiſchen ſie ſchießt, der, noch kräftiger als der ſchwirrende Pfeil des Odyſſeus, auf dem Hinwege 20 dieſer Nebenbuhler tödtet und auf dem Herwege, indem er zu ſeinem Herrn gehorſam ſich zurückwendet, wieder 20 durchbohrt, — wenn dann aber auch der Kämpfer ſelber entweder fällt oder ſtirbt, oder ſich ſiegreich mit ſeiner eroberten Geliebten auf einem Adler reitend emporſchwingt, — dann drücken jene ſamojediſchen Zuhörer bei allen dieſen Stellen der Erzählung laut und einſtimmig ihren Beifall aus.

Uebrigens halten es die Samojeden, — ſo ſagt wenigſtens Herr Caſtrén, — für eine geringe Sache, ein Lied zu dichten, denn die Fähigkeit dazu ſpricht ſich Keiner unter ihnen ab. Aber ein Lied gut ſingen, rührend vortragen zu können, das gilt bei ihnen als ein ſeltenes und hochgeſchätztes Talent. Man kann auch wohl hier wieder ſagen: tout comme chez nous. Denn auch bei uns ſtehen ſich die Sänger und Akteurs beſſer als die Dichter.

Nachdem wir ſo die Welt der Finnen bis zu ihren äußerſten nordöſtlichen Aus-

läufern und Stammverwandten verfolgt haben, wollen wir nun nach Westen zurückkehren, wo wir mitten innen zwischen den Finnenresten der skandinavischen Halbinsel und zwischen den zum Theil vertürkten oder verrussten Finnen des Urals längs der östlichen Küsten des Baltischen Meeres, die bei weitem größte Anzahl ächter Finnen in einer Hauptmasse dicht gedrängt beisammen finden.

Es sind dies erstlich die Finnen in der jetzt vorzugsweise Finnland genannten russischen Provinz, dann die Karelier im Osten und Norden, die Ingern im Süden von Petersburg, und endlich die Esthen in Esthland.

Alle diese Stämme sitzen als die Urbewohner des Landes zu beiden Seiten und rings um den langgestreckten Meerbusen herum, der mit großem Rechte nach ihnen der Finnische genannt worden ist.

Sie stellen zusammen eine Menschenmasse von über 2 Millionen Seelen dar und übertreffen daher an Zahl bei weitem sämmtliche andere eben betrachtete schwache und dünngesäete Finnenstämme im Osten, Norden und Westen, die sich in Summa wohl kaum auf eine Million belaufen mögen.

Die südliche Grenze, bis zu welcher diese baltischen Finnen die Grundbevölkerung bilden, geht jetzt bis zu einer Linie, welche vom Süd-Ende des Peipus-Sees westwärts durch die Mitte von Livland gezogen werden kann.

Früher gingen auch hier die Finnen viel weiter südlich, in vorgeschichtlichen Zeiten wahrscheinlich, wie ich sagte, bis tief in Deutschland und den Westen Europa's hinein, nachweislich und selbst noch in historischen Zeiten aber — wenigstens nach der Meinung Einiger — noch über das ganze Livland und Curland hinaus.

Wie von den Skandinaviern im Westen, von den Slaven und Tataren im Osten, so scheinen auch hier in den Ostseeprovinzen die Finnen von ihren Nachbarn, den indogermanischen Letten oder Litthauern, die sich am Niemen und an der Düna festgesetzt hatten, angegriffen, überwältigt, aus ihren Sitzen vertrieben oder ihrer Nationalität beraubt zu sein, und vielleicht deutet auf diese Ereignisse noch der jetzige Name, welchen die Letten den Finnen geben, der Name „Iggaunis", der so viel als „die Vertriebenen" heißt. Derselbe steht in sehr bedeutungsvollem Gegensatze zu dem Namen, den diese Finnen sich selber geben, nämlich zu dem Namen: „Tallopoig", „Söhne der Erde", oder „Maamees", „Männer des Landes".

Es ist, als wenn diese Ur-Europäer mit dergleichen National-Namen wie „das Volk", „die Männer", „die Leute", „die Menschen", die häufig bei verschiedenen ihrer Stämme wiederkehren und die darauf hinzudeuten scheinen, daß sie sich als das eigentliche wahre ursprüngliche europäische Menschengeschlecht betrachten, gegen die Eingriffe der eindringenden Indo-Germanen hätten protestiren wollen.

Es gibt in der nördlichsten Spitze von Curland und auch im südlichen oder lettischen Theile von Livland einige kleine Bezirke, in denen mitten unter den Letten Ueberreste der alten finnischen Curen und Liven bis auf die neueren Zeiten herab lebten.

Doch gewinnt jetzt auch bei diesen finnischen Ueberresten lettische Sprache und Sitte die Oberhand. In der Hauptsache existirt hier nichts mehr von ihnen als die Ländernamen Curland und Livland, die nicht von den Letten entlehnt, sondern finnischen Ursprungs sein sollen.

Die Finnen, die jetzt noch die Haupt-Grundbevölkerung des nördlichen Livlands und der Provinz Esthland ausmachen, werden bei den Deutschen gemeiniglich

Esthen

oder Oesthen (d. h. Ostländer) genannt.

Es ist ein uralter Name, den die Germanen zur Bezeichnung aller ihnen im Osten liegenden Küstenvölker des baltischen Meeres gebrauchten, den schon Tacitus kannte, und der jetzt in der eben angegebenen engen Begrenzung noch in Schwung geblieben ist. Die sogenannten Esthen selbst kennen ihn natürlich nicht.

Sie zählen wohl an 600,000 Seelen. Ehemals waren sie ein kühnes und freies Jäger-, Fischer- und Seeräuber-Volk; doch haben sie seit lange in einer harten Knechtschaft und Leibeigenschaft der deutschen Ritter und Bürger geseufzt, die ihr Land unter sich vertheilten und noch jetzt in vielen Edelsitzen, Städten und Flecken unter ihnen

oder beſſer geſagt über ihnen wohnen. Vieles von der ihnen angeborenen Nationalität mag in dieſer Knechtſchaft verwiſcht worden ſein. Manches hat ſich vielleicht gerade durch ſie eigenthümlicher erhalten. Als germaniſirt, wie es wohl hie und da geſchieht, kann man ſie keineswegs betrachten.

Sie ſprechen vielmehr noch immer ihre alte finniſche Sprache, die zu den andern finniſchen Idiomen in ſo intimen Verhältniß ſteht, wie etwa Sächſiſch zu Bairiſch. Sie haben ihre alten Sagen, Märchen, Traditionen, Sprichwörter, Dichtungen gemeinſam mit den übrigen Finnen.

Auch ſcheinen ſie einer uralten finniſchen Volkskleidung von jeher treugeblieben zu ſein. Da ſie bei dieſer ihrer Nationalkleidung gewöhnlich dunkle ſchwarze Farben wählen, ſo haben manche Gelehrte geglaubt, daß dieſe Eſthen die obengenannten „Melanchlänen" (Schwarzmäntler) des Herodot ſeien. — Man hat bemerkt, daß in einem gewiſſen Diſtrikte Eſthlands die Leute weiße und in einer gewiſſen anderen Gegend ſchwarze Strümpfe tragen, und man hat gefunden, daß in den älteſten ſchon vor 500 Jahren geſchriebenen Chroniken des Landes, dieſe Diſtrikte „Mustjalla" (das Land der ſchwarzen Strümpfe) und Waldjalla (das Land der weißen Strümpfe) genannt werden. Zeigt ſich in den Strümpfen eine ſo große 500jährige Beſtändigkeit, ſo iſt es nicht ohne Grund, wenn man für die ſchwarzen Mäntel ein tauſendjähriges Beſtehen wahrſcheinlich findet.

Die Ingren und Karelier in Ingermannland und Karelien im Süden und Norden von Petersburg ſind ſchon ſo lange unter der Herrſchaft ruſſiſcher Oberherren und Gutsbeſitzer, daß von ihrer Zahl und Nationalität nicht viel mehr übrig geblieben iſt.

Doch beſteht ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung von Petersburg ſelbſt, das auf uraltem finniſchen Boden gebaut iſt, aus Finnen (Kareliern, Ingern u. ſ. w.), die dort mancherlei Gewerbe betreiben.

Die Finnen endlich in dem par excellence ſogenannten Finnenlande ſitzen nun eigentlich, ſo zu ſagen, ſo recht im Centrum der ganzen ſo weit verſtreuten finniſchen Trümmerwelt.

Sie ſind auch an Zahl allen übrigen bei weitem überlegen. Sie bilden beinahe die Hälfte aller Finnen. Sie ſind auch unter der verhältnißmäßig milden und gerechten ſchwediſchen Regierung und Verfaſſung, die ſie nicht, wie die deutſchen Ritter in Eſthland, zu Leibeigenen machte, und die dem Lande, auch unter ruſſiſcher Hoheit, belaſſen iſt, mehr als anderswo bei ihrem alten angeſtammten National-Charakter verblieben.

Nur in Bezug auf ihre Religion mußten ſie ſich dem lutheriſchen Chriſtenthum unterwerfen, und wurden durch den Einfluß ſchwediſcher Schulen auf eine höhere Stufe der Geſittung erhoben, als die war, auf der ſie urſprünglich ſtanden. Auch haben ſich alle die neueren Lebens-Aeußerungen, die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, wie bei allen Völkern Europa's, ſo auch bei den Finnen erwachten, nirgend mit ſo großer Energie kund gethan, wie bei den Finnen in Finnland. Von dieſem Finnland ſind die meiſten patriotiſchen und nationalen Beſtrebungen zur Rettung des finniſchen Volkslebens, zur Erforſchung ihrer Sprachen und Sitten, zur Herſtellung und Ausgrabung ihrer poetiſchen Schätze ausgegangen. Hie und da iſt daraus eine wahre Finnomanie hervorgeblüht. Und dieſe Begeiſterung für das Finnenthum iſt von Seiten Rußlands nicht wenig gefördert worden.

Aus dieſem Allen iſt erſichtlich, daß die Finnen in Finnland ſelbſt die beſte Gelegenheit geben, um an ihnen die Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters der Finnen überhaupt, namentlich freilich ſeine Lichtſeiten, zu zeigen. — Man findet in Finnland die Schweden in größerer Menge nur an den Seeküſten, woſelbſt ſie zahlreiche Hafenſtädte gebaut haben, und wo daher auch die Finnen unter ihnen mehr vertilgt, oder zu Schweden verwandelt ſind. Im Innern des an Felſenklüften und Seen reichen Landes haben ſich die Urbewohner in größerer Reinheit erhalten.

Dort kann man ſie noch in ihren alten Schwarz- oder Rauchſtuben, jenen aus rohen Balken ohne Fenſter und Schornſtein gezimmerten Behauſungen ſehen, welche dunklen Holzhöhlen gleichen, in denen als nordiſches Haupt-Möbel ſich ein gewaltiger Ofen, die Ruheſtätte der Familie, erhebt, aus denen dem Eintretenden ein ſtets feuch-

ter und heißer Dunst entgegenschlägt, und in denen beständig ein dichter Rauchschleier bis auf 3 Fuß vom Boden herabhängt. Diese berühmten sogenannten „Porten," in welche die Finnen so verliebt sind, daß sie dieselben nicht blos da, wo sie seit Alters zu Hause sind, sondern auch da, wo sie, wie in einigen Gegenden Schwedens, später als neue Colonisten hinkamen, überall wieder nach demselben alten Muster construirt haben, wie die Schwalbe ihr Nest.

Dort kann man auch noch den Urtypus der berüchtigten nordischen Schwitzbäder sehen, in deren heißen und berauschenden Dämpfen die Finnen ihre schönsten Tagesstunden verschwitzen, in denen sie einen nicht geringen Theil ihres Lebens verbringen, die auch, wie die Bäder der Mahomedaner, vielfach mit ihren religiösen Sitten und Anschauungen zusammenhangen, — die endlich, wie der Schamanismus, bei allen nördlichen Völkern der Erde, sogar bei den Indianern Nordamerika's, in derselben Weise üblich sind, und deren Gebrauch von den Finnen erst später zu den russischen Slaven überging.

Dort kann man ebenso noch die eigenthümlichen finnischen Weibertrachten studiren, auf deren auffallende und originelle Zierrathen so mancher Reisende aufmerksam gemacht hat, jene hohen aus Birkenrinde gebauten und mit Münzen und Bändern umwundenen Mützen, — ferner die colossalen sogenannten „Preesen" oder silbernen Schnallen, mit denen die Frauen ihre Mäntel zusammenhalten, die aber durch Hinzufügung von allerlei Schmuck von Münzen, Crucifixen, Corallen, Bernsteinstückchen, Goldflittern und Schellen zu einer solchen Größe angewachsen sind, daß sie die Brust der Weiber, wie ein Harnisch bedecken und die dann als Pracht-Erbstücke in der Familie von Mutter auf Tochter übergehen, — endlich auch die mit zierlichen rothen Fäden ausgenähten und gerändeten Hemden, die in ähnlicher Weise, obwohl nach den mannigfaltigsten Mustern und Variationen bei allen finnischen Nationen, bis zu den Samojeden hinauf, sich wiederfinden.

Dort auch in dem finnischen Kernlande gilt noch das alte finnische Kraft-Sprichwort: „Am Horn den Ochsen, beim Wort den Mann," das denk festen, biedern und zugleich halsstarrigen Charakter der Finnen sehr richtig bezeichnet.

Finnischer Eigensinn ist bei den Schweden wie bei den Slaven zum Sprichworte geworden, und diese eckige Sprödigkeit, diese abstoßende Verschlossenheit und Widersetzlichkeit muß ein Grundzug sein, der durch die ganze Finnenwelt geht, denn man könnte eine Menge von deutschen, russischen und andern Autoren herrührende Schilderungen der genannten Tschereminssen, Mordwinen, Wotjäken u. s. w. vorlegen, die überall, auch bei diesen Stämmen die scheue Unzugänglichkeit und Unbiegsamkeit ihres Wesens und ihren Eigensinn, als eine auffallende Eigenthümlichkeit hervorheben.

Dasselbe ist es mit dem den Finnen so allgemein zugeschriebenen trübsinnigen Temperamente. Selbst die in Skandinavien angesiedelten Finnen werden von den Schweden Melancholiker gescholten. Und sogar diejenigen Russen, die längere Zeit unter Finnen angesiedelt waren, — es gibt mitten in Finnland einige alte russische Gemeinden — „haben nicht mehr", (wie Rühs, ein früherer Geograph Finnlands sagt) „die russische Munterkeit." An der melancholischen Färbung ihres Wesens erkennt man ihre finnischen Connexionen.

Es ist wohl sehr begreiflich, daß sich eine solche trübe Färbung als Grundzug in der Seele eines Volks tief festsetzen mußte, das eine frühe Beute unternehmender Nachbarn geworden ist, und keine andern als Verzweiflungs-Kämpfe gekämpft, nie freudige Triumphe errungen hat.

„Schwarz wie Theer ist meine Seele
Mein Herz nicht weißer als die Kohle"

so klagt in einem Gedichte ein finnischer Poet.

„Mein Hemd ist gewebt aus bösen Tagen,
Mein Kopftuch aus dem Gespinnste des Grams"

so heißt es in einem andern Volksliede der Finnen, deren Gedichte man alle „Gewebe der Weh- und Schwermuth" überschreiben könnte. Selbst bei denen, die einen heiteren Einschlag haben, ist der Aufzug aus Seelenschmerz:

„Harpan ar af sorgar bitdat,
Och ut af bekummer danad,
Kupan ut af harda dager.
Strängarne af smärter spunna,
Og af andra widrigheter,
Skrufvarna i harpens ända."

(Meine Harfe iſt von Sorge gebaut, — und aus Bekümmerniß geſtaltet, — ihr Körper iſt aus harten Tagen, — die Saiten ſind aus Schmerz geſponnen, und aus anderen Widrigkeiten beſtehen die Schrauben an der Harfe Ende.)

Die Lieder, die einer ſolchen nordiſchen Harfe entlockt werden, ſind trüben, nebelichten Herbſttagen vergleichbar, an welchen ein Sonnenblick nur ſelten das Gewölk durchdringt. Welch ſchwarzer Trauerflor zuweilen das Gemüth der Finnen umhüllt, zeigt ſich auf recht pikante Weiſe in dem Einfalle, den einer ihrer Dichter in einem Liede beſingt. Da er ſeine innere Pein, ſeinen ihm am Herzen nagenden „Gram-Vogel" nicht los werden kann, ſo kommt er auf den Gedanken, ihn in den See zu werfen. Dabei ſteigt ihm aber dann wieder der Skrupel auf, daß ſich ſeine Betrübniß den muntern Fiſchen mittheilen, daß davon die ganze Natur angeſteckt werden könnte:

Alle Fiſche würden traurig.
Barſche ſenkten auf den Grund ſich.
Große Hechte würden berſten.
Forellen ſich vor Leid verzehren,
Rothaug überkäme Schwermuth.
Schwärzen würde jeder Fiſch ſich.
Von dem Schmerz des Tiefbetrübten
Von des ſchwarzen Vogels Gram.

Mit dieſer Melancholie und mit jener Halsſtarrigkeit der Finnen hat wahrſcheinlich viel ihr tiefwurzelnder Aberglaube und ihr ſeit älteſten Zeiten berühmter Wunderglaube zu ſchaffen.

Die Finnen gelten überall bei ihren Nachbarn für Hexenmeiſter. Selbſt in Stockholm wendet man ſich an die erſte beſte finnländiſche Magd, wenn man einige Beihülfe aus dem Geiſterreich nöthig zu haben glaubt.

Je weiter nach Norden die Finnen wohnen, deſto größer iſt in dieſer Hinſicht ihr Ruf. Doch ſelbſt die erprobteſten unter ihnen glauben, daß die Lappen ihnen allen weit überlegen ſind. Von einem wohlerfahrnen Schwarzkünſtler pflegen ſie ſelber zu ſagen: das iſt ein ganzer Lappe. Und in jedem wunderlichen Wirbelwinde glauben ſie, ſtecke eine lappiſche Hexe. Eben ſo gelten im Oſten die dortigen Finnen in dieſen Künſten den Tataren für überlegen, und die nördlichen Samojeden wieder den ſüdlicheren Finnen.

Es iſt merkwürdig genug, daß die Finnen in ihren abergläubiſchen Geſichten und Vorſtellungen und ſelbſt in den dieſen Aberglauben begleitenden Erſcheinungen, — dem Enthuſiasmus, — den Verzückungen ihrer von den Geiſtern ergriffenen Zauberer und in den dabei beobachteten Gewohnheiten, — ihren Zauberformeln und Zaubermitteln eine ſo große Aehnlichkeit mit vielen andern nordiſchen Völkern verrathen. Die Wunderthäter der Finnen, die Schamanen der Tungufen, die Angekoks der Grönländer, ja ſogar die Jongleurs der Canadier in Amerika, ſie verfahren bei ihren Opfern und Beſchwörungen alle ganz nach denſelben Methoden und Principien.

Es ſind daraus ſogar — dies mag ich nebenher bemerken — bei weit entlegnen Nationen ganz gleichartige Bezeichnungen dieſer verſchiedenen Zauberer hervorgegangen. Weil die canadiſchen Jongleurs die Reliquien, Zaubermittel, Medicamente und Geräthſchaften, welche ſie für ihre Beſchwörungen nöthig zu haben glauben, immer in einem Sacke aus Thierfellen mit ſich herumtragen, ſo haben die Franzoſen ihnen den Namen Medizin-Sack-Männer oder Medizin-Männer (Gens de médecine) gegeben. Weil die Zauberer im ſchwediſchen Finnland einen eben ſolchen Sack mit ſich herumſchleppen, haben ſie auch dort den Namen „Kuckoromies" d. h. „Sackmänner", erhalten.

Es gab wohl und gibt noch jetzt zum Theil durch den ganzen Norden der Welt, von Amerika durch Aſien bis Europa, eine gewiſſe religiöſe Anſchauungs-Weiſe, die ſich über einen größeren Erdraum hinzieht, als ſelbſt der Buddaismus, und die man vielleicht noch nicht ſcharfſinnig genug unterſucht hat, um entſcheiden zu können, ob ſeine faſt wunderbare Gleichartigkeit ſich bloß pſychologiſch erklären läßt, oder ob man dabei an die Geſchichte und Ethnologie appelliren muß.

Wie bei den Indianern Amerika's und wie bei den ſibiriſchen Völkern, ſo ſteckt auch bei den Finnen die Hälfte und der älteſte Theil ihrer National-Poeſie in ihren ſogenannten „Zauber-Runot" (Zauber-Geſängen). Doch war ehemals eine allgemeinere Neigung zur Dichtkunſt über das ganze Volk verbreitet und ſie ver-

ſchönerten damit auch andere Dinge und Verhältniſſe des Lebens.

Jeder finniſche Stumpfbewohner verfertigte Lieder und Geſänge, und vor allen übte das weibliche Geſchlecht dieſe liebliche Kunſt. Vorzügliche Dichter führten unter ihnen den Ehrennamen Runo-niekat (Lieder-Künſtler) und genoſſen ein allgemeines Anſehen. Ihre Poeſie beſtand meiſtens aus lyriſchen Dichtungen, welche ſie Runot (Runen) nannten.

Doch iſt uns neuerdings auch ein großes epiſches Gedicht aus dem Lande der Finnen zugekommen, — das in kurzer Zeit unter uns berühmt gewordene, aus nicht weniger als 50 Geſängen und 20,000 Verſen beſtehende Epos Kalewala, welches man die finniſche Edda oder Iliade nennen könnte.

Dieſes Gedicht ſcheint ſeit alten Zeiten, wie die Rhapſodien des Homer, von den Barden der Karelier, Tawaſten und Eſthen vorgetragen zu ſein, und lange im Munde des Volkes exiſtirt zu haben. Einer kannte eine Partie, der andere eine andere, wenige das Ganze. Einzelne Abſchnitte deſſelben wurden ſchon im vorigen Jahrhunderte bei verſchiedenen Gelegenheiten aufgeſchrieben und durch den Druck im übrigen Europa bekannt.

Aber erſt in neuerer Zeit hat ein eifriger finniſcher Gelehrter, der hochverdiente Lönnrot, alle Stücke dieſer bewunderten Dichtung, wie die Trümmer einer ſchönen Statue zuſammengebracht und das Ganze vor uns ausgebreitet.

Dieſes äußerſt merkwürdige finniſche Epos hat ſeinen Namen von Kalewa, dem Gotte des Geſangs, der auch Wainämoinen genannt wird. Kalewala bedeutet ſo viel als Land des Kalewa oder Land des Geſanges, womit Finnland gemeint iſt: „Das ſchöne Land, deß Sonn' aus tauſend Seen auf deiner Fahrt dich freundlich anlacht."

Es beſingt die Abenteuer und Kriegszüge Kalewa's oder Wainämoinens und ſeines Bruders des Luft- und Windgottes Ilmarine, und die Heldenthaten anderer alter finniſcher Halbgötter und Heroen. Viele intereſſante Schilderungen der alten Zeiten und Sitten ſind darin enthalten.

Die Kreuzzüge dieſer finniſchen Helden gehen faſt alle in das Nordland „Pohjola" genannt, womit Lappland gemeint iſt, und es handelt ſich dabei meiſtens um die Gewinnung einer ſchönen Prinzeſſin, wie im trojaniſchen Kriege um die Helena, ſo wie auch um die Erlangung eines gewiſſen koſtbaren Schatzes oder Talismans, Sampo geheißen, der in dem finniſchen Epos ungefähr daſſelbe zu ſein ſcheint, was das goldene Vließ in der Argonauten Sage oder was der Nibelungen Hort in dem deutſchen National-Epos vorſtellt.

Auch werden dabei den Helden ähnliche Aufgaben oder Arbeiten gegeben, wie dem Herkules bei den Griechen. So muß z. B. der gewaltige Lemminkainen, der gewiſſermaßen der Ajax oder Achilles dieſer finniſchen Iliade iſt, die feuerſchnaubenden Roſſe des Heiſi zügeln, den flüchtigen Hirſch von Pohjola einfangen, den Schwan, der auf dem Fluſſe von Tuonela (der Unterwelt) ſchwimmt, erlegen. Bei dieſem letzten Unternehmen wird er zwar getödtet, in Stücke gehauen, und in den Strom der Unterwelt verſenkt und verſtreut, allein ſeine Mutter, welche der Sonne von dem Schickſale ihres Sohnes Nachricht gibt, ſegt mit einer langen Harke alle Stücke des Leichnams ihres Sohnes aus dem Waſſer, fügt ſie wieder zuſammen, macht ihn mit Salbe und Zauberſprüchen wieder lebendig und reiſt mit ihm nach Hauſe, um ihn nach einiger Pflege zu neuen Thaten ausziehen zu laſſen.

Es iſt merkwürdig wie außer den genannten auch ſonſt noch ſo viele poetiſche Thema's und Erfindungen in dieſer finniſchen Epopöe eben ſo wiederkehren, wie in den Dichtungen der Griechen oder anderer Völker. So z. B. entzückt Wainämoinen mit ſeinem Geſange die geſammte Natur in eben der Weiſe wie Orpheus, und verſammelt um ſich, wie dieſer, alle Thiere des Waldes. So verzaubert er die Feinde und ſchläfert ſie ein mit dem Spiel auf ſeinem „Kantelet" (Harfe) eben ſo, wie Oberon mit ſeinem Zauberhorn.

Im Ganzen waltet in dieſem finniſchen National-Epos ein viel milderer Geiſt, als in den altnordiſchen Sagen der Germanen, wo Ströme Bluts fließen und Gräßliches ſich häuft. Alle Familien-Verhältniſſe werden in ihm mit beſonderer Vorliebe behandelt. Mann und Weib, Aeltern und Kinder, Brüder und Schweſtern, Braut und Bräutigam, mit einem Worte

alle Geſtalten, in welchen ſich das häusliche und ſittliche Leben offenbart, werden in ihm mit den feinſten Pinſelſtrichen dargeſtellt. Sehr merkwürdig iſt der Schluß des Gedichts. Derſelbe macht dem ganzen abenteuerlichen Thun und Treiben damit ein Ende, daß eine untadelhafte Jungfrau Mariatta (Maria) mit Namen auftritt. Dieſelbe iſt mit ihrem neugebornen Kindlein aus einem fernen Lande vom grauſamen Könige Ruotas (Herodes) vertrieben worden. Sie kommt darauf nach Tapiomäki in Finnland, wo ſie einen Stall bewohnen muß und ihr Kind in einer Pferdekrippe ſchlafen läßt. Als ſie wünſcht, es taufen zu laſſen, widerſetzt ſich Dem zwar Wainämoinen der finniſche Gott des Geſanges, indem er behauptet, daß man den kleinen Fremdling nach einem alten finniſchen Geſetze das Haupt ſpalten müſſe. Allein das erſt 2 Wochen alte Kind thut den Mund auf, redet mit Wainämoinen und beweiſt ihm, daß er das Geſetz falſch ausläge, läßt ſich taufen, bleibt im Lande mit ſeiner Mutter Mariatta. Und Wainämoinen aus Schreck und Scham darüber ſetzt ſich in ein kupfernes Schiff und ſegelt für ewig fort zu den äußerſten Enden der Welt, indem er nur ſeine dennoch unvergeßlichen Geſänge und ſein Kantelet (ſeine Harfe) den Finnen zurückläßt. —

Man ſollte nach dieſem Schluſſe dafür halten, daß das Gedicht zur Zeit der erſten Einführung des Chriſtenthums in Finnland im 13. Jahrhunderte gemacht ſei. Es iſt aber wohl möglich, daß auch nur das Ende des Gedichts damals entſtand, und daß ſeine erſten ganz heidniſchen Geſänge ſchon früher exiſtirten. —

Der Hang und das Talent zur Dichtkunſt und was damit zuſammenhängt ſind unter den Finnen auch jetzt noch nicht ausgeſtorben.

Bei den Eſthen, wie bei den Tawaſten, bei den Onänen und auch wohl andern finniſchen Völkern gilt noch jetzt das alte Sprichwort: „den Tag verlängert die hinzugefügte Nacht und Geſänge verdoppeln das kärgliche Mahl," und noch heutzutage lebt in allen dieſen Völkern die Sehnſucht, ſich aus der trüben Wirklichkeit auf Flügeln des Geſanges in das Reich der Phantaſie zu ſchwingen, eine Sehnſucht, die ſich in den ſchönen Einleitungs-Verſen des eben erwähnten Gedichtes Kalewala ſehr anmuthig ausſpricht, in welchem der Dichter alſo anhebt:

Es verlangt meine Seele,
Denkt daran ſtets mein Gedanke,
Sagenſänge zu beſingen,
Anzuhören den Geſang.
Bruder, goldnes Brüderchen,
Edler Sprachgefährte,
Selten treffen wir zuſammen,
Selten kamen wir zu ſprechen. —
Hier in dieſen öden Grenzen,
In des Nordens nackem Lande
Legen wir die Hand in Hand
Wie den Haken in den Haken.
Laſſet uns das Gute ſingen
Und das Beſte vorerzählen,
Daß es dieſe Goldnen hören,
Dieſe Lieben es vernehmen,
Dieſe Jugend, die emporſprießt,
Dieſes Völkchen, das heranwächſt.
Nämlich jene hundert Worte
Jenen Segen, den wir fanden
Auf des Nordens fernſten Feldern
Kalewala's Felſenland.

Zur Erklärung der Anrede in dieſen charakteriſtiſchen Verſen an das „goldene Brüderchen," an den „edlen Sprachgefährten" und des „Einlegens der Hand in die Hand, wie den Haken in den Haken," mag die Bemerkung dienen, daß die finniſchen Dichter meiſtens zwei zu zwei improviſiren, und dabei mit eingeſchlagenen Händen, Knie an Knie, wie verkettet einander gegenüber ſitzen. Während der eine ſeine Strophe ſingt, denkt der andere darauf, was er antworten will, und beide wiederholen darnach vereint und ſich zum Takte vor- und rückwärts ſchaukelnd den letzten Vers ihres „edlen Sprachgefährten."

Dies ſind ſehr merkwürdige und ſehr ausgeprägte poetiſche Sitten. Auch eignet ſich die finniſche Sprache ganz vortrefflich zur Dichtkunſt. Sie iſt äußerſt melodiſch und klangreich. Selten ſtoßen in ihr zwei Mitlauter und viele Ziſch- und Rauſchlaute, wie im Deutſchen und Ruſſiſchen, zuſammen und die meiſten Wörter endigen ſich auf volltönende Vokale. Nie kommen in ihr ſolche Conſonanten-Häufungen vor, wie z. B. im Deutſchen: „du ſprichſt" oder gar: „du ſtampfeſt." Wenn harte germaniſche Worte von den Finnen in ihre Sprache aufgenommen werden, ſo untergehen ſie im Munde derſelben einen Verſchönerungs-Prozeß. Der kurze ſchwediſche Name „Olof" zerſchmilzt zwiſchen ihren Lippen zu „Wuolaba." Das eben ſo knappe

ſchwediſche „Konge“ (König) dehnen ſie zu „Kuniga.“ Unſer deutſches „Petersburg“ wird bei ihnen zu „Pietapori.“ Aus unſerem rauhen deutſchen „Fähndrich“ machen ſie „Wänteriki“. Die wohltönenden Namen der bekannten ruſſiſchen Seen Onega und Ladoga auch der Newa ſind finniſchen Urſprungs. Wie lieblich klingen auch jene von mir ſchon genannten Namen der Lieder- und Luſtgötter „Wainämoinen“ und „Ilmarinen“!

Wenn ſie gut geſprochen wird, iſt der finniſchen Sprache eine gewiſſe feierliche Fülle eigen. Sie iſt reich an Diphtongen und Vokalen und iſt dieſerwegen mit dem italiäniſchen verglichen worden. Man hat es oft erzählt, wie ein ruſſiſcher Geſandter aus Eſthland einſt am ſpaniſchen Hof, als von ſonoren Sprachen die Rede geweſen, und man den Wohlklang des Portugieſiſchen, des Italiäniſchen und Spaniſchen gelobt, mit einigem Pathos folgende eſthniſche oder finniſche Worte citirt habe: „Pois ssaïda tassa ülla sülla“ mit der an die Anweſenden gerichteten Bitte, ihm zu ſagen, von welchem Genre ſie den Inhalt dieſer Worte hielten. Jene riethen auf den Anfang eines lyriſchen oder epiſchen Gedichtes, und ſahen ſich nicht wenig überraſcht, als der Nordländer ihnen die Redensart überſetzte, die nichts weniger und nichts mehr bedeutet, als: „Hallo! dummer Burſche, fahr langſam über die Brücke!“ — eine Phraſe, die man auf den ſchlechten Straßen jener Länder dem Poſtillon oft genug zuzuſchreien ſich veranlaßt ſieht.

Daß die Finnen ſelbſt auch in hohem Grade von der Vorzüglichkeit ihres Idioms überzeugt ſind, beweiſt die alte Sage von dem Kochen der Sprachen, mit der ſie ſich herumtragen, und in der ſie ſich und ihre Sprache als die Lieblinge des Wainämoinen darſtellen.

Als dieſer finniſche Apollo, ſo heißt es in jener Sage, wünſchte, daß die Menſchen ſich auf Erden in verſchiedene Nationalitäten verbreiten und jedes ſein beſonderes Idiom haben möchte, richtete er auf einem hohen Berge einen Zauberkeſſel auf, und machte ein Feuer darunter, um die Sprachen für die Völker, die er berief, zu kochen.

Die gehorſamen Finnen folgten dem Rufe ihres Gottes am ſchnellſten und erſchienen ſchon ſo zeitig, daß Wainämoinen noch nicht einmal mit ſeinen Vorbereitungen fertig war.

Erfreut über ihre außerordentliche Pünktlichkeit, ſagte der Gott ihnen daher, da er die Sprachmaſſe für die Menſchen noch nicht richtig gemiſcht habe, ſo wolle er denn ihnen, den Finnen, ſeine eigene göttliche Sprache geben und ſie ſollten auf Erden ſein erſtes und auserwähltes Volk ſein. Er entließ ſie vor Allen beehrt mit dieſem Beſcheide nach Hauſe. Die Sprachen der andern ſpäter kommenden Nationen aber wurden aus dem Ziſchen, Rauſchen, Kniſtern, Quicken, Flackern und aus dem Schaume des Sprachen-Gebräus im Keſſel gebildet. Die Italiäner ſelbſt hätten keine treffenden Satyre auf die harten und mit Konſonanten überfüllten Sprachen der Germanen und Slaven ausprägen können.

Mit dem Wainämoinen, ihrem Muſagetes, den ſie aber nicht, wie die Griechen, ewig jung und ſchön, ſondern von ſeiner Geburt an mit grauem Bart, weißem Haupte, aber mit jugendlichem Herzen, hoher Weisheit und dichteriſcher Begeiſterung begabt, darſtellen, — (es iſt charakteriſtiſch genug, dies mag ich noch in Parentheſe bemerken, daß während die Hellenen ſich alle Götter jung dachten, dieſe nordiſchen Völker die ihrigen alle als Alte und Greiſe darſtellen,) — mit jenem Wainämoinen ſage ich, — beſchäftigen ſich außer dem Gedichte Kalewala noch viele andere finniſche Sagen und Geſänge, in denen erzählt und zuweilen umſtändlich und maleriſch beſchrieben wird, wie er das Kantelet, die finniſche Cither, erfand und baute, wie er den Vögeln und dem Echo und den Menſchen die Muſik lehrte, wie er ſelber ſang und wie er von ſeinen eigenen Melodien berauſcht und gerührt dicke Thränen vergoß, die ihm, wie Thautropfen in ſeinen Bart hinabrollten, und von dem Bart auf die Kniee und von den Knieen in's Meer, wo ſie zu echten Perlen wurden.

Auch die Eindrücke der Natur, der großen Weſen-Mutter, an deren Buſen dieſe ſtillen Völker ſich ſo viel inniger anſchmiegen, als die thatendurſtigen, politiſchen und geſelligen Nationen des Südens, an dem ſie ſich vor den über ſie hin brauſenden Kriegs-Stürmen gleichſam verborgen haben, finden bei ihnen in jenen Sagen und Geſängen ihre reinſten Ausdrücke.

Das Gemüth dieſer vereinſamten in weiten Gebieten ſpärlich verſtreuten Kinder des Nordens fühlt ſich zum Umgange mit der Natur mächtig hingezogen und dichtet Allem, ſelbſt den geringfügigſten Gegenſtänden, Seele und Leben, Gedanke und Sprache an. Die Finnen, wie auch ihre Nachbarn, die Letten, beide von den Menſchen ſo oft mißhandelt, halten zu ihrem Troſte trauliche Zwiegeſpräche mit Vögeln, Fiſchen und anderen Thieren, mit Blumen und Bäumen, ja mit Flüſſen, Seen und Teichen. Aus dem jeder Menſchenbruſt eingepflanzten Bedürfniſſe und Triebe nach Geſelligkeit, die ſie, weil bei ihnen die Menſchen ſo ſparſam geſäet ſind, ſelten befriedigen können, knüpfen ſie ſogar mit Baumſtümpfen, Steinen und Granitblöcken, die ſie oft anreden, eine poetiſche Freundſchaft an.

Wo und bei welchen Gelegenheiten ſie noch heutzutage ihre Liederchen componiren und wie ſie dieſelben von einem zum andern überliefern, davon gibt wieder der Dichter ihrer Kalewala ſelber die treueſte Schilderung in einer Art von Prolog, in welchem er auf ſehr hübſche und naive Weiſe allegoriſch andeutet, wie er ſeinen Sagen- und Ideenſchatz zuſammenbrachte:

„Ein'ge," ſo heißt es dort, „ſang mir einſt mein Vater,
Als er ſich den Beilſtiel ſchnitzte,
Andre lehrte mir die Mutter,
Als ſie ihre Spindel ſpinnen;
Ihre Spule wirbeln ließ.
Auch ſind drunter andre Worte,
Die ich an dem Wege pflückte,
Von der Haidekrautflur rupfte,
Von des Waldes Dickicht abbrach,
Von den Sträuchern heim mir holte,
Als ich in die Hütung hüpfte,
Zu der Heerd' als Hirtenknabe,
Auf die waldbewachſnen Hügel,
Auf die goldnen Bergeshöhen.
Dorther holt' ich hundert Worte,
Tauſend Lieder zu verfert'gen."

Wie die Naturſchildereien, ſo hat denn natürlich vor Allen auch die Liebe in jenen finniſchen Volksdichtungen ein ſehr umfaſſendes Gebiet. Aelterliche, kindliche, geſchwiſterliche Zuneigung riefen bei ihnen einen Theil der reizendſten lyriſchen Ergüſſe in's Daſein.

Die Liebe iſt bei ihnen wie auch bei den Letten viel geiſtigerer Natur. Eine reine, tiefe und zärtliche Innerlichkeit liegt in ihren Liebesliedern; ſo, um aus tauſend Beiſpielen eins zu nehmen, in folgendem Liedchen, in welchem eine Finnin den Schmerz der Trennung von ihrem Geliebten ausſpricht:

„Hörſt Du es, mein trauter Freund,
Merkſt Du es, mein Erdbeern-Herz,
Wenn ich ſingend um Dich klage?
Scheiden mußteſt Du von mir,
Harten mußt' *ich* hier nach Dir. —
Du zog'ſt fort in ferne Lande
Ich blieb zurück bei fremden Leuten!
Wohl war's herbe, hinzugeben,
War verwundend, — zu entlaſſen,
Schmerzlich, — auf den Weg zu ſenden!
Biſt gar oft mir im Gemüthe,
Mir im Herzen, wenn ich eſſe, wenn ich träume,
Immer iſt vor *mir* Dein Antlitz,
Immer iſt vor *Dir* das meine!
Treffen je wir traut zuſammen?
Bei der Linde, in dem Thale?
An dem Ufer, in dem Thaugras?
In den Saaten, unter Blumen?
In des Himmels Paradieſe?
In des großen Vaters Garten? —
Ja! da treffen wir uns endlich wieder,
Leben ewig mit einander!"

Wohl könnte man bei Betrachtung ſolcher Lieder verſucht ſein, einem berühmten Kenner und Liebhaber der finniſchen Poeſie beizuſtimmen, der enthuſiaſtiſch für ſeinen Gegenſtand behauptet, „daß die ächte innere Gluth und Stärke der Gefühle *nicht* im warmen Süden, bei den Italiänern und Spaniern, ſondern im kalten Norden, bei den Finnen zu Hauſe ſei, und daß dem nordiſchen Literaten, Alles was ihm von *ſüdeuropäiſchen* Völkerſtimmen zur Kenntniß komme, im Vergleich mit ähnlichen Productionen des Nordens froſtig erſcheinen müſſe."

Bemerkenswerth iſt es dabei noch, daß der Geiſt der finniſchen Poeſie ſich auch vielfach der Muſe der in Finnland wohnenden Schweden mitgetheilt hat. Alle ſchwediſchen Dichter Finnlands, ſind im Gegenſatze zu den ſchwediſchen Dichtern in Schweden durch große Einfachheit, tiefes Gefühl, idylliſche Richtung ausgezeichnet. Sie ſind in gewiſſem Grade finniſirt.

Die Finnen ſind auch, wie die arabiſchen Beduinen, große Freunde von Wortſpielen und poetiſchen Scherzen.

An Sprichwörtern ſind ihre Sprachen und Literaturen ſehr reich.

Ein deutſcher Gelehrter hat kürzlich unter den Landeskindern am Peipus-See, bei Dorpat und in verſchiedenen Theilen von Eſthland eine Menge höchſt trefflicher

und merkwürdiger finnischer Sprichwörter eingeärndtet und eine Auswahl aus dieser Sammlung, die ich mittheilen will, wird geeignet sein, sowohl den Scharfsinn als den philosophischen Geist dieser Leute zu bezeugen:

„Erst Säen, dann Mähen."

„Sitzt das Glück mit Einem im Kahne, so braucht er nicht nach dem Kompaß zu blicken."

„Der Mann schüttelt die Würfel, das Glück gibt die Augen."

An einen sehr stummen Menschen: „Sprich doch Söhnchen, die Lippen fallen dir ja nicht ab."

An die Großthuer: „Auch der höchste Berg kann nicht über seinen Gipfel hinaus."

Statt unseres: „Caviar fürs Volk," sagen sie: „Gib dem Esel Rosen, er sehnt sich nach Disteln."

„Der Geizige möchte erst die Mühle verkaufen und dann noch den Wind."

„Wer Unglück haben soll, der zerbricht auch wohl den Spiegel, indem er blos hineinschaut."

„Für den Glücklichen sind die Berge ebener, als für den Armen das Thal."

„Brate den Bären nicht eher, als bis du ihn erlegt hast."

„Danke Gott für das Stroh, wenn er dir Korn versagt hat."

„Sein Kätzchen lobt, wer Rinder entbehrt."

„Hüpfe nicht über, bevor du zum Graben kommst."

„Wer bei der Windstille schläft, muß im Sturme rudern."

„Auch die klügste Schlange bringt's nie zum aufrechten Gange."

„Weit erschallt des Frommen Glöcklein, viel weiter noch die böse Rede."

„Wer grundlos grollt, versöhnt sich ohne Sühne."

„Weit sieht der Weise, doch weiter denkt er."

„Die Zeit fragt nicht nach dem Manne, wenn der Mann nicht nach der Zeit fragt."

„Hat die Maus zum Gähnen Zeit, wenn sie der Katze schon im Maule sitzt?"

Wenn bei einem Volke ein solcher Schatz von kerniger Lebens-Weisheit sich ausbilden konnte, von dem das Gegebene nur einige Splitterchen sind, so mag man wohl behaupten, daß nicht moralische Schwäche und Verkehrtheit, sondern nur Mangel an politischer Klugheit und an staatlicher Tüchtigkeit sein trauriges Schicksal herbeigeführt habe.

Auch die Wortspiele und Räthsel, mit denen sich die Finnen zur Uebung des Verstandes so gern zu thun machen, sind ganz eigenthümlicher Art.

Ein Ei wird darin als „ein Tönnchen mit zweierlei Bier" definirt, ein Kohlkopf, als „ein kleines rundes runzliches Weib, ihr Haupt in hundert Tücher gewickelt." „Der Vater ist noch nicht geboren und der Sohn ist schon auf dem Dache," das ist der Rauch, ehe die Flamme sich zeigt. „Ein rothes Hundchen bellt durch einen knöchernen Zaun," das ist die böse Zunge zwischen den Zähnen. „Sie haben keine Füße und laufen doch bis an's Ende der Welt," das sind die Wolken, die Segler der Lüfte.

Nur flüchtig konnte ich hier auf alle diese so interessanten und charakteristischen Dinge hinweisen, die man übrigens auch bis jetzt noch in ihren Einzelheiten blos bei zwei finnischen Völkern, bei den vielbesprochenen Esthen und den Finnländern mehr in Detail verfolgt hat.

Wahrscheinlich aber ziehen sich diese Räthsel, jene Sprichwörter, jene lyrischen „Runot", wie die Wainämoinen-Sagen und Poesien, weit über den Norden durch alle Haide-, Wald- und Sumpf-Länder der Tscheremissen, Wotjäken, Wogulen und Samojeden hin, und da alle diese Dinge zum Theil mit sehr alten heidnischen Mythen zusammenhangen, so ist es eben so wahrscheinlich, daß auch die oben genannten jetzt verschollenen Kuren, Lieven, Wessen, Meren und die andern zahllosen verschwundenen Finnenstämme, von denen uns nicht einmal der Name geblieben ist, von einem ähnlichen Geiste beseelt waren, und daß also, wenn ich von einer unter unsern Füßen untergegangenen Finnenwelt redete, darunter nicht nur zerstörte Jäger- und Fischerhütten und Rauchstuben zu verstehen sind, sondern auch, was noch interessanter und ergreifender ist, ein ganzes Reich origineller Ideen, eigenthümlicher Sagen, Mythen, Poesien, Sitten und Gebräuche, über deren Trümmer wir jetzt wandeln.

Die Lithauer und Letten.

Mitten inne zwiſchen den Deutſchen im Weſten, den finniſchen Stämmen im Norden, den ſlaviſchen Polen im Süden und den Ruſſen im Oſten wohnt ſeit uralten Zeiten in Europa ein Volksſtamm, den man nach dem Namen ſeiner beiden am meiſten bekannten Unterabtheilungen den Lithauiſchen oder auch wohl den Lettiſchen genannt hat.

„Litwa" oder „Ljetuwa" (Lettland) ſcheint wohl der alte und einheimiſche Name ihres Landes zu ſein. Unter anderen Benennungen verkappt mag uns das Land und Volk ſchon in den früheſten Jahrhunderten der Geſchichte vorgeführt werden.

Jetzt bewohnen dieſe Lithauer oder Letten die unteren Gebiete der großen Flüſſe Düna und Niemen, längs der Oſtſee die ganze Halbinſel Curland, einen Theil von Oſtpreußen bis in die Nähe von Königsberg, die ſüdliche Hälfte von Liefland nördlich hinauf bis in die Nähe von Dorpat, beinahe die ganze nach ihnen benannte ruſſiſche Provinz Lithauen und ein Stückchen vom Königreich Polen zwiſchen dem Niemen und der preußiſchen Grenze bis Auguſtowo.

Es iſt ein weites mit Wäldern, Sümpfen, Haiden und Sandſtrecken und untermiſchten fruchtbaren Fluren, erfülltes Gebiet, etwa von der Größe des Königreichs Ungarn, mit einer Bevölkerung von ungefähr 3 Millionen Menſchen. —

Die Lithauer oder Letten, obwohl ſie von allen ihren oben genannten Nachbarn, mit denen ſie häufig in Krieg und Frieden gemiſcht waren, von denen ſie zuweilen beherrſcht wurden, und die ſie auch zu Zeiten ſelber beherrſchten, Vieles in Sitten und Sprache angenommen haben, ſind doch ein von ihnen ſehr verſchiedenes und ganz beſonderes Volk geblieben.

Daß ſie indo-europäiſchen Urſprungs ſind und daher mit den Slaven, Griechen,

Lateinern und Deutſchen einem und demſelben großen Urſtamme angehören, darüber iſt Niemand in Zweifel. Ihre Sprache, die in Bau und Wurzeln alles Weſentliche mit den Sprachen des großen Indogermaniſchen Stammes gemein hat, bekundet es hinlänglich.

Auch iſt es wohl ziemlich eben ſo gewiß, daß ſie unter allen jenen Stämmen in ihrem ganzen Weſen den Slaven am nächſten ſtehen, obwohl wir uns dieſe Verwandtſchaft wieder keineswegs ſo denken dürfen, daß wir uns dadurch etwa berechtigt glaubten, die Lithauer in eben der Weiſe, wie die Tſchechen oder die Slavonier oder Kroaten den Slaven beizugeſellen.

Die Lithauer ſind nicht in der Neuzeit und nicht auf europäiſchem Boden aus dem Slaventhum hervorgetreten: Es iſt eine uralte und markirte Trennung, die ſchon in dem aſiatiſchen Mutterlande vor ſich gegangen ſein mag, und die über alle Forſchung hinaus geht.

Von ihren deutſchen Nachbarn im Süden aber weichen die Lithauer allerdings mehr ab, als von den Slaven, und eine noch größere Kluft ſcheidet ſie von ihren Nachbarn im Norden, den Finnen, wenigſtens in dem urſprünglichen Stamm, Sprache und Weſen. Denn was ſie ſonſt in ihrer äußeren Erſcheinung, in ihren Sitten und auch in ihrer Denkweiſe und Seelenſtimmung mit den Finnen gemein haben, mag in der Hauptſache eine Wirkung des gemeinſamen Klimas und der harten Schickſale ſein, welche ſeit alten Zeiten alle dieſe Völker des Nordens mit einander theilten. Zum Theil freilich auch eine Folge ſtattgehabter Miſchungen.

Wie und wann dieſe Lithauer aus dem indo-germaniſchen Aſien zu ihrer jetzigen nördlichen Heimath an der Oſtſee hinaufgeführt ſind, iſt uns ebenfalls ein unerforſchliches Geheimniß. Daß ſie ſich unter heldenmüthigen Anführern dahin durchgeſchlagen haben, iſt nicht wahrſcheinlich, denn ihre Sagen und Dichtungen haben ſo wenig Heroiſches und deuten eben ſo wenig auf eine großartige Vorzeit hin, wie der jetzige durchaus nicht hochſtrebende Charakter dieſer Leute, die ſchon von einem der alten Schriftſteller, als ein „pacatum hominum genus omnino“ (äußerſt friedfertiges Geſchlecht von Menſchen) bezeichnet werden.

Sie wurden wohl von andern Völkern in der großen vorgeſchichtlichen Wanderung dahin gedrängt, wo ſie jetzt ſitzen und wo ſie dann wunderbarer Weiſe trotz aller ferneren Bedrängniß ſeit Jahrtauſenden ſich ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben.

Sie liegen gleichſam da wie ein erratiſcher Block, vereinzelt und abgeriſſen, mitten zwiſchen lauter fremden, oder doch nur ſehr entfernt verwandten Stoffen. Wir erkennen wohl das entlegene Gebirge, von dem dieſer Block entnommen wurde, aber die bunten Wege, auf denen derſelbe im Chaos der Völkerſtrömungen herabkam, verräth uns ſelbſt die Sage kaum mit einem Fingerzeige.

Wie häufig die unterdrückten und in ihrer eigenen Fortentwickelung gehemmten Völker, ſo haben auch die Lithauer und Letten das Urſprüngliche und Alte vielfach reiner bewahrt, als andere Nationen von kräftigerem Leben und energiſcherem Fortſchrittsdrange.

Ihre Sprache deutet noch heutzutage den aſiatiſchen Urſprung klarer an, als die der Germanen und Slaven. Sie hat die früheren Formen und Wurzeln der alten indo-germaniſchen Urſprache viel unveränderter bewahrt, als z. B. das jetzige Deutſche oder Ruſſiſche.

Die Gottheit, die Sonne, die Elemente, die Theile des menſchlichen Körpers und viele andere weſentliche und auf der ganzen Erde gleichen Dinge werden von den lithauiſchen Bauern noch heutigen Tages mit Namen bezeichnet, die faſt ganz dieſelben ſind, wie wir ſie in den heiligen Sanskrit-Schriften der weiſen Bramines finden. Und im Ganzen genommen gibt es in Europa vielleicht keine Sprache, die der alten Ur-Mutter näher ſtände, als die Lettiſche. Viele Laute und Worte derſelben hat die Tochter faſt unverändert conſervirt.

„Esmi“ (ich bin) ſagt der Lette, „asmi“ (ich bin) ſprach der Himalaja-Bewohner; „eimi“ (ich wandle) heißt es an der Oſtſee, „aimi“ (ich gehe) lautete es in Indien; „Diewas“ (Gott,) „sunus“ (Sohn,) „wissa“ (Alles) klingts am Niemen; „Dewas“ „sunas“ wiswa,“ tönt's am Ganges wieder.

Ja man hat wohl verſucht, einige ſanskritiſche Redensarten zuſammenzuſetzen, die ein lithauiſcher Düna-Anwohner, wenn man ſie ihm vorlegte, ohne viel Mühe ſo gut verſtand, wie die Sprache ſeines Hausnachbarn.

Es iſt eine höchſt bewundernswürdige Nachbarlichkeit in der Bildung der Sprachen, welche räumlich durch viele hundert Meilen und zeitlich durch Jahrtauſende getrennt ſind. Es iſt ein Phaenomen, aus dem Manche einen Beweis dafür haben herleiten wollen, daß die Lithauer ſich ſpäter als alle übrigen Europäer ihren aſiatiſchen Urſitze entwunden hätten und unter den Indo-Germanen die letzten Ankömmlinge auf europäiſcher Erde geweſen ſeien. —

Doch iſt dieſer Beweis trügeriſch, vielleicht erklärt ſich die Sache zum Theil daraus, daß die lithauiſche Sprache nie geſchrieben wurde, und daß ſie daher, wie alle literaturloſen Sprachen, die ſich nicht weiter entwickelten, unverändert und erſtarrt, — mehr als das Slaviſche und Deutſche auf dem anfänglichen Punkte ſtehen blieb. Auch bei dem literaturloſen Flämiſchen, um zum Vergleiche ein Beiſpiel anzuführen, ſehen wir häufiger die alten Formen der niederdeutſchen Mutter bewahrt, als bei dem Holländiſchen, das ſich in Grammatik, Proſa und Poeſie weiter entfaltete und verjüngend umwandelte. —

Wenn auch etwas weniger ungewiß, ſo doch faſt eben ſo dunkel, wie ihre Urzeit iſt die ſpätere Geſchichte der Letten und Lithauer, dieſer „inter septemtrionales populos obscurissimi“ (der unter den nördlichen Völkern allerobſkurſten) wie ſie ein alter ſlaviſcher Schriftſteller nennt, in ihren Sitzen in den Sumpf- und Wälder-Winkeln an der Oſtſee.

Ein ackerbauendes Volk ſcheinen ſie von jeher geweſen zu ſein. Denn ſchon die erſten griechiſchen und römiſchen Nachrichten über ſie aus der Zeit vor Chriſti Geburt, erwähnen ihrer Kornſcheuern, die ſie mit großen Oefen erwärmen, um das Getreide ihres ſtets feuchten Bodens ſchneller zu trocknen, und die Römer beſchrieben dieſe Getreidedarren ungefähr eben ſo, wie man ſie noch heutzutage im Curland und Lithauen ſehen kann.

Sie lebten, wie es ſcheint, unter der Herrſchaft eines gemeinſamen Oberprieſters, einer Art von Papſt, Kriwe oder Kriwe-Kriweito (d. h. der Richter der Richter) genannt, der mit ſeinen Weideloten (Unterprieſtern) die Angelegenheiten des Volkes verwaltete. — Alte ehrwürdige Eichenhaine, der berühmte von Romowe in dem jetzigen Oſt-Preußen, und andere werden als Reſidenzen ſolcher lithauiſcher Prieſter und der heidniſchen Gottheiten, in deren Namen ſie regierten, genannt. Waidawut, eine Art Moſes der Lithauer, ſoll der erſte jener Kriwes und der Stifter der Prieſter-Herrſchaft geweſen ſein. Der Kriwe-Kriweito war der Geſellſchafter der Götter, die im Donner und Ungewitter vorzugsweiſe zu ihm ſprachen.

Er verkündete dem Volk ihren Willen, und ſtand in ſolcher Verehrung, daß ein Menſch, den er mit ſeinem oberprieſtlichen Stabe irgendwo hin ſandte, wie eine heilige Perſon empfangen ward. Vielleicht kam urſprünglich auch dieſe Prieſterherrſchaft, wie die Sprache der Lithauer direkt aus dem Braminen-Lande.

Auch ihre Religion und ihre Mythen, ſo viel wir davon wiſſen, athmen einen ganz indiſchen Geiſt. Da die Lithauer ſo ſpät zum Chriſtenthum bekehrt wurden, ihre alten heidniſchen Anſichten noch jetzt bei ihnen eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen und noch vielfach in Phantaſie und Dichtkunſt der Landeskinder fortleben, ſo ſcheint ein flüchtiger Blick auf ihre Mythologie hier ganz am Platze.

Wie die Slaven und andere Indo-Germanen vergötterten die alten Lithauer und Letten die Natur. Der Himmel, die Sonne, der Mond, die Sterne, der Blitz und alle auffallenden atmoſphäriſchen Erſcheinungen waren ihnen Gegenſtände der Anbetung. Und ihre Phantaſie und Poeſie ſchuf aus denſelben lebendige und perſönliche Geſtalten.

Sie ſcheinen vor allen eine allgemeine Mutter der Natur unter dem Namen Karaluni, Göttin des Lichts, in der ſich der ganze Himmel mit allen ſeinen Phänomenen verkörperte, verehrt zu haben. Sie dachten ſich dieſe Karaluni als eine ſchöne Jungfrau, deren Haupt mit dem Diadem der Sonne geſchmückt war. Sie trug den blauen Himmels-Mantel mit Sternen beſät, und auf der Schulter mit dem Monde, wie mit

Digitized by Google

einer Broſche zugeſchnallt. Der farbige Regenbogen war ihr Gürtel. Ihr Lächeln war die Morgenröthe. Wenn es aber beim Sonnenſchein regnete, dann „weinte Karaluni."

Bei weiterer Entwickelung der religiöſen Ideen zerfielen dann wieder die einzelnen himmliſchen Erſcheinungen zu beſonderen Gottheiten. Sonne, Mond und Sterne wurden eigene Götter für ſich. Die Sonne war eine Göttin, die in einem Wagen über die Welt hinfuhr, mit drei Pferden beſpannt, einem goldenen, einem ſilbernen und einem diamantenen. Ihr Palaſt lag im Oſten, in jenem Lande, wohin die Seelen tugendhafter Menſchen nach dem Tode zurückkehren, um, nachdem ſie den hohen glatten Himmelsberg erklettert haben, eine ewige Glückſeligkeit zu genießen. Zwei Sterne, „Auſchrinne" und „Wakarinne" (Morgen- und Abendſtern) zündeten der Sonne das Feuer an, richteten ihr das Bad zu und bereiteten ihr das Lager.

„Holde Sonne, Gottestochter!
„Wer zündet Dir am Morgen
„Das Feuer an? Und wer bereitet
„Am Abend Dir das Bette?
„Der Morgenſtern thuts und der Abendſtern,
„Der Morgenſtern legt Feuer an,
„Der Abendſtern macht Dir das Bette,
„Ach! Du haſt viele Kinder,
„Und unzählige Schätze!"

So wird noch heutzutage in den lettiſchen Volksliedern geſungen. Die Sonne war die Gattin des Mondes. Wenn dieſer Ungetreue aber dem roſigen Morgenſtern den Hof macht, dann ergreift Perkunos, der Gott des Donners, das Schwert, und verſtümmelt zur Strafe dem Monde das volle Antlitz, indem er ihm zuruft:

„Warum haſt Du die Sonne verlaſſen?
„Warum dich in die Morgenröthe verliebt?
„Warum biſt du des Nachts allein umhergeirrt?

Die Sterne waren der Sonne und des Mondes Kinder, „die nur eine kleine Mitgift von Licht zur Hochzeit mit bekamen." Dieſe ſpärlich ausgeſtatteten Sommertöchter verheiratheten ſich mit Götterſöhnen und daraus entſtanden dann wieder die kleinſten und allerkleinſten Sterne, deren Mitgift noch beſcheidener ausfiel.

Die Sterne wurden von der Mythologie der Lithauer auch mit der menſchlichen Seele, die ſie ſich als einen Funken des göttlichen Lichts dachten, in Verbindung gebracht. Mit der Geburt jedes Kindes auf Erden, ſo glaubten ſie, erglänzte auch ein neuer Stern am Himmel. Eine Parze hängt dieſen Stern am Himmelsgewölbe auf und befeſtigt daran das Ende vom Lebensfaden des Neugebornen.

Die Parze oder Schickſalsgöttin, bei ihnen „Laima" genannt, ſpinnt den Lebensfaden und webt dem Menſchen daraus ein Gewand, das er nach ſeinem Tode zur Erinnerung an die Freuden und Leiden ſeines irdiſchen Lebens tragen muß.

Von der „Laima maminja" (dem Schickſals-Mütterchen) ſingen ſie noch heutiges Tages in ihren Liedern, in denen zuweilen ſolche Redens-Arten wiederkehren, wie dieſe: „Geſtern ſaß ich die ganze Nacht mit der Laima redend."

Merkwürdig, aber freilich nicht unnatürlich iſt es, daß die Sommergottheit bei den Letten, wie Helios auf Sicilien, auch der Hüter und Beſchützer der Vieh-Heerden war:

O Gott mit den goldenen Locken!
Weide meine Kuh,
Weide meinen Ochſen und meine Schäfchen!
Laß nicht ein den diebiſchen Wolf!
Lado! Lado! o Sonne!

So etwas ſingen die Hirten in Lithauen noch heutiges Tages.

Außer der heerdenhütenden Sonnen-Gottheit und der das Leben leitenden Schickſals-Mutter haben ſie auch noch eine „Wald-Mutter," eine „Blumen-Mutter" eine „Garten-Mutter," eine „Wind-Mutter. Am häufigſten aber hört man ſie von der „Semmes-Mahte" (dem Erdmütterchen) reden. Dieſe waltet unter der Oberfläche der Erde. Ihre Gehülfinnen heißen „Swehtas meitas" (die heiligen Mädchen,) welche bei ihnen die Stelle unſerer Elfen vertreten, und die ohne Zuthun des Menſchen Alles in der Natur über Nacht fertig machen. Von der Erdmutter ſagen die lettiſchen Landleute noch jetzt ſcherzweiſe, wenn ſie etwas verloren haben, z. B. ein Mädchen eine Nadel: „Erdmütterchen gib mir meine Nadel wieder."

Einer ihrer mächtigſten Götter, ihr Donnerer, ihr Zeus, hieß Perkun. Er ſpielte bei ihnen ungefähr dieſelbe Rolle wie Thor bei den Skandinaviern. Ihm war die Eiche heilig, und ebenſo galt jeder Gegenſtand für heilig, den ſeine Blitze

trafen. Auch wer von ſeinem Blitze getödtet wurde, war der Seligkeit gewiß. Den Perkun hatten die Lithauer mit den Slaven gemein, und wie dieſe brachten ſie ihm Pferde zum Opfer dar. Sonſt waren ihre Opfer in der Regel weder ſehr blutig, wie z. B. die Opfer der Celten, noch ihre Götter ſehr grauſam und ſchrecklich, wie die mancher oſtaſiatiſchen Völker.

Nur eines der bei ihnen üblichen Opfer verdient eine beſondere Beachtung, weil es beweiſt, welches heroiſchen Patriotismus doch auch dieſe Leute fähig geweſen ſein müſſen. — Wenn ein Krieg oder ſonſt eine öffentliche Calamität die Nation bedrohte, ſo pflegte ſich Einer unter ihnen zur Sühne freiwillig dem Untergange zu weihen, ſtürzte ſich in die Reihen der Feinde, oder gab ſich auf andere Weiſe den Tod.

Wenn ſich ſonſt Niemand fand, trat zuweilen ein Prieſter im Schmucke hervor, und widmete ſich öffentlich dem Flammentode zum Heile des Vaterlandes. Dieſer Zug erinnert an ähnliche Begebniſſe aus der Geſchichte der Römer und Schweizer.

Solchen Traditionen und Mythen nachhängend, und die genannten Götter verehrend, mögen die Lithauer ſich während ungemeſſener Zeiträume in vielen von keinem Annaliſten beſchriebenen Kämpfen und Kriegen mit ihren ſlaviſchen, finniſchen und deutſchen Nachbarn herumgetummelt haben. Nur die mit Waffen uud Gebeinen gefüllten Todtenhügel, die man hier und da in den Wäldern und an den Flüſſen ihres Landes findet, zeugen von ſolchen Ereigniſſen.

Obwohl ſie, wenn gereizt, ihre heiligen Haine, ihre väterlichen Aecker zuweilen tapfer und hartnäckig genug vertheidigen, ſo zeigt die Geſchichte ſie uns doch meiſtens bald dem einen bald dem andern jenes Nachbarn unterliegend. Selbſt die finniſchen Stämme, die Kuren, Lieven und Eſthen haben zu Zeiten lettiſches Land nnd Volk bewältigt und beherrſcht, und die beiden erſten haben ſogar den in der Hauptſache lettiſchen Provinzen Curland und Livland ihren Namen aufgeprägt.

Viel hatten ſie von Alters her von ihren Nachbarn auf der andern Seite des Oceans von den Gothen oder germaniſchen Skandinaviern zu dulden, deren großer König Hermanrich ſie ſchon im 4. Jahrhundert nach Chriſto eben ſo unterjochte und mit ſeinem weiten Reiche verband, wie er dies mit ihren Nachbarn, den Finnen und Slaven that.

Schon damals mögen manche arme Letten auf die Schlachtfelder der Gothen geſchleppt, als gezwungene Rekruten an der Völkerwanderung und der Eroberung Roms Theil genommen haben, wie ſie noch heutiges Tages in den Regimentern des Kaiſers von Rußland bei Auſterlitz und Leipzig, an der Donau und am Kaukaſus ihr Blut verſpritzen müſſen für eine Sache, die ſie nichts angeht. — Manche Gelehrte haben die Begleiter Odoaker's, der dem römiſchen Kaiſerreiche ein Ende machte, „die Heruler" für Lithauer halten wollen.

Ein zweiter Hermanrich, der Normanne Rurik, verſchmolz ſie oder wenigſtens einen Theil von ihnen in ähnlicher Weiſe im 9. Jahrhundert mit dem von ihm geſtifteten ruſſiſchen Reiche und ſchon ſeitdem haben die Ruſſen dieſe Lithauer und Letten und ihr Land als ihre Unterthanen betrachtet, obwohl ſie keineswegs ſeitdem immer in dem Beſitze der Oberherrſchaft über ſie geweſen ſind. Skandinaviſche Ein- und Anfälle auf das Lettland wiederholten ſich bis in die neueſten Zeiten herab. Der letzte bedeutende, denen von Hermanrich und Rurik etwas ähnliche war im Anfange des 18. Jahrhunderts unter Carl XII. von Schweden.

Viel entſcheidender für den jetzigen Zuſtand dieſes Volksſtammes als jene zahlloſen aber vorübergehenden ſchwediſchen Einfälle über's Meer, ſind ſeine Berührungen mit den Deutſchen und Slaven, von denen ihn kein Meer trennte, geweſen. Schon in den älteſten Zeiten ſcheinen die Lithauer häufig unter dem Einfluſſe und der Botmäßigkeit deutſcher und ſlaviſcher Völker geſtanden zu haben. Doch wollen wir die frühern dunklen und zweifelhaften Vorgänge übergehen. Seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts aber drängten die deutſchen Ritter und Coloniſten, die an der Oſtſee feſten Fuß gefaßt haben, von zwei Seiten auf ſie ein, ein Mal von der Düna und ein Mal von der Weichſel her, an deren Mündungen ſie ſich niedergelaſſen hatten.

Hier im Süd-Westen rotteten sie im Verlaufe lang dauernder und blutiger Kriege einen alten Stamm der Lithauer den der „Poruſſen", bis auf einige noch jetzt exiſtirende Ueberreſte aus, und germaniſirten mehrere Striche des Landes bis zum Niemen hin, in denen von den alten Lithauern wenig mehr übrig blieb, als der berühmte Name der untergegangenen poruſſiſchen Vaterlands-Vertheidiger, welcher zu „Preußen" umgewandelt auf ihre Todfeinde überging und nun noch als der Name eines großen deutſchen Staates blüht.

Dort im Nord-Oſten an der Düna machten ſich die Deutſchen den Stamm der im engeren Sinne par excellence ſo genannten „Letten" unterthänig und vertheilten ſein Land unter die Ritter des Schwert-Ordens, deren Nachfolger dort noch bis auf den heutigen Tag die Grundbeſitzer ſind.

Das ganze lithauiſche Volk wurde auf dieſe Weiſe damals im 13. und 14. Jahrhundert ſo ſagen auf zwei Flügeln von den Deutſchen gepackt, und es ſcheint, daß eben dadurch wenigſtens der Kern und Hauptkörper des Stammes, — das in der Mitte liegende eigentliche „Lithauen" — zu einer Einigung gedrängt wurde, und ſich zu einer, wenn auch nur kurze Zeit dauernden, weltbiſtoriſchen Bedeutung erhob.

Es erwachte in Folge jenes Drucks von Außen im dreizehnten Jahrhunderte eine kriegeriſche und ländererobernde Leidenſchaft unter dieſen „pacatum genus." Das bis dahin — wenigſtens in dem Angriffe (wahrlich nicht in der Vertheidigung ſeines Vaterlandes) ſchläfrige Lettengeſchlecht ermannte ſich nun und bäumte auf wie ein Pferd, dem auf zwei Seiten die Sporen in die Seite geſetzt wurden.

Da damals die ruſſiſchen Angelegenheiten unter der Herrſchaft der Mongolen im betrübteſten Verfall waren, ſo dehnte ſich jene mächtig aufſtauchende Herrſchaft der gereizten Lithauer vornehmlich in dieſer Richtung aus. Sie machten Eroberungen auf ruſſiſche Koſten; lithauiſche Heere drangen bis zum Dniepr, bis Kiew vor, ja kämpften gegen Tataren und Ruſſen am Ufer des ſchwarzen Meeres. Und ſo ſtand denn am Anfang des 14. Jahrhunderts ein großes weithin gebietendes lithauiſches Königreich da, deſſen wilde Fürſten Gedemin, Olgherd, Witoſt und Jagael (Jagello) in ganz Europa berühmt und den ruſſiſchen Annaliſten nur zu bekannt wurden.

Auf dieſe Weiſe hat denn auch dieſer „obſkureſte" und ſonſt immer unterdrückte Stamm der europäiſchen Familie wenigſtens einmal einen hellen Silberblick gehabt, oder eine einflußreiche Rolle geſpielt, freilich nur ein einziges Mal und freilich nur für eine kurze Zeit. Denn ſchon ſeit dem Jahre 1386, nachdem ſie durch die Verheirathung der Königin Hedwig und des Großfürſten Jagello mit Polen verſchmolzen wurden, verloren die Lithauer allmählich wieder ihre nationale Selbſtſtändigkeit und wurden von einer andern und energiſcheren Nationalität überſchattet.

Eigenthümliche Blüthen höherer Bildung trieb das Volk auch zur Zeit ſeiner politiſchen Erſtarkung und Selbſtſtändigkeit nicht. Die Lithauer blieben ſogar heidniſch bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Im Lande Smudz oder Samogitien wurden ſie gar erſt im Anfange des 16. Jahrhunderts getauft. Von allen größeren europäiſchen Völkern ſind die, Sonne, Mond und Sterne anbetenden, Lithauer am ſpäteſten zum Chriſtenthum bekehrt worden. Jagello der lithauiſche Fürſt ſelber galt ſogar in Polen für einen heidniſchen Barbaren. — Wie dunkel es daſelbſt in den Augen der Ruſſen ausgeſehen haben muß, beweiſt unter andern der Name, den die Ruſſen ſeit Alters den von Lithauern bevölkerten Wald-Einöden und Sumpflandſchaften gaben, dieſen Wildniſſen, die nie der Sitz einer Cultur geweſen ſind, in denen ſich noch bis auf den heutigen Tag wilde Heerden der ſonſt überall ausgeſtorbenen Auerochſen erhalten haben. Die Ruſſen nannten ſie „Schwarz-Rußland."

In jener Vereinigung mit einem höhergebildeten und längſt chriſtlichen Volke wurden die herrſchenden Claſſen unter den Lithauern entnationaliſirt, poloniſirt und wenigſtens dem Namen nach chriſt-katholiſch gemacht. Seitdem ſind der Adel und die Städtebewohner in jenem Hauptkörper Lithauens in Sitte, Geſinnung und Sprache völlig polniſch geworden, und ſind auch ſelbſt nach der Ausbreitung der ruſſiſchen Herrſchaft über das ganze Land bis jetzt polniſch geblieben.

Wie in Lithauen viele eingeborene

Geſchlechter im Polenthum aufgingen, ſo ſind im Letten-Lande d. h. in Cur- und Liefland wenigſtens manche im Deutſchthum untergegangen. Die Deutſch redende bürgerliche Bevölkerung der Städte dieſer lettiſchen Provinzen iſt zum Theil lettiſchen Urſprungs. Ja auch unter dem lievländiſchen Adel, deſſen Vorväter ſonſt meiſtens in Weſtphalen, im Bremiſchen, und in anderen Gegenden Norddeutſchlands zu Hauſe ſind, befinden ſich einige urſprünglich lettiſche Geſchlechter. So z. B. ſollen die Fürſten Lieven von einem lettiſchen Helden Kaupo, der ſeinen Sitz lange gegen die deutſchen Ritter vertheidigte, abſtammen.

Nur die Grundbevölkerung des platten Landes in den genannten Gegenden iſt der uralten Sprache und Weiſe des Stammes unverändert treu geblieben, und lebt noch, obwohl ſie in tiefer Abhängigkeit und Beſchränkung erhalten wird, und auf der einen Seite vom deutſchen Weſen überzogen, auf der anderen von polniſchen und ruſſiſchen National-Elementen überſchüttet iſt, ein ganz eigenthümliches und in Indien wurzelndes Leben, ähnlich den Ameiſen, Spinnen und anderen Geſchöpfen niederer Gattung, die unter einem auf ſie herabgefallenen Felſen ihr Weſen treiben. Trotz des bei ihnen eingeführten Chriſtenthums iſt in ihren Sitten und Gebräuchen noch viel Uralt-Heidniſches. Auch hierin erinnern die Lithauer und Letten an Indien. Wie die Hindu's haben ſie faſt immer unter fremder Herrſchaft geſtanden, und haben dennoch wie ſie, wenigſtens in den unteren Volksſchichten, ihre Sitten und ihren uralten Glauben mit hartnäckiger Zähigkeit Jahrtauſende lang feſtgehalten, trotzdem, daß ſie keine welthiſtoriſche Energie beſaßen, und es ihnen daher auch nie gelang, ihren National-Typus irgend einer andern Nation aufzudrücken. In Folge des Mangels dieſer Energie hatten daher die obern Claſſen der Lithauer, ihre Großen und Fürſten und deren Hof ſogar während der Zeit der politiſchen Größe ihres Stammes, ruſſiſche Sitten und Sprache angenommen.

Obwohl ſie in Lithauen ſelbſt der katholiſchen Religion, in Preußen, Cur- und Liefland aber dem Proteſtantismus zugefallen ſind, und obwohl unter ihnen ſelbſt manche Stammesverſchiedenheiten und zahlloſe Variationen in Dialekt, Kleidung und Gebräuchen exiſtiren, ſo ſind doch noch heutiges Tages alle Beobachtungen, die man über ſie gemacht hat, ſowohl über diejenigen Lithauer, die vor den Thoren von Königsberg wohnen, als über die an der Düna und dem Peipus See, als auch über die bei Wilna und am Niemen, ſo äußerſt übereinſtimmend, daß man wohl erkennt, man habe hier überall die Späne deſſelben Blocks, ein und dieſelbe Nationalität vor Augen.

Die Nüancen ihrer Sprache ſind nicht größer, als die unter den verſchiedenen Dialekten des Deutſchen. — Ihre Poeſie hat überall eine gleichartige Grundſtimmung, behandelt ähnliche Gegenſtände in ähnlicher Weiſe, und deutſche Literaten, welche ihre Traditionen in Gumbinnen in Oſtpreußen ſammelten, ſtießen auf eben dieſelben Dichtungen und Sagen, ja oft auf buchſtäblich dieſelben Verſe, Ausdrücke, Ideen und Wendungen, wie die ruſſiſchen Liebhaber, die am Peipus See dergleichen lettiſche oder lithauiſche Blumenleſen anſtellten.

In ihrer Kleidung, ſo häufig ſich dieſe in den Details auch von Gau zu Gau abwandelt, haben ſie doch in der Hauptſache überall dieſelbe Vorliebe für gewiſſe Farben und Formen, denſelben National-Geſchmack und Schnitt, der von dem der Ruſſen, Polen, Finnen und Deutſchen ſehr abweicht.

In der Bauart ihrer Häuſer, in der Einrichtung ihrer Geräthſchaften iſt überall ein gewiſſer gleichartiger Styl, welcher mit dem bei den Ruſſen und anderen Nachbarn herrſchenden ſo contraſtirt, daß man z. B. auf der Stelle ein ruſſiſches Wohnhaus oder Dorf von einem lettiſchen oder litbaniſchen unterſcheiden kann.

Daſſelbe läßt ſich von ihren Gebräuchen und Sitten bei Hochzeiten, Begräbniſſen und andern Lebens-Vorfällen behaupten, und man kann daher von ihnen wohl ſagen, daß, wenn wir auch nur ein Stück von dieſem Stamme richtig dargeſtellt und erkannt haben, damit auch der ganze Baum gekennzeichnet ſei.

In ihrem phyſiſchen Habitus erſcheinen die Lithauer und Letten als ein wohlgebildeter Menſchenſchlag. Sie ſind im Ganzen genommen größer als ihre Nachbarn,

die Finnen, und es gibt viele lange, hohe Gestalten unter ihnen.

Ihre Gesichtsbildung hat fast nichts von dem mongolischen Typus, der bei den Russen so stark ausgeprägt erscheint. Auch besitzen sie nicht die den Russen und anderen Slaven eigenthümliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Körpers. Ihre Weiber sind meistens von frischer anmuthiger Farbe und von einer sanften und anziehenden Schönheit. Ihren ganzen Körperbau nach möchte man die Letten eher den Germanen als den Slaken beizählen.

In ihrer Kleidung sind sie vermuthlich so alterthümlich, wie nach dem, was ich oben sagte in ihrer Sprache. Was die deutschen Chronisten vor 500 Jahren von der Kleidung der alten lithauischen Preußen berichteten, gilt noch heutiges Tages. Es ist dies sehr natürlich bei einer Nation, die keine Kleiderkünstler hat, bei denen nicht nur die Gewinnung und anfängliche Zubereitung des Stoffs, sondern auch seine Façonirung und Zurichtung eine Familien-Angelegenheit ist, wo die Töchter des Hauses singend wie Kalliope die Webstühle umgehen und die Frauen selber, wie die Gemahlin des Odysseus, die schmucken Gewänder fertigen, die Brüder und Väter sich eigenhändig die Pelze gerben und die Knaben ihre Schuhe selber schnitzen und flechten. Könnten wir Deutsche nur unsere Schneider abschaffen und wollten unsere Schwestern, Töchter und Gattinnen für uns wieder spinnen, weben und nähen, so würden wir auch wohl bald ein festes nationales Costüm erhalten.

Es ist von den nackten wilden Nationen bemerkt worden, daß die, welche sich besonders prächtig tättowiren, gewöhnlich auch einen stolzen und kühnen Geist besitzen. Bei den bekleideten Völkern mag in Bezug auf ihre Gewandung etwas Aehnliches gelten. Die kühnen Ungarn, die unternehmenden Russen, die lebhaften Polen haben alle ein sehr hochgeschmücktes und glänzendes National-Costüm producirt.

Die National-Kleidung des „pacatum genus" der Lithauer und Letten, so alt sie ist, hat nichts Ausgezeichnetes, nichts Elegantes und Schwunghaftes in Farbe und Schnitt. Ihre Lieblingsfarbe ist jetzt noch, wie in dem heidnischen Zeitalter, weiß und hellgrau. Nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber kleiden sich durchweg in matte Farben. Sie stehen darin in großem Contraste mit den sanguinischen Russen, welche durchweg bunte Farben lieben und sogar lieber grün und roth gefärbte Hemden statt weißer tragen.

Dieser Mangel alles Grellen, diese Farblosigkeit im Costüm scheint ein Reflex des lauen, weichen, wenig sanguinischen und wenig leidenschaftlichen Wesens des Letten. Wenn er etwas von dem Feuer in sich hätte, das seinen Nachbarn eigen ist, so würde sich davon wohl einiges in der Färbung und kecken Haltung seines Gewandes zeigen, wie beim Tiger in seinem gefleckten Fell.

In ihrer Beschuhung sind sie nicht weiter vorgeschritten, wie die Indianer von Canada, sie besteht gewöhnlich nur in einem weichen Stücke Leder, das durch eine Litze um den Fuß geschnürt wird, oder auch nur in einem Geflechte von Linden und Weidenbast, welches sie „Passeln" nennen. Leichtfüßig laufen sie damit dahin über die Sümpfe ihres Landes, in denen der schwerfällig bestiefelte Pole oder Deutsche oft stecken bleibt.

Für eine solide Bekleidung der Hand sorgen sie dagegen fast mehr als für die des Fußes, und es gibt schwerlich eine andere Nation auf Erden, bei der die Handschuhe eine so große Rolle spielen, wie bei den in dieser Hinsicht sehr eigenen Letten und Lithauern. Die Hüterjungen, welche hinter den Ochsen und Pferden herlaufen, der Holzhauer im Walde, ja auch der Bursche im Stalle, sie sind alle immer bien ganté. Wo sich ein Lette einem andern verdingt, da wird auch jedes Mal die Zahl der zu liefernden Handschuhe festgesetzt, vier Paar jährlich dem Gänsejungen, acht Paar dem ersten Knecht ꝛc.

Handschuhe sind daher bei ihnen auch eine stehende Festgabe geworden. Namentlich werden sie bei den Hochzeiten den Gästen als Gastgeschenk wie ein Orden an den Oberrock gesteckt, gewöhnlich in Verbindung mit dem ebenfalls häufigen zierlich mit rothen Fäden ausgenähten Handtuche, dem Symbol der Reinlichkeit. Und eine Braut muß für den Hochzeitstag wohl einige Hundert Paar Handschuhe und Handtücher fertig halten.

In ihren Wohnungen sind sie vermuthlich nicht weniger primitiv und uralt als in ihrer Kleidung. Ich bemerkte schon

oben, daß in den Schriftstellern der Alten einige Andeutungen über ihre Gebäude vorkommen, die noch heute Geltung haben. Sie hausen gewöhnlich in einzelnen verstreuten Gehöften. Denn der geringe Associations-Trieb dieser Leute ließ sie nicht einmal zur Bildung von Dörfern und Dorf-Communen gelangen, wie deren bei den Russen und bei allen Slaven doch von je hergebracht gewesen zu sein scheinen.

Fern von den Schlössern und Gärten, welche die polnischen, russischen und deutschen Edelleute bei ihnen bauten, abseits von den Heerstraßen, welche die fremden Eroberer bahnten, da, wo die Wege und Stege des Landes nur an kaum sichtbaren Spuren der Wagen und Pferdehufen über dem Moose hin zu erkennen sind, und sich in die Wälder und in die Sümpfe verlieren, da fängt die eigentliche Heimath der Landeskinder an, da liegen ihre kleinen niedrigen Gehöfte unter dem Schutze einiger alten Eichen und Birken oder von hohen Fichten statt blühender Obstbäume umgeben.

Wie überall im Norden, auch bei den Russen und Schweden, sind ihre Häuser aus übereinander gelegten und in einander verschränkten Balken gebaut, doch wiederum ganz anders construirt als bei jenen.

Die ganze Wirthschaft liegt zusammenhängend in einem enggeschlossenen Zirkel um einen runden Hof in der Mitte herum. Alles recht niedrig, recht klein, mit Stroh gedeckt, nach außen ohne Schmuck und ohne Fenster, auch nach innen nur mit wenigen. Es sieht aus, wie eine kleine hölzerne Burg für scheue Leute, die sich in ihrem Gehäuse gegen die Unbill des Klima's (und der Menschen?) wie die Schnecken inwärts zusammenzogen. Auf einem schmalen holprigen Wege, zu dessen beiden Seiten hohe Holzzäune stehen, gelangt man zu dem aus Balken zusammengeschlagenen Thore des Gehöftes.

Drinnen sieht es bunt genug aus, und alles ist in einem recht kleinlichen Styl wie bei den Lilliputern.

Der Gebäudering zerfällt in eine Menge kleiner Abtheilungen, Kämmerchen und Winkel. Da ist das gemeinsame Wohnhäuschen, das sich durch ein paar Fenster etwas hervorthut, daran schließt sich ein anderes Häuschen „Kleete" genannt, für die Kleider, Leinwand, Butter, Flachs und Korn-Vorräthe des Hausherrn, ein anderes „Kleetchen" für die Mobilien des Knechts, ein drittes für die Mägde; da ist ein kleiner Schuppen für die Schlittchen und Wägelchen, wieder ein Schuppen für die roh gestalteten Pflüge und Ackergeräthschaften, ein apartes Häuschen, wie ein Taubenhaus, für die Trocknung der Käse, dann vor Allem eine Getreide-Darre, eine sogenannte „Rige" für das Trocknen und Dreschen des Korns, ganz gewöhnlich auch eine Dampfbadestube für den kalten Winter, wie bei den Finnen und Russen, und recht häufig auch ein Eiskeller für den heißen Sommer.

Außerdem noch eine Menge anderer Zellen und Räume, zusammengepfercht wie die Kajüten auf einem Schiffe, ein Ställchen für die Schafe, ein anderes für die kleinen mageren meist hornlosen Kühe, und wiederum andere für die eben so kleinen aber unglaublich geplagten und dabei dauerhaften Pferdchen, ein besonderes Ställchen für das Reitpferd des Hausvaters, ein anderes für die Pferde des Knechtes und noch eins für sonstige Pferde. Denn die Pferde und das Reiten und Fahren spielt bei diesen Leuten noch eine so große Rolle, als wären sie eben erst aus Asien nach Europa hineingeritten.

Zu ihren Feldarbeiten ziehen sie zu Pferde oder mit Schlitten und Wagen aus. Zur Kirche kommen nur die nächsten Nachbarn zu Fuße, die meisten auf Wägelchen und Rößlein. Wenn irgendwo eine Botschaft auszurichten ist, dann setzen sich die Burschen und auch die Mädchen, die hier fast eben so viel reiten, wie die Männer, in den Sattel und galoppiren dahin, wo wir fußgängerischen Deutschen — schon Tacitus bezeichnet die Deutschen als solche, — wie Merkur, die Sandalen, oder Wasserstiefeln anlegen würden. Schiebkarren, Tragkörbe, Handwagen, Kraxeln und dergleichen deutsche Erfindungen kommen in der Hauswirthschaft der Letten nicht vor, während man bei uns Deutschen die Leute mit Schiebkarren und Tragkörben oft weite Reisen machen und ganze Waarenlager auf dem Rücken transportiren sieht.

Die Letten transportiren selbst die kleinen Milchportiönchen, die ihre mageren Kühe geben, das Pfündchen Butter, das Häufchen Flachs, das Bündelchen Holz,

das sie als Holzdiebe im Busche ihres Herrn ernteten, auf dem Wagen, und um ein paar Hasen auf den Markt zu bringen, spannen sie zwei ihrer Pferdchen vor.

Ehemals, so geht die Sage unter diesem Volke, waren die Menschen von viel mächtigerer Statur, wahre Riesen, und dabei baumstark, und „sie schleppten solche Lasten, daß man kaum davon zu sprechen wagt." Nachdem aber wurden die Leute von Jahr zu Jahr schwächer und „wir werden noch dahin kommen, daß wir uns in schwache Zwerge verwandeln, und sieben an einem Strohalm schleppen müssen." — Mit ähnlichen Sagen tragen sich zwar auch andere Völker herum. Aber bei den jetzigen Letten erscheinen dieselben, weil anscheinend schon halb in Erfüllung gegangen, besonders am Platze.

Auch ihre Todten tragen sie nicht wie wir auf den Schultern zu Grabe, sie setzen sie auf den mit Pferden bespannten Schlitten und entführen auf ihm die Entseelten nicht selten im Fluge über die Schneefläche und durch die Wälder zum Kirchhofe hin. Trauernde Männer und Weiber traben und jagen zu Pferde mit murmelnden Klagegesängen hinterdrein.

Beständig und bei allerlei Gelegenheiten sieht man daher Schlitten- und Wagen-Karavanen durch das Land ziehen und berittene Männer, Burschen und Weiber durch die Felder sprengen. Und zwar gilt dies Alles nicht nur von Cur- und Livland und dem russischen Lithauen, sondern man gewahrt dieselben Scenen und Sitten auch in Ostpreußen.

Wie unter den Thieren das Pferd, so spielt unter den Bäumen die Birke die vornehmste Rolle in der Haushaltung und Oekonomie der Letten. Ihre Tische, ihre Krüge, Eimer, Fässer, kurz der größte Theil ihrer Geräthschaften sind aus dem dauerhaften Birkenholz gemacht, das sich zugleich so leicht und schön auf der Hobel- und Drechsel-Bank bearbeiten läßt. Ihre Schlitten rutschen auf Leisten von Birkenholz, ihre Radfelgen sind aus demselben Stoffe gefertigt. An den elastischen Birkenzweigen werden auch die schaukelnden Kinderwiegen aufgehangen.

Die Rinde und der Bast der Birke sind sehr zähe und lassen nicht leicht Wasser durch. Sie treten daher in vielen Fällen an die Stelle des Leders. Körbe, Schläuche, Flaschen und Trinkgefäße werden aus ihnen verfertigt. Und zur Bedachung der Häuser wird die Birkenrinde in so großen Quantitäten, wie bei den Indianern Nord-Amerika's, verbraucht. Auch enthält sie den kräftigen Gerbestoff, der dem nordischen Juchtenleder seine vielgerühmten Eigenschaften gibt. Die krankhaften Auswüchse der Birke, ihre Schwämme, Knorren und die maserigen Verknöcherungen ihrer Pflanzenfasern dienen mehrfach der Industrie des Landes. Zunder, Stöpsel, Schüsseln und mancherlei andere Kleinigkeiten werden aus ihnen bereitet.

Der Frühlings-Saft der Birke wird zwar auch bei uns aus den Bäumen gezogen, doch mehr nur zum Scherz. Bei diesen Nordländern wird die Sache ernsthafter betrieben. Denn im Frühling ist das süßliche Birkenwasser nicht nur ihr gewöhnliches Getränk, sondern sie gewinnen daraus auch ihren Essig, und wissen es wieder auch hie und da zu einem Syrup zu verdicken, der ihnen statt des Zuckers dient.

Im März oder April, wenn die Säfte aus den Wurzeln aufzusteigen pflegen, werden daher alle kräftigen Birkenbäume angebohrt, und mit großen Eimern, Fässern und Kübeln ziehen die Mädchen und Burschen in den Wald, die begehrte Flüssigkeit in ihre Vorrathskammern zusammenzuschleppen. Sie sind dabei so geschäftig wie unsere Winzer bei der Traubenernte. Durch Beimischung von Gewürz wissen sie den Birken-Saft eine Zeitlang zu conserviren, und um Ostern oder Pfingsten haben dann die Armen, denen Meth oder Bier zu kostbar ist, kein anderes Festgetränk als diesen Palmwein des Nordens.

Die Birke geht so zu sagen mit Blut und Knochen in die Wirthschaft dieser nordischen Völker über. Aus den fetten Wurzeln des Baumes gewinnen sie ihren Theer, seine ersten, jungen, etwas bitter schmeckenden Knospen sammeln sie, um mit ihrem heilsamen Pflanzen-Aroma ihren Gichtkranken die Glieder zu stärken, — aus den frischen, hellgrünen, eben entfalteten Blättern bereiten sie eine schöne gelbe Farbe,

— und im Herbſte ſammeln ſie wieder die trocknen Blätter dieſes Baumes, um ihre Divans oder doch ihre Bettkiſſen damit zu polſtern.

Dazu noch iſt die Birke der vornehmſte Schmuck der lettiſchen Landſchaft. Sie umſäumt als lichter Vorwald überall die dicken Tannenwälder, und iſt der am meiſten verwendete Baum in den Gärten des Nordens, wo man ſie gerne pflegt, weil ſie im Frühling das erſte Gewächs iſt, das zum neuen Leben erwacht, und ſchon bald nach der Schneeſchmelze mit ſeinem zarten friſchgrünen Blätterſchleier geſchmückt daſteht.

Auch im Herbſte noch ſpielt ihr Laub vor dem völligen Erbleichen und Verwehen eine ganze lange Skala von violetten, ſchillernden, braunrothen, goldgelben Farbentönen durch. Wie in den Gärten das Gewächs der Freude, ſo iſt ſie als Hängebirke auf den nordiſchen Gräbern der mit den Menſchen ſympathiſirende Baum der Trauer.

Hie und da bildet die Birke ſelbſtſtändige große heitere Gehölze, von den Letten „Behrſen" genannt, in denen ein Ruysdael die lieblichſten Anſichten und Durchblicke für ſeine Gemälde gewinnen könnte. Sie gleichen oft von der Natur angelegten Parks.

Dieſe „Behrſen" ſind die Lieblingsaufenthalte der zahlreichen Singvögel des Landes, die ſich in die finſteren Urwälder nicht hinein wagen. In ihnen hauſen der Birkhahn und vielfach auch die Rehe und die Rieſenhirſche des Nordens, die Elennthiere, die gern das junge Laub des Baumes abweiden.

Die Letten ſelbſt lieben ihre Behrſen nicht weniger. In ihren Liedern ſingen ſie oft das Lob der Birkenhaine, die im Frühlinge und im Sommer an Sonn- und Feſttagen ihre gewöhnlichen Tummelplätze ſind, in denen ſie ſich ergehen, tanzen, und wo ſie an den Bäumen auch ihre Schaukeln aufhängen.

Für dieſe Schaukeln, die im Frühjahr ſo regelmäßig in den nordiſchen Birkenwäldern erſcheinen, wie die Blätter ſelbſt, haben die Letten eine eben ſolche nationale Leidenſchaft wie die Ruſſen. Wenn es nichts zu thun gibt, bringen die Mädchen ſingend und in den Bäumen auf- und niederſchwebend ſtundenlang während der hellen Sommernächte darin zu. Aehnlich mögen ſich ihre Vorfahren in den Palmenhainen Indiens geſchaukelt haben.

Wie in allen dieſen genannten Dingen, in ihrer Kleidung und ihren häuslichen Einrichtungen, ſo ſcheint auch ſonſt in ihren Gewohnheiten, in ihren Lebens-Anſichten, in ihrem Aberglauben, in ihren Gebräuchen bei Begräbniſſen, Hochzeiten und anderen Ereigniſſen Vieles uralt und ſehr eigenthümlich.

Ihre Hochzeitsgebräuche namentlich werden in den erſten und älteſten deutſchen Berichten über die heidniſchen Preußen in den Hauptzügen eben ſo beſchrieben, wie man ſie noch heutiges Tages in Curland und Lithauen mit erleben und anſehen kann, und ich mag ſie hier beiſpielsweiſe etwas mehr im Detail ſchildern.

Die jungen Töchter der Letten und Lithauer fangen ſchon bei Zeiten an, ſich auf den Eintritt einer Verheirathung, ein Ereigniß, das ihnen allen droht und das ſie Alle im Stillen herbeiwünſchen, vorzubereiten,

In ihren Mußeſtunden ſpinnen, nähen und weben ſie fleißig und ſchaffen ſich im Verlaufe der Jahre einen kleinen Brautſchatz von Handſchuhen, Tüchern und anderen nützlichen Hausrath.

Erfährt nun ein junger heirathsluſtiger Burſche von einem ſolchen fleißigen, ſittſamen und nicht ſelten auch hübſchen Mädchen, hat er auch ausgekundet, wie viele Pfund Wolle ſie aufgeſpeichert, wie viele warme Socken u. ſ. w. ſie fertig, wie viele Lämmer ſie ſorgſam großgezogen hat, und vor allem, ob auch ein paar Kühe dabei ſind, und hat er ſich dann, nachdem er dies Alles erwogen, der Neigung ſeiner Geliebten vergewiſſert, ſo ſchickt er zunächſt in das Haus der Erwählten einen Brautwerber, der unter allerlei Ceremoniell, mit Räuſpern, Huſten und verlegenen Complimenten an den Hausvater eine Rede richtet. Mit vielen Umſchweifen pflegt derſelbe zu ſagen, daß ihm für einen Freund eine Jungfrau, ein gutes fleißiges Mägdlein von nöthen ſei zum Spinnen, zum Weben, zum Bleichen, zum Waſchen, zum

Stricken und Nähen, zum Melken und Buttern. Er habe noch nirgends die Rechte finden können, er glaube aber in diesem hochgeachteten und vielgerühmten Hause müsse sie sein.

Der Hausvater oder Wortführer der Braut bedankt sich dann für das Zutrauen und die Ehre und stellt dem Werber die Mädchen des Hauses vor. Hier sind Mädchen genug. „Such dir die Deinige und nimm sie."!

Da die Rechte, auf die Alles abzielt, die sich aber schüchtern wie Aschenbrödel versteckt hält, gewöhnlich nicht darunter ist, so lobt zwar der Brautwerber alle Präsentirten. „Aber," sagt er, „diejenige, nach der er verlange, sei doch nicht dabei. Er habe gehört, daß noch ein zartes Wesen im Hause sei, ein anderes holdes Täubchen, ein friedliches Lämmlein, ein munteres Reh, ein zierliches bezauberndes Goldpüppchen, und diese meine er eigentlich."

Nach vielen Entschuldigungen, daß man nichts von ihr wisse, und nach mancherlei zudringlichen Bemühungen und Nachforschungen des Anwerbers wird dann die Gesuchte doch endlich aus ihrem Schlupfwinkel an's Licht gezogen.

Entdeckt und überwunden tritt sie schüchtern und schamhaft hervor, und nachdem sie das Jawort gegeben, und auch noch einige andere wichtige Punkte festgesetzt sind, reichen sich dann alle Parteien die Hände und thun sich Bescheid mit einem Glase Meth, das den Vertrag besiegelt.

Einige Zeit nach diesem vorläufigen An- und Vertrage erscheint dann der Freiersmann selbst auf bunt herausgeputztem Pferde und stattet seinen Besuch ab, die Bestätigung zu holen und zu geben.

Steht endlich die Hochzeit bevor, so ladet die Braut in Person alle ihre Verwandten dazu ein, und ebenso der Bräutigam die seinigen.

Zu der Trauung kommen beide von ihren berittenen Sippschaften umgeben, in zwei gesonderten Zügen an, die sich an der Kirche treffen und nach der Feierlichkeit zunächst zu der Wohnung der Braut begeben.

Das Hochzeitshaus ist mit Tannenzweigen, im Sommer auch mit Birkenlaub und mit allerlei phantastischen Zierrathen, welche Kronleuchtern und Kränzen ähnlich sehen, geschmückt. Sie wissen dergleichen aus Gras und Strohhalmen sehr zierlich zusammenzusetzen, und rothe, gelbe und weiße Beeren vertreten dabei die Stelle der Edelsteine, Glas-Krystalle oder Blumen, an denen es allerdings im Lettenlande gebricht.

Im Brauthause tritt der Brautführer, zu dem sie einen der hübschesten und gewandtesten Burschen erwählt haben, auf, und hält eine Anrede an sie, und dann geht es zum Schmause und Feste, das nicht selten drei Tage und drei Nächte währt.

Bei diesem Feste spielt zwar die Braut selber die vornehmste, aber auch die trübseligste Rolle. Mit ihrem vollen Putze angethan, geht sie beständig und pflichtgemäß die angenehme Wirthin machend, zwischen den Gästen umher. Aber, indem sie ihnen den Meth kredenzt, vergießt sie häufige Thränen, buhlt um ihr Mitleiden und zeigt sich so traurig, als stünde ihr das Schlimmste bevor.

Der Schmerz darüber, daß sie ihr mütterliches Haus, den Wohnort ihrer Jugend nun verlassen soll, tritt viel näher an ihr Herz und bewegt sie weit mehr, als die Freude darüber, daß sie jetzt dem Geliebten angehören werde.

Die unverheiratheten Mädchen, ihre Freundinnen, sind indeß fleißig um sie bemüht und suchen sie zu trösten. Von den verheiratheten Frauen werden sie dafür verspottet, in Versen, welche dieselben improvisiren und im Chor absingen.

Die Jungfrauen antworten den Matronen wieder in Versen, die sie ebenfalls im Chor absingen, und es entspinnen sich auf diese Weise förmliche Gesangschlachten und poetische Wettkämpfe, die sie sich an langen Tischen sitzend einander liefern.

In den Versen der einen Partei wird die Ehe und der Stand der Hausfrauen gelobt und mit Ungestüm gefordert, daß die Braut von den Jungfrauen herausgegeben werde.

In den Liedern der andern Partei werden dagegen die Jugend und der Jungfrauenstand gepriesen, die rauhen Ehemänner als hart und grausam gescholten und die Matronen getadelt.

Zuweilen geraden die Sängerinnen

dabei in so großen Eifer, daß sie von ihren Sitzen aufspringen und stehend peroriren, indem sich dann die ganze Reihe schwankend nach dem Tempo des Liedes auf und nieder bewegt, oder hin und her schüttelt. Zur kräftigen Betonung und Markirung des Gesanges stoßen sie dabei mit einem kleinen mit Eisen beschlagenen Instrumente, das mit Schellen und Metallstückchen behangen ist, auf den Tisch.

Kommt endlich die bittere Stunde der Trennung der Braut vom mütterlichen Hause und die Ueberführung in das des Bräutigams, so erreicht ihre Betrübniß den höchsten Grad. Sie meidet dann den Schwarm der Gäste, zieht sich zurück, versteckt sich, und ist der Reiseschlitten endlich bereit, so entdeckt man sie schließlich in der Schlafkammer ihrer Mutter auf dem Bette weinend.

Auch das Pferd ist mit Tüchern, bunten Bändern und Federbüschen geschmückt, und die helltönenden Schellen und die das Ganze umtanzende Reiterschaar verkünden jedem Vorübergehenden, daß es eine Braut sei, die man entführe. Auch dies Alles, wie denn auch die weiteren herkömmlichen Vorgänge im Hause des Mannes werden noch von bilderreicher Rede, Anfrage und Erwiderung und von poetischen Ergüssen begleitet.

In solchen poetischen Ergüssen, in ihren Volksliedern (Dainos genannt), malen die Letten überhaupt alle ihre Lebensverhältnisse mit sehr mannigfaltigen Variationen aus. Vor allen Dingen jenes Haupt-Thema aller Dichter und Sänger, die Liebe, bei ihnen zwar nur Liebe in der Hütte.

Die Letten behandeln aber dies Thema mit großer Zartheit und poetischem Geschmacke und Takte. Es spricht sich in ihren „Dainos" eine reine Sittlichkeit, eine hohe Achtung für Anstand und Schicklichkeit aus, die Einen besonders im Hinblick auf das Wenige, was Kunst und Erziehung dabei gethan haben, wirklich mit Bewunderung erfüllt.

„Auch nicht ein einziges Lied," dies ist der merkwürdige Ausspruch des bekannten Professor Rhesa, der 13 Jahre lang unter den Lithauern Lieder gesammelt hat, „nicht ein einziges," sagt er, „findet sich darunter, welches man roh nennen könnte, oder welches auch nur im Geringsten die Grenze der Zucht und Sitte überschritte. — Vielmehr kommen überall darin Züge der größten moralischen Feinheit vor, welche die edle Gesinnung des Volks und den reinen Grundton seiner Stimmung verbürgen."

Die Liebe ist bei ihnen nichts weniger als eine wilde Leidenschaft, vielmehr eine sehr zarte, keusche, heilige Empfindung, und ihre Braut- und Liebeslieder beweisen, wie jene unverdorbenen Menschen geahnet haben, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wunderbaren Seelen-Neigung liege. Eine sanfte Melancholie, eine rührende Wehmuth verbreitet eine eigenthümliche wohlthuende Färbung über den ganzen Garten ihrer Liebes-Lieder.

Lebhafte Schilderungen der Reize der Geliebten, wie z. B. bei den südlichen Dichtern kommen in den lettischen Dainos gar nicht vor. Es ist, als wenn diese schüchternen und verschämten Liebhaber des Nordens kaum zu dem Gegenstande ihrer Verehrung aufzublicken wagten. „Feurige" oder „schmachtende Blicke," oder gar ein „Kuß von rosigen Lippen," wie dergleichen unsere Poeten ohne Weiteres in ihren Versen zulassen, würden diesen nordischen Dichtern als viel zu starke Gefühlsäußerungen erscheinen, und sie entfernen dies Alles aus ihren Liedern, wie die griechischen Tragiker alle nervenerschütternden und die Augen verletzenden Ereignisse von der Bühne.

„Ja die Liebe selbst hat kaum einen Namen bei ihnen, und ist noch jenes heilige Geheimniß der Natur, das der Empfindende nicht auszusprechen wagt. Und doch ist Alles in ihren Gedichten eben so wahr gedacht, als tief empfunden und moralisch gehalten." Man hat etwas Aehnliches von dem Geiste angemerkt, der eine andere nordische Muse, die der Finnen, beseelt. Es ist merkwürdig, daß dieser Geist bei zwei ihrer Abstammung nach so verschiedenen Völkern, so ganz derselbe ist. Sollen wir darnach glauben, daß wir darin weiter nichts, als eine Wirkung und ein Wiederspiel des nordischen Klima's, seiner trüben Atmosphäre, seiner Dämmernächte, und

seiner zauberischen, aber feuerlosen Nordlichter zu erkennen haben?

Zum Beweise des Gesagten mag ich hier einige Pröbchen von solchen bescheidenen und graziösen Dainos oder Liebesliedern der Letten, die ich einst selbst unter jenem Volke zu sammeln mich bemühte, mittheilen.

Ich bemerke dabei noch zuvor, daß die Geliebten sich in diesen Liedern gewöhnlich „Schwesterchen" und „Brüderchen" nennen. Auch den Namen „Geliebte" scheinen sie also nicht zu haben. Ihre Zuneigung ist so sanft, wie Geschwisterliebe.

„Schwesterchen! Schwesterchen!" — so seufzt ein lettischer Liebhaber in einem Verse:

„Komm und schau!
In meine Wohnung tritt ein und sieh!
Wie ich mich gräme in Wachen und Schlafen.
Alles ist in Thränen gebadet — um Deinetwillen.

Daß sie jedoch dabei, wie auch andere Leute, sehr wohl zwischen Geschwisterliebe und jener anders gearteten Empfindung zu unterscheiden wissen, zeigt unter anderen folgender Vers, in welchem ein Liebhaber seine eigentliche Schwester und seine Geliebte vergleicht:

„Süß, süß ist das Heidelbeerchen,
Süßer noch das Erdbeerchen,
Lieb, lieb ist mir meiner Mutter-Tochter,
Theurer aber meines — Volkes Mädchen."

In der häufigen Wiederholung solcher kurzen Verse schwelgen die lettischen Liebhaber.

Durch einen auch bei andern Dichtern üblichen poetischen Kunstgriff legen sie häufig die Gefühle, von denen sie selbst beseelt sind, Gegenständen in der Natur bei, mit denen sie umgehen, den Blumen und Bäumen, unter denen sie einsam wandeln. Dies geschieht z. B. in folgendem Verschen:

„Ich belausche meinen Apfelbaum, wie er also betete:
„„Wenn der Herbst kommt, o dann laß das liebe Mädchen
Das Obst von meinen Zweigen sammeln
Und ihr Garn an meinen Aesten aufhängen zum trocknen.""

Eigenthümlich und zart, — aber psychologisch sehr naturgemäß, — ist der Grund und die Veranlassung zur Liebe, die ein Mädchen in folgenden Versen angibt:

„Strickend strick ich ein paar Handschuh.
Soll ich sie meinem jungen Brüderchen geben?
Nein, ich will sie dem Jüngling mit den Rebelaugen geben,
Denn — meine gute Mutter sprach neulich so freundlich von ihm!"

Sie lassen in ihren Dainos Vieles errathen, was sie nicht ausdrücklich sagen, wie z. B. in folgenden Versen geschehen ist, in welchen ein von Liebes-Schmerz und Sehnsucht erkranktes Mädchen durch den Besuch des Geliebten und die schließliche Einwilligung, Erklärung und Verlobung geheilt wird.

„Durchs Birkenhölzchen, durchs Fichtenwäldchen, trug mich mein Pferdchen, mein braunes, zu Schwiegervaters Höfchen. „Schön Tag, schön Abend, geliebte Schwieger! Was macht mein Schwesterlein? was macht mein junges Mägdelein?" — Krank ist das Mädchen, krank Ach! so sehr! drüben in der neuen Kammer, in ihrem weißen Bettlein." — Da! übern Hof ich, und vor der Thüre stillweinend, wischt ich die Thränen, ihre Hand ergriff ich, steckt ihr an das Ringlein. „Nun wird so Dir nicht besser, mein Mägdlein?" „Ha! wird Dein Herz Dir nun nicht genesen?"

Die vielen in jenen Versen wiederkehrenden Diminutiva sind überhaupt bei den Letten außerordentlich beliebt. Diese zärtlichen etwas weichlichen Leute, die, wie ich sagte, auch in ihrer Wirthschaft so viel lilliputisches haben, bei denen Alles, Gedankenschwung, Gesichtskreis, Phantasie und Gefühl in einem kleinen Styl ist, die von Allem hier auf Erden nur ein klein wenig besitzen, bei denen auch in Natur und Land Alles so dürftig und nichts in Fülle ist, die dabei auch nach ihrer schüchternen Weise so gerne schmeicheln und liebkosen, sind die größten Freunde von Verkleinerungsworten.

Sie haben eine Menge Anhängsel in ihrer Sprache entwickelt, um Diminutiv-Formen zu bilden, und sie verkleinern damit Alles: Substantiva, Verba, Adjectiva und Adverbia.

Wenn man ihnen zuhört, ist es Einem oft, als wenn sie die ganze Welt durch eine Verkleinerungsbrille ansähen. Sie verkleinern selbst noch diejenigen Worte, die schon an und für sich das Kleine anzeigen, und ihre Bettler z. B. bitten nicht um „ein wenig

Brot," ſondern viel gewöhnlicher um „ein klein weniglein Brötchen."

Sie verkleinern auch noch wieder die Diminutive ſelbſt und haben ſo viele Doppel-Diminutiva, wie ſich deren ſchwerlich in einer anderen Sprache finden. So z. B. heißt „Mathe" bei ihnen „Mutter," und davon machen ſie durch verſchiedene Anhängſel die Diminutiven: „Mahtite" „Mahminja" (Mütterlein) und „Mahmulite" (Mütterleinchen). Von dieſem letztern bilden ſie dann wieder das äußerſt ſchmeichleriſche dreifache Diminutiv „Mahmulinja" (klein Mütterleinchen). — Daſſelbe iſt es mit „Meita," „Meitscha" und „Meitschinja" (Magd, Mägdlein und klein Mägdeleinchen). Ja, die Sprache läßt denen, die à la Lette zu koſen, zu liebeln und zu ſchmeicheln Luſt haben, ſo viel Freiheit, in der Bildung von Diminutiven, daß man ſolche Reihen faſt bis in's Unbeſtimmbare fortſetzen könnte.

In den Dichtungen nun ſind die Diminutiven durchaus von Nöthen. Durch ſie werden die Worte, ſo zu ſagen, erſt ſangmäßig. Die Verſe erhalten durch die Diminutiv-Endigung etwas Zartes und fein Maleriſches, das wir in unſerer Sprache kaum nachahmen können. So z. B. kann der Lette, indem er den Zeitwörtern „bücken" und „ſpähen" eine Diminutiv-Endigung anhängt, es ſehr hübſch und kurz mahlen, wie Jemand, etwa ein Jäger hinter dem Buſche ſich ſtille und leiſe verbirgt und vorſichtig und wiederholt auf und niederduckend und hin und herlugend nach dem Wilde umherſpäht. Die lettiſche Sprache drückt dabei mit einem Worte aus, wozu wir viele Adverbien nöthig haben.

Ich ſprach oben von dem Gram der lettiſchen Braut beim Abſchiede von ihrem mütterlichen Hauſe. Dieſes Thema iſt von ihnen natürlich in vielen rührenden Verſen behandelt, von denen ich hier noch einige Proben geben mag, z. B. folgendes:

„Warum lehnſt Du dier, mein Mädchen?
Warum aufgeſtützt Dein Köpfchen, mein liebes Mägdlein?
Sind nicht holde Jugend Deine Tage?
Iſt nicht leicht und friſch Dein junges Herz?"
„„Sind gleich holde Jugend meine Tage,
Iſt auch friſch und leicht mein junges Herz noch,
Dennoch iſt mir leid um dieſe Tage
Heute geht zu Ende meine Jugend.
O mein Kränzlein, Du mein bunter Brautkranz!
Weit von hinnen wirſt Du mit mir geben!
Lebe wohl, mein liebes Mütterchen!
Lebet wohl nun, theure Brüder!
Lebet wohl, ihr vielgeliebten Schweſtern!""

Oder auch folgendes, in welchem der Schmerz der Braut noch unbeſtimmter allgemeiner und daher poetiſcher angedeutet wird:

„Was kreiſcht der Wind, was ſeufzt der Wald?
Was ſchwankt die Lilie hin und her?"
„„Nicht kreiſcht der Wind, nicht ſeufzt der Wald,
Nicht ſchwankt die Lilie hin und her.
Das Mägdlein weint, die Jungfrau zart,
Ihr Brautkranz ſchwanket hin und her!
Iſt Dir denn leid um die alte Mutter?
Iſt Dir denn leid um Deine Schweſter?
Oder iſt Dir leid, Du holdes Kind, um Deine jungfräulichen Tage?"
„„Nicht iſt mir leid um die theure Mutter,
Nicht iſt mir leid um die liebe Schweſter,
Es iſt mir leid, es iſt mir leid nur um meine jungfräulichen Tage.""

In zahlloſen Verſen dieſer Art und mit mancherlei Variationen klingt ſo die der frohen Hochzeitsfeier beigemiſchte traurige Saite an und wieder. Es ſcheint aber überhaupt, daß in der Pſyche dieſes ſtets ſo unglücklichen und hartbedrängten Volkes, eben wie in der der Finnen ein tiefmelancholiſches Element wurzele. Ihre halbe Literatur beſteht aus ſogenannten „Raudas" oder Klageverſen, Abſchiedsliedern, Grabesgeſängen und verſificirten Seufzern.

Sie ſcheinen ſo recht eigentlich in der poetiſchen Betrachtung der wehmüthigen und ſchmerzlichen Seiten und Ereigniſſe des Lebens zu ſchwelgen.

In den Trauerliedern an ihre Todten pflegen ſie dieſe umſtändlich anzureden und ihnen viele Vorwürfe darüber zu machen, daß ſie die Ihrigen im Stiche gelaſſen:

„Warum biſt Du geſtorben, mein Mütterchen,
Ach hatteſt Du nicht ein lebendes Töchterchen?
Warum biſt Du geſtorben, mein Mütterchen,
Ach pflegte Dich nicht Dein ſorgſames Mädchen?
Erſteh! erſteh! mein trautes Mütterchen.
Ich werde abheben den Raſen Deines Grabes."

Und dann erwachen die Todten aus dem Grabe und ſuchen die Zurückgebliebenen zu ermahnen und zu tröſten:

„Wer weint um mich da oben?
Wer kniet auf meinem Grabesbügel?
Geh' heim, meine Tochter!
Dort wird eine andere Mutter
Dir kämmen Dein Haupthaar,
Dort wird ein schöner Jüngling
Dir reden Liebesworte und Dir trocknen Deine Thränen."

Zu einer sehr reichen Fülle von elegischen Dichtungen unter den Letten hat namentlich eine jetzt regelmäßig alle Jahre wiederkehrende Calamität, die russische Rekruten-Aushebung Veranlassung gegeben. Obgleich sie sich, wie ich schon sagte, im Fall der Noth und wenn es ihre Heimath galt, tapfer genug, ja ganz wild geschlagen haben, so ist doch dies äußerst friedsame Hirten- und Ackerbauer-Volk von freien Stücken und von Haus aus sehr wenig kriegerisch und unternehmend. Sie haben, wie ich bemerkte, fast gar keine Traditionen von früheren Helden. Ihre Poesie ist so rein idyllisch, wie die der griechischen Schäfer in Arkadien. Wie Naturkinder hangen diese völlig unpolitischen Leute an dem beschränkten Kreise ihrer Heimath und ihrer Familie.

Wenn daher der russische Werber seine Trommel rührt, um die Landeskinder unter des Kaisers Fahne zu sammeln und sie in die weite Welt hinaus zu führen, dann erzittert so zu sagen, das ganze Land. Alles Volk ist in Thränen gebadet und es gibt überall die rührendsten und herzzerreißendsten Scenen, die Der, welcher sie einmal mit ansah, nie wieder vergißt.

Es mag auch unter den polnischen Königen, auch zu Rurik's, auch zu jenes Hermanrichs Zeiten, wo, wie ich sagte, diese von Fremden stets mißhandelten Friedensleute gezwungen an der damaligen Völkerwanderung Theil nahmen, nicht anders gewesen sein.

Der Hergang in den Trauerliedern beim Abschiede der widerwillig in den Krieg ziehenden Jünglinge ist gewöhnlich der, daß die Schwestern klagend in den Garten gehen, des Bruders Hut zum letzten Male mit Blumen schmücken. Indem sie ihn schmücken, fragen sie ihn weinend, wann er wiederkommen wolle, und der verzweifelnde Bruder antwortet ihnen in trostlosen Bildern: dann werde er wiederkommen, — wenn die Zaunpfähle blühen, wenn die Steine faulen, — wenn die Kiesel auf's Wasser gestiegen — und die Federn auf den Boden gesunken. Er nimmt also Abschied auf ewig.

Als Probe eines solchen Liedes mag den Lesern das folgende dienen, in welchem indeß der Hergang etwas anders ist, in welchem die Schwestern das Schicksal des Bruders prophetisch voraussehen und die Schrecken der Schlacht, als schaueten sie Alles in einem Traumgesichte, ausmalen, wobei ich nur noch bemerken muß, daß die darin erwähnte „Meise" häufig der prophetische Vogel der Letten ist.

„Klagend tönt der Meise Sang.
Nahe an des Bruders Kammer?
Geh' hin, Schwester, horch' auf!
Welch ein Liedlein singt die Meise?"
„Dieses Liedlein singt die Meise:
In den Krieg soll unser Bruder. —
Geh' denn, Schwester, in den Garten,
Schmücke unsers Bruders Hut. —
Singend thut sie's, aber weinend.
„Weine nicht, lieb Schwesterchen!
Sollst mich ja wohl wiedersehn?
Wirst Du mich auch nicht erharren.
Wieder siehst Du doch mein Rößlein."
„Zurücke kommt das Rößlein wohl,
Doch nicht wieder kehrt der Bruder.
Wenn es heimgelaufen kommt,
Mit den staubbedeckten Füßen
Frage ich das Rößlein aus:"
„Sprich wo blieb Dein lieber Reiter? —
„Dort ist mir der Reiter blieben,
Wo das Blut in Strömen fließet,
Wo Gebeine Brücken bilden,
Aufgethürmt die Todten sind!
Ach! wo die Männer wie gefällte Bäume liegen!"

Selbst die alltägliche Sprache der Letten ist voll von klagenden Interjectionen, Seufzern und Jammerrufen, reich an Ausdrücken für Elend, Sorge, Gram, Wehmuth, Kummer und Noth, reich an Fleh- und Bittworten.

Da sie selbst stets ein trauriges National-Schicksal hatten, da sie fast zu allen Zeiten fremde gestrenge Herren über sich sahen, deren Gnade und Erbarmen sie anflehen mußten, so ist bei ihnen unter Anderen z. B. die Phrase: „Erbarmen Sie Sich" zu einer stereotypen und geläufigen geworden, und sie wird dann selbst da angewandt, wo gar kein „Erbarmen" in Anspruch zu nehmen ist und wo andere sonst einen andern Ausdruck gebrauchen würden. Sie sagen z. B. „Erbarmen Sie Sich! wie das heute regnet!"

oder auch: „Erbarmen Sie Sich! Sie machen ja Witze zum Todtlachen!"

Ihren Herren und Gebietern selbst gegenüber ist ihre Art sich auszudrücken so voll von schmeichlerischen und besänftigenden Bitt- und Flehworten, daß ihre Unterredungen dann fast immer wie ein Gewimmer und Gewinsel klingen.

Dabei ist ihre Stimme von Natur nicht volltönend und männlich. Wenn man ein paar lärmige, resolute und sanguinische Russen dazwischen drein reden hört, so klingt es wie Bärengebrumme zwischen dem Gezirpe von Vögeln.

Ja selbst die sogenannten Jubellieder der Letten, welche Freude ausdrücken sollen, sind oft von mehr oder weniger melancholischen Melodien begleitet, die fast wie Trauermusik klingen. In den hellen Sommernächten, um Johanni herum, wo auf allen Hügeln und an allen Flußufern die singenden Mädchengesellschaften sitzen, wo die Hirten singend das Vieh auf einsame Wiesen treiben, wo die Pferdehüter singend sich um Mitternacht um ihre Feuer am Waldessaum versammeln, da ziehen diese murmelnden Melodien über die Landschaft weit und breit dahin, wie im Kosakenlande das Klagegeschrei der Grillen und Unken, und die ganze Gegend erscheint dann wohl dem, der diesem Gemurmel — unbewußt, daß es hier höchster Freudeausdruck sei — lauscht, wie in einem dunklen Trauerflor musikalischer Klagen tief eingehüllt.

Freilich darf man dies Alles nur so im Ganzen und Allgemeinen nehmen. Ich deute hier natürlich nur den Grundton an, der sich durch das Ganze zieht, und die vorherrschende Färbung. Denn so von Gott und der Natur verlassen ist keine Nation, daß es ihr gänzlich an Heiterkeit des Geistes gebräche. Zwischen jenem nächtlichen Gemurmel hindurch vernimmt man dann wohl zuweilen wieder ganz muntere, sehr gefällige und äußerst anziehende Weisen und Melodien, die aber wunderlich genug, noch Niemand in Noten gesetzt hat. Auch in ihren Sprichwörtern und in den epigrammatischen Spottgedichten, der ensie so viele erzeugen, bekunden es die Letten hinreichend, daß es ihrem Geiste nicht ganz an Kernigkeit, ihrem Verstande nicht an Schärfe und Salze fehle.

Sie haben die Augen sehr offen für die Erspähung der Schwächen, Untugenden und Lächerlichkeiten ihrer Mitmenschen, besitzen wie alle Unterdrückten, z. B. auch die Juden, einen entschiedenen Hang zu satyrischen Bonmots, zu kleinen Moquerieen und zum Bewitzeln Anderer, und sind darin äußerst sinnreich, erfinderisch, zuweilen sehr beißend.

In folgendem Verse z. B. bespöttelt ein lettisches Mädchen einen jungen Mann, der ihren Vater beleidigte, auf eine höchst pikante, sehr lakonische und treffende Weise:

„Mit den bösen Hinterpfötchen
Schlug ein Häschen meinen Vater.
Ach ich hätt' ihn gern gerächt, —
Nur — vor Lachen konnt ich's nicht."

Viele ihrer Sprichwörter sind voll scharfer und sarkastischer Satyre und zeugen von einer sehr gesunden Lebens-Philosophie. Aus hunderten die sich darbieten greife ich nur einige heraus:

„Laßt den Teufel nur erst in die Kirche, so will er auch sofort die Kanzel besteigen," lautet eins, das die Frechheit des Mephistopheles, der im Dienste der Hölle sogar das Wort Gottes zu verkünden sich erfrecht, sehr treffend bezeichnet.

Einen einfältigen und erfahrungslosen Simplicius kann man kaum besser stempeln, als wie es in folgender sprichwörtlichen Redens-Art der Letten geschehen ist: „Der gute Mann scheint in einer Tonne erzogen und dabei durch das Spuntloch gespeiset."

In einer anderen Redensart drücken sie recht naiv und lebendig unser „Schuster bleib bei Deinem Leisten" aus. Sie sagen: „Das Schaaf wünscht sich Hörner, aber der Hirsch ja! — der gibt sie ihm nicht."

Das Lettische: „mit einer goldenen Angel Fische fangen" erinnert an unser Deutsches: „Mit einem silbernen Spinnrocken spinnen."

Daß man den Bösen nicht an die Wand malen soll, lehren sie in folgenden Spruche: „Rufe den Wolf nur, schon ist er da."

Unser Deutsches „aus dem Regen in die Traufe" heißt bei ihnen nicht weniger bezeichnend und landesthümlich: „Er flüchtete vor dem Wolfe und lief dem Bären in's Maul."

Von einem Hunde, der viel bellt und sich dadurch den Wolf auf den Hals zieht, so wie von einem Menschen der großen Aufwand macht und dadurch die Aufmerksamkeit seines habgierigen Grundbesitzers auf sich zieht, sagen sie: „Er ruft seinen Erbherrn." Von diesen Erbherren, welche nach ihrer Meinung die Bauern nur füttern, um sie zu verspeisen, sagen sie sehr lakonisch: „Selbst sind sie die Hirten, selbst auch die Wölfe!" —

Unser Deutsches: „Schreib die Schuld in den Schornstein". heißt bei ihnen: „Das bezahle die Schaufel" (nämlich die Grabesschaufel, der Tod).

Wenn Salomo die Rede einem zweischneidigen Schwerte vergleicht, so sagen die Letten von ihr: „Die Zunge haut um wie ein Beil, die Zunge hängt auf wie ein Strick." — Den, der ein altes Verhältniß leichtsinnig brechen will, warnen sie mit dem sehr verständlichen und aus dem Alltagsleben gegriffenen Bilde: „Abgeschnitten Brod klebst Du schwer wieder an."

Nicht wenig pikant sind noch folgende sprichwörtliche Redensarten der Letten:

„Zeige ihm Dein offenes Herz, er wird Dir seinen Rücken zeigen," (von Einem, der sein Herz einem Hartsinnigen ausschüttet).

„Erbitt' Dir vom Wolfe das Lamm" (bei einer vergeblichen Bitte, die man an einen Unbarmherzigen richtet), oder auch ähnlich:

„Du gibst dem Windgotte Ohrfeigen"

„Er sucht das Pferd, auf dem er reitet" (von einem Unbefriedigten, der sein Glück verkennt).

„Da bleibt des Reichen Goldberg, da bleibt des Armen Bettelsack," sagen sie von dem Alles ausgleichenden Grabe. —

Studirt man diesen von den Letten ausgeprägten Schatz von Lebensweisheit, — betrachtet man die Feinheiten, die ihre Sprache darbietet, Feinheiten, die nur der Ausdruck einer eben so feinen Volks-Psyche sein können, insbesondere auf die schönen treuen und angemessenen Farbentöne zur Schilderung der Natur, die zahllosen Onomatopöetika, an denen sie so reich ist, — erwägt man die vielen echt dichterischen Anklänge in ihren Liedern und „Dainos," die aber wie membra disjecta, wie verstreute Rollsteine im Lande herum liegen — entdeckt man auch die zahlreichen Talente und Gaben, die sich bei diesen Leuten in vielen Keimen deutlich zu Tage legen, ihre allgemeine Anstelligkeit, ihr großes Nachahmungstalent, ihren in kleinen Dingen so erfinderischen Sinn, ihr gelenksames, weiches, empfängliches, rasch fassendes Wesen, so mag man sich wohl wieder mit Recht fragen, wie es gekommen, daß bei diesem Volke alle solche schönen Anlagen nie zu einer kräftigen Entfaltung gediehen, daß jene membra disjecta nie zu einem imponirenden Ganzen zusammengewachsen sind? —

Viele ihrer Weisheitslehren sind eines Eulenspiegels oder Aesops, ja wohl eines Sokrates nicht unwürdig. Manche ihrer poetischen Bilder und Erfindungen sind so treffend, so völlig dichterisch, daß kein Ovid oder Tibull sich ihres Gebrauches zu schämen hätte.

Ja, wenn man die Summa alles Dessen, was diese 3 oder 4 Millionen Letten oder Lithauer täglich gedacht, beobachtet und ausgesprochen haben, zusammenfaßte, so überträfe sie wohl bei weitem den Ideenschatz vieler großer Geister und Individuen.

Mehr als ein großer Dichter scheint so zu sagen in dieser ganzen Masse aufgelöst vorhanden, gleichsam wie die Perle in dem Becher der Kleopatra. Und doch ist nie weder ein Shakespeare, noch ein Goethe, noch ein Tibull oder Ovid unter ihnen geboren, aus der Masse concentrirt und niedergeschlagen worden.

Nirgends hat sich der überall gleichmäßig verbreitete Perlenstoff zu einer Perle krystallisirt. Ich sage der überall gleichmäßig verbreitete Stoff, denn — und dies macht die Sache noch wunderbarer, — Apollo scheint ihnen Allen gleich günstig zu sein.

Bei uns gibt es ein paar Millionen dumme, stumme und prosaische bäurische Seelen und dann wieder einen Uhland oder einen Schiller, wie einen Blocksberg in der Ebene. Bei jenen scheint das dichterische Blut allverbreitet, fast jeder hat mehr oder wenig Talent dazu, dabei aber gibt es keine hervorragenden, keine Epoche machenden Genies. Es ist Alles wie zer-

zupft und zerzauft. Ein Schneegestöber von Flocken und doch kein Gletscher. Es ist wie ein weites Feld mit niedrigem Buschwerk, in dem die Finken zwitschern. Nirgends aber erheben sich hohe Bäume, in denen Adler horsten.

Die curischen, livländischen und polnischen Herren sind in ihren Alltagsgesprächen immer voll von hübschen Anekdoten über ihre lettischen und lithauischen Bauern, erzählen viel von den witzigen Einfällen und scharfsinnigen Aussprüchen, welche dieselben gethan haben, von den erfinderischen Weisen und Künsten, mit denen sie sich gewandt aus Verlegenheiten gezogen haben, Vorfällen, bei denen einem deutschen Bauern, so zu sagen Hände und Füße im Wege gestanden hätten, — von rührenden Zügen, in denen sie die größte Anhänglichkeit, Treue und Liebe und andere schöne Anlagen des Herzens offenbarten.

Ja mancher Bewunderer des Lettenthums ist wohl zu der Behauptung gekommen, daß unter günstigeren Umständen, bei einem mehr grausamen Schicksale dieses Volk von der Natur zu der Entwickelung der herrlichsten Humanität und Cultur bestimmt gewesen scheine.

Nichts destoweniger aber ist trotz dieser vielfachen Begabung jene höhere Humanität und Cultur nie bei ihnen zum Durchbruche und zur Aufgipfelung gekommen. Das Volk ist immer in Europa ein obscures und niederes schwaches Rankengewächs geblieben.

Trotz der vielen weisen Alten, die man wie Plato's Schüler redend unter den Letten gefunden hat, ist doch nie ein Plato unter ihnen erstanden. Trotz ihrer schönen Sittensprüche und Lebensregeln haben sie nie einen Lykurg oder Solon erzeugt, der ihnen ein festes und selbstständiges National-Wesen und Staatsgebäude geschmiedet hätte.

Bei aller ihrer Anstelligkeit und ihrem erfinderischen Genie ist doch nie etwas Nachhaltiges und Durchgreifendes bei ihnen erfunden wurden.

Trotz ihres Hanges zur Freiheit und Unabhängigkeit, der ihnen wie allen Menschen eigen ist, trotz der erstaunlichen Hartnäckigkeit, mit der sie in alten Zeiten zuweilen ihre Freiheit gegen Slaven und Deutsche vertheidigt und auch später noch oft wieder zu erringen *versucht* haben, trotz der heldenmüthigen Tapferkeit, deren sie unter Umständen fähig waren, haben sie doch keinen Miltiades gehabt, der das Vaterland rettete, keinen Moses und Josua, der dem Volke ein eigenes und dauerndes Haus baute oder eroberte.

Es hat ihnen dazu ein höherer Schwung, eine stark concentrirte Energie, ein mächtiger Associationstrieb, kurz ein gewisses Etwas gefehlt, was erst aller schönen Naturanlage einer Nation ihre Geltung und Fassung gibt, und was die *großen* und *mächtigen* Völker constituirt. Wie sich dies erkläre, und wie dies komme, das läßt sich schwer sagen. Auf die Frage, warum *ein* Volk mächtig, herrlich und gebieterisch wird, und warum das Andere sich nie aus seinen Sümpfen und Wäldern zum Tageslicht hervorarbeitet, finden wir oft keine genügendere Antwort, als auf die, warum das eine Gewächs in der Natur ein blütheureicher Dorn-Strauch bleibt, und das andere zu einer Eiche oder einem früchtetragenden Obstbaum wird.

Ein lettisches Sprichwort selber sagt: „Wer sich zum Lamm macht, den zerreißt der Wolf." Haben sie geahnt, daß dieses Wort auf ihr ganzes Volk paßt, und daß dasselbe deswegen eine Beute Anderer wurde, weil es nicht, wie die Dauben eines guten Weinfasses, mit *eisernen* Reifen beschlagen und gefaßt war?

Wie jenes Sprichwort, so könnte man auch die vielen poetischen Klagen und Trauerlieder, welche die Letten den armen *Waisen*kindern widmen, wohl auf die ganze Nation anwenden. „Arme verlassene Waisenkinder, an die Niemand Liebesworte richtet, die keinen Fürsprecher haben, die im Sturm und Schneegestöber weinen und klagen, denen nur die Sonne die Thränen trocknet," sind Bilder und Scenen, die in ihren oben von mir erwähnten elegischen Raudas sehr häufig wiederkehren.

Die Nation scheint in ihren Waisenkindern gleichsam sich selber zu besingen: Eine dieser lettischen Waisen-Kinder-Raudas lautet so:

„Wir armen Waisenkinder, gelagert am schnellfließenden Bächleins-Ufer, harren unserer Mütter. O, wir trauernden Mädchen,

verlaſſene Waiſen, gewohnt, zu darben im bittern Elend! Keiner weiß es, wo wir trübſelig weinen. Nur die Sonne weiß es, die mit warmen Strahlen unſere Thränen trocknet. Nur unſer Tüchlein weiß es, mit dem wir unſere Augen wiſchen. Ach, werden die Mütter nicht mit dem Strome herabſchwimmen? — Ewig ſtrömt es, ewig rauſcht es. Aber die Kindlein warten vergebens und ſchluchzen. Seufzend und klagend ſchleichen ſie ihres Weges."

Jenen Waiſenkindern, die ſie ſo oft beſingen, ſage ich, iſt dieſes ganze in Europa vergeſſene, verwaiſte und unterdrückte und thatenloſe Volk der Letten vergleichbar. Sie harren der rettenden Mütter den Strom der Zeiten herab. Aber nimmer kommen ſie geſchwommen.

Die Niederländer.

Der ganze mittlere Haupt-Körper der europäiſchen Halbinſel beſteht in Bezug auf Oberflächen-Beſchaffenheit aus zwei Abſchnitten, aus einer von Gebirgen durchfurchten Südhälfte und aus einer unermeßlichen Niederung im Norden.

Dieſe Nord-Europäiſche Ebene beginnt mit einem breiten Oſt-Ende in Sibirien und Rußland, zieht ſich durch Polen und Deutſchland, indem ſie ſich mehr und mehr abſchmälert, und hört endlich im Norden von Frankreich und des Ardenner-Waldes auf, wo ſie ſo tief hinabſinkt, daß ſie theilweiſe ſogar unter dem Niveau des Meeres liegt.

Mehrere große Flüſſe, der Rhein, die Maas, die Schelde fließen zu dieſen niedrigen Gegenden hinab. Deutſche und Franzoſen haben ihnen daher den Namen der „Niederlande“ gegeben, und dieſer Name iſt nicht nur in alle übrigen europäiſchen Sprachen überſetzt, „Netherlands,“ „Pays Bas,“ „Paeses Baxos,“ ſondern auch von den Eingeborenen des Landes ſelbſt als ein National-Name (ſie nennen ſich ſelbſt „Nederlanders)“ adoptirt worden.

Die Natur ſcheint auf den erſten Blick wenig für dieſes Land gethan zu haben. Natürliche Reize, ſogenannte romantiſche Schönheit beſitzt es kaum. In großer Einförmigkeit ſtrecken ſich die theils ſandigen, theils moraſtigen Ebenen dahin. Alle Anmuth, die wir jetzt in ihnen finden, wurde ihnen durch Kunſt und Menſchenhand gegeben.

Kaum ſchien die das Chaos ordnende Schöpfung hier vollſtändig zu Ende gebracht worden zu ſein. Die Elemente, die dicke Luft, das trübe Waſſer und die ſchlammige Erde miſchten ſich noch ſo, daß man, wie der Römer Tacitus ſagte, in den meiſten Fällen kaum zu behaupten wagte,

ob man Festland oder Wasser vor sich habe, oder daß, nach dem Ausdruck eines geistreichen Holländers, des berühmten Hugo Grotius, „alle Dinge, die ein Land constituiren in den Niederlanden nur angedeutet, nur skizzenhaft vorhanden zu sein scheinen."

Das Wasser nur eine Skizze, sich verlierend und vermischend mit Sand und Moor, nicht, wie in einem Berglande, in tief ausgegrabenen Flüssen ausgegossen, oder in festgebauten Seebecken gesammelt. Das Land auch nur eine Skizze, kaum aus dem Wasser sich erhebend, überall von Ueberschwemmung triefend. Sogar der Himmel nur eine Skizze, nicht ein schönes scharfgezeichnetes ätherisches Rund-Gewölbe, wie in Italien, sondern mit Nebeln und Dünsten versetzt und fast immer mit Wolken-Vorhängen verhangen. Der Mensch erst mußte mit schöpferischer Hand in diese gestaltlosen Elemente hineingreifen, um ein bewohnbares Vaterland herauszubilden.

Auch von werthvollen und dem Menschen willkommenen Natur-Producten wüßte man fast keine zu nennen, die das Land von Haus aus in Fülle geliefert hätte. Von Gold und Silber und anderen solchen kostbaren Dingen, welche einzelne Länder berühmt gemacht haben, zu geschweigen, hatte es theilweise nicht einmal Wälder oder Steinbrüche, um durch Holz, oder Bausteine, oder Metalle sich unter seinen Nachbarn beliebt zu machen.

Alles, was dem Menschen frommt und was eine bedürfnißreiche Gesellschaft fördert, mußte hier erst mit Mühe angepflanzt oder aus der Ferne herbeigeschafft werden.

Ja sogar die Häfen für die Schiffe mußten die Bewohner sich erst künstlich bereiten. Denn merkwürdig genug besitzen diese Niederländer, die eine so große Rolle in der Handelswelt spielen sollten, kaum einen oder zwei von der Natur einigermaßen gut gestaltete Häfen.

Auch in dieser Beziehung sind sie von vornherein stiefmütterlicher ausgestattet, als die meisten anderen Länder Europa's, mit sandigen, flachen, buchtenlosen Küsten, mit Untiefen und gefährlichen Einlässen, ohne Schirm und Schutz für die Fahrzeuge.

Allerdings aber gibt es keine Wunder in der Geschichte. Und wir entdecken daher auch in den Niederlanden wieder mancherlei natürliche Gunst und Gaben, welche jenen Mängeln das Gleichgewicht halten. Der Mensch gedeiht ja da eben so wenig, wo die Natur völlig undankbar und karg Alles versagte, als da, wo sie üppig Alles von selbst gewährte, am besten dagegen da, wo sie den höchsten Preis für die größte Anstrengung ausbot. Und dies eben ist vorzugsweise in den Niederlanden der Fall.

Sehr Vieles verdanken sie zunächst dem Umstande, daß sie das Mündungs-Gebiet jener von mir genannten großen Flüsse, (namentlich) des Rheines bilden. Dieselben kommen aus den Gebirgsländern mit beruhigtem Laufe als schiffbare breite Canäle hervor. Sie führen den Detritus der oberen Gegenden als fetten Schlamm mit sich und bilden in den Niederlanden, wo sie sich in's Meer ergießen, ein Delta, dessen Boden, wenn man ihn gegen die Elemente zu schützen vermag, alle Anstrengungen so reichlich lohnt, wie Egypten, der dann die schönsten Wiesen und kräftige Heerden und alle Ackerbau- und Garten-Producte in größter Vollkommenheit erzeugt.

Die Flüsse bringen zugleich die Waaren und Erzeugnisse der oberen Gegenden eines weiten herrlichen und schönbegabten Abschnittes von Europa, die hier einen Auslaß in den Ocean und eine Vermittlung mit dem Welt-Verkehre suchen, mit sich herab. Sie zertheilen sich in eine Menge Arme, die das ganze Land wie Adern durchziehen, und die, indem sie überall seine natürlichen und künstlichen Canäle speisen, in alle Landeswinkel die Aufforderung zu Verkehr und Schifffahrt hintragen.

Schon als die natürlichen Mündungslande, als das Haupt und Ziel, zu dem Rhein und Maas und Schelde hinabeilen, mußten daher die Niederlande als ein bevorzugtes Gebiet erscheinen. — Eben so wichtig aber ist es, daß der Erguß dieser Flüsse gerade in einem Punkte stattfindet, dessen geographische Position in Folge der Configuration unseres ganzen Continents sehr bedeutungsvoll erscheint. Alle großen Flüsse des östlichen Europa's jenseits des Rheins und der Elbe, die

Donau, die Weichsel, die Oder u. s. w. verlieren sich in geschlossenen Meeresbecken.

Die Ströme der Niederlande sind westwärts die ersten, welche den freien Ocean und zwar in der Nähe des großen Meeres-Canales erreichen, welcher die nördlichen und südlichen Seegewässer unseres Continents verbindet. Ihre Mündungs-Gebiete (eben die Niederlande) liegen gleichsam auf der Grenze des Nordens und Südens unseres Welttheils, im Mittelpunkte der langgestreckten Küsten der europäischen Halbinsel. Der Verkehr und Austausch des Nordens und Südens begegneten sich hier am natürlichsten. Es ist dieselbe Position, die auf der anderen Seite dieses Canals auch England und London groß gemacht hat.

Es ist darnach begreiflich, daß bei so großen Aufforderungen zur Thätigkeit, wie die Naturverhältnisse sie neben allen den bezeichneten Mängeln darboten, sich hier ein tüchtiges Volk ausbilden mußte. Merkwürdiger Weise haben auch die Umstände und Ereignisse von vornherein ein Geschlecht von Menschen hierher geführt, das schon von Haus aus viele Qualitäten besaß, wie sie sowohl zur Benutzung der natürlichen Vortheile, als zur Besiegung der natürlichen Hindernisse dieser Gegenden wünschenswerth waren.

Der ernste, geduldige, ausdauernde, praktische, freiheitsliebende Stamm der Niederdeutschen, der sich in der ganzen Westhälfte der Nord-Europäischen Ebene ausgebreitet hat, hat auch alsbald das merkwürdigste Stück dieser Ebene ihren westlichsten Zipfel an Schelde und Rhein in Besitz genommen, und hat einige seiner kräftigsten Zweige dahin versetzt.

Die Römer, deren Schriftsteller das erste Licht auf die Bevölkerung der Niederlande werfen, trafen hier auf germanische Völker, ihnen ganz als besonders tapfer und kernig erschienen.

Unter den vielen Namen, die sie nennen, leuchten die der Friesen und der Bataver am hellsten hervor. Sie, die die Nordhälfte der Niederlande bewohnten, werden von den Römern als reine ungemischte Germanen bezeichnet. Von den Batavern hörten sie, daß sie aus den Weser-Gegenden eingewandert seien. In der Südhälfte des Landes aber fanden schon die Römer ein solches Gemisch von germanischen und celtischen Stämmen, wie wir es noch jetzt dort sehen und für welches der alte Name der Belgier geblieben ist.

Wahrscheinlich stritten mithin die Celten (die Einwohner Frankreichs) und die Germanen schon lange vor der Römer-Zeit um die Herrschaft des Landes. Und auch lange nach ihnen, bis auf die Neuzeit herab hat sich dieser Kampf fortgesetzt, so daß man fast die ganze ethnographische Geschichte der Niederlande als einen zuweilen unterbrochenen Krieg der Germanen und Celto-Romanen um den Besitz der so wichtigen Rhein-Mündungen betrachten kann. — Es ist ein Streit, der freilich viele Wechselfälle darbietet, bei dem aber doch meistens das Beste, was in jenen Gegenden geleistet wurde, von dem germanischen Geiste ausging.

Zunächst verschafften freilich die Römer dem Süden die Oberhand. Sie machten den südlichen Theil der Niederlande bis an den Rhein zu einer römischen Provinz und zwangen selbst die tapferen Bataver und freien Friesen im Norden des Rheins mit Waffen und Politik zur Bundesgenossenschaft.

Wie später Napoleon, benutzten die Römer die Niederlande und die Rheinmündungen zur Basis ihrer Angriffe auf das nördliche Deutschland. Doch hatten sie daselbst Aufstände der freiheitsliebenden Eingebornen zu bekämpfen, die wie der unter dem berühmten Bataver Claudius Civilis, dem späteren Aufstande und Kampfe der Holländer unter Wilhelm von Oranien gegen die Spanier in vieler Beziehung ähnlich waren.

Die Römer, die das Canal- und Deichwesen im Nil-Thale in Egypten kennen gelernt hatten, sollen diese Künste, welche später von den Landeskindern so hoch cultivirt wurden, zuerst in die Niederlande eingeführt haben.

Dem Rückzuge der Römer folgte in den Niederlanden wie überall in Europa ein Uebergewicht der deutschen Raçe. Aus denselben Gegenden, aus welchen den

Digitized by Google

Niederlanden ihre erſte germaniſche Bevölkerung zugefloſſen war, von der Weſer und vom mittleren Rhein her, aus dem alten Katten- und Brukterer-Lande, kam ein neues deutſches Volk, die ſogenannten ſaliſchen Franken, das die Frieſen, die Bataver und die anderen deutſchen Stämme der Niederlande vom Römerjoche befreite und ſie in einer deutſchen Monarchie, der Fränkiſchen, vereinigte.

Dieſe Franken waren ſelbſt wie die alten Bataver urſprünglich ein Niederdeutſches Völker-Gemiſch. Sie verſchmolzen leicht mit den Eingebornen und brachten deren alte Geſetze und Sitten, die mit ihren eigenen eins waren, wieder zur Geltung. Wie die Römer gegen Nord-Deutſchland, ſo machten nun die Franken bei ihrem Vorrücken gegen den Süden oder Gallien die Niederlande zu ihrer Angriffs-Baſis.

Man kann die Stiftung der großen fränkiſchen Monarchie in Frankreich als von den Niederlanden ausgegangen, gewiſſermaßen als eine niederländiſche Eroberung betrachten. Merwig, der Stifter des merowingiſchen Königsgeſchlechts, iſt ein niederländiſcher Name, ſo wie auch der Name der ſogenannten ſaliſchen Franken in den Niederlanden (an der Yſſel) wurzelt. „Heriſtall," — „Landen" ſind niederländiſche Orte, von denen Pipin von Heriſtall und Pipin von Landen, die Stifter der karolingiſchen Dynaſtie, ihre Namen haben, wie denn auch die Könige dieſes Geſchlechts, ſelbſt Karl d. Gr. ihre Reſidenzen und ihre Haus- und Familien-Güter hauptſächlich in den Niederlanden oder in ihrer Nähe beſaßen.

In dem fränkiſchen Zeitraume wurde der Grund zu dem gegenwärtigen Zuſtande und Geiſte der deutſchen Niederlande gelegt. Es verbreitete ſich deutſche Grundbevölkerung an den Zweigen der Schelde hinauf bis tief in galliſches Gebiet hinein und längs der Küſten bis nach Calais hin. In jener Zeit hat ſich die Einheit derjenigen germaniſchen Sprache und des Volksſchlags aus einer Verſchmelzung der alten Bataver mit Frieſen, Franken und Niederſachſen hergeſtellt, welche die Einheimiſchen jetzt mit dem Worte „Neerlandſch" oder „Nederdütſch" bezeichnen, und welche man jetzt in zwei freilich ſehr wenig verſchiedene Abſchnitte, den flämiſchen und den holländiſchen Zweig, zerfallen läßt.

Doch ging die Germaniſirung des Landes unter den Franken nur ſo weit, als das eigentliche Flach- oder Niederland reichte. Sie brach ſich an den Wäldern und Gebirgen der Ardennen. In dieſen Ardennen, in ihren Felſenſchluchten und in den tief eingefaſteten Flußthälern der Sambre, der Lys und der mittleren Maas erhielt ſich ein Theil der von den Römern romaniſirten celtiſchen Bevölkerung, das Volk der ſogenannten Wallonen, die zwar meiſtens in die politiſchen Schickſale ihrer deutſchen Nachbaren verflochten worden ſind, und von ihnen manchen modelnden Einfluß erfahren haben, in der Hauptſache aber noch immer als ein romaniſches Volk von beſonderem Schlage und eigenthümlichen Sitten daſtehen, von gedrungenem mittelgroßem Wuchſe, mit tiefliegenden feurigblitzenden Augen, mit ſchwarzem Haupthaar, mit lebhafterem Sinne, von größerer Beweglichkeit, aber von geringerer Stetigkeit und mit einer Sprache, die nur eine Unterabtheilung des Dialekts des nördlichen Frankreichs iſt.

Dieſe Wallonen, von denen die Flamingen das alte Sprichwort hatten: Wat Walsch is Falsch is oder von dem ſie auch wohl ſagen: de Flamingen mogen den Walschman met soout, noch smout (die Flamingen mögen den Wälſchen weder mit Salz, noch mit Schmalz), haben vielfach ſtörend in die Entwickelung der Niederlande eingegriffen, und es wäre für letztere wohl heilſam geweſen, wenn ſie dieſes fremdartigen Tropfens hätten ledig werden können. Die walloniſchen Provinzen haben zu verſchiedenen Epochen der niederländiſchen Geſchichte die Mißvergnügten geſpielt.

Sie waren in den Zeiten der Kirchen-Reformation die Hauptſtütze des Katholicismus und halfen den Jeſuiten, die Reform in dem ſüdlichen Theile der deutſchen Niederlande rückgängig zu machen. Die walloniſchen Regimenter haben ſich in ſpaniſchen und öſterreichiſchen Dienſten auf eine den Norddeutſchen nicht willkommene Weiſe berühmt gemacht. Es waren auch in der Neuzeit hauptſächlich wieder die

Wallonen, welche als Führer die Zustände Belgiens in das französische Gleise brachten, und die dort für französische Sprache und Sitte mit den Lenkern der flämischen oder deutschen Bewegung stritten und noch jetzt streiten.

Wie die Gruppirung der beiden Haupt-Bevölkerungs-Massen der Niederlande, so stammen aus jener fränkischen und namentlich aus der karolingischen Zeit auch die noch jetzt fortdauernden vielen Unter-Abtheilungen des Landes. Die Könige der Franken setzten über verschiedene Distrikte Statthalter und Grafen, deren Aemter bald in den von ihnen begründeten Fürsten-Geschlechtern erblich wurden. Auf diese Weise entstand die Grafschaft Flandern, das Herzogthum Brabant, die Grafschaft Holland, so auch das Bisthum Lüttich, das Erzbisthum Utrecht und alle die anderen kleinen merkwürdigen Länder, die noch jetzt als Provinzen der Königreiche Belgien und Holland bestehen.

Zur Zeit der Blüthe der deutschen Macht unter den sächsischen und hohenstaufischen Kaisern waren fast alle diese niederländischen Fürsten Vasallen des deutschen Reichs, bildeten in eben der Weise einen Theil desselben, wie Schwaben oder Sachsen und wurden unter dem Namen Nieder-Lothringen zusammengefaßt. Auch nahmen damals die Niederländer Antheil an Allem, was das deutsche Volk bewegte. Grafen von Holland zogen unter dem Banner unserer deutschen Kaiser in's Gelobte Land, und Herzöge von Brabant werden in der Geschichte unserer Literatur unter den deutschen Minnesängern genannt.

Nur die Grafschaft Flandern machte meistens eine Ausnahme davon, da sie bis an die Schelde gewöhnlich von den Königen von Frankreich in Anspruch genommen wurde.

Diese Vasallenschaft hinderte jedoch die niederländischen Fürsten und Stämme nicht, zuweilen sowohl mit den deutschen Kaisern, als auch mit den französischen Königen zu streiten und ihnen für ihre Gerechtsame die blutigsten Schlachten zu liefern. Auch lagen, wie im übrigen deutschen Reich, und noch ärger als dort, die Niederländer unter einander in beständigem Hader, Flandern mit Brabant, Hennegau mit Lüttich, Holland mit Friesland und die aufstrebenden Städte mit ihren Grafen, Herzögen und Bischöfen.

Das ganze Mittelalter hindurch thaten sich dabei am meisten die *südlichen oder belgischen Niederlande* hervor. Von den *Nördlichen* oder den Holländern war damals weniger die Rede. Vor allen standen die an der Seeküste wohnenden tapferen, mannhaften Flanderer oder Flamingen an der Spitze, von denen daher auch der Volks-Name für alle südlichen Niederländer deutschen Stammes entlehnt ist. — Die Franzosen nennen *alles* Niederländische (auch das Holländische) Flämisch (Flamand).

Die flandrischen Städte Gent, Brügge und viele andere wurden frühzeitig durch den Handel reich an Volk und Gütern. Bei ihnen fingen die Gewerbe, Manufakturen und Künste an, so schöne Blüthen zu treiben, wie außerhalb Italien damals sonst fast nirgends in Europa. In ihren Kämpfen mit den Königen von Frankreich stellten sie Heere auf, die so zahlreich, und lieferten ihnen siegreiche Schlachten, die so blutig waren, daß man über solche Riesen-Anstrengungen in einem so kleinen Lande mit Recht erstaunt, und daß selbst der in der Schlacht der Goldenen Sporen und in anderen Rencontres von ihnen oft geschlagene König von Frankreich, Philipp der Schöne, einmal ausrief, ihm dünke, daß dieses kleine Flandern Kriegsleute *speie* und *regne*.

Die Grafen von Flandern, die meistens Balduin hießen, gehörten zu den angesehensten und reichsten Fürsten von Europa. Sie, wie alle belgischen Niederländer spielten eine hervorragende Rolle in den merkwürdigen Expeditionen der Europäer, welche man die Kreuzzüge nennt. Gottfried von Bouillon und die ersten Könige von Jerusalem waren Belgier von Geburt und ein anderer Balduin, Graf von Flandern, setzte sich die Kaiserkrone in Constantinopel auf.

Als das deutsche Kaiser-Reich mit dem Verfall seiner Macht seinen Einfluß und seine Besitzungen jenseits des Jura's und der Vogesen allmählich verlor, erhob sich

hier unter dem Sohne eines Königs von Frankreich das Haus der Herzöge von Burgund, das so glücklich war, theils durch Heirathen und Erbschaften, theils durch Eroberung im Verlaufe des 15. Jahrhunderts alle niederländischen Landschaften, bis an die Grenzen von Ostfriesland zu erwerben und zu einem einzigen großen Staate zu vereinigen.

Es war seit der Merowinger Zeiten zum ersten Male, das alle Niederländer unter einem Herrscher den Hauptkern und die wichtigste Masse eines aufstrebenden Reichs bildeten.

Die burgundischen Herzöge waren ihrem französischen Ursprunge gemäß der französischen Sprache und der französischen Sitte geneigt und ihre Herrschaft hat am meisten dazu beigetragen, beiden in den südlichen Niederlanden Eingang zu verschaffen, besonders bei dem Adel und den Fürsten des Landes, obwohl das Volk noch oft und lange dagegen Opposition machte und sich den Gebrauch seiner niederdeutschen Sprache in öffentlichen Verhandlungen zusichern ließ.

Sämmtliche damals 16 niederländische Provinzen wurden zwar vom Kaiser Maximilian I., dem sie durch seine Gemahlin, Maria von Burgund, nach dem Aussterben des burgundischen Mannsstamms zufielen, unter dem Namen des Burgundischen Kreises mit dem deutschen Reiche wieder verbunden. Doch war diese Verbindung fast nur nominell und sehr vorübergehend und in Bezug auf die Stärkung der deutschen Nationalität in den Niederlanden ohne Einfluß. Denn schon jenes deutschen Kaisers Enkel, Karl V., vereinigte sie 40 Jahre später, als ein, wie er sagte, auf ewig unzertrennbares Land mit der Krone von Spanien.

Unter diesem Kaiser, der ein geborner Niederländer war, der mit Vorliebe die niederländische Sprache redete, und den daher die Niederländer noch jetzt mit Stolz einen ihrer größten Landsleute nennen und gewissermaßen als einen belgischen Herrn betrachten, („als eine der schönsten Perlen," wie sich ein patriotischer Schriftsteller ausdrückt, „in Belgiens Ruhmeskranz") unter diesem Karl V., sage ich, und zum Theil auch noch unter seinem Sohne Philipp den II. blieben alle Niederländer wie unter den Herzögen von Burgund unter einer Macht vereinigt. — Die Dauer dieser Einigung umfaßt einen Zeitraum von ungefähr 150 Jahren. — Es war die Periode der höchsten Blüthe ihrer Gesammtheit.

Damals war in den südlichen Niederlanden, zuerst während der burgundischen Zeit in Brügge, dann während der spanischen Zeit in Antwerpen, der Welthandel fast in der Weise concentrirt, wie er es jetzt in London ist. Dort waren auch die fabricirenden Manchesters des damaligen Europa.

Es gab in Belgien Städte, wie Ypern, die jetzt kaum mehr genannt werden, in denen man zur burgundischen Zeit 200,000 Handwerker und Künstler zählte. Nicht weniger rechnete man in der Stadt Löwen. Gent allein besaß 40,000 Webstühle. Die Stadt Damme, jetzt ein Dorf, war damals so stark, daß König Carl VI. von Frankreich, der sie belagerte, zu ihrer Eroberung vergebens ein Heer von 80,000 Mann verwendete.

Die Bürger dieser flämischen Städte entwickelten eine Pracht, daß eine Königin von Frankreich (Johanna, Philipps des Schönen Gemahlin), als sie einst nach Brügge kam, verwundert ausrief, sie hätte geglaubt, hier die einzige Königin zu sein, und sie fände sich unter den städtischen Bürgersfrauen wie von hundert Königinnen umgeben; und als später die spanischen Soldaten dies Land und seine dicht gedrängten Ortschaften zu sehen bekamen, meinten sie und berichteten nach Spanien, das ganze Niederland sei nur eine einzige Stadt.

Damals wurden auch von den flämischen Niederländern einige der interessantesten und für die europäische Cultur einflußreichsten Erfindungen gemacht, oder in der Welt verbreitet.

Webereien waren uralt unter diesem industriösen Volke. Tapeten- und Teppich-Webereien blühten namentlich nirgends so, wie dort, und haben sich von den Niederlanden nach Deutschland, Frankreich und England verbreitet.

Auch die Kunst, in die Leinwand alle Arten von Figuren einzuweben, hat in Flandern ihren Ursprung genommen.

Und wem sind die Brabanter Spitzen unbekannt, diese ganz eigenthümliche Er-

ſindung der Niederländer, in der noch keine andere Nation ſie erreicht hat, und mit deren koſtbaren und geſchmackvollen Produkten ſie ſeit der burgundiſchen Zeit alle Schönen der großen Welt und die Häupter aller Länder geſchmückt haben.

Ludwig Berken aus Brügge erfand die Kunſt, die Diamanten mit ihrem eigenen Staube auf eiſernen Platten zu ſchleifen.

Auch die Steinkohlen, ein Stoff, der jetzt eine ſo große Rolle in der Welt ſpielt, ſind von den Niederländern zuerſt entdeckt, gegraben, und verwandt, und der Flaming Beukels hat durch ſeine Erfindung, die nach ihm (wie einige wenigſtens behaupten) das Bökeln oder Einbökeln genannt wird, die in allen europäiſchen Haushaltungen ſo wichtigen Häringe erſt nutzbar gemacht und den Häringsfiſchereien ihre ſelbſt in der Politik hervorragende Bedeutſamkeit gegeben.

Von den flämiſchen Kaufleuten wurden die in Italien erfundenen Wechſel zuerſt in den Nord-Europäiſchen Handel eingeführt. Sie hatten ſchon im Anfange des 14. Jahrhunderts Aſſekuranz-Geſellſchaften (Kamers van Verzekering), die erſten, welche ſich in Europa bildeten. Auch hat die kaufmänniſche „Börſe" von einer flämiſchen Familie, den Herren van Beurſe, in deren Hauſe die Kaufleute von Brügge zuerſt ihre Zuſammenkünfte hielten, ihren jetzt in ganz Europa geltenden Namen erhalten.

Aus den Quellen des Reichthums und behaglichen Luxus floß ein reges Leben durch die Kunſtadern des Volks. Die ſchönſten Kirchen ſtiegen wie durch Zauberei aus dem Boden des Landes empor. Die Baukunſt, die Malerei, die Muſik haben an der Schelde und am Niederrhein eine ihrer vornehmſten Wiegen gehabt. Die Städte ſtrotzen dort noch jetzt von einer Fülle prachtvoller Gebäude im Style der Architektur des Mittelalters.

Die Herzoge von Burgund, von denen damals für einige Zeit die Mode Europa's beherrſcht wurde, die im 15. Jahrhunderte in Tracht, Kunſt und Induſtrie den Ton angaben, waren große Freunde der Muſik, die während ihrer Herrſchaft von den flämiſchen Belgiern mit mehr Glanz als von andern Nationen geübt wurde. Es waren Niederdeutſche oder flämiſche Belgier, die in Frankreich und Italien die Muſik als eine Wiſſenſchaft einführten und als Kapellmeiſter an den Höfen der Könige, ſelbſt an denen der entfernten Herrſcher von Arragonien, glänzten.

Johann van Eyk, ein Zeitgenoſſe des burgundiſchen Herzogs Philipps des Guten, einer der größten Maler aus der älteren flämiſchen Schule, erfand die Oelmalerei, oder führte ſie doch allgemein ein und gab dadurch den Farben, die man früher mit Gummiwaſſer, Eiweiß oder Wachs gemiſcht hatte, den friſchen Glanz, den wir jetzt nicht bei ihnen entbehren mögen. Auch verbeſſerte er die Glasmalerei ſo ſehr, daß er ſie zu einer ganz neuen Kunſt umſchuf.

Wie in den ſtädtiſchen Künſten und Gewerben, ſo erreichten die Niederländer auch im Ackerbau ſchon frühzeitig eine große Vollkommenheit, und ſie wurden deßhalb ſchon im 12. Jahrhunderte ſo berühmt, daß ſie häufig in fremde Länder berufen wurden. Der urſprünglichen Natur ihres Landes gemäß wurden ſie beſonders geſchickt in der Urbarmachung wäſſriger und ſumpfiger Diſtrikte. Es fehlte in ihren ſtürmiſchen und von Parteiungen zerriſſenen Gemeinweſen nie an verfolgten und gedrückten Claſſen der Geſellſchaft, die gern ſolchen Einladungen in's Ausland folgten.

Schon in dem beſagten 12. Jahrhunderte gingen Holländer, Seeländer und Flamingen in großer Menge zur Havel und Spree. Ihre Coloniſten nahmen den größten Theil der jetzigen preußiſchen Altmark ein, wo ſie Tangermünde, Seehauſen, Stendal und andere Städte ſtifteten. Auch ſollen von ihnen Köln an der Spree und andere Theile Berlins gebaut ſein.

Von dem größten Einfluſſe waren dieſe niederländiſchen Coloniſten auf unſere Niederungen an der Ems, Weſer und Elbe. Man kann ſagen, daß die ganze norddeutſche Ebene bis nach Pommern und Kopenhagen hin mit ihren Anſiedlungen durchwebt wurde.

Viele unſerer Marſchländer brachten ſie zu der Blüthe, in der wir ſie noch jetzt ſehen. In unſerem Deich- und Canal-Weſen, bei unſeren Veen- und Moor-Colonien haben wir ſie beſtändig zum Muſter

genommen. Bei unſeren Chauſſeen und Waſſerbauten haben wir ſie in der Neuzeit nachgeahmt und ihrer Beihülfe uns bedient.

Als die Spanier die Freiheit und Lebenskraft der ſüdlichen Niederländer brachen, floh ein großer Theil ihrer Fabrikanten nnd Handwerker nach England hinüber, wohin ſie ihre Künſte verpflanzten und ſeitdem erſt fing ſtatt der Niederländer England an, an die Spitze der europäiſchen Induſtrie zu treten. Vielfach ſind die Engländer die Schüler und Zöglinge der Niederländer geweſen.

Der bis zur burgundiſchen und ſpaniſchen Zeit einige niederländiſche Volksſtamm wurde in Folge der Kirchen-Reform in eine ſüdliche oder belgiſche und in eine nördliche oder holländiſche Hälfte geſpalten.

Zuerſt ſchienen zwar aus uralter Sympathie ſämmtliche Niederländer deutſchen Stammes den von ihren norddeutſchen Nachbaren und Brüdern ausgehenden Impulſen folgen zu wollen. Auch in Flandern und Brabant wurden, wie in Holland und Friesland, zu Luther's Zeit die Bilder geſtürmt und der Gottesdienſt geläutert.

Allein der König von Spanien ſtellte doch mit Hülfe der Wallonen und eines Theils des romaniſirten Adels ſeine und des Papſtes Autorität in den ſüdlichen Gegenden wieder her. Und dieſe blieben ſeitdem auch unter den den Spaniern folgenden Oeſtreichern der römiſchen Welt zugewandt, und ihren niederdeutſchen Brüdern im Norden, die ihre Kirchen-Reform durchſetzten nnd ihre Freiheit behaupteten, abgekehrt.

Bedeutende Abſchnitte des alten Flanderlandes wurden in den blutigen Kriegen, die Ludwig XIV. um ihren Beſitz erneuerte, ſogar ganz von den Niederlanden getrennt, von dem Körper Germaniens gelöſt und unter franzöſiſcher Herrſchaft faſt ganz franzöſirt. Aber auch der Reſt der ſüdlichen ſogenannten ſpaniſchen oder öſterreichiſchen Niederlande wurde nun in noch höherem Grade als es zur burgundiſchen Zeit geſchehen war, in das Netz franzöſiſcher Sitten- und Sprachen-Bande hineingezogen, theils in Folge der freiwilligen Bewunderung, welche die gebildeten Stände des Landes der blühenden Literatur und Kunſt des glänzenden Nachbarn zollten, theils in Folge des häufigen Verkehrs der Armeen und Beamten der Franzoſen, die das ganze Land zu wiederholten Malen eroberten und auf franzöſiſchen Fuße organiſirten z. B. einmal im öſterreichiſchen Erbfolgekriege von 1744 bis 1748 und wieder einmal zu Napoleon's Zeit von 1794 bis 1814.

Seitdem iſt das ſüdliche Niederland oder Belgien wieder faſt in ſo hohem Grade romaniſirt, wie zu den Zeiten der alten Römer ſelbſt. In Glaubensſachen empfängt es Befehle von Rom. Sein Geſetzbuch iſt der vom galliſchen Imperator gegebene Code. Die höheren Claſſen des Volks bedienen ſich durchweg der franzöſiſchen Sprache, welche die Sprache der gebildeten Geſellſchaft, der Geſetzgebung, des Parlaments und der Gerichtshöfe geworden iſt.

In dem Charakter der Maſſe zeigen ſich zwar überwiegend die Eigenthümlichkeiten des germaniſchen Niederländers. Doch läßt ſich auch bei ihr eine ſtarke franzöſiſche Beifärbung nicht verkennen. „Dieſe Belgier bieten ein ſeltſames Gemiſch von Bequemlichkeit und Fleiß, von Gutherzigkeit und Pfiffigkeit, von abergläubiſcher Dummheit und Feinheit dar.“ Ein Engländer ſagt von ihnen etwas hart: „Sie hätten das Verſchlagene des Franzoſen, aber nicht deſſen Gefälligkeit; — den Stolz und die Bigotterie des Spaniers, aber nicht deſſen Ritterlichkeit; — die äußere Formloſigkeit der Deutſchen, aber nicht ihre Treuherzigkeit.“ — Wenn man an dieſem Urtheile die Schärfen abrundet, behält man vielleicht ein treues Portrait der Belgier in Händen.

Das niederländiſche oder flämiſche Deutſch, in dem ſonſt ſo viel Glorreiches verhandelt wurde, und das dem Volke, wie ich ſagte, ſogar einſt ſo lieb war, daß es ſeine Könige lernten und ſprachen, ſank zu einer illiterariſchen Bauernſprache herab, in der nur noch die brabanter Spitzenklöpplerinnen ihre alten Lieder ſangen. Zu ihrer Wiederbelebung hat ſich aber in neueſter Zeit eine kleine Schaar für alles Germaniſche begeiſterter flämiſcher Patrioten erhoben, die nun wieder den Holländern das allgemeine niederländiſche Nationallied ſingen:

Wien Neerlandsch bloed in de aders vloeit
Van vremde smetten vrij
Hy stell mett ons vereend van zin
Met onbeklemde borst
Het godgevallig feestlied in
Voor Vaderland en Vorst

und die auch ſogar mit uns Deutſchen einſtimmen in das Lob von der „Brüdertreue aller deutſchen Stämme“ und des großen Vaterlandes.

En gy Bels, blyv toch gedürig Duitsch alst oude voorgeflacht
Wees Duitsch in sprak en Zeden Houdt aenit groote Vaderland.

So ſangen die flämiſchen Patrioten auf dem großen flämiſch-deutſchen Sängerfeſte zu Brüſſel im Jahre 1846. Und die Leſer haben in dieſen kurzen Sprachproben, die ich hier mit Fleiß einſchob, zugleich einen kleinen handgreiflichen Beweis dafür, daß dieſe uns in der Politik ſo fernegeſtellten Belgier in anderer Beziehung uns noch immer ſo nahe ſtehen.

Gegen das auf die beſagte Weiſe durch Spanier und Franzoſen in Süd-Niederland ſiegende Romanenthum ſtanden am Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer unter ihrem Prinzen von Oranien auf, wie einſt die Bataver, ihre Vorfahren, unter Claudius Civilis. Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß ſchon an dieſen alten Batavern die Römer manche Eigenſchaften lobten, derentwegen wir noch heute die Holländer preiſen. Sie erſchienen ihnen als höchſt achtbare Leute, von mehr paſſivem, als aktivem Muthe, die ſich auf eine tapfere Vertheidigung ihrer Gränzen und ihrer Freiheit beſchränkten.

In einem fünfzigjährigen, wechſelvollen Kriege mit den Spaniern, den damaligen Herren der Welt, in welchem ſie ſiegreich ihre Unabhängigkeit behaupteten, bewieſen die Nachkommen der Bataver, wie ſtark die patriotiſche dieſem edlen niederdeutſchen Stamme angeborene Freiheitsliebe iſt.

Die ganze Herrlichkeit und Kraft dieſes Stammes ging nun in eben ſo bewundernswürdigen Blüthen und Früchten auf, wie einſt im alten Flandern im Kampfe mit Frankreich. Alles ächt Niederländiſche ſammelte ſich gleichſam unter den Fahnen der Holländer. Die flämiſchen Dichter und Freiheitsmänner, ihre Gelehrten, ihre Kaufleute und deren Kapitalien flüchteten ſich von Gent, Brügge und Antwerpen nach dem Norden, der jetzt der Nachfolger des Südens wurde. Die Holländer wurden nun (nachdem ſie den Spaniern und Portugieſen einen großen Theil ihrer Colonien abgenommen hatten), was ihre ſüdlichen Brüder, die Flamingen, früher geweſen waren: die Bankiers, die Geſchäftsleute und Schiffsführer von Europa und machten ihr Land zu dem großen Magazine des Welttheils. Man kann ſagen, das Primat in Handels-Angelegenheiten ſei drei Mal bei dieſer niederländiſchen Raçe geweſen, einmal im 14. und 15. Jahrhunderte zur burgundiſchen Zeit in Gent und Brügge, ein zweites Mal im 16. Jahrhunderte unter Carl V. und Philipp II. in Antwerpen und ein drittes Mal während des 17. und 18. Jahrhunderts in dem auf Pfählen in einem Sumpfe gebauten Amſterdam.

Die Holländer ſteckten das Banner der Unabhängigkeit nicht blos für ſich heraus, ſie ließen vielmehr die Freiheitsfarben hoch in ganz Europa flattern. Alle von Despoten Verfolgte flüchteten (wie einſt die Venetianer vor Attila zu den Lagunen) unter den ſtarken Schutz der gaſtfreien und toleranten holländiſchen Marſchbewohner.

Wie ihre eigenen Landsleute aus Antwerpen und Brabant, ſo nahmen ſie auch die von denſelben harten Königsdecreten gedrückten Juden aus Portugal und Spanien unter ſich auf, die ſeitdem eine ſehr wichtige Colonie unter ihnen gebildet haben. Der dreißigjährige Krieg brachte ihnen vielen Zufluß von Kräften aus dem damals ſo unglücklichen Deutſchland. Und als Ludwig XIV. in Frankreich das Edict von Nantes aufhob, ſtrömte eine ſo große Menge franzöſiſcher Proteſtanten, Künſtler und Gelehrte nach Holland, daß dieſe Einwanderung ſogar ein wenig dem Deutſchthume der Holländer ſchadete, und franzöſiſches Weſen unter ihnen einbürgerte. Viele berühmte franzöſiſche Gelehrte und bedeutende Männer fanden Schutz und Anerkennung bei ihnen. Einer der größten Denker der Franzoſen, Des Cartes, ſchrieb unter den Holländern faſt alle ſeine ſcharfſinnigen und von der Welt bewunderten

Werke, die seinen Namen unsterblich gemacht haben.

Auch die Religions-Unruhen in England trieben verfolgte Sektirer zahlreich nach Holland und von hier aus und mit holländischen Schiffen segelten jene englischen „Pilgrim-Väter" aus, welche die merkwürdigen Staaten von Neu-England in Amerika stifteten. Und sogar die feste Begründung der neuen Freiheit im alten England selbst kam nicht ohne Mitwirkung der Holländer zu Stande. Es war ein Holländer von Geburt und von Charakter, Wilhelm III., der dem Willkür-Regimente der Stuarts in England mit holländischen Truppen ein Ende machte und dem die Engländer ihre Revolution, die endliche Feststellung ihrer kirchlichen und politischen Freiheit zu verdanken haben.

So kann man denn auch sagen, daß die Niederländer häufig (vorzugsweise aber zwei Mal) die Vorfechter politischer Unabhängigkeit für ganz Europa gewesen sind, einmal in alten Zeiten unter den Flamingen, denen der Ruhm gebührt, schon im Mittelalter den Grundstein bürgerlicher und städtischer Freiheit im nördlichen Europa gelegt zu haben, und ein zweites Mal unter den Holländern, deren Freiheitskriege gegen die Spanier und später gegen Ludwig XIV. so viel Aehnlichkeit mit den Kämpfen der Flanderer mit den alten Königen von Frankreich darbieten.

Die Einrichtungen, welche die Holländer zur Behauptung ihrer wieder errungenen Freiheit bei sich trafen, gingen von einem bewundernswürdigen Geiste der Ordnung und Umsicht aus. Nicht nur ihre Flotte war zu ihrer Zeit die bestorganisirte, sondern auch, was man von einem kaufmännischen und See-Volke nicht so leicht erwarten sollte, in der Kunst Land-Truppen zu werben, zu discipliniren und in gehöriger Subordination zu halten, wurden sie anderen Nationen ein Muster. Ihre klugen Aufmunterungen, ihre pünktliche Auszahlung des Soldes verschaffte ihnen die besten Offiziere und Soldaten. Sie erwarben sich den Ruhm, in modernen Zeiten auch in militärischen Dingen zuerst eine gute Disciplin geschaffen zu haben.

Das Verhalten ihrer See- und Landmacht war so musterhaft, daß Christian V. von Dänemark, Gustav Adolf von Schweden und andere Könige viele Grundsätze über Kriegs- und Heer-Wesen von den Holländern annahmen. Sogar der große Despot des Nordens, Peter d. Gr., eilte von Bewunderung für dies freie Volk ergriffen zu den Holländern, um ihr Schüler zu werden, und rief sie in sein Land, um mit ihrer Hülfe seine neue Residenz, seine neue Flotte zu bauen und sein junges Rußland zu organisiren.

In anderen Dingen, namentlich in ihren finanziellen und gewerblichen Einrichtungen hatten sie schon lange vor jenem großen Zaaren fremden Königen und Staatsmännern zum Muster gedient. Auch Heinrich IV. von Frankreich war ein Bewunderer der Holländer gewesen und sein großer Minister Sully hatte sie bei seinen Wege-, Canal- und Hafen-Bauten und seinen anderweitigen Einrichtungen und Reformen in Frankreich vielfach, wie später jener Zaar, zu Hülfe gerufen.

Man hat die Niederländer in Bezug auf die Ordnung in ihren Geschäften, mit Rücksicht auf ihre Handels-Prinzipien, militärischen und Flotten-Einrichtungen und in manchen anderen Punkten häufig mit den Karthagern verglichen. Und man hat namentlich auch bemerkt, daß die Holländer neben den Karthagenienſern das einzige Volk in der Geschichte gewesen sind, unter welchem Reichthümer ihre gewöhnliche Wirkung, nämlich, Luxus Verschwendung und Sittenverfall herbeizuführen, nicht gehabt haben. Ein Geist der Enthaltsamkeit, der Sparsamkeit und Besonnenheit ist den Holländern stets eigen geblieben, selbst als sie Herren eines großen Theiles von Indien waren, eben so wie er den Karthagern stets eigen war, selbst als ihnen aus Spaniens Bergwerken die edlen Metalle in Masse zuflossen.

In Hinsicht auf Das, was sie für Wissenschaften und Künste geleistet haben, stehen sie aber weit über jenen alten Puniern. An großen Gelehrten hat es den Holländern seit ihrer Selbstständigkeit nie gefehlt, doch sind dieselben allerdings mehr durch Sammelfleiß, eine Qualität, die allen deutschen Stämmen anklebt, als durch geniale neue Gedanken ausgezeichnet gewesen. Classische Bildung war bis auf die neueste Zeit herab bei den Holländern

besonders beliebt. Als Philologen haben sie lange an der Spitze gestanden.

Am meisten aber haben den Holländern, denen, wie allen Niederdeutschen, ein lebhafter Naturſinn eigen iſt, die Natur-Wiſſenſchaften zu danken. Ihre Swammerdams, ihre Boerhaves, Drebbels, Huygens haben ſich Ruhm durch ganz Europa erworben. Und ſelbſt der größte Naturforſcher des vorigen Jahrhunderts Linné ſtudirte und lebte in Holland und ſchrieb dort einen Theil ſeiner beſten Werke.

Es gibt wohl kaum ein Land, in welchem naturhiſtoriſche Sammlungen ſo zahlreich und ſo ſelbſt in allen Privathäuſern zu finden ſind, wie in Holland. Auch mag es in dieſer Hinſicht charakteriſtiſch ſein, daß einige der den Naturwiſſenſchaften vorzüglich nützlichen Erfindungen, die des Teleſkops, des Mikroſkops und des Thermometers in Holland gemacht wurden. Daß eine andere für die geſammte Bildung und Wiſſenſchaft überhaupt ſo entſcheidende Erfindung, nämlich die Buchdruckerkunſt, ebenfalls von einem der ihrigen, nämlich von Laurens Coſter in Haarlem, ausging, wird in Holland (freilich nicht in Deutſchland) allgemein geglaubt.

In keiner Kunſt aber haben nicht nur die Holländer, ſondern alle Niederländer ſeit den früheſten Zeiten ihrer Cultur mehr geleiſtet, als in der Malerei. Sie nehmen in dieſem Fache den zweiten Platz nach den Italiänern ein, denen ſie in Bezug auf Reichthum der Talente und Fülle der Productionen faſt gleich kommen, mit denen ſie aber in Bezug auf den Charakter ihrer Maler-Schulen in einem beachtenswerthen Contraſte ſtehen.

Die ſchöne zarte Grazie, die ſchwungvolle Idealität in der Gruppirung und maleriſchen Dichtung der begeiſterten Italiäner haben die derben Holländer nicht. In der Darſtellung der Natur und des wirklichen, ſie umgebenden Lebens zeigten ſie ihre Hauptkraft. Ihre großen Maler van Been, van Dyck, Rembrandt waren in der Auffaſſung des Individuellen, als Nachahmer der Natur-Erſcheinungen, als Porträt-Maler am größten. Selbſt von Rubens ſagt man in dieſer Hinſicht bezeichnend genug, daß er ſeine ſchönen Gattinnen, die ihm ſo oft ſaßen, viel beſſer darſtellte, wenn er ſie blos porträtirte, als wenn er ſie idealiſirte.

An Thiermalern und Landſchaftern haben die Niederländer einen außerordentlichen Ueberfluß. Das ſogenannte bei ihnen ſo beliebte „Stillleben" iſt eine der für ſie charakteriſtiſchen Kunſtbranchen und die Blumen-Malerei haben dieſe ſinnigen, naturkundigen, emſigen Leute, eben ſo wie die Blumenzucht, mit einer Vorliebe betrieben, wie kein anderes Volk. Die Originale jener gemalten Stillleben-, Baum- und Blumenſtücke ſieht man noch in tauſend gefälligen Formen bei ihren Landſitzen, ihren geliebten „Boitenplaatſen" die ihrem Umfange nach nur Hütten, im Innern aber Paläſte ſind, in denen ein Geiſt von Reinlichkeit und netter Zierlichkeit jeden Gegenſtand verſchönert und denen ſie ſo ſchmeichleriſchen Lieblingsnamen wie „Myn Landlyſt" oder „Myn Wolluſt" oder „Myn Genoegte" (mein Entzücken) oder „Myn Landſigt" (Fernſicht) geben, als wenn ſie nicht in dem platten ausſichtsloſen Holland, ſondern romantiſchen Thälern oder in Eden's Garten lägen.

Am wenigſten haben ſich die Niederländer in der Poeſie hervorgethan, wie darin überhaupt alle Niederdeutſchen nicht nur den übrigen Völkern, ſondern auch insbeſondere den oberdeutſchen Stämmen nachſtanden. Sie beſitzen zwar natürlich wie alle Nationen ihre alten Volkslieder und auch ihre Maerlants, Kats, Tollens und andere an der Schelde und Yſſel gefeierte Muſen-Jünger. Aber keiner von ihnen hat gleich einem portugieſiſchen Camoëns oder einem italiäniſchen Petrarca oder einem engliſchen Shakespeare die Lyra ſo laut und ſchön geſchlagen, daß man ſein Echo auch in anderen Ländern hell und auf die Dauer vernommen hätte. Ich ſage hell und auf die Dauer. Denn allerdings dürfen wir Deutſchen es nicht vergeſſen, daß doch eine kurze Zeit lang (im 17. Jahrhunderte) unſer Poeſie ſo niedrig und die der Holländer ſo hoch ſtand, daß damals unſer Opitz und die anderen erſten Begründer unſerer modernen Literatur nach den Niederlanden wanderten, um an der holländiſchen Hyppokrene zu ſchöpfen.

Digitized by Google

In dem beſtändigen Kampfe mit den Elementen, zu welchem ſie die Natur ihres Landes, ſeine feuchten Nebel, die, wenn man nicht beſtändig putzt und ſcheuert, Alles mit Roſt und Schimmel bedecken, ſeine Fluthen, die, wenn man nicht fleißig gräbt und pflaſtert, Alles in Schlamm verſinken laſſen, zwangen, haben die Niederländer Alles, was Verſtand, Umſicht und Beſonnenheit heißt, zuſammennehmen müſſen. Zucht, Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung ſind auf ſolche Weiſe tief in ihr Weſen eingedrungen.

„Darum haßt dieſer berechnende und praktiſche niederländiſche Menſch alles Verſchwimmende und Unbeſtimmte in Gefühl und Gedanken," das er eben ſo, wie die Engländer es thun, uns Deutſchen vorwirft. Doch entgeht ihm dabei eben auch viel von unſerem Schwunge für das Ideale und er verfällt dabei nicht ſelten in Engherzigkeit und Nüchternheit, wie wir zuweilen in Schwärmerei und Verworrenheit.

Alle Triebe und Begierden ſind bei den Holländern etwas matt und kühl, was ſie bei den Völkern Europa's in den Ruf großer, abgeſchloſſener, einſylbiger Pflegmatiker gebracht hat. Glühende Rache, Eiferſucht und andere Leidenſchaften ſind nach der Meinung eines Spaniers bei ihnen unbekannt. Ihre Liebe flammt nicht ſondern glimmt nur wie ihr Torffeuer. Ehre gilt bei ihnen weniger, als Geld. Da aber, wo es auf den Erwerb von Geld ankommt, ſind ſie darauf ſo erpicht, wie die Römer auf eine Eroberung. Sie haben mehr gefunden Menſchenverſtand, als Witz und Geiſt, mehr natürliche Gutmüthigkeit, als warmes Gefühl, und ſie ſtreben mehr nach Dem, was ſie Gemächlichkeit — (Gemakkelykheit, eins der größten Worte in ihrem Dictionär) — nennen, als nach den heitern Freuden des Geſchmacks und der Geſelligkeit. Ihre Vergnügungen ſind einfach und ſchränken ſich größtentheils auf den Zirkel ihres Hauſes, ihrer Familien und ihrer Freunde ein.

Man findet bei ihnen mehr Leute, die man achten muß, als ſolche, für die man ſchwärmen möchte, und ihr Land, das dem Beobachter ſo viel Merkwürdiges und Belehrendes darbietet, iſt lohnender zu bereiſen, als angenehm zum Bewohnen.

Ihr National-Charakter iſt aus einer gleichen Miſchung von Arbeitſamkeit, Redlichkeit und Pedanterie zuſammengeſetzt. Wenn man ihr kühles Blut, ihr ſteifes, ſtilles, langſames Weſen betrachtet, verwundert man ſich, wie ſolche Pflegmatiker ſo große Dinge haben zu Stande bringen können. Aber die ihnen eben ſo eigene Beharrlichkeit, die ihnen natürliche männliche Tapferkeit im muthigen Ertragen von Unfällen und in der ſtandhaften Bekämpfung von Hinderniſſen iſt ihnen ſowohl in ihren Privat- als in ihren öffentlichen Verhältniſſen am meiſten behülflich geweſen dazu, daß ſie, — ein Völkchen, welches kaum je mehr als 2 Millionen Menſchen zählte, — ſo hoch und feſt geſtanden, ſo tief eingewirkt und ſo weit um ſich gegriffen haben, wie kaum viele der zahlreichſten und größten Nationen. Wenn man, wie der berühmte Sir William Temple berichtet, in Holland einſt Leute finden konnte, die 24 Jahre an der vollkommenen Polirung eines Globus, — oder gar 30 Jahre an dem Moſaik-Werke einer Tiſchplatte arbeiteten, — oder, wie die Kunſtgeſchichte lehrt, Landſchaftsmaler, die drei Tage lang nur an der getreuen Darſtellung eines Beſenſtils malten, — oder auch Naturforſcher, die ihr Leben und ihre ganze Gelehrſamkeit darauf verwendeten und auch die Kupferſtecherkunſt darum lernten, um eine einzige Art von Raupe in allen ihren Verrichtungen und ihrem ganzen Organismus ſchildern und porträtiren zu können, ſo begreift man wenigſtens, daß ſolche Leute etwas Solides, Genügendes und Bleibendes ſchaffen mußten.

In allen ihren öffentlichen Verhältniſſen haben die Holländer auch eine große Gerechtigkeitsliebe bewährt. Denn kaum gedenkt die Geſchichte einer Regierung, die wegen ihrer unparteiiſchen, unbeſtechlichen und über alle Klaſſen ohne Anſehen der Perſon ſich verbreitenden Geſetzgebung und Juſtiz-Verwaltung berühmter geweſen wäre, als die der Niederländer.

Nichts weniger aber ſind ſie als Schwätzer. Sie verachten oder belächeln das Deklamatoriſche, den Prunk und Pomp an ihren Nachbaren, den Franzoſen. Die alte holländiſche Bank war berühmt dafür, daß

ſie nie mehr Banko-Zettel in Cours ſetzte, als wofür ſie die baare Münze beſaß. Großthuerei iſt kein holländiſcher National-Fehler. Sie haben nie „Magnaten" und „Granden" unter ſich gehabt. Dieſe Namen haben wir aus Ungarn und Spanien erhalten. Die niederländiſchen Großen, Reichen und Mächtigen ſind von jeher durch Beſcheidenheit ausgezeichnet geweſen. Ihre Mächtigen gebrauchten ihre Macht nur, wo ſie nöthig war, aber haben wenig davon, wie es wohl in andern Ländern geſchieht, in's Privatleben übertragen. Sogar als ſie über die Schätze Indiens geboten, ſah man ihre Staatsmänner, deren Einfluß zuweilen dem von Königen gleichkam, ohne Bedienten und zu Fuße wandern. Und auch ſie nahmen, wie die Uebrigen, wenn ſie Thee tranken, das Stück Zucker vorſichtig in den Mund, um es für ſo viele Taſſen, als möglich reichend zu machen. Und auch jetzt noch leben bei ihnen die Reichen, obwohl nicht ohne einen ſehr ſoliden Luxus, doch geräuſchloſer und für gewöhnlich einfacher und ſparſamer als anderswo.

Zum größten Dank aber iſt die Welt den Niederländern dafür verpflichtet, daß ſie in ihrer Geſchichte den ſonnenklarſten Beweis für die Weisheit lieferte, daß eine Nation, ſelbſt die kleinſte, durch einſtimmige Denkungsart unüberwindlich wird und daß überhaupt bei allen menſchlichen Anſtrengungen Standhaftigkeit und Fleiß nie ihres Endzweckes verfehlen.

Die auswärtige Machtſtellung der Holländer iſt zwar jetzt bei weitem nicht mehr ſo groß, wie ſie war. Sie gleichen einem altberühmten Handelshauſe, deſſen Stützen, morſch geworden ſind. Dennoch aber ſind bei ihrer jetzigen Beſchränkung ihre Angelegenheiten, ihre Sitten, ihr Volks-Charakter, ihr Wohlſtand keineswegs in ſolchen Verfall gerathen, wie dies z. B. bei den Portugieſen, mit denen man das Geſchick der Niederländer in mancher Hinſicht wohl vergleichen kann, der Fall geweſen iſt.

Sie haben ſich vielmehr ihre Selbſtſtändigkeit, ihre haushälteriſche Sinnigkeit und Beſonnenheit faſt unverändert erhalten, und die große Ruhe, welche während der letzten politiſchen Stürme in Europa bei ihnen geherrſcht hat, ſcheint ein Zeichen dafür zu ſein, daß ſie jetzt wenigſtens nicht unglücklicher ſind, als zu den Zeiten, da ihre Tromps und Ruyters triumphirend und ſiegreich, den Beſen am Maſtbaume, auf den von ihnen rein gefegten Meeren einherfuhren, oder als ihre Oldenbarneveldts und De Witts noch mächtig in den Rath der europäiſchen Souveräne eingriffen.

Die Schweizer.

Von den Niederländern wende ich mich nun zu den ſchweizeriſchen Alpenbewohnern, von den Fluthen am Meeresſtrande zu den Bergen und ihren Wolkenſtegen.

Auf den erſten Blick ſcheint dies vielleicht ein gewagter Sprung zu ſein. Und doch zeigt er ſich bei näherer Betrachtung nicht ſo groß. Denn wunderbar genug haben ſich nicht nur die politiſchen Verhältniſſe, ſondern auch die Volks-Anlagen in den hohen Alpen und in den niedrigen Marſchen in vielen Punkten ſo ähnlich geſtaltet, daß man faſt an eine geheime Wahlverwandtſchaft zwiſchen beiden glauben möchte.

Geographiſch ſind ſie ſchon durch den Rhein verknüpft, der bei den Schweizern entſpringt und bei den Holländern in's Meer geht. Die Quellen wie die Mündungen dieſes großen Stromes waren von jeher ein Schauplatz merkwürdiger Miſchungen und Kämpfe der Celtiſch-Romaniſchen und der germaniſchen Race, ſo daß wir daher in den Niederlanden, wie in der Schweiz, faſt zu allen Zeiten der Geſchichte, Theile beider großen Stämme zu demſelben nationalen oder politiſchen Ganzen vereinigt ſehen.

Die vielen breiten Strom-Arme und Meerbuſen, die das Niederland in eine Menge Inſeln und Gaue theilen, haben dort denſelben Effekt gehabt, wie in der Schweiz die Felſen und Gebirgsrücken, die das Oberland eben ſo bunt abklaſteten, und in beiden Gegenden hat ſich dadurch ein vielſeitiges Leben und Streben kleiner Freiſtaaten neben, mit und wider einander erzeugt.

Die Sümpfe und Ueberſchwemmungen in den Niederungen halfen die Freiheit der Bewohner eben ſo vertheidigen, wie es in den Hochgebirgen die unzugänglichen

Eisfelder und Felsenwüsten thaten, und jene haben bei den holländischen Fischern einen eben so eifersüchtigen Unabhängigkeitssinn erzeugt, wie es diese bei den armen Hirten der Alpen thaten. Auch hat die Beschaffenheit der Landes-Natur, der Kampf mit den Elementen, dort mit dem Meere, hier mit den Schnee- und Gletscher-Phänomenen beiderseits ein ausdauerndes und tapferes Geschlecht heranwachsen lassen und zugleich hat bei beiden die ursprüngliche Armuth des Landes den Handelssinn und Unternehmungsgeist der Bewohner geweckt.

Die Schweizer, an den Grenzen und Gebirgspässen zwischen dem Norden und Süden, an dem Ausgangspunkte großer Ströme postirt, wurden auf dem Festlande eben so eifrige Zwischenhändler, wie die Niederländer auf dem Meere, auch haben diese in ihre Gebirgsthäler, wie jene auf ihre Dünen und Haiden, eine Menge Industrie-Zweige verpflanzt, durch die sie wohlhabend und culturhistorisch bedeutsam geworden sind.

In den republikanischen Sitten, in dem religiösen Sinne, in den kirchlichen Verhältnissen beider Nationen finden sich manchmal (zuweilen bis in's Detail) die überraschendsten Aehnlichkeiten, die sich oft kaum erklären lassen, und auf die ich bei weiterer Ausführung der ethnographischen Skizze der Schweizer, eben so wie auf die natürlich daneben existirenden Contraste und Verschiedenheiten noch etwas mehr aufmerksam machen werde. Vorläufig aber wird das Gesagte genügen, um eine Nebeneinanderstellung der räumlich so weit von einander entfernten Niederländer und Schweizer, die einst auch auf ähnliche Weise mit dem deutschen Reiche verbunden waren, so wie sie sich auf ähnliche Weise von ihm trennten, zu rechtfertigen.

In Bezug auf die allerfrühesten Bewohner der Schweiz hat man bekanntlich in den jüngst verflossenen Jahren höchst merkwürdige Forschungen angestellt.

In einigen sehr regenlosen und trockenen Sommern, in welchen sich die Schweizer Seen weit von ihren gewöhnlichen Ufern zurückzogen, hat man an ihren Rändern uralte im Wasser stehende Pfahlbauten entdeckt, und neben diesen Pfählen auf dem Boden der Seen versunkenen Geräthschaften, Werkzeuge, Waffen, Hausträmmer, Fischerböte von der rohesten und eigenthümlichsten Gestalt gefunden.

Man hat diese Dinge einem alten Urvolke zugeschrieben, welches lange vor den Römerzeiten als dürftige und barbarische Fischer- und Wasserleute die Uferränder und Inseln der schönen Seen bewohnte, in ähnlicher Weise wie noch jetzt die Samojeden an den Gewässern des sibirischen Nordens hausen.

Wahrscheinlich war dieses Volk der schweizerischen Pfahlleute verwandt und gleichzeitig mit den primitiven Raçen, von denen man auch in Dänemark, Frankreich und England jüngst so interessante Spuren aufgefunden hat, und von denen Manche vermuthet haben, daß es finnische Stämme gewesen seien, die einst (vielleicht schon mehre Jahrtausende vor Christi Geburt) das ganze noch in Sümpfen und Wäldern steckende nördliche und mittlere Europa bewohnten.

Als die Römer, (die ersten Lichtbringer in der Geschichte des nördlichen Europa's), jenseits der Alpen erschienen, war das ganze Land, wie Gallien und andere Nachbarländer, von „Celten" bewohnt, die wahrscheinlich aus Osten längs der Donau über den Boden-See erobernd hereingerückt waren, jene alten samojedenartigen Urbewohner vernichtet hatten, und die in der Schweiz den Namen Helvetier führten.

Merkwürdig genug fanden schon die Römer diese alten celtischen Helvetier innerhalb derselben Gränzen, innerhalb welcher sich noch jetzt unser Schweizer Bundesstaat abschließt, nämlich zwischen dem Genfer-See im Westen, dem Boden-See im Osten, dem Jura im Norden und den Alpen im Süden.

Man kann daher wohl diese Boden-Verhältnisse als die natürlichen Gränzen des Schweizerlandes betrachten und mag dieses in der Hauptsache als dasjenige große, schöne 40 Meilen lange und 10 Meilen breite Thal definiren, welches im Norden vom Jura und Schwarzwald umgeben, im Süden die Alpen zur Mauer hat, und das im Westen von den beiden genannten Seen abgeschlossen wird.

Dieses Thal, welches der Rhein und seine

Zweige durchfließen und das man auch wohl das große Obere Rhein-Becken nennen könnte, bildet den Hauptkörper der Heimath der Helvetier oder Schweizer. Freilich haben sie diesen Hauptkörper nicht zu allen Zeiten als ein ethnographisches oder politisches Ganze besessen und haben auch bald diese bald jene der zahlreichen Nachbarthäler als Glieder oder Theile mit ihm verbunden.

Die Römer unter und nach Cäsar eroberten das große Thal, gründeten daselbst, wie in den übrigen Celtenländern, Colonien und Städte, führten ihre Sprache ein und romanisirten das ganze Helvetien. Bei dem Untergange ihrer Macht aber brachen ebenso (wie in das niederländische Belgien die niederdeutschen Franken), so hier in Helvetien die Ober-Deutschen Alemannen (Sueven oder Schwaben) ein, verdrängten die romanisirten Celten und setzten für die ganze Folge-Zeit deutsche Grundbevölkerung und Sprache an ihre Stelle. Doch gelang es ihnen nicht, diese Germanisirung des Helvetierlandes ganz und in allen Thälern durchzuführen.

Wie in den Niederlanden, so blieb auch hier ein Theil des Romano-Celtischen Volksstammes bestehen. Und selbst in der Deutsch gewordenen Osthälfte der Schweiz tragen viele Lokalitäten und Hauptorte noch jetzt Römisch-Celtische nur etwas auf deutsche Weise umgewandelte Namen so die Städte Zürich (Thuricum), Constanz (Constantia), Bregenz (Brigantium) Solothurn (Solodurum), Basel (Basilea) und andere.

Als nach den Stürmen der Völkerwanderung sich nun große germanische Reiche bildeten, wurde das Helvetierland zerrissen. Die größere östliche oder deutsche Hälfte bis zu einer von Neufchateler zum Genfer-See laufenden Linie blieb seit dem 5. Jahrhunderte fast immer ein Theil des großen Herzogthums Alemannien oder Schwaben, und fiel mit diesem unter die Macht der fränkischen Könige und nachher der deutschen Kaiser. Diese lange dauernde politische Vereinigung mit dem Schwabenlande hielt die östlichen Schweizer fest bei ihrer deutschen Sprache und bei ihrer Alemannischen Nationalität.

Die kleinere westliche Hälfte Helvetiens fiel dagegen dem großen burgundischen Reiche zu, das überall auf romanischem Urboden stand und in dem die eingewanderten deutschen Burgunder sehr bald wieder romanisirt wurden.

Es bildete unter dem Namen „Burgundia Minor" (Klein-Burgund) fast 600 Jahre lang einen Theil dieses Reichs, das eine Zeitlang zwar auch unter der Hoheit der deutschen Kaiser stand, in Bezug auf Sprache und Bevölkerung sich aber stets überwiegend als ein romanisches Land darstellte. Die westlichen Schweizer blieben daher auch dieser Nationalität ergeben und bildeten ihre romanische Sprache und Sitte in Verbindung mit den Burgundern und, wie sie verschiedene Phasen durchmachend, am Ende zu dem Neu-Französischen um.

So lassen sich aus diesen Ereignissen im Ganzen wohl die ethnographischen Erscheinungen und Verschiedenheiten in der Schweiz ableiten, obgleich im Einzelnen dabei Vieles wunderbar und unerklärlich bleibt, z. B. wie und warum die große deutsche Völkerfluth in das eine Thal eindrang, in ein anderes nicht, — wie die Germanisirung oft mitten in der Ebene stehen blieb, und da ohne alle natürliche Veranlassung mit dem romanischen Elemente schroff absetzte, ja mit ihm sogar hie und da dieselben Thäler theilte, und wie es zuweilen z. B. in einigen Monte-Rosa-Thälern sporadisch und inselartig sich vorschob.

Von der Entstehung nur einiger weniger solcher Einzahnungen und Verschiebungen der einen Nationalität in die andere können wir den historischen Nachweis liefern z. B. von einigen kleinen deutschen Thal-Bevölkerungen im romanischen Graubünden, welche unsere Hohenstaufischen Kaiser dort als Grenzwächter gegen Italien anpflanzten.

Eine der merkwürdigsten unter diesen Singularitäten bleibt immer das sechshundertjährige Beisammenleben einer französischen und einer deutschen Bürgerschaft innerhalb der Mauern derselben Stadt (Freiburgs), ohne daß ein einiger Volkskörper daraus geworden wäre. Noch heutiges Tages spricht man in der hohen Partie dieser Stadt auf ihren Felsen romanisch und in der Thalhälfte am Flusse deutsch, ohne daß alle Bewohner beide Sprachen verstünden.

Nach dem Untergange der alten Helvetier ist auch während des ganzen Mittelalters bis zum vierzehnten Jahrhunderte von einem eigenthümlichen schweizerischen Volke von einer schweizerischen Nation in diesen Gegenden nicht die Rede. Die Gaue und Bevölkerungen, welche sich heutzutage als Theile dieser „Nation" ansehen, gingen damals in anderen größeren politischen Körpern auf.

Genf, Waadtland und das halbe Wallis bildeten Dependentien von Savoyen, Tessin gehörte zum Herzogthum Mailand, Graubünden oder Rhätien hatte seine ganz aparte Entwickelungs-Geschichte für sich. Ueberall gab es kleine Dynasten und Fürsten und neben ihnen blühten, wie im ganzen deutschen Reiche, freie Städte und Bischofssitze auf, zwischen denen weiter keine politische Einigung bestand, als die sehr lockere, welche der deutsche Reichsverband vermittelte. Nur während des 11. und 12. Jahrhunderts läßt sich eine gewisse Einheit der Schweiz darin erkennen, daß die Herzöge von Zähringen wenigstens den größern Theil des Landes als erbliche Statthalter des deutschen Kaisers beherrschten.

Erst im Anfange des 14. Jahrhunderts wurde der Grundstein zu demjenigen Staatswesen gelegt, welches nach und nach alle Theile des alten Helvetiens wieder zu einem Ganzen vereinen sollte und da zuerst wurde der Name des anfangs sehr kleinen Landstrichs genannt, den allmählich alle Mitbürger dieses Staats als ihren National-Namen annehmen sollten.

Dieser Name soll, (so behauptet eine alte Sage,) aus Schweden stammen, und von einer Schaar normännischer Abenteurer herrühren, die im früheſten Mittelalter, den Rhein hinauffahrend, sich um den Vierwaldstädter-See ansiedelten und einen dortigen Gau „Suitia" oder Schwyz" nannten.

Schwyz war der größte an den drei gegen Kaiser Albrecht's despotische Landvoigte aufstehenden durch Eid verbundenen deutschen Urkantone, die sich selbst anfänglich bloß „die Eidgenossen" oder auch nach dem Beitritte Luzerns „den Bund der vier Waldstätte" nannten. Schwyz blieb auch später für längere Zeit die Seele dieses Bundes und gab daher endlich dem Ganzen seine Farben, weiß und roth, und seinen Namen, der indeß erst seit dem 16. Jahrhunderte allgemein und allen Eidgenossen zu Theil geworden ist.

In einem fast 200jährigen Kampfe gegen Oestreich, der eben so reich an glorreichen Siegen der freien Schweizer Gebirgsbewohner ist, wie der 60jährige Streit der Niederländer gegen Spanien, behaupteten sie ihre Unabhängigkeit, erwarben sich Ruhm und Macht und dadurch viele Bundesgenossen unter den ihre Berghöhen umgebenden Städten und Landschaften.

Nach jedem großen Kriege erweiterte sich ihr Bund und sein Gebiet. Gleich nach dem ersten Siege bei Morgarten, noch im Anfange des 14. Jahrhunderts, traten ihm die Städte Luzern, Zürich, Zug, Bern und Glarus bei und vermehrten dadurch die Anzahl ihrer „Orte" (oder Cantone) auf 8, welche später die acht „Alten Orte" genannt wurden.

Wiederum nach einer Reihe von Spartaner-Schlachten bei Sempach, bei Näfels und bei St. Jacob, am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts, in denen sie ihre Unabhängigkeit gegen Oestreicher und Franzosen behaupteten, breitete sich ihr Gebiet abermals aus, — über Aargau und Thurgau.

Als der mächtige Burgunderherzog, Carl der Kühne, der mitten zwischen Deutschland und Frankreich eine große Monarchie durch alle westlichen Rheinlande hin begründen und die Schweizer mit den Niederländern unter seinem Scepter zu einer Herrschaft verbinden wollte, in den Heldenkämpfen von Grandson, Murten und Nancy gestürzt war, da nahmen die Eidgenossen auch Freiburg und Solothurn in ihren Bund auf, und nachdem sie abermals in einer Reihe blutiger Triumphe am Ende des 15. Jahrhunderts gegen Kaiser Maximilian sich behauptet hatten, da kamen noch Basel, und Appenzell und Schaffhausen hinzu und auch die sogenannten „Grauen Bündte" der Thalbewohner Rhätiens traten jetzt mit der Eidgenossenschaft in Verbrüderung.

Von nun an, d. h. vom Ende des 15. Jahrhunderts, gab es denn wieder zwischen Jura und Alpen, — zum ersten Male seit dem Untergange der alten Helvetier, ein wenn auch noch nicht in hohem Grade geeinigtes Schweizer Volk, so doch einen Anfang dazu, ein unabhängiges Gemeinwesen, das sich nun ganz vom deutschen

Reiche löste und sich als eine politisch immer wichtiger werdende europäische Macht hinstellte.

Der Ruf ihrer Tapferkeit machte alle Fürsten nach den Beistande der abgehärteten Krieger der Schweiz begierig. Da ihr Land arm war, so waren solche Hilfs-Völker für Geld leicht von ihnen zu erhalten. Sie hatten bei Theilung der reichen burgundischen Beute gelernt, wie man Schätze durch das Schwert und den Streitkolben jenseits ihrer Gebirge gewinnen könne. Von dieser Zeit her schreibt sich das berüchtigte sogenannte Reislaufen der Schweizer, der Militärdienst geldgieriger Helden bei den fremden Mächten, der ein Jahrhundert hindurch mehr Alpensöhne durch die ganze Welt geführt und auch hie und da einheimisch gemacht hat, als sonst irgend ein anderer Trieb. Und in dieser Beziehung bilden denn die Schweizer mit den Niederländern, mit denen sie in anderen Dingen so manche Aehnlichkeit haben, einen recht auffallenden Contrast. Denn diese, die Flamingen und Bataver wurden, wie ich früher bemerkt habe, zu derselben Zeit, in der die Schweizer, vom Kriegseifer getrieben, ihre Razzias in Europa ausführten, nur durch friedliche Künste als Städte- und Ackerbauer in verschiedenen Ländern ansässig.

Wo sich immer die Boten der Eidgenossen versammelten, da erschienen mit Säcken voll blanker Thaler die glückwünschenden Gesandten, die für den Kaiser von Deutschland, oder für den König von Frankreich, für den Pabst oder den Beherrscher von Ungarn, oder für die Reichsstadt Nürnberg, oder für sonst eine zahlungsfähige Macht der Welt Bündnisse und Söldlinge suchten.

Der Bauer verließ den Pflug, der Künstler seine Werkstätte und begab sich in fremde Kriegsdienste, wo nur immer Geld und Beute zu hoffen war. Freie Schweizer „Rusticorum mascula militum proles“ (bäurischer Krieger männliche Sprößlinge) dienten, gleich den türkischen Albanesen unserer Tage, jedem Machthaber, der sie besolden wollte. Sie lieferten für Geld die blutigsten Schlachten, eroberten für Geld von den Franzosen das schöne Po-Thal für den Herzog von Mailand, so lange er zahlte, und wenn er dies nicht mehr konnte, eroberten sie dasselbe Po-Thal von den Herzog von Mailand zurück für die Franzosen.

Da sich zuweilen zwei streitende Parteien Schweizer-Bundesgenossen verschafft hatten, so standen diese nicht selten ihren Brüdern auf den Schlachtfeldern feindlich gegenüber. Weil Raub- und Beutelust diese unbesiegbaren Gebirgs-Truppen beseelte, weil sie auch zahlungsfähigen Despoten und Tyrannen dienten, so hat nichts mehr, als dieser aus ihren glorreichen Freiheitskämpfen hervorgehende Unfug des ausländischen Militär-Dienstes die Schweizer bei den übrigen Völker unbeliebt gemacht. Das Sprichwort „Point d'argent, point de Suisse“ wurde seit dieser Zeit in alle Sprachen übersetzt. Geldgier und Gewinnsucht sind seitdem Eigenschaften gewesen, die man den Schweizern häufig zum Vorwurfe gemacht hat. Auch stammt vielleicht von daher eine gewisse trotzige Härte ihres Wesens und Benehmens. Zum Theil aber auch rührt wohl diese Härte wie auch ihre äußerst rauhe Sprache aus dem gebirgigen Charakter ihres rauhen Landes. Mich däucht, selbst in dem Style der schweizerischen Schriftsteller spiegelt sich etwas davon ab. Ich erinnere den Leser nur an die taeitanische Schreibweise des großen Schweizer-Historikers J. von Müller. Auch der Schweizer Zschokke in seiner Geschichte Helvetiens hat etwas davon, und es will oft scheinen, als spüre man bei jedem Schweizer, Redner und Schriftsteller ein wenig, freilich nicht immer classische Tacitus-Manier, Mangel an Glätte und Gewandtheit, etwas Fels- und Lawinen-Gepolter.

Der fremde Militärdienst war ein Krebsschaden, der auf hundertfache Weise an dem Capital des National-Charakters der Schweizer zehrte, und ihr Gemeinwesen in ähnlicher Weise für eine Zeitlang zerrüttete, wie es einst das Praetorianer-Wesen in Rom gethan hatte. Erst in allerneuester Zeit ist es durch vielfache Anstrengungen und Verbote den Gesetzgebern geglückt, diese böse National-Gewohnheit auszurotten und ihre Quellen zu verstopfen.

Trotz der im Anfange des 14. Jahrhunderts erfolgten Trennung der Schweizer vom deutschen Reiche, blieb doch der Kern

und Geiſt dieſes Volks im weſentlichen Deutſch. Von den deutſchen Schweizern, den ſogenannten Urkantonen, ging nicht nur die erſte Begründung der Eidgenoſſenſchaft aus, von ihnen auch die Ausdehnung des Gebiets, deßgleichen ſpäter die Kirchen-Reformation und noch andere derjenigen Bewegungen, die dem Schweizer-Volke ſeinen eigenthümlichen Charakter gegeben haben.

Mit Ausnahme der alten rhätiſchen Romanen in Graubündten, und etwa der Stadt Genf, iſt faſt alles nichtdeutſche Gebiet und Volk durch die von den deutſchen Schweizern ausgehende Eroberung zu der Eidgenoſſenſchaft gekommen. So das franzöſiſche Wallis durch die Unternehmungen der Deutſchen im Ober-Wallis, ſo das franzöſiſche Waadland, durch die kriegeriſchen Berner, die es den Herzögen von Savoyen abnahmen, ſo das italiäniſche Teſſin durch die tapferen deutſchen Hirten aus den Urkantonen, die es von Mailand eroberten, ſo mehrere andere italiäniſche Gebiete durch die deutſchen Mitglieder des Gotteshaus-Bundes und der Grauen Bünde.

Dieſe fremden Unterthanen wurden von den deutſchen Schweizern, ihren Herren, Jahrhunderte lang durch Landvoigte faſt eben ſo despotiſch und hart regiert, wie ſie ſelbſt ehemals von den Statthaltern der öſterreichiſchen Fürſten regiert worden waren. Und außerdem gab es auch innerhalb der Staatsgemeinden der deutſchen Schweizer ſelbſt, bis auf die Neuzeit herab, ſo viele Ungleichheit der Berechtigung, ſo viele eroberte, unterdrückte und zum Theil leibeigen gemachte Unterthanen, ſo viele bevorrechtigte Herren und Stadtbürger, ſo viele kleine ganz oder halbſouveräne Staaten, die, ohne die Eidgenoſſenſchaft zu fragen, oft unter einander, zuweilen ſogar mit fremden Mächten Bündniſſe ſchloſſen, daß von einer einigen ſchweizeriſchen Nation oder Gemeinde noch immer kaum die Rede ſein konnte. Etwas der Art hat ſich erſt in unſerem Jahrhunderte ganz allmählich herausgebildet.

Die franzöſiſche Revolution, Napoleon und die ihm folgenden nationalen Befreiungs-Kriege haben auch dazu, wie zu dem Aufblühen anderer europäiſcher Nationalitäten den Impuls gegeben. Man darf von den Franzoſen behaupten, daß ſie das Verdienſt hatten, die romaniſchen Knechte der deutſchen Ur-Schweiz in Wallis, im Waadtlande, in Teſſin etc. von ihren deutſchen Landvoigten zu befreien und ſie mit den übrigen Schweizern in einer alle alten Vorrechte und Ungleichheiten nivellirenden Verfaſſung auf gleichem Fuße zu vereinigen.

Freilich mußten die Schweizer ſich nachher erſt wieder wie das übrige Europa von der Herrſchaft der Franzoſen befreien, und darauf ſich ſelbſt dann auch wieder aus dem reaktionären Rückfall, durch den nach Napoleon bei ihnen wie anderswo Alles auf mittelalterlichen Fuß zurückgebracht werden ſollte, herausarbeiten.

Doch entwickelten ſich die von den Franzoſen eingefädelten Reformen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts fort und führten endlich, in Folge der durch die Juli-Revolution veranlaßten Weckung, dann nach Ueberwindung des Sonderbundes in den vierziger Jahren, zu einer immer größeren nationalen Ausgleichung, Verſöhnung und Einigung.

Zahlloſe verhaßte Schranken, welche Schweizer von Schweizern trennten: die Privilegien der Städter, die Vorrechte der verſchiedenen Bürgerklaſſen, die Gewalt der Patricier und Herren, die Ketten der Landleute, die Erbrechte fremder Fürſten, z. B. des Königs von Preußen in Neufchatel, die Verkehrs-Mauern von Staat zu Staat ſind gefallen.

Ein einiges Handelsgebiet, eine politiſche Gleichberechtigung aller Bürger und aller Landestheile und ihrer Sprachen iſt nun durchweg eingeführt, und endlich das ganze Werk im Jahre 1848 gekrönt durch die ſo glücklich durchgeſetzte Verwandlung des ehemaligen lockeren Staaten-Bundes in einen einigen Bundes-Staat mit kräftiger Oberleitung.

Der Umſchwung dieſer letzten Zeiten, die politiſche Freiheit und das Heil, das er herbeiführte, hat nun durch die ganze Schweiz eine große Harmonie der Geſinnung, des Patriotismus und der gegenſeitigen Sympathien hergeſtellt, ſo daß man hier trotz der bunten Verſchiedenheit in Abſtammung, Blut und Sprache eine einige, durch die Staats-Verfaſſung zuſammengehaltene Nationalität erkennt.

Die Schweizer bieten das merkwürdige und in Europa faſt einzige Schauſpiel dar, daß bei ihnen auf jener Raçen-Verſchiedenheit keine Nationalitäts-Verſchiedenheit beruht, aus ihr keine Antipathien, Reibungen und Kämpfe hervorgehen. In Preußen und Oeſterreich ſtehen ſich Slaven, Deutſche und Magyaren feindlich einander gegenüber; in Dänemark Deutſche und Skandinavier, in Schweden ſehr feindlich ſogar die bloßen Nuancen des großen ſkandinaviſchen Stammes, die Norweger und Schweden, in England die Angloſachſen und celtiſchen Iren, die darnach ſtreben, — zwar ſtets gegeben! — ſich auch den Körper eines geſonderten Staates zu ſchaffen. In Belgien exiſtirt der Zwieſpalt der flämiſchen und der walloniſchen oder franzöſiſchen Bewegung.

Faſt nichts der Art gibt es in der Schweiz. Da haben ſich große Bruchſtücke von ganz verſchieden gearteten Stämmen tief in die Gebirge hinaufgeſchoben, in einander nachbarlich verkeilt und laſſen ſich ganz friedlich und geduldig von demſelben Staate in Eins zuſammenfaſſen. Da reicht der celtiſche Genfer und Waadtländer dem germaniſchen Berner und Baſeler die Bruderhand. Es fällt ihm nicht ein, des Blutes oder der Mutterſprache wegen mit dem Franzoſen etwa in der Weiſe zu ſympathiſiren, wie es der Schleswig-Holſteiner mit dem Deutſchen thut. Obgleich ſie mit dem Gallier Sprache und Literatur theilen, ſo ſind dieſe franzöſiſchen Schweizer doch in nationaler und politiſcher Hinſicht Schweizer durch und durch.

Da fügt ſich auch der italiäniſche Teſſiner willig ein in den Bau der Eidgenoſſenſchaft. Obwohl er ein von ſeinem franzöſiſchen und deutſchen Mitbürger in hundert Beziehungen abweichender Menſch iſt, obgleich er mit allen übrigen Italiänern für Petrarca und Taſſo ſchwärmt, und obwohl er allein mehr für Kunſt gethan hat, als alle anderen Schweizer zuſammengenommen, ſo will er doch ſchon ſeit lange nichts als ein „Suizzero" ſein. Zwar hat natürlich der Schmerzensruf Italiens ein Echo bei ihm gefunden. Aber dies Gefühl hat doch keine Trennungs-Gelüſte bei ihm rege gemacht. Sogar ſchon im Jahre 1798 proteſtirten die Teſſiner, die damals doch erſt kaum der Tyrannei ihrer Deutſch-Schweizeriſchen Eroberer entgangen waren, eifrig gegen eine Einverleibung in die tranſpadaniſche Republik der Italiäner, die Frankreich beabſichtigte und erklärten einſtimmig, daß ſie bei der Schweiz bleiben wollten.

Eben ſo feſt auch ſteht der alte Rhätier, deſſen ladiniſche Sprache doch ſelbſt in der übrigen Schweiz Niemand verſteht und der von dem Geſchlechte der alten unerforſchten Etrusker abzuſtammen ſich rühmt, zum Bunde und zum Schweizer Volke.

Da es keine Rivalität und keinen Hader der Raçen gibt, ſo gibt es auch keinen Spracheukampf in der Schweiz. Vielmehr gleichen ſich die verſchiedenen Sprachen dort im hohem Grade unter einander aus und theilen ſich gegenſeitig ohne Widerſtreben mit. Die deutſchen Schweizer eignen ſich gern das Franzöſiſche an und es gibt in der Schweiz mehr Franzoſen, die auch das Deutſche erlernt haben, als irgendwo ſonſt auf dem Gebiete der celtiſchen Raçe. Viele Schweizer ſind geradezu doppelſprachig, ähnlich wie die Belgier in Flandern, ſo z. B. die meiſten Gebildeten in dem ganzen weſtlichen Theile der deutſchen Schweiz.

Der deutſche Schweizer hat zwar von jeher innigen Antheil an allen literariſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Deutſchlands genommen.

Schon in der erſten Blüthezeit unſerer Poeſie waren einige unſerer berühmteſten Minneſänger aus dem Alpen-Lande gebürtig. Und ſpäter bei dem zweiten modernen poetiſchen Aufſchwunge in Deutſchland trat wieder eine ſchweizeriſche Schule von Dichtern und Gelehrten neben der ſogenannten ſächſiſchen Schule maßgebend an die Spitze dieſer deutſchen Bewegung. Die Bodmers und Breitingers in Zürich bahnten unſerer neuen hochdeutſchen Sprache den Weg in die Alpen.

Unſere Kirchen-Revolution im 16. Jahrhunderte fand bei den deutſchen Schweizern ſofort einen eben ſo großen Anklang, wie in dem übrigen Deutſchland und weckte dort Männer wie Zwingli und Oekolampadius, die man den Luther und den Melanchthon der Schweiz genannt hat, und welche diejenige Branche des Pro-

teſtantismus (die ſogenannte reformirte Kirche) in's Leben riefen, die man beinahe wohl den ſchweizeriſchen Proteſtantismus nennen könnte.

Denn derſelbe trägt in ſeiner republikaniſchen Kirchen-Verfaſſung und in ſeinem kühlen, nüchternen, bedächtigen Geiſte ganz das Gepräge der deutſchen Schweizer, die vielleicht durch nichts, was ſonſt von ihnen ausging, ſo einflußreich in der Welt geworden ſind, als durch dieſe von ihnen zuerſt organiſirte Glaubens- und Kirchenreform, welche ſich von Zürich aus durch Calvin den franzöſiſchen Schweizern mittheilte und dann durch Frankreich, Holland, Schottland und viele andere Länder tonangebend verbreitete.

Auch in der Wiſſenſchaft und Kunſt haben die Schweizer von jeher mit den Deutſchen ihre großen Männer und Ideen ausgetauſcht. Ihre Hallers haben bei uns Deutſchen gewohnt, wie unſere Okens bei den Schweizern willige Aufnahme fanden.

Bei dem Allen aber halten ſich dieſe uns ſonſt ſo verbrüderten Schweizer in politiſcher Hinſicht ſcharf von uns getrennt, und ſtehen in dieſer Beziehung ganz zu ihren Mitbürgern franzöſiſcher, italiäniſcher oder rhätiſcher Abſtammung.

In Folge dieſes innigen politiſchen Zuſammenhaltens aller der verſchiedenen Raçen in der Schweiz, in Folge der ihnen gemeinſamen Erinnerungen und republikaniſchen Staats-Verfaſſungen, ſo wie in Folge des langen nachbarlichen Nebeneinanderhauſens und Umganges hat ſich denn auch unter ihnen in vielen anderen Punkten eine gewiſſe Gemeinſamkeit des Weſens, ein gewiſſer allgemeiner National-Typus herausgebildet, der bei ihnen als etwas Anerzogenes, vom Staate Ausgegangenes erſcheint, während er bei anderen Völkern angeboren iſt und im Blute ſteckt.

Viele eigenthümliche ſociale Sitten und bürgerliche Gewohnheiten haben ſich in der ganzen Schweiz verbreitet. Eine gewiſſe republikaniſche Rauhigkeit, herbe Nüchternheit und Steifheit fällt den Franzoſen an den franzöſiſchen Schweizern eben ſo auf, wie uns Deutſchen an den deutſchen Schweizern. Auch der franzöſiſch redende Menſchenſchlag in der weſtlichen Schweiz hat etwas Germaniſches, vielleicht noch von den alten Burgundern her.

Das Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern, zwiſchen Männern und Frauen, ſteht in dem öſtlichen Graubündten ungefähr auf demſelben Fuße, wie am Weſt-Ende des Genfer-Sees. Bekannt iſt es z. B., daß die junge Welt ſich hier wie dort einer großen Ungenirtheit des Umgangs erfreut, welche mit der in Frankreich hergebrachten klöſterlichen Erziehung und Beaufſichtigung in hohem Grade contraſtirt.

Der ſparſame, erwerbluſtige, induſtriöſe Sinn hat alle Stämme der Schweiz gleichmäßig ergriffen. Und er hat in der franzöſiſchen Schweiz ganze Gebirgszüge mit den geſchickteſten Uhrmachern der Welt, wie in der deutſchen Schweiz die Thäler mit höchſt emſigen Holzſchnitzern, Strohflechtern, Stickerinnen und Mouſſelin-Webern erfüllt. Auch die innige Vaterlandsliebe, die berühmte und rührende Schweizer-Seelenkrankheit, das Heimweh, iſt allen freien Alpenſöhnen, welche Sprache ſie auch reden mögen, gemein. Nicht nur bei den Deutſchen, ſondern auch bei den Truppen aus der franzöſiſchen Schweiz, die in der Fremde dienten, war es unter harten Strafen verboten, den Kuhreigen zu ſpielen, um in den Leuten keine ſtörende Sehnſucht nach der Heimath zu erwecken.

Der daneben exiſtirende Wandertrieb iſt ein altes Erbtheil aller Schwaben oder Sueven, die vom „Schweifen" ihren Namen haben ſollen. Der Schweizer Gouvernante aus dem Waadtlande, dem Kuchenbäcker aus dem Engadin, dem Künſtler aus dem Teſſin begegnet man überall in der Welt und neben ihnen bis nach China und Oſtindien hin dem Schweizer Handelsmann aus Zürich, Baſel oder Genf. Es iſt faſt keine Stadt in der gebildeten Welt, die nicht eine kleine Colonie von Schweizern beſäße. Sie haben allerwegen ihre Vertreter, Agenten und Conſuln, und ſpielen heutzutage als Beförderer des Handels und der Induſtrie in unſerer ganzen europäiſchen Völker-Familie eine ſehr willkommene ausgleichende und friedliche Rolle, die zu der kriegeriſchen Weiſe, mit der ſie früher als bezahlte Lands-Knechte in die Geſchicke der Völker unſeres Welttheils eingriffen, im wohlgefälligſten Contraſte ſteht.

Trotz ihrer geringen Volkszahl, —

(die Summe aller Schweizer beträgt nicht viel mehr, als 2 Millionen, d. h. soviel, als die Anzahl der Bewohner des kleinen deutschen Königreichs Sachsen), — haben die Schweizer vermöge ihrer geographischen Stellung in Europa und in Folge ihrer patriotischen Freiheitsliebe und Energie sowie in Folge ihrer Kirchen-Reform zu Zeiten den weitreichenden Einfluß einer Macht ersten Ranges besessen und geübt, und auf ihrer großen wundervollen Alpenburg an den Grenzen Italiens, Frankreichs und Deutschlands, an den Quellen des Rhein, des Po und der Rhone postirt, behaupten sie auch noch jetzt eine höchst bedeutsame und einflußreiche Stellung.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Europa	1
Südliche Nachbarn Europa's (Phönizier, Araber, Mauren, Berber)	8
Oestliche Nachbarn Europa's (Tataren, Mongolen)	22
Die Hellenen und Neugriechen	36
Bulgaren	57
Serben	61
Magyaren	72
Juden	91
Spanier	113
Zigeuner	133
Russen	152
Polen und Tschechen	173
Osmanen	196
Armenier	212
Italiäner	218
Walachen oder Rumänen	242
Finnen, Lappen und Samojeden	260
Lithauer und Letten	284
Niederländer	304
Schweizer	317

912.45